über

Denken und Zweifeln.

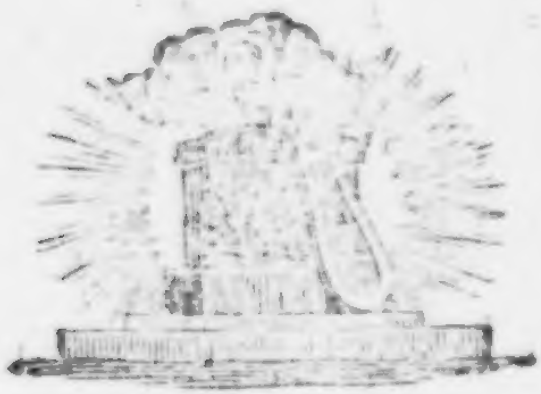
Zur

Aufklärung einiger Mißverständnisse

in der höhern Philosophie,

von

Friedrich Ehrenberg.



Halle,
in J. C. Hendels Verlage.
1801.

KUENFRIED
UNIVERS
ZVHALL

Vorrede.

Bevor es dem Skepticismus und Dogmatismus gelingen kann, auf eine vernünftige Weise, und mit einem einiger Maßen glücklichen Erfolge mit einander zu streiten: ist es nöthig, daß sie sich über den Gegenstand ihres Streites, und die Waffen, deren sie sich dabey bedienen wollen, recht zu verstehen suchen. Ohne das laufen sie Gefahr, den Sinn ihrer gegenseitigen Meynungen unaufhörlich zu verfehlen, der eine, etwas zu vertheidigen, was der andre nie angriff, der andre, Zweifel gegen et-

was zu erregen, was von dem einen, in dieser Bedeutung, nie war behauptet worden, und, im Verfolg des Streites, demselben Begriff bald diesen, bald einen andern Sinn unter zu legen. Gränzenlos sind die Mißverständnisse, die daraus hervor gehen. Das Philosophiren wird zur ekelhaftesten Sache von der Welt; und der Abscheu des Zeitalters gegen dergleichen verwirrende Speculationen muß sich mit jedem Tage vermehren.

Wenn gleich derjenige Skepticismus, der gewisse dogmatische Behauptungen, als Grundsätze, seinen Zweifeln voranstellt, wie der Humische den Satz, daß sich alle unsre Erkenntnisse auf Impressionen gründen, nicht der höchste ist; wenn sich vielmehr ein solcher denken läßt, und auch wirklich schon auftrat, der sein Wesen lediglich im Nachfragen nach den Beweisen für die Lehren der Dogmatiker, und im Zweifel, daß sie das wirklich leisten, was sie leisten sollen, hat: so kann man doch auch diesen, wenn er nicht blindlings in den Tag hinein raisonniren will, anhalten,

sich

ſich zu erklären: was er beweiſen haben wolle; welches das Zugeſtehe ſey, das ihm ſeine Fragen ſo nahe lege; von welchem Vermögen er die Beantwortung derſelben erwarte; was für ein unbezweifeltes Organ er zum Zweifeln beſitze, deſſen Gebrauch er eben deſswegen beym Gegner nicht in Anſpruch nehmen könne.

Der Begriff der objectiven Realität ſcheint einer der einfachſten und verſtändlichſten im ganzen Syſteme der menſchlichen Erkenntniß zu ſeyn. Für den natürlichen und geſunden Verſtand iſt er es in der That. Gleichwol haben die verſchiedenen Beſtimmungen, die man von ihm, je nachdem man ihn unter der einen oder andern Beziehung betrachtete, auffaßte, Veranlaſſung zu Mißverſtändniſſen gegeben, die nicht allein das Studium der neuern philoſophiſchen Literatur ſehr erſchweren, indem ſie uns faſt jeden Augenblick von dem einen Standpuncte auf den andern treiben, die nur wenige und entfernte Berührungspuncte unter ſich haben, ſondern auch den Stein des Dicaismus

und

und Idealismus, und beyder mit dem Skepticismus endlos machen müssen.

Am allgemeinsten nahm man das Reale als den Caussalgrund unsrer Vorstellungen, ohne sich darüber zu erklären, was man unter einem Caussalgrunde verstehe, wie man zu dem Begriffe desselben gelange, und was ein Beweis für einen solchen überhaupt leisten könne. Der Skeptiker ging den Dogmatiker an, zu beweisen, daß unsre Vorstellungen einen Grund haben, und machte ihm zugleich den Satz des Grundes streitig; ohne zu bedenken, daß der Gegenstand seiner Frage, und die Frage selbst dadurch chimärisch wurde, und daß so etwas nicht das Reale seyn könne, wornach der Mensch ein so unauslöschliches Verlangen in sich trägt. Einige Dogmatiker legten ihrem Begriffe vom Grunde eine Bedeutung unter, in welcher ihn kein vernünftiger Skeptiker in Anspruch nehmen wird, vertheidigten ihn aber in der bezweifelten Form; und so konnten sie nie aus einander kommen, ob sie gleich in der That oft eins waren.

Hume

Hume bestimmt den Begriff der objectiven Realität durch die Prädicate der continuirlichen und verschiedenen Existenz; und da hatte er ganz recht, daß uns keine Impression darüber Belehrung gebe. Ein sorgfältigeres, und mehr von der Vorstellungsart seines Systems entbundenes Nachdenken über diese beyden Prädicate, ihren Gehalt, Ursprung und die Tendenz derselben würde ihn gelehrt haben, daß sie auch in keiner Rücksicht für die Empfindung gehören, für dieselbe Bedürfniß werden und Gehalt erhalten können, daß sie vielmehr Producte des Begriffe bildenden Verstandes aus der Empfindung; und, in wiefern man demjenigen, was der letztern angehört allein Realität zuschreibt, von dieser Realität, als derjenigen die für den Menschen Bedürfniß ist, ausgeschlossen sind, und dem Interesse des Verstandes ganz anheim fallen. Hume siegte, indem ihm die Gegner nie den Ursprung dieser Prädicate aus der Empfindung, als solcher, nachweisen konnten. Aber er gab ihnen auch wieder eine auffallende Blöße, indem er sie in dem Begriff der objecti-

ven Realität aufnahm, und ihnen dadurch realen Wehrt zuerkannte, daß er doch einen Beweis für sie gewisser Massen als erwünscht ansah.

Diese Verwirrungen und Mißverständnisse haben nicht allein den Scepticismus in Othem erhalten, sondern auch besonders in unsern Tägen den consequenten und furchtbaren Idealismus erzeugt, dessen trostlosen Resultaten man nur dadurch ausweichen, oder ihr abschreckendes Ansehen benehmen kann, daß man sich in Ansehung des Realen, und seines ursprünglichen Verhältnisses zur menschlichen Natur überhaupt, und zum Denken, als dem eigentlichen Geschäfte des Philosophen, insbesondere selbst zu verstehen sucht.

Es kommt hier vorzüglich darauf an, dieses Denken, seinem reinen logischen Wesen nach, in seinem Unterschiede vom Erkennen, und von allen Gesetzen, die ihm vom letztern her, für den Erfahrungsgebrauch, ankleben mögen, und vom Skepticismus immerfort in Anspruch genommen werden abgeson-

gesondert, ins Auge zu fassen. Durch diese Absonderung des Denkens von dem, was gedacht, und mithin dem Denken, ohne allen Beweis, der durch Denken geführt werden müßte, schlechthin voraus gesetzt wird, ergäbe sich vielleicht ein Begriff vom Realen, der der eigentlich ursprüngliche wäre, über den sich Skeptiker und Dogmatiker leicht vereinigen könnten, von welchem aus sich die verschiedenen Begriffe davon erklären, das Schwankende in ihnen bestimmen, und der Streit selbst dadurch ausgleichen ließe, daß die Gränzen des Denkens sowol als des Zweifels von beyden Parteyen anerkannt würden.

Das ist es, womit die gegenwärtige Schrift sich beschäftigt.

Ihr Standpunct liegt über alle Philosophie hinaus. Denn sie soll das Philosophiren selbst erklären, seinen Werth und seine Möglichkeit, sein Verhältniß zum wahrhaft Realen und zur Befriedigung des Menschen ausmitteln. Was ist Denken? Wohin strebt der Mensch denkend, was kann er denkend

errei-

erreichen, und was muß er unabhängig vom Denken anerkennen? Wie entsteht im Gedanken der Zweifel? Worin hat er sein Wesen? In wie viele Arten zerfällt er? Hat er Gränzen und wodurch sind diese bestimmt? Wie wirkt er auf den verschiedenen Standpuncten des gemeinen und des philosophischen Denkens? Wie verhält er sich zur Ueberzeugung und Beruhigung des Menschen? Diese Fragen sind es ohngefähr deren Beantwortung hier versucht wird.

Es wird vielleicht für das leichtere Verständniß nicht undienlich seyn, hier auf die Hauptmomente aufmerksam zu machen, und noch einige Resultate anzuführen, die in der Schrift selbst, da sie nur Grundzüge, nicht eine vollständige Theorie enthalten sollte, nicht angezeigt werden konnten.

Sondert man das Denken von allem, was ihm nicht, als Denker, angehört: so bleibt uns für die Bestimmung desselben nichts übrig, als ein Gleichsetzen ins Unendliche, ein Auffinden von Verhältnissen, und ein Ordnen der-

derſelben unter immer höhere, von denen das des Denkens zu ſich ſelbſt, als einem Gedachten, das höchſte iſt; weil unter ihm, als dem allgemeinſten Prädicate, alles im Verſtande Befindliche enthalten ſeyn muß. Das Denken iſt leere Form, Tendenz zur Einheit, an ſich ein reines Nichts, unvermögend, durch ſich ſelbſt weder ein Gedachtes zu werden, noch zu bewirken. Ihm gegenüber ſteht nothwendig ein Reales, als dasjenige, was dem Gedanken Inhalt und Bedeutung gibt, das Denken zum Denken eines Etwas macht, durch kein Denken, als ſolches, bewieſen werden kann, indem dieſes nie aus ſich ſelbſt heraus tritt, ſondern lediglich durch die Einſicht der Leerheit alles bloßen Denkens anerkannt wird. Dieſes Reale iſt beſtimmt durch den Gegenſatz des Denkens, als des Idealen, — weder Vorſtellung noch Grund der Vorſtellung, ſondern dasjenige, was ſich nachher, wenn darüber gedacht wird, in Vorſtellung und Gegenſtand theilt, was aber den Menſchen ganz befriedigt, wenn er ſich über ſich ſelbſt aufklärt. So entſteht uns im Verhältniſſe des Gedankens,

kens, als des Idealen, zur Erkenntniß, als dem Realen, ein urſprünglich Subjectives und Objectives, welches nothwendig dem abgeleiteten, das nachher wieder im Objectiven [der Erkenntniß] als Vorſtellung und Gegenſtand unterſchieden wird, zum Grunde gelegt werden muß, wenn dieſes uns nicht irre führen ſoll.

Das Reſultat dieſer Unterſuchung geht, als Regulativ, aller Philoſophie und allem Zweifel vorauf. Nicht all' mein Wiſſen iſt ideal. Der Gedanke iſt bloße Form – an ſich nichts. Es gibt ein Reales das ihn ausfüllt, ſich dem Idealen einformt, und ihm, je nachdem es ſich näher zu ihm hält, oder weiter von ihm entfernt, mehr oder weniger von dem Gehalte des Realen ertheilt. Iſt das Reale einmal in den Gedanken aufgenommen: ſo läßt es ſich in ihm wiederfinden, durch Denken beweiſen. Aber nicht mehr als das urſprünglich Reale. Es iſt nun ſelbſt ideal geworden. Alle wahre Philoſophie iſt Idealismus. Aber ſie könnte das nie werden, wenn ſie ſich nicht vorher auf

ein, von ihr ſchlechthin unabhängiges Reale gründete, das ſie eben ſo wenig beweiſen, als läugnen oder bezweifeln kann. Dieſes urſprünglich Reale im Gedanken, mithin als Ideal-Reales, wiederzufinden, als ihr eigenthümliches Geſchäft. Aber die Philoſophen verkannten die Natur dieſes Geſchäftes, weil ſie es vernachläßigten, ſich über das Verhältniß des Realen zum Denken zur Rechenſchaft zu fordern. Die Dogmatiſchen Realiſten glaubten dieſes Reale im Gedanken, als das urſprüngliche, das wahrhaft Wirkliche, entdecken zu können, und ahndeten nicht den Samen des Idealismus, der in dieſer Meynung verborgen lag. Es war ein kleiner Schritt bis zur Einſicht, daß der Gedanke nie aus ſich ſelbſt heraus geht, daß er ſich immer nur durch neue Gedanken, nie durch etwas, das mehr als Gedanke wäre, begründe. Die Skeptiker machten darauf aufmerkſam, irrten aber, aus demſelben Grunde, wieder darin, daß ſie, mit ihren Zweifeln gegen dieſes Unternehmen, das Reale ſelbſt glaubten wankend gemacht zu haben. So entſtand ein Gewirre von

Mißverständnissen, daß sich nur durch sehr mühsame und abstracte Untersuchungen auflösen läßt.

Dasjenige, woran das Reale erkannt wird, und womit sein Wesen bezeichnet ist, ist das Gefühl. Im Gefühle wird es ergriffen, man kann auch sagen, stellt es sich dem Menschen dar. Die Ueberzeugung dieses Gefühls auszudrücken, gibt es noch kein treffenderes Wort als: ursprünglicher Glaube. Durch dieses Gefühl des Wahren und Wirklichen unterscheidet es sich vom bloßen Gedanken. Es ist dieses Gefühl aber etwas ganz anders als die Humische Impression. Hume nämlich faßte das Reale nicht in seinem ursprünglichen Wesen, sondern erst da auf, wo der Verstand schon in ihm Vorstellung und Gegenstand abgesondert hat; und so konnte er, da er von der Vorstellung ausging, nie aus ihr heraus zu einem Gegenstande, immer nur zu einer Vorstellung, oder besser zu einem Gedanken von der Vorstellung gelangen. Wir suchen es, durch Analyse des Denkens da zu erreichen, wo es als ein Wahres

und

und Wirkliches vor uns steht. Nachher erst werden wir durch Denken seiner subjectiven Beziehung inne, und können nun, nachdem wir die Vorstellung von ihm abgelöst haben, so oft es uns beliebt, zu ihm zurückkehren, weil wir uns erinnern, von ihm ausgegangen zu seyn. Ein philosophischer Idealismus kann uns nicht irre machen. Er gründet sich auf einen ursprünglichen Realismus. Wir wissen, daß die Philosophie darauf ausgehe, durch unaufhörliches Gleichsetzen, durch Aufsteigen zu immer höhern Begriffen und Grundsätzen, das Reale in ein Ideales zu verwandeln, um nachher aus dem höchsten Idealen wieder allmählig zum Realen herab zu steigen, das nun freylich ein Ideal-Reales ist.

Der Gedanke bildet nur Verhältnisse. Die Verhaltenden sind ihm gegeben. Sie lassen sich, wenn er einmal mit ihnen angefüllt ist, aus ihm heraus wickeln, aber nun in der Form des Gedankens.

Der Begriff eines Dinges an sich, als Causalgrund der Vorstellung ge-

gedacht, ist ein leeres Mißverständniß. Die Philosophie kann kein Ding an sich, in dem angegebenen Sinne beweisen; aber das gereicht ihr nicht zum Vorwurfe, weil es durchaus erdacht, dem Realen angedichtet ist, vermittels eines Gesetzes, dem das Ergreifen ursprünglich eingeformt ist, das aber dann, wenn man es, wie in diesem Falle, über das Ergreifen hinaus erweitert, um etwa dieses selbst zu erklären, nichts als Einbildungen producirt, die nicht einmal ganz verständlich sind. Hätte man sich in Ansehung des Realen und des Denkens nur immer selbst recht verstanden: so würde man die Erkenntniß eines solchen Dinges an sich nie verlangt, vielmehr eine Philosophie, die das menschliche Wissen darauf gründet, für den eigentlichen Idealismus gehalten haben.

Anders verhält es sich mit dem Begriffe einer continuirlichen und verschiedenen Existenz. Er entsteht durch eine Operation, die der Verstand unmittelbar am Ergreifen selbst vernimmt, indem er verschiedene

Acte

Acte des Ergreifens unter sich vergleicht, und dasjenige, worin sie zusammen stimmen als ein Objectives und Bleibendes, zum Unterschiede von den schwebenden Producten der Einbildungskraft oder einer subjectiven, vorüber gehenden Stimmung der Organe darstellt. Diese Prädicate sind nicht in der Impression; darin hat Hume recht. Aber es kann auch der Impression nicht angemuthet werden, sie zu geben. Der Verstand erzeugt sie am Ergreifen, nach solchen Gesichtspuncten, die im Ergreifen selbst angedeutet sind. Sie charakterisiren das Reale für den denkenden Verstand, wie es für den Menschen, als Reales überhaupt, durch das Gefühl verbürgt ist.

Von diesem Standpuncte aus läßt sich nun auch eine Theorie des Zweifels entwerfen, die, in philosophischer und praktischer Hinsicht, für unser Zeitalter dringendes Bedürfniß ist, und, wenn sie wahr befunden würde, nicht allein zu einem allgemein gültigen Endurtheil über den Scepticismus führen, sondern auch, bey empirischen Zweifeln, das

Orientiren in denselben ungemein erleichtern, und vorläufig auf die Puncte aufmerksam machen müßte, worauf es bey der Auflösung eines jeden Zweifels überhaupt ankomme.

Man hat über die Natur und die Gränzen des Zweifels Fragen aufgeworfen, die eben deßwegen bisher nicht befriedigend beantwortet werden konnten, weil sie nicht einmal verständlich waren, bevor man den Begriff des Zweifels, nicht bloß nach seinen eigenthümlichen Bestandtheilen, sondern auch nach seinem Ursprunge im menschlichen Verstande, seinem Verhältnisse zum Denken und Glauben, und den ihm durch seine Natur gesetzten Gränzen, scharf und vollständig bestimmt, den verschiedenen Sinn, worin etwas bezweifelt werden kann, aus den verschiedenen Arten des Zweifels hergeleitet, diese Arten auf den allgemeinen Begriff des Zweifels, und seine Tendenz in der menschlichen Natur zurück geführt, und darnach gewürdigt hätte. Man weiß, wie viel bisher darüber ist gestritten worden: ob sich schlechthin

alles

alles bezweifeln lasse? ob der Skepticismus von Grundsätzen ausgehe? ob man sagen könne, man zweifle daran, daß man zweifle? Nach einer solchen Erörterung, die den Zweifel als eine Bestimmung des Gedankens betrachtet, und ihn aus seinem Verhältnisse zu dem ganzen Geschäfte des Denkens erklärt, ergibt sich die Entscheidung von selbst.

Aller Zweifel, weil er ein Denken ist, setzt, wie das Denken überhaupt, ein Reales voraus, das den Gedanken ausfüllt, worüber gedacht, und welches bezweifelt wird. Ohne ein solches Reale ist er leer und bedeutungslos. Er kann einzelne Bestimmungen desselben in Anspruch nehmen; aber ein Wirkliches muß er nothwendig fest halten, um, eines Theils, ein Etwas, worüber er raisonnire, andern Theils, ein Regulativ zu haben, das ihm selbst, als Zweifel, seine Bedeutung bestimme. Jeder negative Begriff erlangt erst durch den entgegengesetzten positiven Verständlichkeit. Wenn jemand von einzelnen Gegenständen vermeyntlicher Erkenntnis

niß behauptet, man könne von ihnen nichts wissen: so wird er leicht verstanden; weil diejenigen, von denen er die Möglichkeit des Wissens eingesteht, uns doch sagen können, was Wissen und Nichtwissen sey. Wenn aber jemand behaupten wollte, man könne schlechthin nichts wissen: der muß auch behaupten, daß er vom Wissen gar keinen Begriff habe, und also etwas sage, was er selbst nicht versteht, und was sich überhaupt nicht verstehen läßt. Nur in Beziehung auf ein andres Wirkliche, dem man eben dadurch Wirklichkeit zugesteht, läßt sich ein Wirkliches bezweifeln. Ein aufmerksames Studium der Schriften der Skeptiker kann uns überzeugen, daß sie alle, ohne es selbst zu wissen, ein gewisses Ideal der Realität ihren Urtheilen, als Maaßstab, zum Grunde legten, das sie freylich nachher oft wieder wankend machten, aber nicht ohne an seiner Stelle ein andres zum Maaßstabe zu nehmen; wodurch ihnen also wenigstens Realität überhaupt hätte verbürgt werden müssen, wenn sie auch nicht darüber entscheiden wollten, welchen Gegenständen diese Realität zukom-

kommen möge. Der Skeptiker sucht Gewißheit, und indem er läugnet, sie gefunden zu haben, oder entdecken zu können, behauptet er zugleich, daß sie etwas sey, was ein vollkommnerer Verstand finden würde. Was schlechthin nichts ist, darnach fragt man auch nicht.

Es gibt mithin eine ursprüngliche Gewißheit des Glaubens, von der der Zweifel, sie voraussetzend, ausgeht, und die er denkend wieder zu erreichen sucht. Bey diesem ursprünglich Realen fängt der Gedanke an, um es ins Unendliche, durch immer höher aufsteigende Begriffe und Verhältnisse sich selbst gleich zu setzen. Unvollständige Erfahrung deutet ihm hier oft Beziehungspuncte an, die fortgesetzten Beobachtungen widerstreiten, der Gedanke geräth mit sich selbst in Widerspruch — es entsteht ein Zweifel, und sagt aus: entweder, daß die neue Beobachtung noch nicht in irgend ein Gedankenverhältniß gebracht, d. h., logisch ergründet sey; oder, daß sie sich mit den schon vorhandenen Verhältnissen gar nicht zur Einheit

heit bringen lasse. Der erste Zweifel ist unendlich. Nur das Reale des Ergreifens begränzt ihn, oder es liegt vielmehr ausser seiner Sphäre. Jede neue Erfahrung läßt sich in diesem Sinne bezweifeln. Aber damit ist ihre ursprüngliche Gewißheit nicht erschüttert. Nur für das Denken bleibt sie zur Zeit noch problematisch. Der andre Zweifel wird gehoben durch Ausgleichung der streitenden Verhältnisse, und geht dann, wenn man diese Ausgleichung vermeidet, in einen Zustand des Zweifels über, der sein Wesen im Schwanken zwischen entgegen gesetzten Behauptungen hat, indem für ihn die eine Behauptung immer so wahr oder so widersprechend ist, als die andre. Diesen Zustand eines kranken Gemüthes hat man zu oft mit dem gesunden Zweifel verwechselt, und sich daher zu der Behauptung veranlaßt gefühlt, daß der Zweifel wol gegen alles gerichtet seyn könne. Aber auch er ist nicht ohne reale Grundlage, und bezweifelt nicht das ursprüngliche Ergreifen an sich, sondern nur in so fern es für den Verstand gehört.

Ein

Ein Lehrgebäude, das sich, wie das Humische, auf einen Grundsatz stützt, verdient nicht skeptisch genannt zu werden. Der ächte Zweifel geht von keiner Bejahung aus. Er läßt den Dogmatiker bejahen, und sucht nur in dessen Behauptungen Widersprüche aufzufinden. Er sagt nicht, daß etwas mit dieser oder jener Wahrheit, die an sich gewiß sey, nicht zusammen stimme, sondern nur, daß zwey oder mehrere Behauptungen, die gleiche Gewißheit haben, unter sich nicht zusammen stimmen, sich auf keine gemeinschaftliche Einheit bringen lassen, und mithin eine Unentschiedenheit zwischen beyden entstehe. Er hat keine andre Waffen zum Streite als das reine logische Denken. Nur in so fern ist Humes System ächter Skepticismus, als der Grundsatz, von dem er ausging, auch Grundsatz seiner Gegner war, und er aus demselben Folgerungen herleitete, die das Wissen in Begriffen, an dem jene so fest hingen, überhaupt wankend machten. Das Hauptmoment seines Zweifels, als Zweifels, war der Widerspruch zwischen dem allgemein

angenommenen Grundsatze und den anderweitigen Behauptungen der Gegner. Was er übrigens von dem verdächtigen Ursprunge der Grundbegriffe menschlicher Erkenntniß sagt, ist durchaus dogmatisch. Und Humes ganze Lehre wird dogmatisch, so bald man annimmt, daß jener Grundsatz ihm gewiß gewesen sey. Ein dogmatischer Skepticismus, wie man sie wol genannt hat, ist ein Widerspruch.

Was endlich die dritte Frage betrifft: ob sich das Zweifeln selbst bezweifeln lasse: so ergibt sich die Entscheidung über sie ebenfalls aus der in dieser Schrift gelieferten Ansicht des Realen, des Denkens, und des in ihm gegründeten Zweifelns. Sie kann nach derselben einen doppelten Sinn haben, und erstens so viel bedeuten, als ob im Zweifel selbst wieder ein Widerspruch enthalten sey, der das Bedürfniß einer neuen Einheit ins Unendliche unterhalte, um ihn nur als Zweifel denken zu können. So ist sie schlechthin zu verneinen. Ein Zweifel, der sich selbst aufhebt, läßt dem Bezweifelten seine ursprüng-

ſprüngliche Wahrheit. Der Grund des Zweifels iſt der Widerſpruch im Gedanken, und ſo bald dieſer ſich zeigt, iſt der Zweifel, als Zweifel, gewiß. Die Frage kann auch zweytens bedeuten, ob man gewiß ſeyn könne, daß man zweifle, oder es nicht vielmehr das Bewußtſeyn davon eine höhere Begründung erfordere. Die Antwort iſt eben ſo leicht zu finden. Das Bewußtſeyn des Zweifels iſt unmittelbares Ergreifen, verbunden mit demſelben Gefühle, das alle Realität verbürgt. Der Zweifel fällt nur in die Sphäre des Denkens. Nur was gedacht wird, wird bezweifelt, und in ſofern bezweifelt, als es gedacht wird.

Durch dieſe hier angedeutete, und in der Schrift ſelbſt ausgeführte Theorie des Denkens und Zweifelns ſind dem Menſchen, mit dem Glauben an ein ewig Wahres und Wirkliches, die erhabenen Gegenſtände ſeines heiligſten Strebens, die einzig dauernden Gründe ſeiner Ruhe geſichert, und über die Möglichkeit des Zweifels hinaus gerückt.

Es ist nicht bloß die äussere Welt, die er in demjenigen Glauben, der das Prinzip alles Wissens, das Ideal aller Ueberzeugung ist, ergreift. In ihm selbst schließt eine höhere sich auf, die er zwar nicht wie jene durch den Sinn erreicht und bestimmt, in der er sich allein denkend orientiren kann, die ihm aber doch durch das höchste und heiligste Gefühl versiegelt ist. Das Gefühl seiner freyen, strebenden Kraft, nicht weniger wahr, als das Gefühl des äussern Eindruckes — aber größer und würdiger, entfaltet sich, indem er es zu begreifen sucht, in den Glauben an ein unverletzliches Sittengesetz, an eine unsichtbare Ordnung der Dinge, an einen unendlichen Regierer des Weltalls, und an eine ewige Fortdauer seiner Persönlichkeit.

Die Philosophie strebt wol, denkend diesen verschiedenen Inhalt des ursprünglichen Glaubens unter sich zu vereinigen, und den einen aus dem andern herzuleiten. Aber wenn sie darin Mißgriffe thut, und die Ansprüche des Zweiflers nicht abfertigen kann; wenn

wenn sie selbst bekennt, daß sie nur ideal, durch das Denken und für das Denken, beweisen könne: so ist darum jener Glaube in seinen Bestandtheilen doch nicht erschüttert. Er ruht als Glaube an das Wahre und Wirkliche auf sich selbst, seine ursprüngliche Kraft trägt ihn, und in dieser Gestalt berührt ihn kein Zweifel.

Von diesem Standpuncte aus, konnte ich nicht umhin, beyläufig etwas zur Vertheidigung des sogenannten physikotheologischen Glaubensgrundes für das Daseyn Gottes beyzubringen. Die Frivolität womit diese ehrwürdige Stütze, dieses wohlthätige Aufklärungsmittel unsers religiösen Glaubens von verschiedenen Schriftstellern behandelt wird, hat etwas Kränkendes. Es ist wahr, für den, der den ursprünglichen Glauben an ein höchstes Wesen in seinem Herzen trägt, hat er nicht die höchste Bedeutung. Er gibt uns nicht bloß, wie Kant behauptet, einen Gott, der nur Weltbaumeister, sondern sogar, gewisser Maßen, selbst Naturwesen oder doch ein, durch sein Denken, ihre Erschei-

ſcheinungen darſtellender Geiſt iſt. Aber er offenbart uns unwiderſprechlich eine Gewalt des Gedankens in der Sinnenwelt. So wie wir die Natur denkend ergreifen, ergreifen wir ſie auch als Ausdruck eines lebendigen Gedankens, ich möchte ſagen: einem Verſtande eingeformt. Dazu bedarf es nicht einmal eines Schluſſes von der Wirkung auf die Urſache.

Und doch wüßte ich auch nicht, was man gegen einen ſolchen Schluß, in dieſem Falle, einwenden wollte, ſo lange wir uns damit in der Sphäre der Natur halten, und keine andre Realität verlangen, als die man uns für die letztern, und die auf ſie angewandten Begriffe zugeſteht. Jede andre iſt ja ohne das bloß ein Gedicht der Phantaſie, und muß in ſtrenger Conſequenz zum Idealismus führen. Es iſt immer etwas anders, wenn ich mich deſſelben in derjenigen Weltordnung bediene, in der ich ſelbſt empfinde und lebe, wo ſich mir jeder Erfolg als nothwendige Wirkung irgend einer Urſache aufdringt, und mir durch ihn ein Weſen mit ihr

in

in Verbindung denke, das ganz zu ihr gehört: als wenn ich, vermittels deſſelben, der Welt die ich kenne, und die für mich alle erreichbare Wirklichkeit hat, unter dem Namen eines Dinges an ſich, eine andre unterlege, die, wenn ich nicht alle Bedeutung des Realen verkennen, und mich ſelbſt mißverſtehen will, für mich nie etwas Reales werden kann. Bey der Anwendung des Cauſalgeſetzes im phyſikotheologiſchen Glaubensgrunde bleibe ich in der Sphäre meines Erkenntens. Ich habe beſtändig eine ſolche Anordnung, als ich in der Welt entdecke, in Verbindung gefunden mit einem denkenden Verſtande, und bin daher berechtigt, auch hier den letztern als Urſache anzunehmen.

Aber freylich eben darum, weil der Gott, den uns die Phyſikotheologie offenbart, bloß denkendes Naturweſen iſt, genügt er dem Herzen nicht, kann er nie Gegenſtand einer wahrhaft religiöſen Geſinnung, einer ſittlichen Verehrung ſeyn. Die Ueberzeugung von ihm muß aus einer andern Quelle ergänzt werden, nämlich aus der Entwicke-

wickelung deſſen, was uns mit dem Ergreifen unſrer moraliſchen Natur gegeben iſt. Nur da, wo ſich das Gefühl der letztern zu ſehr abgeſtumpft hat, oder ein gewiſſer ſpeculativer Zeitgeiſt ſein ganzes Glaubensſyſtem auf Raiſonnement gründen will, oder endlich, wo es darauf ankommt, religiöſe Begriffe für das Bedürfniß des Verſtandes näher auszubilden, ſollte man die Unterſtützung nicht verſchmähen, die man aus der Naturbetrachtung ſchöpfen kann.

Ein Theil des hier behandelten Gegenſtandes iſt in unſern Zeiten von ſehr ſcharfſinnigen Köpfen bearbeitet worden. Jacobi ſtand der in dieſer Schrift gegebenen Anſicht nahe. Nur daß er das urſprünglich Wahre und Gewiſſe nicht genug von dem ihm anklebenden Gedanken ſchied. Dem Studium ſeiner Schriften, beſonders der Geſpräche über Idealismus und Realismus, verdanke ich diejenige Unbefangenheit des Geiſtes, die man nothwendig haben muß, um ſich nicht in den Labyrinthen der heutigen Philoſophie zu verlieren, und die erſte Ahndung eines

nes vom Denken unabhängigen Wissens. Auch Reinhold hat in seinen neuesten Schriften, manches Vortreffliche, was hierhin gehört, gesagt, wenn er sich nur nicht zu oft in eine unbestimmte, und nicht selten schwärmerische Gefühlsphilosophie verirrte, und besonders den Glauben an Gott nicht in ein solches Verhältniß zur menschlichen Natur brächte, das sich vor dem gesunden Verstande schwerlich dürfte rechtfertigen lassen. Bouterwek [in seiner geistvollen Idee einer Apodictik] und Bardili [in Grundrisse der ersten Logik] haben viel zur Aufklärung dieser Sache beygetragen, und würden sie vielleicht ganz aufs Reine gebracht haben, wenn sie nicht, durch Mißverstehen des Denkens, besonders im logischen Satze des Grundes verleitet, von der Philosophie noch immer etwas verlangt hätten, was sie, als Philosophie, nie wird leisten können, objective Realität zu beweisen.

Vielleicht wird man diesen Versuch selbst skeptisch nennen. Aber der Name verschlägt nichts. Wenn es einen Skepticismus gibt, der die heiligsten

sten Ueberzeugungen des Menschen von der schwankenden Speculation in Begriffen unabhängig macht, und für sich fest stellt: so dürfte dieser gerade diejenige Denkungsart sehn, womit der Menschheit am meisten gedient ist, wenn er auch das Raisonnement in Begriffen noch so sehr erschütterte.

Plettenberg in der Grafschaft Mark
den 14ten May 1801.

Über
Denken und Zweifeln.

Erster Abschnitt.

Denken.

1.

Alles Denken, als Denken, abgesehen von den Richtungen, die ihm von aussen her für seine Anwendung kommen mögen ist Synthese und Analyse, Involution und Evolution, Verknüpfen und Auflösen, Zusammenfassen und Zerlegen, Abstrahiren und Reflektiren über das was, in Beziehung zu dem, wovon man abstrahirt hat. Beyde gehören nothwendig zusammen; ohne sie ist überall kein Denken, kein intellectuelles Prinzip, keine Erhebung über die Natur, kein Zurechtfinden in der Welt, kein Verstehen und Ordnen — kein geistiges Wesen. Sie wirken auch stäts in Verbindung, oft mit so schnellen Uebergängen vom einen zum andern, mit so vielseitigem Ineinandergreifen, daß

es auch dem geübtesten Selbstbeobachter schwer fällt, ihre Wirkungen zu unterscheiden, sie da, wo sie in einander fliessen aufzufassen, und den Antheil eines jeden an dem, was er denkend gefunden hat zu bestimmen. Ihr gemeinschaftliches Product ist jener sonderbare Fremdling in der Sinnenwelt, den wir Gedanke nennen — der, fest an sie gebunden, sich doch auch frey und leicht über ihre Erscheinungen hinbewegt, ihre Formen bald rein, bald umgestaltet, bald in freundlicher Annäherung zu ihr, bald in unermeßlicher Entfernung von ihr, dem menschlichen Wesen mittheilt, von ihr empfängt, und mit Schöpferkraft auf sie zurück wirkt — je nachdem man seinen Standpunct nimmt, unter allem das Unerklärbarste, oder das allein Evidente. *)

Die

*) Es war von je her eine der Hauptfragen, die den Forschungsgeist der Philosophen beschäftigten: wie die Natur sich in einen Gedanken verklären, das Materielle in ein Intellectuelles übergehen könne? Den verschiedenen Antworten, die darauf erfolgten, und von denen jede ohngefähr gleich viel vom Problem auflöste, nämlich gar nichts, verdanken wir nicht allein die verschiedenen Systeme des Materialismus, Intellectualismus und Dualismus, denen, zum Glück, noch zuweilen der Skepticismus hinten drein die Blöße aufdeckte; sondern aus ihnen ging auch der Nimbus von Mißverständnissen hervor, der jetzt diesen Gegenstand umgibt, und nur nach vieler Anstrengung eine unbefangene, vorurtheils-

Die Tendenz des Gedankens ist, das Mannichfaltige in Einem, das Verschiedenartige

theilsfreye Ansicht desselben gestattet, von der man hinterher doch kaum sicher seyn kann, daß nicht die eine oder andre, von jenen Systemen zurückgebliebene Denkvarietät unvermerkt mit in sie eingeflossen sey. Man kann umgekehrt fragen: wie kommt der Gedanke dazu, sich an einem Materiellen zu offenbaren, oder gar dasselbe in sich aufzunehmen? Wenn man sich von dieser Umkehrung auch keinen Gewinn neuer Wahrheiten oder neuer Demonstrationen für alte Wahrheiten, wie Bardili dieses zu intendiren scheint, versprechen dürfte: so möchte sie doch, weil noch kein bisheriges System davon ausging, einen natürlichern Gesichtspunct eröffnen, aus welchem, wenn auch keine gänzliche Auflösung zu hoffen wäre, doch wenigstens die Unauflösbarkeit selbst begreiflich würde. Jedes philosophische System dreht sich um zwey Unvereinbare, die sich zuletzt überall, auch da, wo sie noch so versteckt liegen, auf den Unterschied des Subjectiven und Objectiven reduziren lassen; in Ansehung welcher, den Uebergang vom einen zum andern zu finden, man seinen Scharfsinn vergebens anstrengen würde. Ich rede hier vom ursprünglich Subjectiven und Objectiven, dem reinen Denken im Gegensatze seiner Materie, der sinnlichen und übersinnlichen Welt. Ein subalterné, das man nur zu oft mit jenem verwechselt hat, und das sich allerdings, wie in der Wissenschaftslehre, in Eins verschmelzen läßt, wird weiter unten vorkommen. Die Anerkennung dieser Unvereinbarkeit dürfte vielleicht der erste Schritt zu einer

artige im Identischen darzustellen. Das All in Einem zu begreifen, und aus dem Einen das All wieder herauszuwickeln ist das Ideal, wohin er strebt, und das, mehr oder weniger, in jedem einzelnen Producte des Denkens ausgedrückt ist. Je mehr er sich diesem Ideale nähert: desto vollkommner und reiner ist er, desto mehr hat er sich von allem, was nicht Gedanke ist entledigt, in seiner eigenthümlichen Kraft offenbart, desto denkender ist das Individuum.

2.

Aller Analyse geht die Synthese vorher. Kein Auflösen ohne ein Zusammengesetztes; kein Trennen ohne ein Verbundenes. Frühere Involution ist die Bedingung der Evolution. Die Einheit wird nicht gegeben, sondern gesucht. Begriffe als Begriffe sind nicht angeboren; nur durch selbstthätige Verknüpfung werden sie möglich. Vom ursprünglich durch sich selbst Getrennten geht das Denken aus, um es in Eins zu befassen, dann von neuem zu trennen, ihm das Gepräge seines eignen Wesens aufzudrücken, und es so als ein in Gedanken Getrenntes, und dadurch in gewisse Verhältnisse Geordnetes

sich überall selbst verstehenden Philosophie seyn. Aber dann darf man es nicht mit Bardili unternehmen, aus A als A in A und durch A ein B — B + b zu demonstriren.

netes darzustellen. Die Analyse kann zu neuen Synthesen Stoff geben, sie liegt sogar dem weitern Fortschreiten der Synthese, als nothwendige Bedingung zum Grunde, sie muß dazwischen treten, wenn diese einen höhern Grad erreichen soll, aber der Verstand löset nichts auf, was er nicht vorher selbst zusammen geknüpft hat.

Mit der Synthese hebt das Denken an. Ihr geht nichts vorher, was zur Handlung des Denkens, als solcher, gehörte. Nur das Mannichfaltige, woran sie sich entwickelt, findet sie auf eine für sie unbegreifliche Art; sie kann nicht über sich selbst hinaus. Es ist ihr gegeben. Ob es durch vorhergegangene, und wieder auf eine andre Synthese gegründete Analyse oder unmittelbar geschehen sey, und wie es mit dem letztern beschaffen seyn möge, bekümmert sie nicht. Sie begnügt sich, am Mannichfaltigen Beziehungspuncte aufzufinden, in denen sie es sich selbst gleich setzen könne. Sie will vereinigen, zusammenfassen, das Viele in Einem begreifen. Nur das, was im Gegebenen und durch Reflexion Verglichenen, als identisch, als überall wiederkehrend, als allen gleich eigenthümlich erscheint hält sie fest, alles Uebrige wird entfernt, für das Denken vernichtet. Jenes verbindet sie zu Einem idealischen Objecte, welches zugleich das Band ist, wodurch das Mannichfaltige unter sich,

das, nun die Synthese nichts mehr angeht, für eine künftige Analyse, in verschiedenen Verhältnissen zusammenhängt. Sie bildet Begriffe, von denen das vernichtete Mannichfaltige der Umfang, oder die Sphäre ihrer Anwendbarkeit, das Festgehaltene der Inhalt oder Gegenstand ist.

Die Synthese äussert sich nicht blos in einzelnen Acten, deren jeder auf seine eigenthümliche Sphäre des Mannichfaltigen angewiesen ist. Sie ist vielmehr eine fortstrebende Tendenz des Geistes, alles in Einem zu begreifen: nicht bloß das Gegebene in Einen Begriff zu fassen; sondern auch den Umfang ihrer Begriffe ins Unendliche zu erweitern, und, was daraus folgt, ihren Inhalt zu vereinfachen. So werden auf niedere Begriffe einer beschränktern Sphäre höhere einer umfassendern gebaut, das Mannichfaltige derselben einem neuen Idem unterworfen, wobey wieder für den neuen Begriff dasjenige vernichtet wird, was in denen, woraus er gebildet ist sich Verschiedenartiges zeigt, mithin seine Ausdehnung über ein grösseres Mannichfaltige wächst, sein Inhalt [das Gleichartige im Mannichfaltigen] zusammen schrumpft. Durch fortgesetzte Synthese entstehen immer höhere Begriffe, Begriffe von Begriffen — Ideen. Je reiner eine solche Idee ist; je mehr sich in ihr die Synthese ihrer Vollendung naht: desto leerer ist

sie an Inhalt. Das Höchste und Letzte, worin sich alle Begriffe verlieren ist die Synthese selbst, das Gedachtwerden, das sich selbst denkende Denken — eine reine Formal-Idee — ein exiges Nichts in synthetischer, aber die Quelle aller Gedanken, in analytischer Bedeutung.

Anm. Aus der höchsten und reinsten Idee entschwindet uns freylich das Ich seinem realen Seyn nach; und man kann es für die Logik, um sie in ihrem wahren Wesen, als reine Formalwissenschaft darzustellen, kühn verschwinden lassen. Aber soll man denn nun, mit dem Verfasser der Idee einer Apodictik sagen, die Logik gründe sich auf nichts, da man ihr willkührlich ihr reales Fundament benommen hat? Hat man zum Behuf des reinen Denkens, vom Ich abstrahirt: warum soll man in der Transscendentalphilosophie nicht zu demselben zurückkehren dürfen? Dasjenige wovon man abstrahirte mußte doch schon, um davon abstrahiren zu können, als ein Etwas verbürgt seyn. Wie kann man es der Philosophie, auch nur skeptisch ansinnen, aus einem Nichts ein Etwas werden zu lassen? Was sind alle Schlüsse, alle Folgerungen aus Grundsätzen anders, als ein Reflectiren auf das, wovon man abstrahirt hatte.

3.

Die Synthese geht vorwärts; die Analyse rückwärts. Die Synthese bewegt sich vom Vielen zum Einen, und vermittels desselben endlich zum Denken des Denkens selbst hin. Die Analyse geht vom Einen,

auf

auf ihrem höchsten Standpuncte, vom Denken selbst aus, und findet durch Zergliederung das Viele, als ein Gedachtes. Die Synthese zerstört; die Analyse läßt in umgekehrter Richtung wieder entstehen. Wo die Synthese aufhört, fängt die Analyse an, und geht bis dahin fort, wo die Synthese anfing. Die Synthese erhebt sich vom Einzelnen zum Allgemeinen; sie findet [in der logischen Ordnung; in der Erfahrung ist es fast immer umgekehrt] erst den niedern, dann den höhern, endlich den höchsten Begriff. Die Analyse steigt vom Höhern zum Niedern, vom Allgemeinen zum Besondern, von der Idee zum Begriffe, vom umfassendern Begriffe zum weniger umfassenden ins Unendliche herab.

Anm. Die Analyse kann in einer doppelten Rücksicht betrachtet werden, als Evolution entweder der Coordination, oder der Subordination, entweder der Merkmale, oder der unter dem Allgemeinen stehender Subjecte. In der erstern Rücksicht hat ihre Natur keine, für den gegenwärtigen Zweck, bemerkenswehrte Eigenthümlichkeiten. Sie ist also hier immer in der letztern zu verstehen.

Der Analyse ist ihr Weg von der Synthese vorgezeichnet. Die Art, wie die letztere sich stufenweise vom Niedern zum Höhern erhebt, die Gesichtspuncte, nach denen sie das Allgemeine im Besondern anstrebt sind für die letztere Gesetz, nach eben dieser

dieſer Methode, und durch eben dieſe Begriffe zum Niedern zu gelangen. In eben der Bahn, worin ſich die Syntheſe voran bewegte, bewegt ſich die Analyſe zurück. Es gibt keine beſondern in ihr ſelbſt gegründeten Geſetze der Analyſe, wornach ſie das Niedere aus dem Höhern entwickeln könnte. Die Syntheſe iſt ihr Geſetz. Wie die Zuſammenſetzung, ſo die Auflöſung.

Dadurch, daß die Analyſe den Gang der Syntheſe zurückgeht, entſtehen Verhältniſſe im Gedachten. Aus a, b, c, ſey durch Syntheſe der Begriff A entſtanden; in ihm wird das Gemeinſchaftliche von a, b, c, in unſerm Falle ſey es d, d, d, enthalten, das worin ſie von einander abweichen α, β, γ für die Syntheſe vernichtet ſeyn. Die Analyſe muß vermittels deſſen was in a, b, c iſt = A alſo vermittels d, d, d zurückkommen auf das was ihm nicht gleich iſt α, β, γ, weil auf einem niedern Standpuncte, zu dem ſie herabſteigt wieder d und α in a, d und β in b, d und γ. in c Eins ausmachen, und ſelbſt A doch a, b, c, jedes in ſeiner Totalität, zwar nicht als ſeinen Inhalt, doch als ſeinen Umfang in ſich zu Einem verknüpft anerkennen muß; obgleich im Begriffe auf dieſe Mannichfaltigkeit nicht reflectirt wird. d, d, d, als der Inhalt von A, ſtehen α, β, γ. als dem von A Verneinten entgegen. Gleichwol ſind ſie

auch

auch wieder in A, als zum Umfange deſſelben gehörig, verbunden. Betrachtet man a für ſich ſo iſt ſein Entgegengeſetztes b u. ſ. w. Betrachtet man es als mit ihm enthalten unter A: ſo ſind ſie ſich in dieſer Rückſicht gleich. Das Grundverhältniß [Nicht Grundgeſetz, davon ſehe man das Nähere §. 5.] alles Gedachten iſt demnach das des Geſetzten und ſeines Entgegengeſetzten, das ihm in einem Dritten wieder gleich iſt. Aber dieſes iſt kein reines Product des Denkens, die Analyſe hat es nur aus der Beziehung der Syntheſe auf das Mannichfaltige entwickelt.

Hieraus entſtehen mehrere abgeleitete Verhältniſſe, die, in Beziehung auf das Grundverhältniß, nichts anders ſind, als verſchiedene, durch die Natur des Mannichfaltigen, beſtimmte Arten der Entgegenſetzung im Gleichen. So wie A das Gleiche in a, b, c enthält: ſo enthalte B das Gleiche von e, f, g, welches h, h, h, ſey; das Ausgeſchloſſene ſey δ, ε, ζ. Nun ſteht B zu A in demſelben Verhältniß wie im Vorhergehenden a, b, c zu einander; es iſt mit ihm in C zu einem neuen allgemeinen Begriffe verknüpft. Aber α, β, γ werden ſich zu δ, ε, ζ wieder beſonders verhalten. Wieder anders verhalten ſich einzeln ſowol, als auch in beliebigen Summen miteinander δ, ε, ζ zu d, d, d, und α, β, γ zu h, h, h; woraus

ſich

ſich wieder neue Syntheſen und Analyſen bilden laſſen; und ſo ohne Aufhören, wobey aber immer nur das Grundverhältniß auf verſchiedene Weiſe ausgedrückt iſt.

Die Analyſe hat nur darauf zu ſehen, daß ſie den Gang, den die Syntheſe genommen hat, und den die Reflexion beobachtete und aufbewahrte richtig verfolge. Je mehr daher das Verknüpfen mit Beſonnenheit geſchieht; in je genauerer Verbindung Abſtraction und Reflexion neben einander hergehen: deſto weniger ſind für die Analyſe Irrthümer zu beſorgen. Aber die Syntheſe kann der Analyſe einen verkehrten Gang vorzeichnen; entweder indem ſie ein Mannichfaltiges gleichſetzt, worin ſich unmittelbar nichts Identiſches findet, oder indem ſie unbemerkt unter das Gleichartige etwas Verſchiedenartiges mit aufnimmt; oder endlich indem ſie in einem Falle durch Sprünge vom niedern Begriffe zu ſeinem entfernten höhern, im andern aber zu dem zunächſt darüber liegenden übergeht, und dennoch beyden Producten, in ihrem fernern Fortſchreiten, gleichen Wehrt ertheilt. So wird ſie eine Quelle von Irrthümern.

Die Analyſe fängt oben an, und ſteigt nieder ins Unendliche. Das Mannichfaltige, das ſie aus dem Einen herauswickelt iſt niemals erſchöpft. Auch die Syntheſe iſt,

ihrer Natur nach, unendlich. Zwar gibt es für sie ein letztes, worüber sie nicht mehr hinaus kann, nämlich das Denken selbst. Aber sie würde bey diesem letzten nie ankommen können, wenn sie nicht eher dahin aufsteigen dürfte, bis sie vorher ihr Werk in den niedern Regionen vollendet hätte; wozu unendliche Erfahrung erfordert würde. Aber sie hilft sich durch einen Sprung, indem sie sich mit Einem Male über das Materielle erhebt, um sich am bloß Formellen höher hinauf zu arbeiten. In ihren untern Gliedern werden daher immer Lücken übrig bleiben, Einheiten übersprungen seyn, wobey die Analyse zu neuen, unmittelbaren Synthesen ihre Zuflucht nimmt, um vermittelst derselben das Materielle durchaus dem Formellen anschließen zu können, die aber immer noch abwärts selbst wieder einer unendlichen Erweiterung fähig sind. Je mehr sie sich indessen hierin der Vollständigkeit nähert, desto mehr wird sie im Stande seyn, alles aus Einem zu entwickeln.

Anm. Hieraus läßt sich ohngefähr absehen, in wie fern es gelingen könne, vom höchsten Grundsatze der Synthese, aus dem reinen Ich, die ganze Erfahrung zu demonstriren. Die Gränzen sind unbestimmt, und richten sich nach den Fortschritten der Synthese im Empirischen, und nach dem Maße, worin die Analyse, durch neue Synthesen, die Lücken der ersten ausgefüllt und dadurch das Absteigen zum Individuellen möglich gemacht hat.

Vol-

Vollendung iſt hier nicht zu erwarten, oder der Menſch müßte die ganze Natur ſynthetiſch erſchöpft, ſich in allen Puncten gleich geſetzt haben; welches Ziel er ſich kaum als erreichbar denken kann. Aus dem Unendlichen läßt ſich das Endliche ins Unendliche entwickeln. Je mehr ſich indeß Naturlehre, Teleologie und Pſychologie erweitern, deſto näher rückt das Denken dieſem Ideale. Man hat hier ſchon Gelegenheit, ein neues Syſtem der Philoſophie aus einem Standpuncte zu überſehen, der nachher noch deutlicher aus der Natur des Denkens bezeichnet werden ſoll, und wornach ſich der Wehrt deſſelben für den Menſchen [im Gegenſatze des Philoſophen] von ſelbſt ergibt, daß es nämlich nichts anders ſey, als ein Wiederauflöſen des vorher aus einem Mannichfaltigen Zuſammengeſetzten. Bisher hat es die Wiſſenſchaftslehre für rathſam gehalten bey den formalen Bedingungen der Erfahrung ſtehen zu bleiben.

Nach Bardili ſoll das Demonſtriren bis zu + b dem Abſtractum der ſinnlichen Attribute fortgehen, weiter herab aber, bey dem Abſtractum der ſinnlichen Accidenzien das Monſtriren nothwendig werden. Aus A als A in A durch A, als bloßem reinem Denken, ohne vorhergehende Syntheſe, kommt man auch nicht dorthin. Nimmt man aber zu empiriſchen Syntheſen ſeine Zuflucht: warum dann nicht noch weiter?

Die Syntheſe nimmt, um ihr Geſchäft zu beſchleunigen, die Identität mehrerer Begriffe, auf die ſie in ihrem Fortgange geräth, und über die ſie ſich weiter erheben ſoll, vom

gemei-

gemeinen Menſchenverſtande oder aus ſchon beſtehenden Syſtemen auf — Vorurtheile — Ohne das müßte das Denken in jedem Individuum ſtäts von vorne anfangen, und das Wiſſen in Begriffen würde nie weiter gebracht werden können. Die vollſtändige Analyſe führt auch hier wieder dahin, neue Syntheſen vorzunehmen und jene Identität vor der Entwickelung ſelbſtthätig zu erzeugen. So greifen Syntheſe und Analyſe ſtäts in einander.

Wie aus der Syntheſe Begriffe und Ideen entſpringen: ſo gehen aus der Analyſe Grundſätze und Urtheile hervor; mit dem Unterſchiede, daß die Syntheſe vom Begriffe zur Idee aufſteigt, die Analyſe hingegen von allgemeinen Grundſätzen zu beſondern und individuellen Urtheilen herab geht. Die Handlung, wodurch dieſes geſchieht, iſt ein Schluß.

Beſchäftigt ſich die Analyſe bloß damit, die Beſtimmungen eines Begriffes zum Bewußtſeyn zu bringen: ſo entſteht ein einfaches Urtheil. In einem ſolchen iſt das Subject ein Theil vom Umfange des Prädicats, das Prädicat ein Theil vom Inhalte des Subjects oft auch, wie in Definitionen, dieſer Inhalt ganz.

4.

Ohne Synthese wäre überall kein Denken und Begreifen; nur ein Finden des Mannichfaltigen, ohne alle Beziehung auf einander; keine Vorstellung von Ordnung, Regelmäßigkeit und Zwecken in der Natur; alle menschliche Erkenntniß nur Anstaunen einer todten Masse, wandelbarer, in jedem Augenblicke sich selbst verwirrender Erscheinungen, mannichfaltiger Gestalten, die, wie Schatten vor der Seele vorüber gingen; ein Finden ohne Kennen dessen, was man findet. Durch Synthese kommt der Mensch zuerst dahin, seine äußere und innere Welt zu begreifen, sie an sich selbst zu fesseln, die in ihr enthaltenen Beziehungspuncte aufzufassen, Gleichheit in ihren Formen zu erblicken.

Ohne Analyse wäre das Denken die Kunst, sich methodisch aus sich selbst und aus der Welt herauszufinden, alles bis auf das Denken selbst zu vernichten, das Wirkliche in ein Nichts zu verwandeln. Einer Denkkraft, die nichts als Synthese wäre, bliebe nur die Wahl, entweder sich selbst ewig zu verläugnen — und dann wäre das alte Chaos, ein zweydeutiges Wesen, weder Wahrheit noch Schein, weder Traum noch Wirklichkeit, wieder da — oder über den Trümmern einer zerstörten Welt, in einem

kunstvollen Nichts ihre Kraft zu bewundern.

In der Vereinigung der Synthese und Analyse versteht der Mensch erst die Natur, deutet er ihre Gestalten, gewinnt sie für ihn Klarheit und Leben, öffnet sich sein Sinn für die Ordnung und Harmonie, die ihn nun überall ansprechen.

Durch diese Verknüpfung von Synthese und Analyse im Denken, wird das letztere zu einem Auffassen der Verhältnisse, und zu einem Bestreben dieselben in ihrem Zusammenhange unter Einem Grundverhältniß darzustellen, die Natur, in ihren mannichfaltigen Erscheinungen, zur Einheit mit sich selbst zu bringen. Die geordnete Darstellung dieser Verhältnisse, die Beziehung des Einen auf ein Mannichfaltiges ist die Wahrheit die der Mensch denkend findet. Aus dem Zusammenstimmen des Geistes mit sich selbst im Erzeugen dieser Verhältnisse und in ihrer Verknüpfung mit andern entsteht dasjenige, was wir Ueberzeugung nennen, die durch ein Gefühl dieses Zusammenstimmens unmittelbar in uns selbst ergriffen wird. Synthese und Analyse haben daran Antheil: denn beyde sind ein Gleichsetzen, die erstere des Mannichfaltigen im Einen, die andre des Einen im Mannichfaltigen.

5.

Alles Denken geht von einem Mannichfaltigen aus, aber dieses Mannichfaltige gehört ihm selbst nicht an; es ist ihm gegeben. Als Denken strebt es dahin, durch Vernichtung desselben die höchste Einheit, das ist, sich selbst, als das überall Gleiche, die reinste und höchste Form zu setzen, um nachher durch Analyse das Mannichfaltige in dieser Einheit wieder zu finden. Das Denken an und für sich ist demnach, in seiner gänzlichen Abtrennung von allem was nicht Denken ist, Thätigkeit schlechthin, ein ewiges Wiederholen desselben, ein Setzen, in allen Beziehungen eins und dasselbe. Sein reines Product, das sich aber nur durch Absonderung finden läßt, und nirgend in dieser Reinheit existirt, ist absolute Identität [ohne alle Materie, mithin des Nichts]. Es läßt sich in folgende Formeln auflösen: was ich denke, das denke ich [Bouterweck]; A = A [Fichte] A als A in A durch A [Bardili] Idem est Idem [Jacobi] wenn A gesetzt ist: so ist es gesetzt; Grundsatz der Identität.

Aber das Denken findet sich, wie gesagt, nirgends in dieser Reinheit — überall in Verbindung mit einem Mannichfaltigen das auf die Einheit zurückgeführt ist, und in welches sich die Einheit wieder auflösen läßt. Mit Hinsicht auf dieses Mannichfaltige ver-

wandelt sich der Satz der Identität in den bekannten logischen Satz des Grundes: B durch A weil in ihm sich findet a = A. In und durch A ist B gesetzt. B ist für das Denken weil A ist. Die Synthese steigt von B, dem niedern Begriffe, zu A dem höhern; in A findet also die Analyse B wieder. Ohne vorhergehende Synthese ist der Satz des Grundes leer und sagt nicht mehr und nicht weniger, als: Idem est Idem.

Ein Begriff oder Satz wird begründet, indem die Analyse von einem höhern, nach einem, durch die Thätigkeit der Synthese producirten Gesetze, zum niedern herabsteigt. Der niedere ist, weil der höhere ist, und weil der höhere ist, muß der niedere nothwendig auch seyn [der höhere ist aber, weil ihn die Synthese aus dem niedern erzeugt hat]. Die logische Deduction ist also nichts anders, als das Verhältniß der Begriffe, in denen die Synthese aufsteigt, analytisch ausgedrückt. Alles Begründen durch Denken ist ein in sich selbst unaufhörlich zurückkehrender Cirkel, ein Wiederfinden durch Analyse dessen, was die Synthese erzeugte, also ein Gleichsetzen.

Der Satz des Grundes, negativ ausgedrückt, gibt den Satz des Widerspruchs, wenn A gesetzt ist, so ist non A nicht

nicht gesetzt; wenn A ist = B, so ist es nicht = non B.

Einen ursprünglichen Satz der Entgegensetzung, der eine reine, und vom gegebenen Mannichfaltigen unabhängige Handlung des Denkens ausdrückte, gibt es nicht. Alles Denken ist seiner Natur nach ein Gleichsetzen; aber dadurch, daß die Synthese von einem Mannichfaltigen ausgeht, wird das Gleichsetzen der Analyse zu einem Entgegensetzen, zum Setzen eines Verhältnisses, worin ein Mannichfaltiges sich gleich- und entgegengesetzt ist. Ob man also vom höchsten Standpuncte des Denkens, ohne vorhergehende Synthese des Mannichfaltigen, wenn uns etwa die Natur auf ihn gestellt hätte, je etwas durch Analyse finden würde, ausser diesem Denken selbst, ob die Handlung, als Handlung, je zu einem Verschiedenen gelangen könne, ist eine Frage, die sich von selbst beantwortet. Wie die Wissenschaftslehre zu ihrem — A [Nicht-Ich] gelange, vermittels einer Beschränkung des Ichs, nicht rein logisch a priori, sondern durch das, in der Synthese mit in den höhern Begriff zusammengezogene Object, wird sich weiter unten ausweisen.

Anm. 1. Gewöhnlich pflegt man den Satz der Identität aus dem Satze des Widerspruchs zu deduciren, und ihn für einen positiven Ausdruck desselben zu halten. Alsdann

aber bedeutet er nicht mehr, als daß die Verknüpfung möglich sey. Wie man aber dazu komme, die Verknüpfung wirklich vorzunehmen, das ist der eigentliche Geist des Denkens, der doch durch die höchsten Grundsätze erklärt werden soll, bleibt ewig unbekannt. Selbst der Satz des Widerspruchs ist dann, in Ansehung seines Ursprungs, ein unerklärbares Etwas. Hat man aber nicht am Gedanken selbst, in seiner Beziehung auf das Gegebene, des Unerklärbaren genug? Der Satz der Identität drückt das Wesen, die Handlung des Denkens, als eines Suchens seiner selbst, in der Natur, durch die Formel aus: A ist A. Auf das Mannichfaltige angewandt, wird er Satz des Grundes; negativ ausgedruckt Satz des Widerspruchs. So allein kann er für die Logik Bedeutung haben.

Anm. 2. Stellt man die Formel des Widerspruches als die höchste auf, so entsteht eine neue Verlegenheit, aus ihr den Satz des Grundes zu erklären. Man denkt doch wol darunter eine nothwendige Art der Verknüpfung. So aber bleibt nichts übrig, als den Grund für dasjenige zu halten, wodurch Widerspruch und nicht Widerspruch also bloße Verknüpfbarkeit erkannt wird. Und doch soll die Analyse vom Daseyn des Grundes auf das Daseyn der Folge schließen. Anders konnte es nicht kommen, da man einmal die lebendige Handlung des Denkens aus dem Gesichte verloren hatte, und sich bloß an die negative Bedingung hielt.

Anm. 3. Der Satz des Grundes bedeutet logisch nichts als das Gleichsetzen des an sich Identischen. In der Folge wird er noch neue Bestimmungen erhalten, vermittelt wel-

welcher das Denken, auch das an sich Verschiedene gleichzusetzen vermag, die aber dem Denken, als bloßer logischer Operation, gegeben sind. Mit einer dieser Bestimmungen wird er dann vorzugsweise Satz des Grundes oder der Caussalität genannt. Aber das gehört nicht in eine Theorie des Denkens, womit wir bisher beschäftiget sind.

Anm. 4. Lediglich das Mißverstehen des Satzes vom logischen Grunde oder die Dunkelheit, worin man ihn bisher absichtlich ruhen ließ, um ihn aus derselben heraus die Wunderdinge verrichten zu lassen, womit sich die Philosophie so oft brüstete, und die ein helleres Licht bald in ihrer Nichtigkeit würde dargestellt haben, hat die Streitigkeiten des Realismus, Idealismus und Skepticismus nicht allein verschuldet, sondern auch verewigt. Man verstand zwar nicht den Caussalgrund, aber doch so etwas, von dem man sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Darum glaubte man skeptisch nach einem Grunde der Anschauung fragen zu dürfen ohne daß man die Antwort nach dem Caussalgesetze zu acceptiren brauche. Man hätte dem Skeptiker zeigen sollen, daß er nicht wisse, was er frage. Die Logik, die er doch allein als gültig erkennt, kennt keinen andern Grund, als der im Idem ausgedrückt ist. Verlangt man einen andern, so hat man die Idee davon aus der Metaphysik abstrahirt, mithin letztere schon für gültig anerkannt, und somit ist die Frage durch sich selbst aufgelöst, weil sie sich selbst zerstört. Selbst Bouterwek, der das ewige Idem des Denkens sonst so treffend entwickelt, fragt nach einem Grunde der Vorstellung, ohne zu bedenken, daß nach diesem Idem, die Vorstellung ihr eigner

Grund

Grund, höher hinauf aber die Thätigkeit des Geistes in der Construction des Selbstbewußtseyns es sey [für das Denken nämlich, dessen Producte, wie sich nachher zeigen wird, nicht anders als ideal seyn können]. Eben das ist es, was ihm seinen so glücklich gewählten Gesichtspunct nachher wieder verrückt, und ihn nöthigt, statt in einem unmittelbaren Ergreifen die wahre und einzige Realität anzuerkennen, einen bloßen Gedanken [den des Seyns] dem ganzen Systeme des menschlichen Wissens unterzulegen.

6.

Das Mannichfaltige, an dem die Synthese sich bildet ist für sie, die nur auf die Einheit gerichtet ist, und auf die Vernichtung alles andern ausgeht, bloß problematisch. Die Einheit, als leere Form des Denkens, läßt sich mit jedem Mannichfaltigen und unter diesem auch mit demjenigen verbinden, wovon sie in einem bestimmten Falle abgezogen ist, in so weit es nicht eine Verneinung ihrer selbst oder der ihr ankleben-den Merkmale enthält. Die daraus erwachsenden Beziehungen haben logische, ideale Möglichkeit, die indeß für das wirkliche Denken wenig oder nichts bedeuten. Sie sind Producte einer freyen, von den der Analyse vorgeschriebenen Gesetzen entbundenen Phantasie, die die todte Form stets in lebende Bilder aufzufassen, die entkörperte Gestalt den Sinnen zu befreunden strebt.

Anm.

Anm. Genau genommen gibt es keine logiſche Möglichkeit, wobey man noch auf wahres Denken Anſpruch machen könnte. Nehmen wir das Denken in ſeiner Reinheit, wo ſein ganzes Weſen in dem A = A ausgedrückt iſt: ſo iſt es problematiſch, aſſertoriſch, apodictiſch zugleich, d. h., es kann in dieſer Rückſicht gar nicht in Unterſuchung genommen werden. Nehmen wir es in Beziehung auf ein Object: ſo muß die Analyſe nothwendig der Syntheſe, die Syntheſe aber, in dem Aufſuchen der Einheit, nothwendig der Natur folgen, wie ſie ihr nach und nach in der Erfahrung gegeben wird. Die logiſche Möglichkeit bezeichnet alſo eigentlich kein Denken — ſie iſt bloß Negation des Denkens, freyer Spielraum für die Phantaſie.

Indem die Analyſe das Mannichfaltige, was die Syntheſe, um ſich des in ihm Identiſchen zu verſichern, abſichtlich hingegeben hatte, wiederfindet, und ſich ſeiner, als in der Einheit des Begriffs auf eine gewiſſe Weiſe enthalten, bewußt wird: ſo entſteht daraus ein logiſch [ideal] Wirkliches, ein in Gedanken Geſetztes, deſſen Seyn indeß für ſie zufällig iſt, da es lediglich von der willkührlichen Wiederhohlung des beſtimmten Actes der Syntheſe, der dieſem Verhältniſſe correſpondirt, abhängt.

Nothwendigkeit, aber wieder nur logiſche, ideale, erhält das Gedachte, wenn die Analyſe die Syntheſe auf einem höhern Standpuncte ergreift, und von da, durch

durch regressives Gleichsetzen, nach und nach zu einem niedern gelangt. Die Bestimmungen des Begriffs, den sie auf diesem niedern Standpuncte antrifft, sind nicht nur diesem Begriffe, sondern auch seinem höhern, und durch diesen wieder einem höhern u. s. w. gleichgesetzt. Es hängt nicht mehr von ihr ab, sie durch Aufhebung des Begriffs, dessen Wesen sie ausdrücken mit aufzuheben. Ist der höhere Begriff gesetzt: so ist der niedere nothwendig mit gesetzt, er ist in ihm gegründet, hängt mit ihm als Folge zusammen. Alle Verhältnisse, die dem Menschen auf diesem Wege begegnen haben den Charakter der logischen Nothwendigkeit.

Man sieht aber wol, daß diese Nothwendigkeit bloß relativ sey. Sie hängt allein davon ab, ob ich den höhern Begriff denken will; mit ihm ist im Gedanken auch der niedere vernichtet. Abstrahire ich von ihm, so habe ich von dem, von ihm abhängenden Mannichfaltigen zugleich mit abstrahirt; seine Nothwendigkeit ist verschwunden. Je näher der Punct, wo die Analyse anfängt, an denjenigen gränzt, bey dem die Synthese als ihrem höchsten stehen bleiben muß: desto mehr nähert sich das Relative dem Absoluten, ohne doch je ganz aufzuhören relativ zu seyn. So wie ich das erste Glied ergreife, habe ich alle andre mit ergriffen, das eine ist im andern ins Unendliche

che enthalten. Aber was zwingt mich, das erſte zu ergreifen, die Welt, die ich zerſtört habe wieder aufzubauen, das, was ich in mein Denken einwickelte, wieder heraus zu wickeln, aus dem Gleichen das Mannichfaltige hervorgehen zu laſſen? Die Natur meines Denkens, das, in unzertrennlicher Verknüpfung, Syntheſe und Analyſe iſt, durch die eine zur andern führt. Zuletzt wäre es alſo die Syntheſe, um welcher willen das Nothwendige in der Analyſe geſetzt würde. Ich müßte die Auflöſung nothwendig finden, weil ich die vorhergehende Verknüpfung anerkenne. Was ich denke iſt nothwendig, weil ich vorher gedacht habe. Mit dem urſprünglichen Denken iſt alle logiſche Nothwendigkeit dahin. Die hypothetiſche Nothwendigkeit des Gedankens weiſet, als auf ihren urſprünglichen Grund, auf ein Doppeltes hin; auf die Willkühr, die freye Beſtimmung zum Denken, und noch auf ein Etwas, woran ſich das Denken entwickelt; für uns jetzt noch — und für das Denken, als ſolches, ewig = X.

Das logiſch Wirkliche entſteht im analytiſchen Urtheil, der Begriff wird zerlegt: was ich denke, das denke ich. Das logiſch Nothwendige iſt Product eines Schluſſes. Schließen iſt begründen, begründen den niedern Begriff im höhern darſtellen. Woher nun der höhere? urſprünglich

lich aus dem niedern. Woher denn dieser? Darauf weiß der Gedanke nicht zu antworten.

Anm. Bardili läugnet, wie allen Quantitäts- und Qualitäts, ſo auch allen Modalitätsunterſchied des Denkens. Und, in der That, betrachtet man das Denken in ſeiner vollkommnen Reinheit als unendlich daſſelbe in demſelben und durch daſſelbe ſetzend: ſo iſt nichts dagegen einzuwenden. Iſt A geſetzt, ſo iſt damit nicht bloß problematiſch Setzbarkeit, es iſt Wirklichkeit des Setzens, das eben darum weil es abſolut wirklich, auch abſolut nothwendig iſt, beſtimmt. Aber möchte man fragen, wozu eine Logik, deren ganzer Inhalt iſt A in A durch A. Daß man aus A ohne vorhergehende Syntheſe zu keinem B gelange, iſt ſchon bemerkt. Was aber Syntheſe ſey kann auf keine Weiſe verſtanden werden, wenn man nicht wenigſtens einen Gegenſtand überhaupt dabey zum Grunde legt. Es mag ein Fehler der bisherigen Logik ſeyn, daß ſie manche Beſtimmung, die dem Stoffe in der Phantaſie anklebte, mit in die Theorie des Denkens aufnahm [obgleich in einer Theorie des Denkens, die daſſelbe, auch nur für ſeinen Gebrauch in der Philoſophie, aufklären ſoll, die Beziehung des A = A auf die Aſſociationsgeſetze wenigſtens angedeutet werden muß, wenn man nicht allen Unterſchied zwiſchen logiſcher Abſtraction und zufälliger Aſſociation aufheben will]; aber die Beziehung des A auf einen Gegenſtand überhaupt darf nicht verſchwiegen werden, wenn nicht die ganze Logik in ein Nichts verſchwinden ſoll. Daß aber aus dieſer Beziehung die Modalitätsbeſtimmungen der Wirklichkeit und Nothwendigkeit

bigkeit als positiver, der Möglichkeit aber als negativer, des Nichtdenkens, des bloßen Phantasirens hervorgehn, ist im voranstehenden §. gezeigt. Bardili scheint den Quantitäts- Qualitäts- und Modalitätsunterschied des reinen Denkens angegriffen zu haben, bloß um dadurch das Kantische Kategoriensystem umzustürzen, vergaß aber, daß diejenige Thätigkeit der Spontaneität, die sich in den Kategorieen offenbart, von der des logischen Denkens ganz verschieden und von ihr durchaus unabhängig sey, daß Kant seine Kategorieen nie aus der logischen Form der Urtheile beweisen wollte, sondern die letztere nur als ein vorläufiges Vehikel brauchte, um die Vollständigkeit seiner Tafel κατ' αὐθεντον begreiflich zu machen, indem man seit undenklichen Zeiten in der Logik diese Formen anerkannt hatte. Mehrere Kantianer haben ja auch schon die Kategorieen anderweitig deduzirt.

Die Kategorieen im Kantischen Systeme sind — nicht als Begriffe, bloß als mit dem Stoffe concrescirende Thätigkeiten des Geistes vor allem logischen Denken, oder doch mit ihm zugleich da. Ihr Verhältniß zu dem letztern ist das des Objectiven zum Subjectiven. Nur zu ihrer Analyse wird das logische Denken hinterher auf sie angewandt. Es ist also auch Mißverständniß, wenn Bardili den Kategorieen, als Begriffen vor dem Denken, eine Ungereimtheit aufbürdet.

7.

Das Denken an und für sich ist ein ewiger Cirkel. Aber es gibt ein Mannichfaltiges, das nie durch Denken demonstrirt werden

werden kann, weil es sein schlechthin Entgegengesetztes ist, und in dieser Entgegensetzung ursprünglich anerkannt werden muß. An diesem entwickelt es sich, und erhält von ihm verständliche Bedeutung. Vermittels desselben verliert sich die relative Nothwendigkeit in einer absoluten, erhebt sie sich über das stäts wiederkehrende Idem und wird aus einem leeren Gedankenspiele für den Menschen zu einem wohlthätigen Mittel sich in seiner Welt zurecht zu finden, seinen Sinn für ihre Ordnung und Schönheit aufzuschliessen, Harmonie und Zusammenhang in den Traum der Wirklichkeit zu bringen.

Das Mannichfaltige wird vom Denken als ein Reales aufgefaßt, es steht ihm gegenüber, es stellt sich ihm unmittelbar dar. Wo die Synthese anhebt, findet sie es schon, es wird ihr Stoff zu unendlichen Entwickelungen. Aber hervorbringen kann sie es nie. Es verhält sich zu ihr wie das Reale zum Idealen, das Wirkliche zu seinem Schatten. Alle ihre Operationen laufen an ihm fort. Innigst mit ihm vereinigt, ist sie Schöpferin des ganzen Reichthums menschlicher Erkenntniß, aller Rück- und Aussichten, alles Bildens und Geniessens, aller Kunst und Wissenschaft. Und gleichwol bleibt diese Vereinigung immer das größte Räthsel.

Allem

Allem Begreifen liegt ein Ergreifen zum Grunde; und der Mensch begreift nichts, was er nicht vorher ergriffen habe. Nur dadurch daß das Ergreifen ein Reales, ein objectiv Wirkliches, dem Idealen schlechthin Entgegengesetztes ist, ist es ein Mannichfaltiges, woran sich der Gedanke anschließen, das er in sein eignes Wesen verwandeln, in ein Ideales umschaffen, und nun in unendlichen Bildungen hervortreten lassen kann.

Aber so wie sich der Mensch denkend dessen, was er ergriffen, was sich ihm dargestellt hat bemächtigt, ist es kein Reales, für sich Bestehendes, vom Denken Unabhängiges mehr. Es hat die Natur des Gedankens angenommen [ist ideal geworden] und hat nun mit ihm gleiche Schicksale. Es kommt und verschwindet mit dem Gedanken, schrumpft mit ihm in der Synthese in ein leeres Nichts zusammen, und tritt in der Analyse, mit neuen Verhältnissen bereichert, wieder hervor.

Alles Denken ist ein Denken eines Etwas. Aber dieses Etwas ist nicht das Reale. Es ist sein Nachbild, sein Widerschein, eine nähere oder entferntere Beziehung desselben. Das was darin dem Realen angehört ist Gedanke geworden. Jeder Gedanke ist sein eigner Gegenstand, und wird nur durch seine doppelte Beziehung, auf das

Reale

Reale nämlich und auf das Denken, von sich selbst unterschieden. Das Denken denkt nur sich selbst an einem andern, und wird sich zu einem Etwas, als Gedachtem, indem es sich durch dieses andre als Product sich selbst als Producirendem entgegensetzt. Auch die Analyse, die das Eine wieder in sein Mannichfaltiges auflöst, gelangt nie zum Realen selbst. Als Reales ist es nun einmal in der Synthese, von der sie ausgeht vernichtet; nur seinem Schatten geht sie nach, entwickelt ins Unendliche nur den Gedanken. Jeder Gegenstand, auf den sie stößt ist in sofern ein von ihr selbst geschaffener; was sie findet, findet sie im Begriffe. Könnte sie je von oben herab auf den Punct zurück kommen, wo die Synthese anfing: so würde sie doch das Reale nur als ein Gedachtes da antreffen. Es hat schlechterdings seinen wahren Charakter, als Reales, verloren, da es durch die Synthese in ein Gedanken-Object verwandelt wurde. Vom Realen zeigt sich der Weg zum Begriffe von selbst, aber aus dem Begriffe ist jede Rückkehr zum Realen verschlossen; es sey denn, daß er wieder von neuem bey ihm anfange. Eben das ist die Würde des Gedankens, daß er sich von allem losreißt, was seine freye Entwickelung hemmen würde, alles, was er anderswoher aufnimmt in seine eigne Natur verwandelt, und auch in seiner Abhängigkeit noch frey und selbstständig seinen Weg geht.

Anm.

Anm. Hieraus läßt ſich ſchon vorläufig beurtheilen, ob es der Philoſophie je gelingen könne, durch bloßes Denken ein Reales zu finden, das nicht allein ihr, ſondern auch dem Menſchen genüge, der das Wirkliche in ſeiner unmittelbaren Darſtellung ergriffen und erkannt hat. Was ſie findet wird immer ihr eignes Product, ein durch Denken dem Denken Gleichgeſetztes ſeyn. Sie hört auf, ſich ſelbſt zu verſtehen, ſo bald ſie es übernimmt, aus ſich ſelbſt zum an ſich Wirklichen zu gelangen. Aber eben ſo wenig verſtehen ſich die, die es ihr auch nur anſinnen, um mit ihrem Skepticismus zu brilliren. Als Philoſophie hat ſie alles gethan, was man von ihr fordern konnte, wenn ſie denkend das wiederfand, aus dem ſie ſich denkend verloren hatte. Wer nach einem andern als einem gedachten Grunde noch widerſpricht ſich. Alles Begründen iſt Gleichſetzen in Gedanken.

7.

Der Gedanke iſt Form, Schatten des Wirklichen. Die Beziehung deſſen, was in ihm zuſammen ſtimmt auf das Mannichfaltige auſſer dem Denken, die Vereinigung des Idealen in ihm mit dem Realen iſt unbegreiflich, ein urſprüngliches Factum bey dem alles Erklären aufhört, und das, wie das Reale ſelbſt, unmittelbar ergriffen wird.

Anm. Bouterweck läugnet, daß die Philoſophie mit einem Factum anfangen dürfe. Dagegen iſt nichts einzuwenden, wenn man den bloßen Gedanken eines Seyns (denn nie kann doch wol das Seyn für etwas anders gelten als für einen Gedanken, Begriff, abſtrahirt

strahirt vom Gefühle des Realen im unmittelbar Ergriffenen, eine höhere Realität beymißt, als einem Factum. Dann mag man aber auch getrost erwarten, daß sich die Philosophie zuletzt in lauter Gedanken, in einen Idealismus verliere, der um so viel gefährlicher ist, je weniger er sich selbst dafür erkennt. Und das wollte ja Jacobi durch seine Apodictik verhüten. Es würde diesem geistreichen Manne gewiß gelungen seyn, wenn ihn nicht das Mißverstehen des Denkens im Satze des Grundes von der rechten Spur abgeleitet hätte.

Das Reale zu erklären, in seinen mannichfaltigen Erscheinungen sich selbst gleich zu setzen, ist die Tendenz des Gedankens. Er löset die Gestalt davon ab, verwandelt sie in sein eignes Wesen, und läßt sie aus diesem von neuem hervorgehen. Nur die Beziehungen des Realen, nur das, worin und wodurch es ein Ganzes ist, zu sich selbst und andern in Verhältniß steht, umfaßt der Begriff. Sein inneres Leben, seine verborgene Kraft, das worin und wodurch es ein Reales ist, und für das Denken die ursprüngliche Quelle befriedigender Wahrheit wird, erreicht der Begriff nie.

Bey allen Erklärungen, wenn sie auch den Gegenstand so weit erschöpft haben, als es die Natur des Denkens gestattet, fühlen wir das Mangelhafte das Unerschöpfende. Dem Denken sind sie genug, aber der Mensch

bleibt

bleibt unbefriedigt. Die höchste Klarheit der Darstellung in Begriffen dient nur dazu, die Sehnsucht nach dem Wahren und Wirklichen, nach dem, was sich selbst mittheilen, uns sein Wesen aufschließen muß, noch mehr aufzuregen, und es uns fühlbar zu machen, daß sie das, was ist, was in seinem Seyn aufgefaßt wird nicht erreichen, daß das Reale im Idealen nie ganz vollendet werde. Jeder Versuch den Schleier aufzudecken, der dem Verstande das Innere der Dinge verhüllt, wird an sich selbst zu Schanden. Was dem Verstande enthüllt ist, ist eben darum nur ein Verstandenes, ein Inbegriff von Beziehungen ins Unendliche. Das sich Beziehende wird entweder vernichtet, oder es flüchtet sich, um ein Reales zu bleiben, hinter einen neuen Schleier.

Nur im unmittelbaren Gefühle ist das Wirkliche enthalten, liegt es allem Denken zum Grunde. Das Denken abstrahirt davon ins Unendliche, und selbst der erste Anfang des Denkens, wo es dem Realen noch am nächsten liegt, ist schon Abstraction. Je mehr sich das Denken der absoluten Einfachheit, als seinem höchsten Standpuncte, nähert: desto weniger läßt sich vom Realen in ihm wieder erkennen; desto mehr verschwindet die Natur in eine leere, selbstgeschaffene Gedankenwelt. Selbst das, was die Logik einen individuellen Begriff nennt, stellt das

Reale selbst nicht dar, nur die Beziehungen, vermittels welcher der Gegenstand in seinen Theilen zusammenhängt, ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, das Band, wodurch das Getrennte zu Einem verknüpft ist. Wie viel mehr wird dies bey allgemeinen Begriffen, die nur das Gemeinschaftliche mehrerer Vorstellungen befassen, der Fall seyn! Wie viele wahre Real-Definitionen sollten wir wol, ausser den Fällen, wo wir einen Begriff selbst willkührlich erzeugt haben, besitzen?

Man versuche es nur, z. B. dasjenige was wir Kraft nennen zu erklären. Es fällt mit dem, was im Sprachgebrauche Ursache heißt zusammen, ist dasjenige an ihr, was die Wirkung hervorbringt. Aber dadurch ist ihr Wesen noch gar nicht begriffen. Die Ursache selbst muß erklärt, in Begriffe aufgelöst werden. Das, was in allen Fällen, wo wir diesen Begriff anwenden vorkommt, ist die gleichförmige, stäts wiederkehrende Aufeinanderfolge, wornach wir erwarten, daß wo A ist auch B erscheinen werde. Ereignen sich nun solche Fälle, wo A nicht ganz, sondern nur sein Theil a dem B voran ging, so ist in der Ursache A die wirkende Kraft a. Daß wir uns einen verknüpfenden Zusammenhang zwischen a und B, eine reale Vermittelung, ein Werden, ein Gewirktseyn des einen durch das andre denken, wodurch noch mehr gesagt

werden

werden sollte, als daß a und B unter dem Gesetze der nothwendigen Aufeinanderfolge stehen, weil einmal Aufeinanderfolge überhaupt gedacht werden muß, um in die verschwindende Zeit eine bleibende Einheit zu bringen, ist eine bloße Täuschung, entsprungen, eines Theiles, aus dem Bedürfnisse der Einheit für den transscendentalen Verstand, andern Theils aus der öftern Wiederhohlung des Verknüpfens.

Hiermit ist unstreitig die Kraft überhaupt in Begriffen so vollständig erklärt, als sie sich in Begriffen erklären läßt, das, was an ihr durch Denken, Auffassen und Gleichsetzen mit einem Dritten verdeutlicht werden kann, dargestellt. Aber wird das gemeine Bewußtseyn sich damit begnügen? Wird es sich das natürliche Gefühl andemonstriren lassen, daß ihm diese Erklärung das gebe, was in seiner eignen Kraft enthalten ist, daß das Reale, was es in jeder Kraftäußerung anerkennt, das lebendige Fortgehen von einen zum andern nichts als Täuschung, leerer Gedanke sey? Wird es nicht dem Erklärenden, diejenige Kraft, wodurch er erklärt entgegen stellen, und dadurch, daß es ihm ansinnt, nun auch dasjenige, was in ihm erklärt für ein bloß durch Täuschung Gesetztes zu halten, seine mächtige Kunst zu Boden schlagen?

Die Wahrheit iſt, wir können das Wirken, das Hervorgehen, das Erzeugtwerden, das Verwandeln in der Natur, die Verklärung oder Verdunkelung der einen Geſtalt in die andre nicht erklären: weil es eben das Reale iſt, deſſen Natur in ſeiner Individualität, in der Unmöglichkeit deſſen, worauf alle Erklärung beruht, des Gleichgeſetztwerdens mit einem andern beſteht. Daß wir es für eine verworrene Vorſtellung der bloßen Aufeinanderfolge ausgeben, geſchieht nach einer bekannten Maxime des Verſtandes, die nothwendig aus der Natur des Denkens hervorgehende Lücke im Erklären mit einem täuſchenden Scheine zu bedecken.

Daſſelbe ließe ſich an mehrerern andern Beyſpielen zeigen. Doch dieſes Eine mag genug ſeyn.

9.

Das Reale iſt dem Geiſte im Ergreifen unmittelbar gegenwärtig. Er gelangt nicht zu ihm aus der Vorſtellung und durch die Vorſtellung, als zu einem derſelben zum Grunde liegendem, vermittels eines Schluſſes. Dann wäre es in der That nur ein ſcheinbar Reales, ein wahrhaft Ideales in der Form des Realen, ein ſelbſtgeſchaffenes Product des Begriffs, nur im Begriffe und für den Begriff vorhanden.

Wen

6.

Vom Realen gelangt der Menſch zur Vorſtellung, und lernt ſie von jenem unterſcheiden. Aus der Sache entſteht ihr Bild, aus dem Körper ſein Schatten. Aus dem Bilde läßt ſich, durch Gleichſetzen, die Sache, aus dem Schatten der Körper nur in ſo fern erſchließen, in wie fern jene im Bilde, dieſer im Schatten enthalten, alſo Bild und Schatten ſelbſt iſt, mit Negation alles Realen. Indem wir das Reale aus der Vorſtellung zu demonſtriren ſuchen, haben wir noch immer diejenigen Beſtandtheile, von denen wir abſtrahirten, in Beziehung auf die geſetzten vor Augen, und können ſie durch Analyſe wieder ſetzen. Daher entſteht die Einbildung, als ob wir das Reale, durch die Analyſe demonſtrirt hätten; da wir doch nur, durch das Bild, das Bild vom Bilde demonſtrirten.

Vom Realen geht der Menſch aus Es iſt ihm da, ehe er es als Vorſtellung anerkennt und unterſcheidet. Es ſtellt ſich ihm dar, als ein von ihm ſelbſt Verſchiedenes und ohne all ſein Denken Vorhandenes. Er ergreift es als ein Objectives, vor aller Vorſtellung, im Glauben, der daher das Element alles Wiſſens, das einzig reale Prinzip iſt, von welchem aus die Vernunft das Wirkliche in bloße Geſtalt ins Unendliche verwandelt.

Das Reale ergreift der Mensch mit unmittelbarer, und eben darum höchster Gewißheit, die in den Ausdruck niedergelegt ist, es ist schlechthin. Er bezeichnet es als ein Seyn, das aller Nothwendigkeit in der Erfahrung und im Denken zum Grunde liegt, als ein Absolutes. In seinem Ergreifen ist es mit der Vorstellung eins, aber darum nichts weniger als subjectiv. Es ist weder subjectiv noch objectiv, sondern ein Reales, die Quelle aller abgeleiteten Subjectivität und Objectivität [die ursprüngliche ist im Gegensatze des Denkens und Ergreifens ausgedrückt, und in Ansehung dieser muß es allerdings objectiv genannt werden] die für ihn erst durch einen Act des Denkens, den er noch daran vornehmen soll — und nur in diesem Denken für dieses Denken entstehen. Im Ergreifen, wo dieser Act noch nicht vorgenommen ist, ist beydes ohne Bedeutung. Es wird aber darum nicht als Vorstellung ergriffen, sondern als ein sich Darstellendes, ein Gegenüberstehendes, das sich nicht durch Vorstellung finden, wovon sich aber hinterher die Vorstellung ablösen läßt.

Anm. 1. Das Seyn, als Seyn ist nur ein Gedanke, Bild, Form dessen, was im Ergreifen selbst als Realität vorhanden ist. Eine Philosophie die von keinem andern weiß als von einem Seyn, hat als Philosophie geleistet, was sie konnte, aber sie hat den Menschen nicht befriedigt, der verlangt noch

etwas,

etwas, was keine Philoſophie erreicht, wovon ſie als einem in ſich Gewiſſen ausgehen muß. Sie iſt Idealismus, wie alle Philoſophie, die es nur mit Gedanken zu thun hat [und vielleicht dann nicht einmal der conſequenteſte, gewiß kein ſolcher, der die Analyſe da anfängt, wo die Syntheſe das höchſte für ſie Mögliche erreicht hat]. Bouterwek wollte unſtreitig auf das Reale, das die Philoſophie, als von ihr ſelbſt unabhängig, anerkennen muß aufmerkſam machen. Daß allein die Zweydeutigkeit, worin er den logiſchen Grund befangen ließ, ihm die wahre Natur dieſes Realen, der er ſo nahe ſtand, verbarg, iſt ſchon oben bemerkt.

Anm. 2. Das Abſolute kann in einer zweyfachen Rückſicht genommen werden; Ein Mal als das Reale, und dann wird es von der Philoſophie vorausgeſetzt; dann aber auch als der höchſte Gedanke, den die Philoſophie denkend erreicht. Forſche man nach dem erſtern: ſo ſteht man noch auſſerhalb des eigenthümlichen Gebietes der Philoſophie. Man will nichts durch Denken finden; man will ſich nur in ſeinem Denken ſelbſt verſtehen, um ſich nicht nachher, beym wirklichen Philoſophiren, aus ſich ſelbſt und aus der Welt hinaus zu raiſonniren. Dies iſt der Standpunct dieſer Schrift. Forſcht man nach dem letztern: ſo muß man ſchon wiſſen, in welchem Gehalte das ſeyn werde, was man zu finden hoffen könne. Dann iſt aber das Abſolute nicht das Seyn, ſondern das Denken, das ſich ſelbſt denkt, und mithin das Seyn, als beſondern Gedanken, involvirt.

Aber das Ergreifen, an ſich eine einzige und untheilbare Handlung, die Vereinigung

gung des Realen und des Geistes hat mehrere Modi [Sinne] von denen die vornehmsten Sehen und Fühlen heissen. Dadurch, daß wir diese denkend unterscheiden und auf einander beziehen entsteht die erste Unterscheidung des Subjectiven und Objectiven, der Vorstellung und des Realen. Nur das, was sich in diesen beyden Sinnen zugleich offenbart ist ein Reales. [Ob dasselbe von allen Sinnen und vom Ergreifen überhaupt abgesehen noch etwas sey, ist eine Frage, die selbst schon ins Idealische hinausgeht, die im Grunde nur nach einem Begriffe fragt, welchen zu denken uns unsre Natur nöthigt]. Nie geht der Mensch aus dem Begreifen realiter hinaus, was er ausser demselben verlangt, verlangt er nur denkend. [Ein solches kann daher auch keine andre als logische Wahrheit haben]. Die Realität des in einem Sinne Dargestellten wird erkannt in dem, was im andern dargestellt, auf dasselbe bezogen und mit ihm identisch gefunden wird. Das eine wird durch das andre fest gemacht, darauf als auf seinen Gegenstand zurück geführt. Was gesehen aber nicht gefühlt wird ist Traum. Eben so auch umgekehrt. In der Vereinigung des Sehens und Fühlens, und, wo es möglich ist, auch der übrigen Modificationen des Ergreifens ist alle objective Wahrheit – das Wirkliche, wovon wir die Vorstellung beliebig absondern und sie nachher wieder darauf beziehen können.

So

So ist es in allen Aeußerungen des gesunden Verstandes, um sich von der Objectivität einer Gesichtsvorstellung zu überzeugen, sucht man sie auf ein Gefühl zu reduciren – und umgekehrt; so ist es mit den übrigen Sinnen, von denen hier nur diejenigen angeführt sind, in denen das Eigenthümliche des Ergreifens am vollständigsten enthalten ist und ohne welche überall kein Reales erkannt wird. Wenn aber Philosophen durch ein sonderbares Quid pro Quo, sich gegen andre dieser Insinuation bedienten, um dadurch mehr als den Unterschied der Philosophie, die in Gedanken zu Stande kommt, und deren Resultate auch nur für den Gedanken Werth haben von dem Realen, das sie denkend einwickelt und auflöst, aufzudecken, um eine Philosophie, die den Ursprung der Erfahrung aus der Construction des Bewußtseyns erklärt, damit zu Schanden zu machen: so war dieses doch wol ein Verfahren, das eines Philosophen höchst unwürdig genannt zu werden verdient. Nur auf dem Standpuncte des Realen wird das Anschauen durch das Fühlen bestätigt. Aber auf dem Standpuncte der Philosophie, die in Begriffen fortgeht, wird beydes Begriffen unterworfen und nach seiner Realität in Begriffen gewürdigt.

Auf dem Standpuncte des Ergreifens ist das Gefühl, als Bedingung und Ausdruck

des

des Lebens, nothwendig das Erſte. Wer ſich feſt auf dieſem Standpuncte erhält, dem iſt das Sehen im Ergreifen das Subjective, das Fühlen das Objective. Aber nur ſo fern er denkend unterſcheidet. Im Ergreifen an und für ſich iſt das Reale beydes im Sehen und Fühlen gegenwärtig und dem denkenden Geiſte als Object vorgehalten.

10.

Das Erſte, was ſich dem Menſchen im Ergreifen darſtellt iſt ein Inbegriff mannichfaltiger, nach verſchiedenen Rückſichten verknüpfter Erſcheinungen, die in dieſer Mannichfaltigkeit und Verknüpfung nicht ergriffen — aber hinterher durch Denken begriffen werden, und dann ein Ganzes — Natur — ausmachen Das Ergreifen in dieſer Rückſicht iſt Erfahrung. Die Natur offenbart ſich mir in der Erfahrung. So wie ich ſie ergreife iſt ſie für mich. Alles was die Erfahrung mir zeigt hat diejenige Realität, die ich nur immer erreichen kann, die mir eben darum auch unmittelbar durch ſich ſelbſt gewiß iſt. Durch das Gefühl weckt ſie meinen ſchlafenden Sinn; ich ſchließe meine Augen auf und ſehe Gegenſtände, von denen ich glaube, daß ſie ſind, wie ich bin, weil ich ſie ergreife, wie ich mich ſelbſt ergreife. Ihr Daſeyn iſt mir gegeben, wie mir mein Daſeyn gegeben iſt. Beyde

ſind

sind mit mir Eins geworden, indem ich sie ergriffen habe.

Alles was ich ergreife, das ergreife ich als ein äußerlich oder innerlich Ausgedehntes. Dadurch entsteht mir eine doppelte Welt, eine äußere und innere; wovon die erste äußerlich und innerlich zugleich ausgedehnt — in Raum und Zeit — die andre bloß innerlich ausgedehnt — in der Zeit, — die erste fremde, die andre meine Natur ist. Raum und Zeit sind bleibende Formen aller Natur, die auf dem gegenwärtigen Standpuncte für mich dieselbe Realität haben, wie das, was sich in ihnen bewegt. Ich ergreife den äussern Gegenstand als Gestalt, den innern als Veränderung, und weiß so gewiß, daß das was ich um mich her ergreife ausser einander ist, daß der Gedanke, dessen ich mich in mir selbst bemächtige, fortschreitet, auf einen andern folgt und einem dritten vorher geht, als ich weiß, daß ich etwas, was nicht ich selbst bin, und einen Gedanken überhaupt ergreife.

Ich ergreife die äussere Welt aber nicht bloß als ein Mannichfaltiges in Raum und Zeit, ich ergreife sie auch als etwas in Raum und Zeit Verknüpftes, dessen Verknüpfung ich aber nur erst nachher denkend inne werden kann. Ich entdecke ausser dem, was ich in dem Gegenstande Identisches finde,

noch neue, in der Natur des Raumes und der Zeit ausgedrückte Beziehungen des Mannichfaltigen auf einander, die für mich, wenn ich sie einmal denkend werde gefunden haben, Gesetze der Natur, Verhältnisse derselben zur Einheit sind, an denen sich mein synthetisches Vermögen äussern kann Tausend Gestalten entstehen und vergehen vor mir. Ich ergreife sie — und im Ergreifen haben sie sich schon verloren. Ich ergreife sie im Laufe der Erfahrung wieder, wo sie mir begegnen — und sehe sie von neuem dahin sterben, von neuem ihr Wesen verwandeln, und in andern Formen auftreten. Gleichwol ergreife ich in diesem Wandel eine bestimmte Ordnung, einen gleichförmigen Gang der Natur, neben einander ablaufende und in einander eingreifende Reihen, stäts wiederkehrende Regeln, wodurch es mir möglich wird, mehrere verschiedene Zustände in Einen Begriff zu verknüpfen, bey allem Verschwindenden zugleich ein Bleibendes, wodurch es festgehalten, und mit demselben in Eins zusammengefaßt werden kann, so daß auch das Vorübergehende für mich eine gewisse Selbstständigkeit und Wahrheit gewinne. Dadurch wird es mir möglich, die Natur einst aus sich selbst aufzuklären; aber eben dadurch ist sie auch ewig unveränderlichen Gesetzen unterworfen, die sich von der äussern über die innere ausdehnen. Die Welt in der ich lebe, ist mir eine Reihe wahrer,

ter, zusammenhängender, auf einander einwirkender Erscheinungen, wo das eine Glied nothwendig das andre bestimmt.

11.

Aber nicht alles Ergreifen, wodurch sich das Reale dem Menschen offenbart, ist Erfahrung. So wie er auf der einen Seite die Natur ergreift, ergreift er auf der andern etwas, das über alle Natur erhaben, ein in sich selbst begründetes Bestehen hat. Eben der Glaube, der ihn in die Welt der Sinne einführt, schließt ihm die höhere auf, die kein Sinn erreicht, die aber darum nicht weniger Realität hat, ja die ihm die einzig wahre, unter allem Wechsel der Natur unveränderliche, sein Wesen ausfüllende Realität darreicht. Er findet sich selbst in einem freyen Streben zum Bessern, in einem Triebe der Natur höheres Leben mitzutheilen, zu ihrer Veredlung zu wirken, ein namenloses Etwas, das ihm auf diesem Standpuncte, seiner Natur nach, unbekannt ist, aber mit ewiger Liebe sein Wesen durchdringt, in ihr auszudrücken, der seelenlosen Form lebendigen Geist einzuhauchen, den flüchtigen, immerfort wandelbaren Erscheinungen höhere Bedeutung zu ertheilen. Er findet sich als moralisches Wesen und sein Finden ist Ahndung des Unendlichen.

Der Glaube ſtellt ihn von dieſer Seite ſich ſelbſt dar — nicht als innere Natur — als etwas, das über alle innere und äußere Natur weit hinaus reicht, ſich in jeder Hinſicht über ſie erhebt, als freye Kraft, die auf eine gewiſſe, in ihr ſelbſt begründete Weiſe zu wirken, und durch dieſes Wirken ſich ſelbſt zu befriedigen ſtrebt, deren Streben ins Unendliche geht und die darum die Verheiſſung ihres unendlichen Daſeyns in ſich trägt, die unbekümmert um den Wechſel der Dinge, um das Hingehen und Wiederkommen, das Leben und Sterben in der Natur, auf ihrer eignen Selbſtſtändigkeit ruht, und ſich nur in ſo fern für die Natur intereſſirt, als ſie in ihr dasjenige ausdrücken kann, deſſen wahres Weſen aus ihr ſelbſt allein hervorgeht.

In demſelben Glauben, in dem ſich der Menſch als freyes und moraliſches Weſen ergreift, bemächtigt er ſich auch zugleich eines von ihm verſchiedenen Weſens, von dem dieſe Kraft ausgeht und zu dem ſie hinſtrebt, des Unendlichen, der dieſes Strebens Inhalt und ewiger Gegenſtand iſt, der dieſes Streben aufrecht hält und mit der Natur zuſammenknüpft, eines Weſens, in dem ſein doppeltes Seyn, in der Natur und über ihr in Eine Harmonie zuſammenfließt. Der Zug zum Vortreflichen der mit Gewalt ſein ganzes Weſen beherrſcht, reißt ihn hin auf

den

den Einen und ewig Vortreflichen, der mit seiner sittlichen Majestät alles erfüllt, in dem alles realisirt, vollendete, höchste Wirklichkeit ist.

So wie der Mensch alles Reale unmittelbar im Gefühl ergreift: so offenbaren sich ihm auch Freyheit, Gott und Unsterblichkeit im Gefühl. Achtung, Ehrfurcht ist sein herrlicher Name. Durch die Achtung die ihn erfüllt, wenn er sich auf eine gewisse Weise handelnd findet, wird er seiner freyen Thätigkeit, und seines Vermögens, durch eine gewisse Bestimmung derselben Würde zu erhalten inne. So oft er sie ganz fühlt, vergißt er alles, was ihn sonst noch beschäftigen, sonst noch sein Interesse fesseln möchte, und findet in sich selbst neues, ewiges Leben. Wenn er bey diesem Gefühle länger verweilt, sich in dasselbe vertieft, sich hingibt seinem Genusse, steigt es zur Ehrfurcht, zur Bewundrung, zur Anbetung — er denkt nichts, er weiß nichts, als daß Er sey, der höchst Vortrefliche, den keine Zunge ausspricht. Der Ewige und Allgenugsame, der Namenlose ist seiner Natur gegenwärtig durch das wodurch er ihr allein gegenwärtig seyn kann, durchs Gefühl, durch ein Gefühl das die stärkste Verheissung, das gewisseste Siegel des Wirklichen ist. Die Ehrfurcht, die ihn durchdringt, stellt ihm Gott dar, aber er begreift ihn noch nicht — er ist ihm der große

Un-

Unbekannte, den nur sein Herz versteht, weil es voll von ihm ist. Die Handlung in der er sich selbst achtet, ist ihm Widerschein des Heiligen — in dem was er Gutes wirkt schaut er sein Bild an.

Das Reich der Freyheit und der sittlichen Wahrheit erreicht kein Sinn. Es finden sich hier die Modi nicht, in denen die Natur ergriffen wird. Denn darin besteht des Höhern Charakter, daß es erhaben ist über allen Sinn. Auch das Gefühl ist hier kein Sinn. Es ist das Organ des geistigen lebens, das Ergreifen in seiner Totalität. Es ist mit seinem Gegenstande ganz und ungetheilt dem Geiste gegenwärtig, es ist Darstellung der bessern Welt im Streben zu ihr hin. — Es findet daher hier auch das Verhältniß nicht statt, wodurch im Ergreifen der Natur Vorstellung und Object von einander geschieden und auf einander bezogen werden. Es ist sich überall selbst gleich — Erhebung des Menschen vom Endlichen zum Unendlichen — weder von Natur, noch durch Kunst in Subject und Object getheilt, sondern durchaus real. Ließen sich hier Vorstellung und Gegenstand scheiden: so müßte es ein Sinnliches werden, also seine wahre Natur verlieren.

Aber nichts desto weniger ist dieser Glaube über alles gewiß, das allein durch

sich

sich selbst Gewisse. Das Streben fühlt sich selbst als ein ewiges und in sich den, von dem es aus, und zu dem es hinstrebt. Der Mensch findet sich in Gott, als Trieb seiner Natur sich in das Wesen der Gottheit zu verklären. Man ist zu sehr gewohnt das Reale aus der Vorstellung heraus, und als das, ihr, als Vorstellung, Entgegengesetzte zu erklären. Bey dieser Denkart wird man den moralischen Glauben immer höchst subjectiv finden. Wer vom Realen ausgehen und nachher die Vorstellung davon ablösen kann, dem muß dieser Glaube durchaus objectiv seyn, weil hier die Modificationen des Ergreifens wegfallen, wodurch das Subjective dem Objectiven erst zugesellt wird.

Anm. Im Gefühle des freyen Strebens sind Gott und Unsterblichkeit unmittelbar gewiß. Man könnte sagen, wir schauen die letztere im erstern an, wenn diesem Ausdrucke nicht mehrere, hier gar nicht anwendbare, und zur Schwärmerey führende Nebenbegriffe anklebten, wie, z. B. von einem Afficirtwerden, wovon doch hier gar die Rede nicht seyn kann. Man ist zu sehr gewohnt, den Unterschied des Realen und der Vorstellung als ursprünglich durch die Natur selbst gegeben anzusehen, und kann sich das erstere nicht denken, ohne in wie fern es der letztern entgegen steht. Ihre ursprüngliche Vereinigung, worin sie, Vorstellung und Realität zugleich, als das Objective, dem Denken, als dem Subjectiven, entgegen stehen übersah man, gewohnt, das Subjective, als ein Abgeleitetes, immer nur im Vorstellen [nicht im Denken] zu suchen.

Anders konnte es auch nicht seyn, weil man das Denken selbst in Beziehung auf seinen Wehrt im Philosophiren nicht erforscht hatte. In der neuesten Reinholdischen Darstellung [s. dessen Paradoxieen der neuesten Philosophie und Sendschreiben an Lavater und Fichte] des ursprünglichen Glaubens vermißt man die Reinheit des wahrhaft Ursprünglichen, die dieser helle Kopf gewiß gedacht, aber nicht ausgedrückt hat. Daher die Mißverständnisse, die ihm den Vorwurf eines unverständlichen Mysticismus zuzogen, als ob er diesen Glauben durch unmittelbare Affection entstehen lasse, die doch hier, da sie erst nachher durch Denken erfunden wird, schlechterdings nicht in Betracht kommen kann. Das überzeugende Moment in diesem Glauben ist das Gefühl der Achtung und Ehrfurcht, gleich dem Gefühl des Realen in der Natur. Daß dieses Gefühl, in seiner überzeugenden Kraft nicht jedem Menschen gegenwärtig sey, rührt her von der allenthalben tief eingewurzelten Maxime, die Religion bloß als Theorie zu behandeln. Man hat sich gewöhnt, nichts mehr anzunehmen, als was man entweder demonstriren, oder wofür man eine beglaubigte Autorität aufweisen kann, und dadurch den Sinn für die Ueberzeugung von dem in sich Wahren und Wirklichen verloren.

Wer mir hier etwa, nach einer, von den alten Sophisten herstammenden, nachher durch die Scholastiker weiter ausgebildeten, und in unserm Zeitalter wieder in Gang gebrachten Methode, annehmen wollte, nachzuweisen, zu welcher der bekannten Arten überzeugender Erkenntniß dieser Glaube gehöre, oder einwerfen, Gefühle seyen bloß subjectiv, dem würde ich, in Beziehung auf das Erstere, den Beweis abfordern, daß die objective Ueberzeugung

zeugung bisher hinreichend erklärt, und in ihre verschiedenen Arten vollständig eingetheilt sey; in Beziehung auf das andere würde ich ihn fragen, warum er denn selbst denjenigen, der eine gewisse Gesichtsanschauung bezweifelt, an das Gefühl verweise. Ist der Glaube kein erdichteter, und daß er dies sey, kann eben so wenig bewiesen werden, als daß die Natur bloß erdichtet sey, weil alle Beweise dafür Producte des Denkens, mithin ideal sind: dann ist seine Realität hinlänglich verbürgt. Unsre bisherige Schulsprache hat für denjenigen Zustand, der in diesem Glauben enthalten ist noch kein Wort, weil sich der Mensch über dem Denken und Begreifen so bald aus demselben heraus verliert. Ahndung dürfte ihn noch am treffendsten bezeichnen, ob sie gleich das volle Gefühl der Gewißheit nicht ausspricht.

12.

Die Welt, in der der Mensch sich findet, und die sich ihm in jedem Momente seines Lebens enthüllt, ist eine doppelte, eine sinnliche und übersinnliche. Beyden gehört er an, der ersten durch sein Seyn in der Endlichkeit, der andern durch sein Streben zum Unendlichen. Zwischen beyden ist er vermittelndes Glied. Indem er sich von der einen zur andern erhebt, stellt er die eine in der andern dar, bildet er seinem beschränkten Seyn die Form des unendlich Vortrefflichen an. Sich aus der höhern in der niedern zu orientiren, den Werth seines Daseyns in der letztern nach dem zu messen, was

er aus der erstern in sie hinüber gezogen hat, ist wahre Enthüllung seines menschlichen Lebens. Sein eigenthümliches Wesen ist moralische Kraft, diese weiset ihn abwärts hin auf die Welt, als Sphäre seines Wirkens, aufwärts auf Gott und Ewigkeit, als die einzigen Gegenstände ihres Strebens. So steht fest eine doppelte Beziehung des Glaubens; nach der einen ist er Natur: nach der andern moralischer Glaube. Beyde haben an sich gleiche Ueberzeugungskraft, die sich nur mit dem allmähligen Verschwinden der Freyheit im lasterhaften vom letztern ganz abzieht, und sich auf den erstern desto fester beschränkt. Daß der Mensch für die Gegenstände des moralischen Glaubens sinnliche Evidenz fordert, ist ein Beweis, wie sehr er sich von seiner wahren Natur verloren habe.

Bey dem allem ist nicht zu vergessen, daß im bloßen Ergreifen noch kein Begriff von Gott und Unsterblichkeit vorkomme, eben so wenig wie von einer Einheit der Natur — bloß ein Gefühl der Realität dessen, was die moralische Kraft im Einzelnen als vortrefflich anstrebt, als einer unendlichen. Die weitere Aufklärung kommt vom denkenden Verstande.

13.

Die Erfahrung, in der sich dem Menschen das Reale zuvörderst als äußere und innere Welt offenbart, worin er die Natur unmittelbar ergreift, ist der erste Gegenstand des Denkens. In ihrem Gebiete erhebt sich der Gedanke, sie zu verstehen, zu ergründen, ihr Verschiedenartiges in seinem Zusammenhange und in seiner Einheit darzustellen.

Denkend will der Mensch die Erfahrung **verstehen**. Er versteht aber das was er einer vorhergehenden Erfahrung gleich setzen kann. Seine erste Frage, bey jedem Gegenstande, den ihm die Erfahrung darbeut lautet: was ist das, d. h., welchem, mir bekannten Gegenstande ist der vorhandene in den meisten und wesentlichsten Puncten gleich? Oder, welchen Begriff kann ich darauf anwenden, unter welches Verhältniß ihn setzen? Die Natur einer Erscheinung, welche mit keiner andern, auf irgend eine Weise zusammenhinge, keiner andern in irgend einem Stücke gleichgesetzt werde könnte, wäre durchaus unverständlich, absolute Negation für das Denken. In je mehreren Puncten sie aber mit andern zusammenfällt, desto verständlicher ist sie. Durch die Synthese entstehen auf dem Gebiete der Erfahrung allgemeine Begriffe von Geschlechtern, Gattungen und Arten, d i., Gedan-

fen, die das Eigenthümliche, worin mehrere Gegenstände sich gleich sind, enthalten, und also diese Gegenstände mittelbar mit umfassen. Durch die Subsumtion einer bestimmten Anschauung unter einen solchen Begriff wird sie erklärt. Vermittels des Begreifens gelangt der Mensch zum Verstehen.

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die die Natur ihm entgegen stellt, verstattet ihm nicht, bey Einem auszuruhen; sein Blick wird zerstreut, alles schwebt in chaotischer Verwirrung vor ihm vorüber. Er strebt nothwendig nach etwas, woran er sie festhalten, er sucht Gesichtspuncte, aus denen er sie übersehen, sich in ihrer Betrachtung orientiren könne. Das Gemeinschaftliche, was er an mehrerern Gegenständen entdeckt liefert ihm diese. Diejenigen, die er verglichen und unter einen Begriff befaßt hat, rechnet er zu einer Classe, und knüpft dann das Verschiedenartige mit mehr Klarheit und Bewußtseyn an das Gemeinschaftliche an.

Aber die niedern Classen unter einander enthalten noch des Heterogenen zu viel, als daß nicht von neuem das Bedürfniß entstehen sollte, sie unter höhere zusammen zu fassen, bis zum höchsten Möglichen. Zum vollkommnen Verstehen eines Gegenstandes würde erfordert, daß alle seine Beziehungen den Beziehungen andrer Gegenstände gleichgesetzt,

geſetzt, die daraus entſtandenen niedern Begriffe unter ihren höhern, bis zu demjenigen, über welchen es keinen höhern mehr gibt wieder gleichgeſetzt würden. Aber das iſt nur ein Ideal, dem der Denker nachſtrebt, mit dem Bewußtſeyn der Unmöglichkeit es je zu erreichen, weil dazu abſolute Identität der Natur mit ſich ſelbſt erfordert würde. Hieraus iſt einleuchtend, daß von einem Gegenſtande äußerſt wenig verſtanden ſey, ſowol, wenn er nur mit einem oder wenigen andern, die noch gar nicht zu Begriffen gebildet ſind, oder nur mit dem höhern Begriffe, mit Vorbeygehung des niedern, gleichgeſetzt iſt. Das Verſtehen in dieſem Sinne hat auch den logiſchen Beweis ſchon in ſich. Es iſt zugleich begründen. Siehe §. 5.

Indeß würde das bloße Auffinden und Zuſammenſetzen des an ſich Identiſchen in der Natur ein ſehr undankbares Geſchäft ſeyn, und höchſtens dazu dienen, durch allgemeine Begriffe die Ueberſicht der Natur zu erleichtern, wenn nicht dieſe Natur, durch gewiſſe, von ihr ſelbſt veranſtaltete Verknüpfungen des an ſich Verſchiedenartigen, vermittels des nothwendigen Beyſammenſeyns in Raum und Zeit, für die Syntheſe neue Geſichtspuncte entworfen hätte, die ihren Producten gehaltvollere Bedeutung ertheilen.

Alles Mannichfaltige der äußern Welt erscheint dem Menschen, indem es von ihm ergriffen wird, als Gestalt, in deren umrisse ihm ein Prinzip angegeben ist, wornach er das Verschiedenartige, auch ohne innere Identität, für den individuellen Begriff, als Theile zu einem Ganzen, vereinigt.

Eben so sind die verschiedenen Acte des Gefühls, durch den Gegenstand, der in ihnen ergriffen wird, begränzt, und für das Denken zu einem Ganzen bestimmt, ebenfalls ohne innere Identität, bloß durch ihr Zusammentreffen bey der Darstellung eines Gegenstandes in einer Zeitreihe.

Aber auch mehrere, für sich bestehende sinnliche Ganze sind schon durch die Natur in Raum und Zeit in reale Verknüpfung gebracht, die die Vernunft denkend anerkannt, und durch Vergleichung entdeckt, indem sie nämlich dasjenige, was sie in mehrerern findet, in einer solchen Verknüpfung gleichsetzt.

Das Wechselnde in Raum und Zeit steht in der Natur mit einem Bleibenden, wovon es bloße Modification ist, und woran es wechselt, in Verbindung. Dem denkenden Verstande liegt ob, durch Vergleichung der verschiedenen Combinationen, worin es gegeben ist, dasjenige auszumitteln, woran es sich stäts findet, worin es sein Bestehen

hat

ſat und ohne welches es nicht ſeyn würde, es damit durch Syntheſe in einen Begriff als Accidenz an der Subſtanz zu verknüpfen.

Dem Werdenden geht, nach einer Verknüpfung die ſchon im Ergreifen enthalten iſt, etwas in der Zeit vorher, woraus und wodurch es geworden iſt. Der denkende Verſtand ſucht hier wieder, durch Vergleichung mehrerer Fälle, die Einheit einer Regel zu erzeugen, zu einem beſtimmten Entſtehen das nothwendig und gleichförmig Vorhergehende, das ſtäts in der Zeit damit Verknüpfte aufzuſuchen, und es damit, durch Syntheſe, auf eine, zwar nicht durch logiſche Identität, aber eben ſo wie im vorhergehenden Falle, von der Natur in ihrem Ergreifen angewieſene und durch ſie gerechtfertigte Art, zuſammen zu faſſen. Der logiſche Grund verwandelt ſich, indem er auf eine Veränderung in der Zeit angewandt wird, in einen realen, oder nimmt vielmehr in ſeinen Begriff ein reales Verhältniß auf, das eine Folge in der Zeit ausdrückt. Syntheſe der Cauſſalität — Urſache und Wirkung.

So gewinnt das Geſchäft des Verſtandes gröſſere Ausbreitung und höhern Sinn. So entſteht eine Syntheſe in der Natur in der das Eine und Verſchiedene ausgedrückt,

die

die Analyse zugleich mit enthalten ist — Synthese zu einem Verhältnisse, da sonst die Analyse allein Verhältnisse darstellt.

Das Zusammentreffen mehrerer Reihen von Ursachen und Wirkungen in Einem gemeinschaftlichen Totalerfolg veranlaßt den Verstand zu einer neuen Synthese jener Reihen in diesem Erfolg, wo das Verhältniß der Vielheit zur Einheit dasjenige wird, was wir durch Mittel und Zweck ausdrücken, von denen, die erstern im letztern zusammenfließen. Der Begriff des Erfolgs wird als etwas angesehen, dessen intendirte Production selbst wieder Ursache jenes Zusammentreffens sey.

Anm. Nur durch willkührliches Hypostasiren des Denkens gelangt man, mit Barbili, eher zur Caussalität nach Zwecken als zu Naturursachen, erst vom Organismus zum Mechanismus. Aber was berechtigt zu diesem Hypostasiren?

Denkend erreicht der Mensch den Begriff von Zwecken in der Natur, als einer besondern Art von Caussalität, wodurch dem allgemeinen Gesetze des Werdens Richtung vorgezeichnet, nähere Bestimmung ertheilt ist. Ein Wohin und Wozu bestimmt die Reihe der Wirkungen, macht daß sie gerade eine solche und keine andere ist. Der Erfolg wird gedacht als etwas das in Gedanken schon vor jener

jener Reihe da geweſen, um deſſen willen die Reihe ſo ausfiel, wie ſie ausfiel. So entſteht dem Menſchen in der Betrachtung der Natur und dem Beſtreben, ſie zu verſtehen eine neue Einheit, wornach er verſchiedene Erſcheinungen als Darſtellung Eines Begriffs zuſammenfaßt. Er denkt in ihr eine Gewalt des Gedankens, die ſich des trägen Mechanismus bemächtigt, und ihn dem Verſtehen, näher aneignet — einen ordnenden Verſtand, als die Seele der wirkenden Kräfte und ſelbſt wirkende Kraft. Je nachdem die Zwecke die er in der Natur findet, mit gewiſſen innern, im Gefühle ausgedrückten Zuſtänden zuſammenſtimmen, und das Setzen ſolcher Zwecke ſelbſt ſich in einer gewiſſen Gemüthseigenſchaft, als ſeiner Einheit verliert, ſchreibt er dieſem Verſtande noch mehrere Eigenſchaften zu. Erſter Schrit zur Phyſikotheologie.

Anm. So weit und nicht weiter kann ſich der Menſch auf dieſem Standpuncte erheben, wenn er ſich nicht übereilen will. Der Begriff eines Gottes, wie ihn die vollendete Naturtheologie gibt, als einer Urſache der Welt, wird erſt auf einem höhern Standpuncte, der bald erklärt werden ſoll, gefunden.

Durch dieſe, von der Natur ſelbſt angedeuteten Operationen wird die Erfahrung [nicht als Erfahrung an ſich ſelbſt, ſondern in Anſehung ihrer Theile unter ſich] nicht bloß logiſch

logisch begriffen, sondern auch real begründet. Bleibt der Verstand, in Synthese und Analyse, bey den niedern Begriffen stehen, so ist das Product: aufgeklärte Erfahrung. Erhebt er sich zu den höhern: so entstehen Erfahrungswissenschaften — durch die Operation des unvermischten logischen Denkens Naturgeschichte der Körperwesen, in der äussern, Naturgeschichte des Geistes, in der innern Welt — durch die von der Natur angedeuteten besondern Beziehungen des Raumes und der Zeit auf die Einheit: Chemie, Naturlehre, Teleologie und Psychologie.

14.

Dasselbe Verfahren, das der Verstand denkend mit der äußern und innern Erfahrung beobachtet, beobachtet er auch an demjenigen Ergreifen, worin der Mensch seiner selbst, als übersinnlicher Natur, als freyer moralischer Kraft inne wird. Er faßt das Gefühl der Achtung, wodurch sich ihm, bey einzelnen Handlungen, sein freyes Streben zum Bessern offenbart mit denjenigen Bestimmungen der Handlungen, wovon es sich unzertrennlich zeigt in Einen Begriff, der ihm dann für diese Handlung zur Vorschrift wird. Aus der überwiegenden Gewalt, womit sich jenes Gefühl seinem Herzen aufdringt, und ihm in diesem Handeln seine Erhabenheit über alle Natur, sein selbstständiges

ges Seyn darstellt, entsteht in ihm ein Sollen derselben und jeder andern, die sich ihr durch dasjenige, woran das Gefühl geknüpft ist gleichsetzen läßt. Er vernimmt, indem er sein moralisches Wesen in seinen einzelnen Aeußerungen in Begriffe aufklärt, einen Befehl dessen, was schlechthin geschehen soll, woran seine Freyheit gebunden, worin ihre Unbestimmtheit fixirt ist. Das Gefühl in seinem Streben wird ihm durch den Begriff zum Gewissen, zum Gesetzgeber und Richter seines Thuns. Die Tendenz des Gewissens in der Natur ist Veredlung. Sein Gewissen aufzuklären, seine mannichfaltigen Aeußerungen in ihren niedern Graden gleichzusetzen, und durch einander zu bestimmen, ist ein Geschäft, das sich ihm noch auf diesem Standpuncte aufdringt.

Mit dem Gefühle seiner moralischen Kraft ereifft der Mensch zugleich Ahndung, Gefühl seines ewigen, von allem Wechsel der Natur unabhängigen und unwandelbaren Seyns. Auch dieses faßt er denkend in Begriff auf, stellt es im Zusammenhange mit jenem schon erklärten Gefühle dar, verständigt sich dasselbe aus dem Gewissen und leitet es aus dem Gewissen her. So entsteht ihm der nothwendige Gedanken von einer unaufhörlichen Fortdauer seiner sittlichen Handlungsfähigkeit, indem er das Gefühl seiner Selbstständigkeit, mit dem nun

ſchon zu einem Sollen, zu einem Gewiſſen aufgeklärten Streben, das in ſeinen Aeußerungen nie vollendet ſeyn kann, deſſen Weſen im Fordern ins Unendliche beſteht, gleich ſetzt. Im Gewiſſen liegt jederzeit ein Zuſtand der noch nicht iſt, aber noch ſeyn ſoll, und ſo gewiß ſeyn ſoll, als es ſich jetzt offenbart. Iſt die gegenwärtige Forderung erfüllt, ſo wird eine neue folgen, die für ihre Erfüllung einen neuen Moment der Zukunft in Anſpruch nimmt und verheißt und ſo ins Unbegränzte hinein. Der Menſch muß ſeyn, in jedem Puncte der Zukunft den er ſich denken kann, denn für jeden iſt ihm etwas aufgetragen durch das, was über ſein Leben Gewalt hat. Durch das Gewiſſen, dem er ſich gleich findet iſt er ſchon in alle Zukunft verſetzt, ehe er es iſt, er lebt in ihr, wie er im gegenwärtigen Augenblicke lebt, indem er ihre Befehle vernimmt. Denkend ergreift der Menſch ſeine unendliche Wirkſamkeit im Gewiſſen als dasjenige, was er unmittelbar im Gefühle der Selbſtſtändigkeit ergriffen hatte. Er findet Identität ſeiner moraliſchen Kraft und ſeines unwandelbaren Beſtehens, als Identität des Gewiſſens und einer ewigen Fortdauer ſeines Weſens im ſittlichen Handeln.

In Gedanken will der Menſch den ganzen Inhalt ſeines moraliſchen Gefühls erklären, d. h., ihn in demſelben gleichſetzen. Mit die-

diesem Gefühle und in ihm hat er sich eines Wesens bemächtigt, das diesem Gefühle Quelle und ewiger Gegenstand, in dem sein Streben realisirt, und von dem es selbst der Widerschein ist. Im bloßen Gefühle ist dieses Ergreifen Ahnden des in sich unendlich Vortrefflichen. Indem das Gefühl als Gewissen zum Begriffe wird, verwandelt sich auch dieses Wesen in einen Begriff, wird seine Offenbarung im Gewissen und sein Zusammenhang mit dem Gewissen im Gedanken dargestellt. Es erscheint als Ideal der Heiligkeit, in dem alle Forderungen des Gewissens schon vollendet sind, das durch das Gewissen Forderungen an uns richtet, und uns in unserm endlosen Fortwirken immer höher zu sich hinauf zieht, das Herz mit unendlicher Ehrfurcht gegen sich erfüllt, woraus die Achtung fließt, die ich meinem Gewissen beweise, und worin ich zuerst seine Befehle vernehme. Er ist in meinem Gewissen, weil ohne ihn dieses Gewissen all seine Bedeutung all seinen wirksamen Einfluß auf meinen Willen verliert. Ich finde ihn im Gewissen, weil mein Gewissen mich nothwendig auf eine höhere Kraft hinweist, die ihm seine Erhabenheit über die Natur und die Fähigkeit, seine Gebote auszuführen sichert, die es als Gewissen nicht hat. Mein Gewissen ist gleich einem Höhern, mit ihm ist ein Höheres gegeben, das eben darum selbst nicht mehr Gewissen, sondern

dern Quelle alles Gewissens, und aller freyen moralischen Kraft, Vermittler dessen ist, was durch das Gewissen in der Welt soll ausgeführt werden.

So wird mein ursprüngliches Ergreifen, durch den Begriff, aus der Unbestimmtheit des Gefühls herausgerissen und zu einem bestimmten Glauben an ein Gewissen, und in demselben, an dasjenige was ihm gleich ist, an Gott und Unsterblichkeit, an ewiges Daseyn und an einen Urheber des moralischen Wesens geführt. Hiermit faßt die Synthese dasjenige zusammen, was ihr bey der Aufklärung der Natur als eine nothwendige Einheit derselben erschien, die Wirksamkeit des Gedankens in derselben zu einem Zwecke, und der Glaube an Gott wird Glaube an den weisen Regierer der Dinge.

15.

So nahe indeß diese Begriffe, die der Mensch denkend auf dem niedrigsten Standpuncte erringt dem Realen liegen, so sind sie doch das Reale selbst nicht, sondern Gedanken, mithin in so fern ideal. Ich habe die Einheit der Natur zwar an ihr erzeugt, das Gewissen ist mir wie Gott und Unsterblichkeit aus einem unmittelbaren Ergreifen entstanden. Aber durch das Erzeugen, durch

die

die Syntheſe, bin ich über das Reale hinaus gegangen, habe es in ein Ideales verwandelt, und dadurch behalte ich dasjenige, wovon ich ausging, gleichfalls nur als Ideales. Die Natur, ſo fern ich ſie erklärt habe, die aufgeklärte Erfahrung, das Gewiſſen, die Idee von Gott und Unſterblichkeit beſitze ich nur als Gedanken. Wie erhält mir denn der Gedanke die Kraft des Realen ſelbſt, wie kann er das Reale vertreten? Allein durch die Majeſtät, womit ſich das Moraliſche im Gefühle ankündigt, durch das überwältigende Intereſſe, womit meine wahre Natur an ſeiner Wirkſamkeit hängt. Die freye, ſittliche Kraft kann nicht wirken, wenn ich ſie nicht aufkläre, wenn ich ſie nicht im Handeln ergreife, und mit dieſem Handeln in einen Begriff faſſe, wenn ich nicht alle Beziehungen, die in ihnen angedeutet liegen in einen Gedanken ſammle, und ihnen dadurch diejenige Bedeutung ertheile, ohne welche ſie für mich verloren wären, ich aufhören müßte moraliſches Weſen zu ſeyn. Die innere Kraft dringt ſich mir nothwendig auf als Gewiſſen, weil ſie nur als Gewiſſen in mir Tendenz zum Beſſern werden kann. Die Ahndung des Abſoluten und Unendlichen verwandelt ſich, durch innere Nothwendigkeit ihrer Natur, in mir zum Glauben an meine endloſe Fortdauer und an ein höchſtes Weſen, weil ich ohne das nie mit Liebe an der Ausführung der Befehle meines Gewiſſens ar-

beiten, sein Streben nicht mein Streben mit Bewußtseyn werden könnte.

Dadurch hat denn nun auch alles, was ich auf dem Felde der Erfahrung als Erklärung der Natur denke dieselbe Realität, die die Natur im Ergreifen hat. Es vertritt sie für das Gewissen, weil die Forderungen des Gewissens nur in so fern verstanden und dargestellt werden, als die Natur selbst verstanden und durch Begriffe für diese Darstellung bearbeitet ist.

Alles was der Mensch in der Natur und über die Natur denkt ist Hypothese. Die Einheit gilt so lange als keine neue Erfahrung mit ihr streitet. Aber nichts desto weniger ist auch die Hypothese, durch das Practische im Menschen, für sein Handeln versiegelt. Das Gefühl der freyen Kraft, das den Menschen im Ergreifen gewisser Ereignisse der Natur begeistert, und sie ihm als sein Handeln darstellt, treibt ihn zu einem gewissen Handeln, worin sein Wahres Seyn allein ausgedrückt ist. Er kann auf diese Weise nicht handeln, wenn er die Natur nicht aufklärt, in einem Zusammenhange denkt, der schon in ihr angedeutet ist, wenn er nicht den aufgeklärten Gedanken von ihr ihr selbst gleichsetzen kann.

16.

Alles Reale ist für den Menschen ursprünglich nur im Ergreifen, in so fern es sich ihm darstellt. Da aber in diesem Ergreifen mehrere Modi [Sinne] enthalten sind, durch welche sich der Gegenstand darstellen kann, ohne sich doch immer durch alle zugleich wirklich darzustellen, da ich selbst mein Ergreifen aufheben kann, ohne daß darum das Reale für andre, und, für mich, die Möglichkeit es zu ergreifen vernichtet sey: so entsteht der Gedanke, daß das Reale noch etwas mehr seyn müsse, als das, was ich in diesem Momente von ihm ergreife, daß es Beziehungen habe, die in diesem Ergreifen nicht enthalten sind, aber nur Beziehungen, Verhältnisse zu einem mir möglichen und vielleicht in andern wirklichen Ergreifen.

Ursprünglich enthält dieser Gedanke nichts weiter als ein zurückgebliebenes Bild dessen, was ich einst vom Realen ergriffen hatte, das jetzt in meinem Ergreifen nicht mehr enthalten ist, von dem ich also schlechthin sage: es ist. So entsteht Unterscheidung der Vorstellung vom Gegenstande, dadurch daß ich von dem letztern weiß, er sey mehr, als das jetzt Vorgestellte. Daß dieses Mehr aber in der That nur eine Beziehung auf ein Ergreifen sey, und nur daher seine Realität habe, ist eine Selbstverständi-

gung, zu der es mit dem gemeinen Verstande nie kommt. Daher entsteht ihm mit Hülfe der Einbildungskraft, die dieses Mehr durch ihren Vorrath noch weiter ausdehnt, ein Ideal von einem Gegenstande überhaupt, der unabhängig von allem Ergreifen da ist, der noch etwas enthält, was nie ins Ergreifen übergeht, ein Inneres, wovon alle Beziehungen das Aeußere sind und wodurch das Ergreifen zu einem Vorstellen von etwas wird.

Der gemeine Verstand entwickelt sich den Gehalt dieses Gedankens nie ganz. Seine Reflexion ist auch nicht so sehr auf dasjenige gerichtet, was er hinzuthut — das Unabhängigseyn von allem Ergreifen — als auf dasjenige, wodurch er hinzu thut, nämlich die Beziehungen, die zwar für ein Ergreifen da, aber nicht ergriffen sind. Und darum bleibt sein Gegenstand noch immer das Reale im Ergreifen, worin es allein ein Reales ist. Aber der philosophische Verstand, der überhaupt sein Wesen im reinen Denken hat, verfolgt dieses Ideal, und gelangt so zum bestimmten Gedanken eines, nicht bloß vom Vorstellen verschiedenen, sondern auch allem Vorstellen zum Grunde liegenden, unabhängig von ihm existirenden, das Ergreifen, das dadurch nun zum Vorstellen wird, bewirkenden Gegenstandes. Als natürlicher Verstand hat er auf dem Felde

des

des Realen der Erfahrung, dieſes Reale unter einander, nach ſeinem Werden in der Zeit, als Urſache und Wirkung zuſammengeknüpft [welches dort geſchehen konnte, da ſchon im Ergreifen, welches die Stelle einer urſprünglichen Syntheſe vertritt, dieſe Zuſammenknüpfung angedeutet war], ſo daß ihn das Geſetztſeyn des einen berechtigte, das Geſetztſeyn des andern als ſeines, in ſo fern, Identiſchen, zugleich mit zu ſetzen. Eben ſo glaubt er nun hier als philoſophiſcher Verſtand verfahren zu dürfen, indem er das Ergreifen ſelbſt als ein Werden, in demſelben ein Subjectives das geworden und ein Objectives woraus es geworden iſt — eine Vorſtellung als Wirkung eines Vorgeſtellten auffaßt. In ſo weit iſt dieſes Verfahren ganz richtig, als dadurch nicht mehr erſchloſſen werden ſoll, als im Ergreifen ſelbſt ſchon urſprünglich verknüpft iſt, als nur das gedachte Object mit dem Realen gleichgeſetzt wird. Dann heißt es aber nicht mehr als ſo viel: in allem Ergreifen, wenn ich denkend darüber reflectire, muß ich ein Werden, ein Vorhergehendes und Nachfolgendes erkennen. In wie fern aber die Analyſe weiter geht als die Syntheſe, über das im Ergreifen Enthaltene noch hinaus ſtrebt, in wiefern ein bleibender, von allem Ergreifen unabhängiger Grund des Ergreifens ſoll gedacht werden, in ſo fern liegt das Object über das Reale hinaus, iſt durchaus ideal.

Das

Das Ding an sich ist ein Gedankending.

Der philosophische Verstand glaubt die Unterscheidung des natürlichen weiter zu führen, indem er die Vorstellung auf ihr Reales nach dem Gesetze der Caussalität beziehet, ohne sich um die Bedeutung dieses Gesetzes bekümmert zu haben, ohne zu bedenken: 1. daß das Gesetz der Caussalität bloß innerhalb der Natur, dem Gegenstande des Ergreifens, für das Denken, durch die Synthese, die es da unmittelbar mit der Zeit auffaßte, als gültig anerkannt ist, wo die zu Verknüpfenden beyde gegeben sind, daß man daher gar nicht berechtiget dasselbe auf die Natur selbst, in wie fern sie im Ergreifen enthalten ist, anzuwenden, um dadurch über das Ergreifen hinaus zu kommen, wo doch nur das Eine gegeben ist, das andre erdacht werden muß; 2. daß das Gesetz der Caussalität im Gedanken auch nur ein Gedachtes hervorbringen könne, das freylich im Erklären der Naturerscheinungen, wo es ohnehin durch die ursprüngliche Synthese im Ergreifen legitimirt ist, hinlänglich Genüge leistet, aber nicht ausreicht, um zu dem Realen ein noch Realeres zu finden. Das letztere ist schlechthin ideal und vernichtet selbst die Realität des ersten, wenn man sie nicht anders meynt retten zu können, als durch Reduction auf dasselbe. Er geht von der, vom Rea-

len

len abgetrennten Vorſtellung aus, um durch ſie das Reale als Object wieder zu finden, welches dann wol freylich ein von allem Vorſtellen [nur nicht vom Denken] Unabhängiges, aber eben darum, weil er es denkend findet, wie alles Gedachte, nicht das Reale ſelbſt, ſondern nur ein Gedanken-Object iſt. Das Reale iſt im Ergreifen und für das Ergreifen durch das Gefühl verbürgt. Der geſunde Verſtand geht vom Realen, als ſolchem zur Vorſtellung, und findet ſich daher in einer realen Welt. Der philoſophiſche will von der Vorſtellung zum Realen, und kann es daher nie über den Gedanken hinaus bringen.

Hiermit beginnt der zweyte Standpunct des Denkens, der metaphyſiſche. Er hat ſich in Anſehung des Realen ein neues Bedürfniß erkünſtelt, und es als ein erkünſteltes auch befriedigt. Aber damit iſt ihm nun alles ideal geworden, das auf einem höhern wieder real werden muß. Die transſcendente Metaphyſik iſt nothwendig Idealismus, und es liegt viel daran, daß man ihren Standpunct nicht mit dem natürlichen verwechſele.

Anm. Der Satz des Grundes heißt entweder rein logiſch A iſt A oder metaphyſiſch A iſt B [Satz der Cauſalität]. Im erſten Falle kommt man nie zu einem Dinge an ſich, als bleibender Urſache der Vorſtellung. Der letztere

letztere gilt aber nur, in wiefern B mit A durch die Natur selbst verknüpft, und in dieser Verknüpfung gefunden worden ist. Auf dem Felde der Erfahrung kann ich, wo die Folge ist, auch die Ursache erwarten, wenn die Ursache auch nicht ausdrücklich in der gegenwärtigen Synthese enthalten ist. Sie ist doch da gewesen. Aber wo ist das Ding an sich? Das Reale ist gleichfalls da gewesen, aber nur als Reales im Ergreifen, nicht in seiner Unabhängigkeit von demselben.

Das Ding an sich kann daher auch in Gedanken nicht als bleibender Grund der Vorstellung gesetzt werden, wol aber als dasjenige, was ich im Ergreifen als Reales, vom Acte des Ergreifens, der Vorstellung unterschieden habe. Mehr verlangt auch der natürliche Verstand nicht. Auf dem Standpuncte des Glaubens ist diese Unterscheidung von keiner Bedeutung, da heißt es: es ist, und jeder andre wird es so finden.

17.

Dem metaphysischen Denken liegt der Gedanke eines Dinges an sich zum Grunde. In ihm erhebt sich der Gedanke über die Erfahrung, um das natürliche Denken nach gewissen, in ihm angedeuteten Beziehungen zu zergliedern, um diese Beziehungen selbst zu denken, sie auf das Ding an sich anzuwenden, unter ihnen, durch Synthese und Analyse, neue Verknüpfungen vorzunehmen, und so nicht bloß die allgemeinsten und höchsten Verhältnisse, die Gesetze der

Natur

Natur durch Syntheſe zu erzeugen, durch Analyſe wieder anzuerkennen, ſondern ſich auch mit ihnen über alle Natur in Gedanken empor zu ſchwingen, die Natur ſelbſt mit dieſen Beſtimmungen in einer höhern Syntheſe zu umfaſſen, und aus dieſer durch Analyſe wieder abzuleiten. Das Product dieſes Denkens iſt **Metaphyſik**, die ſonach in die **niedere** und **höhere** zerfällt.

Das metaphyſiſche Denken abſtrahirt von allem Mannichfaltigen der Natur, um es durch Syntheſe unter den von ihr ſelbſt angedeuteten Geſichtspuncten, in die Einheiten des empyriſchen Denkens, Raum und Zeit, nebſt den in denſelben ausgedrückten Verknüpfungsarten, zuſammenzufaſſen. Es ſucht das in den verſchiedenen Fällen jeder Verknüpfungsart ſtäts wiederkehrende Identiſche auf, und bildet daraus die **allgemeinſten Begriffe der Dinge**; ſetzt dieſe Begriffe wieder durch Analyſe, mit dem Begriffe deſſen, was durch ſie verknüpft iſt zuſammen und findet die **allgemeinen und nothwendigen Geſetze der Natur**. Beyde nennt ſie Erkenntniſſe a priori. Ihre Gegenſtände in dieſem Theile ſind: Einheit, Ding, Object, Raum, Zeit, Größe, Realität, Subſtanz, Urſache, Gemeinſchaft ꝛc. und die durch die Verknüpfung dieſer Begriffe unter ſich entſtandenen neuen Begriffe und Verhältniſſe. **Niedere Metaphyſik.**

Die

Die allgemeinen Beziehungen der Natur sind an Raum und Zeit ausgedrückt. In Raum und Zeit aber ist alles Reale der Erfahrung. Denkend kann der Verstand von diesen wieder abstrahiren, und sich durch Synthese zu den reinen Begriffen jener Beziehungen, und den daraus hervorgehenden Prinzipien für die ganze Natur und ihr Verhältniß zu einem Absoluten und Höchsten erheben. So entstehen metaphysische Ideen, die entweder bloß in ihrer Verknüpfung unter sich betrachtet und in die Total-Idee eines allerrealsten Wesens niedergelegt, oder auf die innere, oder endlich auf die äußere Welt, beyde als Ding an sich betrachtet, angewandt werden. So entstehen, als reine Ideal-Wissenschaften, die metaphysische Gottes- Seelen- und Weltlehre. Höhere Metaphysik. Die moralisch-religiösen Ueberzeugungen des gesunden Menschenverstandes verlieren auf diesem Standpuncte ihre ganze Selbstständigkeit, werden den natürlichen untergeordnet, und dadurch, daß sie in der höhern Metaphysik sich zufällig, freylich in einer ganz andern Gestalt und in andern Beziehungen, wiederfinden, damit als ganz vollendet angesehen.

Je nachdem die Speculation, vom Interesse des Denkens getrieben, jene Ideen, als die höchsten Einheiten in der Natur, in ihrer

ihrer ganzen Reinheit glaubt anſtreben zu müſſen, oder, von dem Bedürfniß des Realen, als einer Materie fürs Denken, der auch der höchſte Gedanke, wenn er anders nicht durchaus ideal werden will, ſich nicht entäußern könne, gefeſſelt, jene Ideen nur an dem, wovon ſie urſprünglich abgezogen ſind, und deſſen Beziehungen ſie ausdrücken, Raum und Zeit, darſtellen kann, entſteht für die höhere Metaphyſik entweder Spiritualismus oder Materialismus, Determinismus oder Fatalismus [moraliſche Freyheit gibt es auf dieſem Standpuncte nicht], Intellectualismus oder Spinoſismus, Deismus oder Pantheismus [wovon ſich der erſtere, in Verbindung mit den im empiriſchen Denken anerkannten Darſtellungen von Gedanken in der Natur, in Theismus verwandelt]. In beyden ſind die religiöſen Ueberzeugungen kein urſprünglich Reales, ſondern nur ein zu einem andern Realen, nach Analogie der in der Natur ausgedrückten Beziehungen hinzu Gedachtes, mithin recht angeſehen, durchaus ideal. Die Lebendigkeit und Conſequenz des Denkens erhält den Geiſt in der Sphäre des bloßen Gedankens gefangen. Das practiſch Reale verliert ſich als ſolches, und iſt nur noch, in wiefern es im metaphyſiſchen Gedanken wieder vorkommt, oder ſich damit in Verbindung ſetzen läßt.

Anm. Hat man ſich vorher des moraliſch-religiöſen Glaubens, in ſeiner urſprünglichen Gewalt,

walt, versichert: so kann man sich allerdings die demonstrativen Beweise fürs Daseyn Gottes gefallen lassen, darf aber doch nie mehr von ihnen verlangen, als Befriedigung eines Bedürfniss es, das, in so fern es hier befriedigt werden kann, lediglich den Verstand angeht. Der Verstand fragt, und der Verstand gibt die Antwort, um dem Gedanken dahin fortzuhelfen, wohin die natürliche Ueberzeugung des Herzens schon gedrungen ist. Immer bleibt es etwas ganz anders, wenn ich den metaphysischen Satz des Grundes anwende, um zu einer Welt den Welturheber zu finden, als wenn ich dadurch dem Realen im Ergreifen noch ein andres substituiren will. Im ersten Falle bleibe ich doch in der Reihe, worin ich das Caussalgesetz gefunden habe [freylich ist dabey kein Ding an sich, als Schöpfer eines Dinges an sich, worüber man das Reale ganz und gar verlieren würde, zu denken] es mag nun übrigens seinem Ursprunge nach erklärt werden, wie es wolle; da ich im andern aus ihr heraustrete, um ihr vermittels dessen, ein Verschiedenes anzuknüpfen, von dessen Gültigkeit ich allein in ihr, fürs Denken, versichert bin.

Freylich gelange ich auf diesem Wege auch nur zu einem Idealen, zu einem also denken Müssen; aber damit ist schon genug gewonnen, wenn es nur logisch gerechtfertigt ist. Mehr verlangen ja auch die vernünftigen, sich selbst verstehenden Vertheidiger dieser Demonstration, einmal befangen im Denken, und nur strebend nach Befriedigung in Gedanken, nicht, mehr bedürfen sie nicht, wenn ihnen der moralische Glaube schon vorher gesichert ist. Es möchte wol Umstände im menschlichen Leben geben, wo sich die Demonstration, auf eine empfindliche Art, an

ihrer

ihrer frivolen Verspottung rächte. Hat man sich in das Denken tief hinein raisonnirt, wie es wol jedem der je gedacht hat begegnen wird: so will man auch denkend befriedigt seyn. Selbst bey demjenigen, den sein grosses Herz über die Speculation erhebt, dürfte erst das Denken ein höheres Interesse erhalten, so daß ihm theoretische Beweise für das, wovon er sonst unmittelbare Gewißheit hat, sehr willkommen wären. Der physikotheologische Beweis für das Daseyn Gottes hat nicht nur etwas sehr Erhebendes, er dient auch dem moralischen zur Aufklärung. Um Verstand und Güte in der Natur zu erkennen, braucht man nicht erst zu der zerbrechlichen Krücke eines Caussal-Grundes seine Zuflucht zu nehmen. Jede zufällige Einheit, die die Synthese im Felde der Erfahrung gewinnt, ist Zeuge davon. In der Natur ist Gedanke, weil er mich in ihr anspricht. Bardili gibt darüber vortreffliche Winke; hätte er doch mehr als Winke gegeben! Vortrefflich spricht auch darüber Sokrates bey Xenophon. Memor. I. C. IV, 7. B. so wie überhaupt im ganzen Kapitel.

Auf diesem Standpuncte hat eigentlich alles Moralische ein Ende, da die freye Kraft des Menschen in der Nothwendigkeit der Natur, zufolge des in der letztern herrschenden Caussal-Zusammenhanges, verschwindet. Jedoch baut der Verstand sich wol, wenn er seine Metaphysik vergißt, eine Art von allgemeiner Moral, die man nur deßwegen nicht Metaphysik der Sitten nennen kann, weil nicht über alle in derselben aufgeführte Grundbegriffe und Grundsätze allgemeine

Ein-

Einstimmung herrscht, und, ohngeachtet ihrer Priorität, doch die Unbestimmtheit, die in Ansehung ihrer Entwickelung übrig bleibt, und der Aufwand von Anstrengung, die das Entdecken derselben erfordert, nicht in allen ihren Behauptungen Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit gestattet, so lange sie nicht von einem, noch über den metaphysischen hinaus liegenden Standpuncte begründet sind. Er beschäftigt sich hier damit; eines Theils, gewisse, aus den verschiedenen Fällen der Aeußerung der moralischen Kraft oder des Gewissens aufgesammelte gemeinsame Bestimmungen in die Einheit eines Begriffs niederzulegen wie z. B. Gesetz, Verbindlichkeit, Pflicht, Recht, Gewissen; — andern Theils das Identische den, im empirischen Denken bestimmten Aussprüchen des Gewissens zu einem allgemeinen Grundsatze zu verknüpfen. Der Werth eines solchen Grundsatzes, auf dem gegenwärtigen Standpuncte, hängt bloß davon ab, wie weit die Synthese im Zusammenfassen Vollständigkeit erreicht, eine größere oder geringere Menge des Mannichfaltigen aufgenommen hat. Weil dieses indeß immer nur in einem geringern Grade der Fall ist, der eine in der Bildung der Grundsätze mehr auf dieses, der andre mehr auf ein anderes reflectirt: so kann es hier sehr wol verschiedene, und auch widersprechende Grundsätze der Moral geben.

18.

Alles dieſes leitet darauf hin, daß der metaphyſiſche Standpunct des Denkens noch nicht der höchſte ſey. Die äußere und innere Erfahrung werden hier nur unter ihre allgemeinen Beziehungen verknüpft, und dieſe Beziehungen ſelbſt, als Beſtimmungen der Dinge an ſich, vorausgeſetzt. Durch eine neue Syntheſe laſſen ſich aber dieſe ſelbſt wieder in einem höhern Begriffe verknüpfen: Im Denken entſteht die Aufgabe für das Denken, das Ergreifen ſelbſt zu erklären, d. h. es auf eine Einheit zu bringen und daraus, in ſeinen verſchiedenen Aeußerungen, mit den ihm anklebenden Geſetzen, zu deduziren, wodurch die Metaphyſik ſammt ihren Anſprüchen auf die Kenntniß der Dinge an ſich gewürdigt, die letztern in ihrer Idealität, ſelbſt für das Denken, dargeſtellt würden.

Was zuvörderſt die Beziehungen betrifft, die in demjenigen Ergreifen, das wir Erfahrung nennen, wie durch eine urſprüngliche, dem Denken noch vorhergehende Syntheſe enthalten ſind: ſo ſind ſie ſich gleich in der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, womit ſie aller Erfahrung gebieten, die unumgängliche Bedingung derſelben ausmachen, und, durch dieſe, in der Einheit, zu der ſie die Natur [nicht im logiſchen Denken, ſondern vor allem Denken für daſſelbe]

verknüpfen. Diese Einheit der Natur ist aber nur im Ergreifen, die durch die Identität des Denkens in das Mannichfaltige des Ergreifens gesetzte Einheit, wodurch das letztere in einem sich bey allem Wechsel unveränderlich gleichen Bewußtseyn zerfließt. Das Ergreifen, als Act des Lebens, ist das einzige in allem Mannichfaltigen ewig sich selbst Gleiche, die höchste, absolute Einheit, worauf die Natur zurückgeführt werden kann. Durch die Einheit worunter es steht, ist also das Nothwendige und Allgemeine, mithin auch, was sich unter dieser Nothwendigkeit und Allgemeinheit vereinigt, die gedachten ursprünglichen Beziehungen der Natur, Raum und Zeit mit ihren unwandelbaren Verknüpfungsarten, gleich der Einheit des Bewußtseyns. Sie sind also anzusehen als Modi, wodurch diese sich selbst construirt.

Im Realen finde ich ein Mannichfaltiges, das stäts ein andres ist, daher bloß Zufälligkeit hat, sich in tausend Formen darstellt, von denen jede wieder eine andre seyn könnte. Ich finde dieses Mannichfaltige in Beziehungen auf einander, die überall wiederkehren, so wie ich selbst in allem wiederkehre, was ich ergreife, deren ich mich so wenig als meines Ichs je entschlagen kann. Das Mannichfaltige weiß ich nicht, wenn ich es nicht ergriffen habe, indem ich es ergreife, erfahre ich, was es sey. Aber seine Bezie-

hun-

hungen weiß ich, ich ſetze voraus, daß ſie in jedem vorkommenden Falle ſeyn werden, wie ich voraus ſetze, daß ich ſelbſt ſeyn werde, und meine Vorausſetzung trügt mich nicht. Dieſe ſind mir Form, jenes Stoff der Erfahrung. Jene haftet, wie ich nothwendig denken muß, an mir ſelbſt, wie ich mich überall finde, dieſer an einem andern, das ich, weil ich es nirgends finde, durch Phantaſie und Verſtand erdenke, weil ich doch etwas haben muß, worin ich es fixiren, als in ſeinen Begriff niederlegen könne, um nur überhaupt dabey zu denken. Ding an ſich.

Nehmen wir den Unterſchied im Ergreifen zwiſchen Vorſtellung und Gegenſtand als ſchon gemacht an, wie er denn gemacht ſeyn muß, ehe man ſich auf dieſen Standpunct erheben kann, und gehen dann im Denken darüber von der Vorſtellung aus; ſo iſt ſie, als Vorſtellung, bloße Form, anklebend meinem Bewußtſeyn, als Vorſtellung von etwas Beziehung auf das Reale, mit dem ſie im natürlichen Verſtande urſprünglich Eins, im philoſophiſchen aber, wo das Reale noch höher hinauf idealiſirt wird, das Bewirkte davon iſt.

Die Vorſtellung, als Vorſtellung von etwas, iſt das Ergreifen ſelbſt in ſeinen urſprünglichen Beziehungen in Begriffen dargeſtellt. Bleibe ich beym Ergreifen ſtehen:

so ist in ihm alle Wahrheit. Löse ich es, durch Absondern vom Realen in ihm, in Vorstellung auf, und gehe dann von der Vorstellung, vermittels des Caussal-Gesetzes, zum Begriffe des Realen als eines ihr zum Grunde liegenden Dinges an sich über: so sehe ich mich genöthigt, Kraft derselben, Autorität des Begriffs, von der Vorstellung zum Vorstellenden überzugehen, und dasjenige was sie zur Vorstellung macht, ihre Form, als mein Product anzusehen, mir dem Einen und Unveränderlichen im Bewußtseyn gleichzusetzen. Das Resultat des Denkens auf diesem Standpuncte — dem transscendental-kritischen, weil er die formalen Bedingungen der Erfahrung untersucht — ist daher folgendes: „das Ding an sich er„kenne ich nicht [wie könnte ich auch, da es „nur Gedanke ist], es erscheint mir nur in „seiner Beziehung auf mich, in der Vorstel„lung, die durch ihren Stoff auf dasselbe „hinweiset, wie sie durch ihre Form auf mich „hinweiset; oder vielmehr, ich denke es nur „als den Mittelpunct aller Beziehungen, die „mir im Realen kund werden. Die innige „Verbindung von Stoff und Form ist mir „in gewisser Hinsicht Object, in gewisser auch „wieder Vorstellung. Alles Reale für den „Menschen ist mit Rücksicht auf ein gedach„tes Ding an sich Erscheinung."

Anm.

Anm. Die Eigenthümlichkeit des kritisch-transscendentalen Standpunctes besteht darin, daß er nicht, wie der vorhergehende metaphysische, einzelne Bestimmungen der Erfahrung, sondern vielmehr die ganze Erfahrung, als solche, vermittels ihrer Grundverhältnisse einem andern gleichsetzt, der transscendentalen Einheit der Apperception. Der Stoff der Erfahrung ist das Mannichfaltige, woran natürlich nichts bestimmt, wovon mir das Bestimmte abgezogen ist, der aber selbst für eine künftige Analyse liegen bleibt. Daß ihm ein Ding an sich untergelegt wird, geschieht, eines Theils, weil dieses, als schon auf dem metaphysischen Standpuncte vorbereitet, gefunden wird; andern Theils, um den Stoff, als Stoff, durch eine Einheit zu bezeichnen, die daher durchaus ideal ist, Negation des Realen, von Kant, der von dem Vorurtheile nur ausging, um es durch sich selbst zu zerstören, nur = x, als Nichterkennbarkeit ausgedrückt, da es doch in der That = o, bloßes Gedankending ist. Das kritisch-transscendentale Resultat, daß die allgemeinen Beziehungen der Natur nebst Raum und Zeit Formen des Bewußtseyns seyen, ist zwar auch ideal, indeß sind die Gleichgesetzten selbst hier doch, das eine wie das andre, gegeben. Das Ding an sich aber ist nicht gegeben.

Vergleichen wir nun dasjenige, was wir hier als Erscheinung, als etwas, das zum Theil bloße Bestimmung des Gemüthes sey, gefunden haben mit dem ursprünglichen Ergreifen: so finden wir, daß es im Grunde dasselbe sey, mithin dasjenige worin alle für uns mögliche Realität enthalten ist,

daß diese Ansicht mit der natürlichen, die auch von keinem Dinge an sich weiß, durchaus zusammenstimme, und daß sie uns nur durch das Interesse, womit wir uns auf dem Gebiete der Speculation eingewurzelt haben als derselben entgegengesetzt vorkomme. Besinnen wir uns, wie wir auf diesen Standpunct gekommen sind. Unstreitig dadurch, daß wir vorher, auf dem metaphysischen, das wahrhaft Reale vernichteten und ein Gedankending an seiner Stelle entstehen ließen. Jetzt läugnen wir, daß uns die Vorstellung dieses Gedankending an sich — als Gedankending, und behaupten, daß sie uns nur dasjenige davon zeige, was schon im Ergreifen vorhanden war, welches wir zwar in Beziehung auf jenes Stoff nennen, das aber mit seiner Form das eigentlich Reale des Ergreifens ist. Sehen wir von diesem Dinge an sich ganz weg: so sagt das obige Resultat nichts mehr, als daß das Ergreifen ein lebendiger Act sey, dessen Mannichfaltiges in Einem Bewußtseyn zusammenhängt. Daß uns aber das Bewußtseyn als das Höchste erscheint, rührt her von der Identität, die uns dem Denken in dasselbe übergeht, wodurch es dem Denken gleichgesetzt und mit ihm zu Einem Subjecte vereinigt wird.

Nach der Philosophie dieses Standpunctes, wenn man sich einmal in der Sphäre des Gedankens halten, und dabey vergessen

sen

sen will, daß das Ding an sich nur ein Gedanke sey, erkennen wir also die Dinge nicht, wie sie an sich selbst sind, sondern bloß das ursprünglich Reale an ihnen, sie erscheinen uns nur. Sie hangen in unserm Bewußtseyn und für dasselbe durch leidende und thätige Formen desselben zusammen [d. h. auf dem Standpuncte des Realen, wir ergreifen sie]. Die allgemeinen und nothwendigen Beziehungen, die wir an ihnen entdecken, die unser Bestreben, Gedankeneinheit daran zu erzeugen leiten, sind unsre eignen Thätigkeiten auf Begriffe gebracht. Sondern wir sie von allem Empirischen ab, und erheben uns in ihnen zu reinen Vernunftideen: so müssen wir freylich sagen, wir erkännten durch diese die Dinge an sich als das schlechthin Ideale [so konnte indeß Kant nicht sagen, weil er es zweckmäßig fand, von dem Vorurtheile der Dinge an sich auszugehen]; aber das Ding an sich als ein Reales erkennen wir dadurch noch weniger als durch die objective Vorstellung, worin es doch wenigstens zum Theil, im Stoffe nämlich, enthalten war. Eine höhere Metaphysik ist an sich schon bloßer Gedanke, wie die niedere, wenn sie Wissenschaft der Dinge an sich zu seyn vorgibt, und darum ist der Spinosismus sowol als der Intellectualismus, in realer Hinsicht, durchaus nichtig. Denkend strebt der Mensch wol, jene Beziehungen als Begriffe, in ihrer Unbedingtheit, aufzufassen, und sie zu Ideen,

durch

durch sie das Bewußtseyn zur Vernünftigkeit zu erhöhen, aber dadurch auch zugleich ihre reine Subjectivität, welche Vernunft ist, auszudrücken. Die Ideen von Freyheit, Gott und Unsterblichkeit sind für die Speculation, so fern sie die Erfahrung angeht, bloße Regulative, auf das Absolute durch Denken zurück geführte Formen des Bewußtseyns. Als Darstellungen des Realen aber haben sie einen andern Boden, auf dem sie das kritische Denken unmittelbar ergreifen muß, um sie für den Gedanken näher zu bestimmen.

So wie die Vernunft auf dem kritischen Standpuncte an der Erfahrung die Form erklärt, indem sie dieselbe in Nothwendigkeit und Allgemeinheit, und durch diese in die Einheit des Bewußtseyns zusammen faßt: eben so unterscheidet sie auch an den Forderungen des Gewissens, die auf dem metaphysischen Standpuncte schon aufgeklärt sind, von der Materie die Form der verschiedenen Bestimmungen, die wieder in Allgemeinheit und Nothwendigkeit, und durch diese in absolute [nicht mehr bloß individuelle des Bewußtseyns] Einheit, die mit der Vernunft selbst identisch ist, zusammenfließen, und entdeckt so einen höchsten Grundsatz der Sittlichkeit, der auf dem metaphysischen Standpuncte noch nicht gefunden werden konnte. Eben darum weil er ein practischer Grundsatz ist, kann er lediglich

formal

formal seyn, seine Materie voraussetzen, von der Erfahrung verlangen. Sie findet ihn daher auch nicht, wie beym Erklären der letztern, in der bloßen Form des Bewußtseyns, sondern der Form des durch Denken zur Vernunft erhöhten Bewußtseyns. Diese Form kann keine andre seyn, als Einstimmung der Vernunft mit sich selbst in allen Vernünftigen, Zweckmäßigkeit der, als Materie vorausgesetzten, Maximen für eine allgemeine Gesetzgebung. Sie erfindet diese absolute Einstimmung nicht, eben so wenig als sie die Einheit des Bewußtseyns erfindet; sie erkennt sie nur als dasjenige an, worin sich die verschiedenen Aeußerungen der moralischen Kraft vereinigen. Daß die Vernunft hier praktisch ist, ist sie nicht als Vernunft, sondern vermittels jener ursprünglich ergriffenen, und von ihr in Gedanken aufgeklärten moralischen Kraft, die, schon im Ergreifen, der Natur, als das lebendige dem Todten, als Urkraft den abgeleiteten, die sich in ihr mechanisch bewegen, entgegengesetzt wurde.

Von diesem höhern Standpuncte, auf dem das Gewissen praktische Vernunft wird, faßt der Philosoph denkend noch einmal den übrigen Inhalt des Gewissens zusammen. Der bloß moralische Glaube an das höchste Wesen und Unsterblichkeit wird nun auch ein vernünftiger Glaube. Der unend-

lich

lich Heilige wird durch Vernunft in seiner Unermeßlichkeit gedacht, aber nicht erdacht. Sein Wesen ist die Form der Vernunft, Vollendung, Totalität des Natürlichen und Sittlichen, in Verbindung mit dem Unendlichen der metaphysischen Ideen; er ist Schöpfer [so in Kants eigener Darstellung, und bey allen seinen Anhängern, ob das im Kriticismus consequent sey, ob es nicht vielmehr mit manchen Grundlehren desselben streite, ist noch in Frage] und heiliger Regierer der Welt, die eben darum eine moralische, auf moralische Ordnung gegründet, moralischen Gesetzen unterworfen, mithin die beste ist. Unsterblichkeit ist Vergeltung und fortgesetztes sittliches Leben, unendliches Ziel menschlicher Bestimmung, gleich der Unendlichkeit der Person, die es erfüllen soll. Durch freyen Gehorsam gegen das Gesetz, durch Vollbringung der Pflicht um ihrer selbst willen, wird der Mensch seiner Unsterblichkeit wehrt, erreicht er alle Zwecke, die ihm durch das Gesetz aufgegeben sind.

Hier erst wird der Glaube an Gott und Unsterblichkeit in seinem Zusammenhange mit dem moralischen Wesen, da dieses moralische Wesen sich in praktische Vernunft aufgelöst hat, dargelegt, aber nicht aus denselben, als etwas das allein durch Speculation seine Wahrheit erhält, demonstrirt, denn wäre und bliebe er schlechthin ideal; sondern

als etwas, das schon im ursprünglichen Glauben enthalten ist erklärt, mit den Forderungen der praktischen Vernunft, in ihrem ganzen Umfange, und in allen ihren Beziehungen in eine Einheit begriffen, die ursprüngliche Wahrheit auch in eine logische verwandelt Seyn und Gewißheit aber entsproßt nur der erstern.

Die Unterscheidung zwischen Vorstellung und Ding an sich hat auf diesem Felde gar keine Bedeutung, weil das, was hier gedacht wird, zum Theil ich selbst bin oder seyn soll und seyn werde, so gewiß ich lebe, zum Theil aber von mir als das ewig Reale angestrebt wird. Auf die Frage: ist der Unendliche in meinem Glauben oder ausser ihm? Die eigentlich gar nichts Verständliches fragt, läßt sich nur antworten: mein Glaube, mein Leben, mein Seyn, meine Würde, meine Hoffnung ist in ihm. Indem ich ihn denkend folgere aus dem Bedürfnisse der praktischen Vernunft, ist er nur in Gedanken, aber ich folgere ihn nicht bloß aus derselben durch Schlüsse, wie etwa das Ding an sich, ich habe ihn darin ergriffen, und klare mich nur auf über mein Ergreifen.

19.

Auch hiermit kann das Denken, als eine Tendenz, sich in fortgehenden Synthesen

sen zur höchsten Einheit zu erheben, und daraus alles Mannichfaltige zu entwickeln, noch nicht geschlossen seyn. Zwar wurde auf dem metaphysischen Standpuncte schon eine solche Einheit für den Gegenstand in der Vernunftidee des Allerrealsten Wesens gefunden. Aber auf dem kritischen bekam das Denken eine ganz andre Richtung. Statt des Materialen wurde für das Formale, statt des Ergriffenen für das Ergreifen selbst die Einheit gesucht, und fand sich für die Erfahrung im Bewußtseyn, für das Moralische in der Vernunft. Beyde sind aber nur niedere Einheiten. Der kritische Standpunct hält dem empirischen die Parallele, was dieser für das Materiale ist, ist jener für das Formale. So wie über dem empirischen noch der metaphysische lag, der die zerstreuten Einheiten unter höhere und, für jene Ansicht, die höchsten, als bleibende Bestimmungen und letzte Gründe alles Realen, ordnete: so muß es auch über dem kritisch-transscendentalen noch einen andern geben, der die untergeordneten Einheiten des Bewußtseyns und der praktischen Vernunft unter eine höchste befasse, und so das Geschäft des Denkens, in dieser Hinsicht, vollende.

Die Vernunftkritik blieb beym Ergreifen, als solchem, stehen, und erklärte es in Begriffen, jede besondere Art desselben aus ihr selbst. Ließen sich die besondern Arten

des

des Ergreifens im Natur- und moralischen Glauben noch in einem höhern gleichsetzen: so hätte die Philosophie den Weg gefunden, das Ideal des Denkens zu realisiren, strenge Wissenschaft zu werden, aber auch eine Wissenschaft, die alles was sie hat nur in Gedanken hat, aus einer durchaus idealen Einheit entwickelt, so lange sie sich bloß in ihrem eignen Gebiete hält, der reinste Idealismus, wofür sie sich auch ausgibt — aber der befriedigendste Realismus, so bald sie zu ihrer Quelle, dem ursprünglichen Entstehen der Synthese aus dem Realen zurückkehrt. Wir nennen diesen Standpunct den wissenschaftlich transscendentalen. Von ihm aus wird das Formale und Materiale der Erfahrung nebst der moralischen Kraft, die niedere und höhere Welt in Gedanken zerstört, damit sie in Gedanken als bloßes Geschöpf des Gedankens wieder entstehen möge.

Beydes die Einheit des Bewußtseyns und der praktischen Vernunft sind für den Philosophen nur in seinem Denken. Nur als Gedanken haben sie Wehrt für ihn, sind sie durch ihn einer eigenthümlichen Bearbeitung fähig. Im Gedanken treffen sie zusammen, und sind sich in so fern gleichgesetzt als er beyden anklebt, beyde umschließt, der aber auch kein Höheres über sich hat, weil er selbst nicht wieder umschlossen werden kann, weil es für das Denken nichts gibt, das nicht seine

ne Form trüge, ein in Gedanken Gesetztes wäre. Der Gedanke, als solcher, ist dasjenige, wovon schlechterdings nicht weiter abstrahirt werden kann, indem das Abstrahiren selbst schon ein Denken ist. Vernichte ich in Gedanken alles was sich darin vernichten läßt, so bleibt mir doch das Vernichten selbst als reine Handlung, die sich nun selbst zum Objecte wird, das allgemeine Merkmal, in dem das Denken ewig sich selbst denkt. Ein Denken, das sich selbst als bloßes Denken denkt, sich selbst setzende und anschauende Freyheit, reine Thätigkeit die sich selbst in ihr Object verwandelt, Ich = Subject = Object ist die absolute Einheit, in der die Synthese ihre Vollendung findet. Für sie ist nichts ausser dem Ich — und auch dieses ist nicht als ein Reales, Bestehendes, sondern bloß in seiner That, im Setzen seiner selbst. Alles andre, moralische Kraft, Bewußtseyn, Ergreifen des Wirklichen ist nur, in wiefern es sich aus diesem herleiten läßt, ist nur, in wiefern das Ich gesetzt, und alles unter ihm Befaßte zugleich mit gesetzt ist, also nur durch das Denken und für das Denken, durch das Ich und für das Ich.

Nicht unmittelbar geht die Synthese vom Bewußtseyn zur höchsten Einheit des reinen Gedankens, nur in und mit der moralischen Kraft verliert es sich in der bloßen sich selbst denkenden Thätigkeit. Das empi-

rische Bewußtseyn ist an und für sich zerstreut, es besteht aus mehrerern Bestimmungen, die ich nach einander aufheben kann; mit ihnen verschwindet mir das Bewußtseyn selbst. Dadurch daß ich es mit demjenigen, was ich als moralische Kraft ergreife gleichsetze, wird es mir reine Identität des Subjects, eins mit dem Denken als Handlung A = A. Zu dieser Identität gelange ich nicht unmittelbar, sondern durch das empirische Bewußtseyn, sie ist handeln auf etwas das zuerst in diesem ergriffen, jetzt aber nur noch als Gedanke; in der Qualität eines Gegenstandes von sich selbst, vorhanden ist. Durch das empirische Bewußtseyn, ist in dieselbe eingegangen die Spur eines Objectiven, die mir jetzt zwar nur in der Gestalt des Ichs erscheint, bey ihrem weitern Verfolgen mich aber in die reale Welt einführt — eine Tendenz sich selbst Object zu werden, die mich nachher in den Stand setzt, durch Analyse, als ein unaufhörliches Beschränken des Subjects auf ein Object, das ganze Gebiet des sinnlichen und übersinnlichen Realen entstehen zu lassen. So gelange ich zu einer Einheit, worin schlechterdings alles Mannichfaltige ausgeschlossen, wo Subject und Object sich gleich und doch auch getheilt sind.

Eine vollendete Analyse muß bey diesem Puncte anheben, und, in umgekehrter Richtung, alles wieder entstehen lassen, wie

es

es die Syntheſe zerſtörte. Sie iſt Entwickelung der Syntheſe ins Unendliche unter der Form der Frage: wie iſt das Ich als Subject-Object, als ſich ſelbſt ſetzende Freyheit möglich? Indem ſie die Freyheit, das Denken ſelbſt denkt, wird es ihr zum Streben, das Streben, indem ſie es denkt, zum Willen, der Wille, indem ſie ihn denkt, zum Triebe, der Trieb, indem ſie ihn denkt, zur Erkenntniß, die Erkenntniß zum Ergreifen einer Welt in Raum und Zeit als Mechanismus und Organismus. So würde die Analyſe fortgehen ins Unendliche und jede Beſtimmung der Welt a priori deduziren können, wenn ihr nur die Syntheſe vorgearbeitet hätte, wenn ſie zum Formalen nicht eher überginge, als bis das Materiale erſchöpft und methodiſch in ihm zuſammengefaßt wäre. Dies würde aber nur durch unendliche Syntheſe, die niemals vollendet ſeyn kann, geſchehen. Daher wird die philoſophiſche Analyſe am füglichſten da ſtehen bleiben, wo die Welt überhaupt zu einer beſtimmten Welt, das Ergreifen zu einem beſtimmten Ergreifen wird. Der einzige Begriff, durch welchen ſie noch wol vom Formalen zum Materialen hinüber kann, iſt der eines Zweckes. Aber auch das, was ſie durch ihn a priori in der Welt demonſtrirt wird allein formalen Werth haben, nie das beſtimmte Materiale der Erſcheinung betreffen.

Die Philoſophie kann auf dieſem Standpuncte alles was ſie findet nicht anders als im Ich, aber auch in dieſem nicht als einem realen, ſondern als einem ſolchen, das ſelbſt Gedanke iſt, finden. Ihre ganze Analyſe iſt Gedanke, und dasjenige, womit ſie anfängt ein Gedanke, in dem die Syntheſe aufhörte. Alles was ſie in dieſem Gedanken darſtellt, ſtellt ſie dar, als Beſtimmung deſſelben durch ſich ſelbſt, mithin als eine in der Natur des Ichs begründete Selbſtbeſchränkung. Die Welt iſt Beſchränkung des Ergreifens, das Ergreifen Beſchränkung des Triebes u. ſ. w., bis zur reinen Thätigkeit, die auf eine unerforſchliche Weiſe beſchränkt, [in der That aber, wie wir auf unſerm Standpuncte wiſſen, durch das in ſie eingegangene Object] allen andern Beſchränkungen zum Grunde liegt. Je beſtimmter eine Beſchränkung wird, deſto weniger Realität iſt in ihr, da vom Ich alle Realität ſich über das aus ihm Hervorgehende ergießt. Die Welt im Ergreifen iſt ein Reales in Beziehung auf ein Ding an ſich, das ihr, als ihr Beſchränkendes, durch ideale Thätigkeit zum Grunde gelegt wird, aber ein Ideales in Beziehung auf das Reale, das, dem Ich näher liegend, nun das Reale bleibt. Das Ergreifen aber iſt ideal in Beziehung auf den Trieb, der in Beziehung auf daſſelbe real, aber in Beziehung auf den Willen wieder ideal iſt. Zuletzt iſt alles Modification und Anſicht des reinen Denkens. In

In der sich selbst denkenden Freyheit, als dem höchsten Gedanken, aus dem praktische Vernunft und Bewußtseyn, als Bedingungen seiner Möglichkeit deduzirt werden, ist begründet eine doppelte Reihe, die eine ins Object hinab, durch das Gedachte, bis die Tendenz zum Objectiven vollkommen befriedigt ist, wodurch die Welt als ein Seyn entsteht, die andre wieder vom Objectiven ins Subjective hinauf, durch das Denken als Handlung, bis das Ich sich selbst als reines Subject findet. In dieser verwandelt sich das Streben, in wiefern ein Denken darauf angewandt wird, in einen höchsten Grundsatz der Sittlichkeit, der zwar, seinem Inhalte nach, mit dem auf dem kritischen Standpunkte gefundenen einerley, aber doch, seinem Ursprunge nach, höher begründet und befriedigender erklärt ist. Sein Inhalt ist in dieser höhern Begründung der nothwendige Gedanke: [Imperativ] seine Freyheit nach dem Begriffe der Selbstständigkeit bestimmen zu sollen. Das Sittengesetz wird in Beziehung auf die Individuen, in denen es sich darstellt zu einer moralischen Weltordnung, und im Gegensatze der Welt, als einer wandelbaren Ansicht von ihm, zum unwandelbaren, ewigen Handeln — Unsterblichkeit. —

Alles was ich ergreife ist, als dieses Ergreifen, nur ein nothwendiger Gedanke von

mir,

mir, und ich selbst bin ein nothwendiger Gedanke des Denkens überhaupt [der reinen Ichheit], das in mir zu einem bestimmten Denken wird, und sich zuletzt als ein Denken dessen, was seyn soll offenbart. Jenes Denken überhaupt ist das unendliche Handeln, das sich in allen Individuen darstellt, alle in einer Geisterwelt, durch ein unsichtbares Band, zusammenhält, von dem meine moralische Kraft ein Ausfluß, mein Gewissen die Rede, mein Leben und mein Seyn ein Widerschein ist — der unendliche Gegenstand, das unerreichbare Vorbild meines Strebens, durch den auch ich unsterblich bin.

So findet es, und so muß es eine Philosophie finden, die, was Philosophie, als Wissenschaft, seyn soll, reiner Gedanke ist. Sie kommt bey einem Realen an, und findet es, aber es ist nun kein Reales mehr, sondern ein Ideales. Anders konnte es auch nicht seyn. Sie wollte ja das Reale in die Natur des Gedankens verwandeln. Die Welt, die sie aufbaut, kann nur eine Welt des Scheins, eine Gedankenwelt seyn. Aber ist darum mein Glaube vernichtet? Was wäre meine Philosophie ohne diesen Glauben? Ist sie nicht von ihm ausgegangen, um ihn wieder zu finden? Hat sie ihn nicht wieder gefunden, wie sie ihn wieder finden konnte? So lange ich auf diesem Standpuncte bleibe, ist mir die ganze Welt nur die

Entwickelung eines Gedankens ins Unendliche. Kehre ich aber zurück auf den Standpunct, auf dem ich bin und lebe: so ist meine Philosophie nur Gedanke. Das, was das Reale zum bloßen Gedanken macht, verschwindet alsdann, das Reale selbst bleibt. Ohne dieses Reale wäre kein Denken, und konnte aus dem Denken nichts abgeleitet werden. Es ist zugleich der Maaßstab, wornach alles Reale, in so fern es sich in Gedanken umgestaltet, beurtheilt wird.

Was den gegenwärtigen, wissenschaftlich-transscendentalen Standpunct vom kritisch-transscendentalen unterscheidet, ist, daß das Ergreifen selbst hier an sich ideal ist, während es dort nur in so fern als ideal erscheint, als ihm ein Ding an sich entgegengesetzt, und dieses in der That Ideale als real gedacht wird, in so fern man aber dieses Ding an sich als ideal anerkennt, das Reale des Ergreifens in seine Rechte zurück tritt. Der erste ist also in einem Sinne idealistisch, in dem es der andre nicht ist, und nicht seyn kann; und überhaupt dürfte diesem letztern, nach dem oben dargestellten Gesichtspuncte, jener Name noch streitig gemacht werden. Aber darin kommen sie beyde überein, daß das Ding an sich im strengsten Sinne ideal sey, Beschränkung des Realen, durch ein Ideales, das Gesetzte von einem Gesetzten. Obgleich Kant dies nicht ausdrücklich einge-

steht: so folgt es doch aus seinen Lehren und ist von mehrerern seiner denkenden Schüler anerkannt worden.

Anm. Vielleicht dürften die Freunde der Wissenschaftlehre mit dieser Darstellung ihres Geistes nicht zufrieden seyn. Sie scheinen nicht bloß durch Analyse eines vorher Verknüpften, sondern a priori zu allen den Herrlichkeiten gelangen zu wollen, die sie aus ihrem Ich herleiten. Das ist aber nun einmal nicht möglich. Ich bin Ich; weiter gibt es kein durch bloßes Denken Gesetztes; und des Caussal-Grundes werden sie sich doch wol nicht bedienen wollen. Sie haben einige Grundsätze aus der empyrischen Logik aufgenommen, nach denen sie an ihr Ich anreihen, was ihnen beliebt. Aber was sind diese anders, als ein heimliches Geständniß, daß sie so auflösen mußten, weil sie so zusammengesetzt hatten. Ist aber darum die Wissenschaftslehre ohne Verdienst? Nichts weniger; sie hat alles Verdienst, was eine Wissenschaft in Gedanken haben kann, nämlich in das menschliche Wissen die höchste Einheit gebracht zu haben, der sich nun die Grundsätze andrer Wissenschaften bequemer und natürlicher unterordnen, unter welcher sie sich einfacher und gehaltvoller concentriren ließen. Aber das fällt mehr der Synthese als der Analyse anheim.

20.

Nach einer richtigen Ansicht des Denkens, und einer ernstlichen Selbstverständigung über dasselbe, verschwindet also das

Abschreckende, man möchte sagen das Empörende, was die neuere Philosophie, ohne diese Ansicht, hat bald. Nur in Gedanken ist nichts ohne das Ich — die Welt nur sein Schatten. Aber der Gedanke ist nur am Realen — ist des Realen Schatten. Das Ich von dem diese Philosophie ausgeht ist selbst zum Theil erdacht aus einem andern.

Eben so klar ist auch, nach dieser Ansicht, daß es für den Menschen kein wahres und reales Seyn gebe, ausser dem Ergreifen, daß er durch Demonstration nie zu einem Seyn an sich, als einem Realen ausser dem Ergreifen und über ihm gelangen könne. Das Denken ist Gleichsetzen. Was gesetzt ist, ist gesetzt: mehr weiß der Gedanke nicht; und was er dazu etwa noch, nach dem Grundsatze der Caussalität, ausser dem Gebiete der Erfahrung, auf welchem er diesen Grundsatz ergreift hinzu thut, ist leerer Gedanke, regellose Phantasie. Eine Philosophie, die einen solchen Gedanken an die Stelle des Realen setzt, ist im eigentlichsten Sinne Idealismus. Ihr ist das Reale nichts, darum gründet sie es auf einen Gedanken; was kann nun daraus werden? Eine Philosophie aber, die vom Realen ausgeht, dieses successiv vernichtet, um es successiv wieder werden zu lassen, wird es freylich im Gedanken geworden finden; aber ihr Gedanke hängt doch an etwas zu dem sie zurückkehren kann.

21.

Der Glaube ist Quelle und Prinzip aller realen Ueberzeugung und überhaupt des geistigen Lebens, das Fundament aller Gewißheit, und darum das allein ursprünglich und durch sich selbst Gewisse. Im Glauben findet der Mensch sich und die Welt nebst seiner ewigen Bestimmung, als Tendenz seiner Natur zu Gott dem Ideale aller Vortrefflichkeit. Alles, was ist, ist nur im Glauben und durch den Glauben. Im Glauben allein hat das reale Seyn seine wahre Bedeutung, und diese Bedeutung ist der Maaßstab für alles, was nachher noch in Gedanken real genannt werden mag. Wäre kein Glaube, und mit ihm kein Reales: so wäre das Denken nur eine ewige Wiederhohlung seiner selbst — ein leeres Nichts. Denkend kann sich der Mensch zu keinem Seyn empor arbeiten, als in sofern es schon im Glauben war: denn sein Denken ist an sich nichts als ein Gleichsetzen, und vermittels desselben auch ein Entgegensetzen, dessen, was er als real findet, ein Bestimmen seiner Verhältnisse. Dann ist im Denken reale Wahrheit, wenn dasjenige, was im ursprünglichen Glauben als real enthalten ist, im Gedanken wieder erscheint, wie es ist. Es ist alsdann ein Ideal-Reales wie in den kritisch- und wissenschaftlich-transscendentalen Lehren. Dann ist das Denken ideal, bloßer Gedanke, Vernichtung

tng alles realen Seyns, wenn in ihm das Seyn im Glauben einem andern in Begriffen [Ding an sich] unterworfen, und aus demselben erklärt wird. Das letztere erscheint in der Selbstverständigung als ideal, und mit ihm das ihm Unterworfene. Ein nicht bloß Ideal-Reales [wie im Kriticismus und der Wissenschaftslehre], ein durchaus Ideales wird der Maßstab des Realen, das Seyn seinem Widerscheine, das Lebendige der todten Gestalt, das Wesen dem Schatten hingegeben.

Vom Glauben geht aus eine doppelte Tendenz, die eine zum Denken, die andre zum Handeln. In der einen verschwindet das Reale im Gedanken, und kommt wieder in einem neuen Gedanken. In sofern ist das Denken Bestreben, alles zum Gedanken zu machen, und der Mensch, als denkender, steht mit dem Menschen, als glaubendem, im Widerspruche. Dem erstern ist nichts als der Gedanke, und was aus ihm entsteht. Dem andern ist der Gedanke nichts, als nur in wiefern er aus dem Realen hervorgeht. Aus dem unentwickelten Gefühle dieses Widerspruches entstand der höhere Skepticismus, welcher im Grunde nichts als die widersinnige Forderung an den Philosophen enthält, den Widerspruch dadurch zu lösen, daß er durch den Gedanken ein Reales aufzeige, was doch nicht in

Gedan-

Gedanken, mithin Erdachtes und Erariffenes zugleich ſey; was ſich ſelbſt widerſpricht.

Jener Widerſpruch, in Betreff des Denkens und Glaubens, ſoll nicht aufgelöſt werden. Er liegt in der doppelten Natur des Menſchen, und iſt in ſofern kein wahrer Widerſpruch, fließt in ſeinem eigenthümlichen Weſen zuſammen. Der Menſch entzweyt ſich denkend mit ſich ſelbſt, dem glaubenden, um in ſeinem Glauben Einheit, Zuſammenhang und Harmonie zu finden, um ihn zu einem verſtändigen Glauben zu machen, das Wirkliche auch als möglich darzuſtellen, und ſich dadurch, daß er die Natur aus einem höhern Geſichtspuncte überſieht, und ſie beſtimmten Geſetzen unterwirft, eines gleichförmigen Ganges derſelben, und dadurch deſſen, was künftig in ihr geſchehen wird, und was er in ihr thun ſoll, für ſein Handeln, zu verſichern. Sein Glaube ſoll ein aufgeklärter ſeyn; darum muß er Gedanke werden, und um dem Gedanken Realität zu geben, muß man ihn auf den Glauben zurückführen.

Der Glaube hat aber auch eine Tendenz zum Handeln, ſeine aufgeklärten Beſtimmungen in der Natur wieder real darzuſtellen. Indem ſich der Menſch als eine, durch ein nothwendiges [moraliſches] Gefühl

fühl bestimmte freye Kraft ergreift, und jene erstere Tendenz als eine Tendenz des Realen zum Idealen dieser letztern als einer Tendenz des Idealen wieder zum Realen, und des Realen ewig zu sich selbst unterwirft, wird sie ihm, in wiefern sie unterworfen ist, selbst real.

Durch gleichmäßiges Handeln muß der Mensch das Leben vom Tode, in den es, durch den Gedanken hingestorben war, wieder erringen; und es wird ihm neu gebornes, verjüngtes, verklärtes Leben, ein Leben das er kühn und erwartungsvoll der Ewigkeit, der es angehört, entgegen trägt.

Über
Denken und Zweifeln.

Zweyter Abschnitt.

Zweifeln.

1.

Dasjenige, was im Denken, für das Denken, entsteht, ist nach dem Obigen der Gedanke, als Inbegriff gemeinsamer Bestimmungen an einem Mannichfaltigen, dessen eigenthümliches Wesen in der Verknüpfung zur Einheit und in der Beziehung des Einen auf das Verschiedene besteht. Ein rein idealisches Product, das sich aber, in gewissen Graden, dem Realen nähert, oder davon entfernt, und dadurch selbst mehr oder weniger den Werth des Realen erhält. In jedem vollständigen Gedanken muß Synthese und Analyse zugleich ausgedrückt seyn, d. h., er muß das Gemeinschaftliche in seinen mannichfaltigen Beziehungen darstellen, die letztern durch das erstere logisch begründen.

den. In der Syntheſe erſcheint die Einheit als Begriff, der zum Verſtehen zwar unentbehrlich iſt, weil ohne Begreifen nichts verſtanden wird, aber doch an ſich für das weſentliche Gefühl und die wahre Beſtimmung des Denkens nichts bedeuten würde, wenn ihn nicht erſt die coordinirende, denn die ſubordinirende Analyſe in ein Urtheil umwandelte, wodurch Verhältniſſe im Gedanken entſtehen.

Im empyriſchen Denken enthält der Begriff ſchon Verhältniſſe, in wiefern er die in der Natur, im Ergreifen derſelben, ſchon ausgedrückte Beziehungen umfaßt, die aber alsdann als Producte einer urſprünglichen Syntheſe, welche das Ergreifen ſelbſt wäre, angeſehen werden, wie z. B. der Begriff von der Urſache mit ihrer Wirkung Das Geſchäft des Denkens iſt auch hierin rein logiſch; das gleichförmige Beyſammenſeyn aber, oder diejenigen Beſtimmungen, die ſich unter demſelben zeigen, ſind die Einheit des Begriffes der ein ſolches Verhältniß ausdrückt. Auch im reinen logiſchen Denken kann das aus dem Begriffe heraus Analyſirte Verhältniß mit andern, durch eine neue Syntheſe, unter einen höhern Begriff oder ein höheres Verhältniß gefaßt werden. So entſtehen Grundbegriffe und Grundſätze, als der logiſche Ausdruck von Grundverhältniſſen.

Die

Die Einheit in Gedanken ist der logische Grund, den der Verstand denkend immer höher hinauf sucht. Im ursprünglichen Begriffe eines Verhältnisses ist das eine Glied der reale Grund des andern, entweder als seine Substanz oder als seine Ursache. Am realen Grunde wird der logische, in unaufhörlich aufsteigenden Entwickelungen des Denkens, gesucht, auf dem metaphysischen Standpuncte, bis zum schlechthin Absoluten für diesen Standpunct, dem allerrealsten Wesen; über welchen hinaus aber das kritische Denken den realen Grund, als solchen, wieder einem andern, der Einheit des Bewußtseyns und der practischen Vernunft gleichsetzt, und sich mit diesen zuletzt, im wissenschaftlich-transscendentalen Denken, im höchsten und reinsten Gedanken verliert.

Der Gedanke, in wie fern er, seiner Bestimmung zufolge, nicht bloß im Begreifen sondern auch im Begründen befangen, d. h., in wie fern er Gedanke nicht bloß Begriff ist, stellt daher jederzeit eine Reihe von Verhältnissen dar, die sich unmittelbar als Gründe und Folgen auffassen, in der er nach Belieben durch Synthese auf- und durch Analyse absteigen kann. Aber er ist beschränkt und daher einer Erweiterung fähig und bedürftig ins Unendliche. Geht er vom Materialen, dem Empirischen, aus: so gelangt er nie zum Höchsten, alles Befas-

sens

ſeiden, oder er müßte die ganze Natur erſchöpft, alle zufällige Beſtimmungen in derſelben aufgelöſt, verglichen, methodiſch, ohne eine beſtimmte, in der Natur angedeutete Einheit zu überſpringen, immer höher hinauf vereinigt haben, um ſie eben ſo methodiſch abwärts vom Höchſten aus wieder enthalten zu können. Beſchränkt er ſich auf das Formale, die allgemeinen und nothwendigen Beziehungen des Realen: ſo wird er von dieſen aus allerdings bald zur höchſten Einheit, die auch zugleich das höchſte Grundverhältniß, Subject - Object, iſt, aber nie aus dieſer ordnungsmäßig zum Empiriſchen und Individuellen gelangen, ſo daß er ſicher wäre, daß die Einheiten, die er in der abſteigenden Reihe entdeckt, nicht wieder, mit der Zeit und nach erweiterter Erfahrung, durch andre verdrängt werden. In den untern Gliedern werden immer noch Lücken bleiben, die einer Ausfüllung bedürfen. Keine zufällige Einheit der Natur iſt unveränderlich; jede gilt nur ſo lange, als man gerade in derjenigen Sphäre des Mannichfaltigen bleibt, von der die Syntheſe ausging. Zeigt die Erfahrung noch ein andres Mannichfaltige vor, das mit dem erſtern viele gleichförmige Beſtimmungen hat, ohne doch mit ihm unter derjenigen Einheit, unter welche jenes befaßt iſt, gleichgeſetzt werden zu können: ſo iſt dieſe Einheit, [Begriff oder Regel] hier nicht mehr anwendbar; weil ſich ihr Inhalt in den

neuen

neuen Mannichfaltigen, das doch, in einer andern Rücksicht, mit ihm zu Einer Classe gehört, nicht wiederfindet. Es muß ein andrer Beariff oder eine andre Regel, die beydes befasse, aufgesucht werden, die von der ersten Einheit oft ganz verschieden ist, oft auch von ihrem Inhalte etwas enthält, nie aber diesen Inhalt vollständig.

Jeder logische Grund ist mithin Hypothese, nicht in sich selbst gewiß, sondern nur in so fern und so lange gültig als sich alles Mannichfaltige aus ihr erklären läßt, und keine neuen, durch Erfahrung entdeckten Bestimmungen diese Erklärung unmöglich machen. Kann die neue Erfahrung für sich auf eine Einheit gebracht werden, die mit der ersten in gleichem Range steht, und mit ihr gemeinschaftliche Prädicate besitzt: so werden beyde in eine höhere befaßt, die alte Hypothese erklärt nicht mehr vollständig. Es wird eine befriedigendere gesucht. Müßte aber die neue Erfahrung unter eine solche Einheit gebracht werden, wobey gerade von demjenigen, was sie mit der erstern gemeinschaftlich hat abstrahirt würde: so wäre die Hypothese falsch; das Mannichfaltige von beyden würde wieder aus einander gelegt, um ein allen Gemeinschaftliches zu suchen; die Synthese finge wieder von vorn an, um diejenigen Bestimmungen, von denen sie zuerst abstrahirte, mit denen des neu Gegebenen,

nen, im Einzelnen zu vergleichen, wodurch dann eine ganz andre Hypothese entsteht. Eine jede der erstern Einheiten ist in ihrer Sphäre gültig, aber nicht in so fern beyde eine gemeinschaftliche Sphäre haben sollen. Da nun in keinem endlichen Verstande das Mannichfaltige erschöpft seyn kann: so ist alles Wissen in Gedanken hypothetisch. Nur dann würde das Denken vollendet seyn, wenn durch unendliche Synthese der Punct ausgemittelt wäre, von welchem aus, durch unendliche Zergliederung, sich alles Mannichfaltige finden ließe. Das ist das Ideal, nach dem der denkende Geist hinstrebt. Er schaft Hypothesen, um sie, durch neue Erfahrungen bereichert, wieder aufzugeben, andre an ihre Stelle zu setzen, und auch diese wiederum gegen andere auszutauschen, die diesem Ideale näher kommen. Der Verstand ist indeß befriedigt, wenn er das Mannichfaltige, so weit es sich ihm jedes Mal darstellt, unter seine Einheit gebracht hat.

Die Hypothese bildet im Verhältnisse zu ihrem Mannichfaltigen ein logisches Urtheil, das dem Vorhergehenden zufolge einer Berichtigung ins Unendliche fähig ist. Wem das Denken alles ist, wer durch Denken das Reale zu finden hofft, der gelangt nie zu einem Puncte, auf dem er sich mit seiner Ueberzeugung fest setzen könnte. Er wird

sich

ſich nur ſo lange darauf erhalten, bis neue Erfahrungen ihn weiter treiben.

Anm. Der ſogenannte individuelle Begriff iſt nicht mehr bloß hypothetiſch, aus keiner andern Urſache als weil er für das weſentliche Geſchäft des Denkens zu nichts gebraucht werden kann. Nur in ſeinem Verhältniſſe zum allgemeinen hat er logiſche Bedeutung; aber jeder allgemeine iſt Hypotheſe. Eben ſo wenig ſind die allgemeinen Beziehungen des Raumes und der Zeit, nebſt den daraus hervorgehenden Naturverhältniſſen und die Grundbegriffe der Moral und Religion Hypotheſe: weil nur die Producte des logiſchen Denkens dahin gerechnet werden müſſen, jene aber als das urſprünglich Reale [im Gegenſatze des Gedachten] durch ſich ſelbſt gewiß ſind. Hypotheſe iſt aber jeder Verſuch ſie zu erklären; Hypotheſe ſowol die Kritik als die Wiſſenſchaftslehre, die aber ſo leicht nicht aufgegeben werden dürften, ſich dem durchaus Gewiſſen in einem hohen Grade nähern, weil ſie nur das Formale betreffen, von dem man ſich leicht verſichern kann, ob man es vollſtändig erſchöpft habe, oder nicht: bey allem dem bleibt des Hypothetiſchen im menſchlichen Wiſſen immer noch genug.

2.

Das vollendete Zuſammenſtimmen einer beſtimmten Erfahrung mit einer andern zu einer beſtimmten Einheit, die entweder die eine von beyden ſchon hat; oder die aus der Vergleichung beyder hervorgebildet wird, heißt in Beziehung auf das Denken logiſche

Ueber-

Ueberzeugung, und ist ein Act des Geistes, der unmittelbar in ihm durch ein Gefühl ergriffen, und in diesem Gefühle zu etwas Objectiven wird.

Die Ueberzeugung hat ihre Grade. Oft ist eine neue Erfahrung, in Ansehung des in ihr enthaltenen Mannichfaltigen, und seines Verhältnisses zur Einheit des vorhandenen Begriffs, noch dunkel, weil mit ihr noch keine absichtliche Vergleichung vorgenommen wurde. Einige zufällig hervorstehende Bestimmungen, von denen es aber noch nicht ausgemittelt ist, wie weit sie ihr überhaupt in Beziehung auf die Einheit ihres Begriffes zukommen, können, wegen ihrer Gleichförmigkeit mit einigen Bestimmungen jenes erstern Begriffs, dazu zu berechtigen scheinen, diese Erfahrung mit in denselben oder mit ihm zugleich in einen höhern zu befassen. Auch hier ist Ueberzeugung in ihrem ganzen subjectiven Wesen, denn das Denken stimmt in sich zusammen. Aber es hat noch nicht Ausdehnung genug um diese Ueberzeugung objectiv total zu machen. Es ist zugleich vorhanden, Bewußtseyn der Möglichkeit, daß, bey einer genauern Zergliederung, die als Grund aufgeführte Einheit wegfalle. Die Ueberzeugung währt nur so lange, als dasselbe Verhältniß des Denkens zum gegebenen Mannichfaltigen bleibt. Sie ist bloßes Meynen.

Wird

Wird dieses Mannichfaltige nun näher, jedoch nicht vollständig zergliedert, und in diesem Zergliedern die Meynung bestätigt, so wird sie dadurch zum Glauben, der wieder, nach Verhältniß der Menge der zergliederten Bestimmungen, seine Grade hat. Auf jeden Fall muß die Menge der zergliederten Merkmale, die Menge der noch nicht zergliederten übersteigen. Die letztern werden als gleichgültig für die Ueberzeugung, als etwas, das sie weder positiv noch negativ bestimmen könne angesehen, ob man gleich nie ganz versichert seyn kann, daß nicht auch unter ihnen wirklich widerstreitende seyen.

Anm. Der Glaube unterscheidet sich von der Meynung vornemlich durch größere Aufklärung des Mannichfaltigen in Beziehung auf die Einheit. Man weiß, was ohngefähr noch zur Ueberzeugung fehlt, und daß das, was man schon besitzt, jenes überwiege. Bey der Meynung weiß man das erstere nicht immer und das letztere kann man nicht wissen, weil es bey ihr nicht wahr ist. Daher kann in der Meynung, da sie weniger verglichen hat, als der Glaube, mehr zusammen stimmen, mithin das subjective Gefühl der Ueberzeugung stärker seyn, alsdann in sie Wahn, sie möge nun nachher wahr befunden werden oder nicht. Kants, vielfach, auch in den Logiken, nachgesprochene Erklärung vom Glauben als einem subjectiv zureichenden und objectiv unzureichenden Fürwahrhalten ist bloß vom moralischen Glauben abgerahirt, und daher für den allgemeinen Gebrauch zu enge, oder man müßte denn dem Ausdrucke subjectiv

jectiv eine Deutung geben, die mehr den innern Act der Ueberzeugung als den Ursprung und die Gründe, worauf sie ruht, anginge. Dann aber fällt seine Erklärung vom Meynen weg, bey welchem das Fürwahrhalten in diesem Sinne auch subjectiv zureichend seyn würde. Auch theoretisch kann etwas geglaubt werden, wenn die Gründe dafür entweder noch nicht hinlänglich gegeben [vielleicht gar nicht hinlänglich gegeben werden können] oder noch nicht vollständig untersucht sind, so bald man nur den Ueberschlag gemacht hat, was etwa zur vollständigen Ueberzeugung erfordert werde, was daran noch fehle, und versichert ist, daß das Fehlende dem wirklich Vorhandenen nicht gleich komme. Den ursprünglichen Glauben, in welchem das Reale enthalten ist, muß man indeß von demjenigen, von welchem hier geredet wird unterscheiden. Er kann nie zum bloßen Meynen herabsinken, und über ihm ist kein Wissen, weil er selbst die höchste und einzig wahre Gewißheit ist.

Nur nach einer vollendeten Zergliederung aller Bestimmungen der neuen Erfahrung und Vergleichung derselben mit denen der vorhergehenden läßt sich eine Einheit bilden, die wenigstens diese beyden Erfahrungen erschöpft — Vollendetes Zusammenstimmen, Gewißheit.

Aber zu diesen beyden Erfahrungen kann eine neue kommen, die auch wieder mit ihnen, als denjenigen, woran die Gewißheit erzeugt war, in eine neue Einheit zu verknüpfen

knüpfen iſt, welche die vorige, aber eben ſo gut auch eine ganz andre ſeyn kann. Hier fängt die Ueberzeugung wieder von vornen an. Die Gewißheit wird zur Meynung, und ſo ohne Aufhören. Alle Gewißheit im Denken iſt nur relativ, wie ihr Inhalt Hypotheſe iſt, aber gleichwol in ihrer relativen Natur für das Denken befriedigend, und für den Menſchen dadurch, daß ſie ſich, ſammt ihren Relationen, zuletzt in einem an ſich Gewiſſen, das aber auſſerhalb der Sphäre des Gedankens liegt, verliert. Im Denken iſt unendlicher Uebergang von einer Gewißheit zu einer andern, die jene von ihrer Stelle verdrängt.

Nicht jede Erweiterung des Gedankens wirkt Ueberzeugung. Oft währt es lange bis er die neue Erfahrung verglichen, in ſich aufgenommen, und in irgend einem Puncte an ſeinen Inhalt geknüpft hat. Bis dahin iſt dieſe Erfahrung für das Denken zweifelhaft. Sie kann gedacht werden und auch nicht. Es iſt nicht vorhanden eine Nothwendigkeit des Denkens durch Demonſtration -- bloßes Nichtdenken, Spielraum für die Phantaſie, logiſche Möglichkeit, noch nicht befriedigtes Streben des Gedankens ſie in ſich aufzunehmen. Oft werden auch zum Gedanken, durch Erfahrung, oder durch Begriffe aus derſelben abgezogen, neue Beſtimmungen hinzugefügt, die den vorhande-

nen Bestimmungen desselben widerstreiten, und es entsteht ein Gefühl der Beschränkung und Verwirrung im Geiste, ein Aufgehaltenseyn, eine Unbestimmtheit und eine Theilung des innern Wesens, ein Schweben vom einen zum andern — wirklicher Zweifel, der bald Zweifel überhaupt, als Zustand, als absolute Unentschiedenheit, bald nur ein Bezweifeln des einen der Entgegengesetzten in Beziehung auf das andre schon an sich Gewissere ist.

Das Fortschreiten des Gedankens geschieht durch den Zweifel. So wie jener sich zu erweitern strebt, tritt dieser dazwischen, und drückt aus eine Nothwendigkeit für den Gedanken, eines Theils, der Erfahrung, in den neuen Bestimmungen, die sie ihm enthüllt zu folgen, sie in seine Reihe aufzunehmen, andern Theils, sich bey dem Aufnehmen derselben durch sich selbst zu beschränken, sich mit diesen Bestimmungen, durch neue Synthese, in eine höhere Einheit zu verlieren, oder aus denselben in Vergleichung mit den schon vorhandenen eine ganz andre Einheit zu erzeugen. Aber diese Aufgabe wird selten gleich begriffen, und wo sie auch begriffen ist, dauert es doch noch oft lange, bis sie aufgelöst wird. Der Geist kann sich jetzt nur an dem Gefühle des Widerspruches halten, worin er sich ergreift, und so lange dieses währt, dauert sein Zweifel. Ist die

die Einheit gefunden, und durch sie jedem der widersprechenden, in ihr aber zusammenfließenden Verhältnisse eine eigenthümliche Sphäre unter ihr angewiesen: so ist der Zweifel zu Ende. Er verschwindet indem jedes Verhältniß zur höhern Einheit wieder in Verhältniß tritt und sich dadurch mit seinem Entgegengesetzten vereinigt.

3.

Das was den Zweifel charakterisirt ist Widerstreit des Gedankens mit sich selbst, die Möglichkeit — die, wenn eine Erfahrung dazu veranlaßt, zur Nothwendigkeit wird, — ein in Gedanken dargestelltes Verhältniß auch anders, von einem Gesetzten mit gleichem Rechte auch sein Entgegengesetztes denken zu können; wo sich dann diese beyden Arten zu denken, in wie fern sie sich in Einem Gedanken finden, widersprechen, ein Schwanken des Geistes zwischen beyden, ohne sich für eins von ihnen, oder für ein drittes Vermittelndes entscheiden zu können, hervor bringen. Er ist entweder ein problematischer, assertorischer oder apodictischer, je nachdem er aussagt, entweder, daß etwas noch nicht unter eine höhere Regel gebracht, in die Synthese aufgenommen, und in so fern für die Analyse zweifelhaft sey, auch anders oder gar nicht gedacht werden könne, oder daß zwischen

zweyen

zweyen Gedachten Verhältnissen ein wirklicher, aber durch Beschränkung des einen vermittels des andern, zu hebender oder endlich ein nur in einem Dritten, bis jetzt noch nicht gefundener auflösbarer Widerspruch Statt finde.

Jeder Begriff, jedes Verhältniß, das noch nicht auf ein höheres zurück geführt, und durch dasselbe begründet wurde ist zweifelhaft, weil es immer möglich bleibt, daß es nicht nur anders gedacht, sondern vielleicht gar von allem Denken ausgeschlossen werde, in der Reihe seiner Begriffe nimmer vorkomme. In so fern ist der Gedanke, in dem diese Möglichkeit ausgedrückt liegt, mit sich selbst in einem Widerspruche befangen, bis er für den neuen Begriff oder das neue Verhältniß in sich eine höhere Bestimmung auffindet, mit der entweder das Denken oder Nichtdenken derselben zusammen fällt, das eine durch das andre ausgeschlossen wird, und das Ausschließende nun ideale Nothwendigkeit erhält. Aber auch diese höhere Bestimmung läßt sich bezweifeln, bis sie wieder in einer höhern und zuletzt in der höchsten begründet wird. Nur der reine Gedanke, als Gegenstand seines eignen Denkens, fängt mich sich selbst an, bey ihm hört der Zweifel auf Er erhält keine Nothwendigkeit mehr durch Gleichsetzen von einem andern. Er ist schlechthin, weil er seyn will. Es gibt über dem-

demſelben kein Höheres, woraus er demonſtrirt als ein denken Müſſen beſtimmt werden könnte. Wer für ihn einen Beweis fordert, verſteht ſich ſelbſt nicht. Für das Denken iſt er das Abſolute, aber um ihm reale Bedeutung zu geben, muß er auf dasjenige zurück geführt werden, wovon er abſtrahirt wurde, wovon die Syntheſe ausging. Der höchſte Standpunct des Denkens liegt über allen Zweifel hinaus; in idealer Hinſicht ruht er auf einem Factum, und dieſes auf der Willkühr, in realer aber auf der Syntheſe.

Wird das Denken ſelbſt gedacht: ſo werden alle niedern Verhältniſſe mit gedacht, die, im Aufſteigen zu ihm, in daſſelbe eingingen, und in Anſehung ihrer findet ebenfalls kein Zweifel mehr Statt. Aber die untern Glieder des Gedankens ſind nimmer durch die Syntheſe erſchöpft. Es können ins Unendliche in ihn neue Verhältniſſe eingerückt werden. So lange ſie nicht eingerückt ſind, bleiben ſie für ihn problematiſch; werden ſie aber eingerückt, ſo wird ihnen die Nothwendigkeit des Gedankens ertheilt. Problematiſcher Zweifel. Er iſt eine Aufforderung an den Geiſt, ein Gegebenes in Gedanken zu begründen, einem Höhern zu unterwerfen. Das problematiſch Zweifelhafte kann realiter gewiß ſeyn.

Der assertorische Zweifel entsteht, indem der Gedanke, in seinem Streben nach Erweiterung, sich mit sich selbst entzweyt; sey es nun, daß die Erfahrung oder ein aus der Erfahrung gebildeter Begriff sich in Widerspruch zeige mit Verhältnissen, die schon in der Reihe des Gedankens enthalten sind.

Jeder Gedanke, wenn anders in ihm die Natur des Denkens vollständig ausgedrückt ist, enthält eine Reihe von Verhältnissen, Einem höchsten untergeordnet. Alle diese Verhältnisse sind gewiß, in wie fern sie in diesem höhern enthalten sind. Ist dieses letztere das absolut höchste: so ist der Gedanke nach dorthin keiner Erweiterung mehr fähig. Aber weil die Synthese oft durch Sprünge dazu gelangt: so kann er in seinen untern Bestimmungen erweitert werden, indem neue Erfahrungen zum Denken neuer Verhältnisse Veranlassung geben. Diese Verhältnisse können einem in der Reihe enthaltenen widersprechen, und es entsteht ein assertorischer Zweifel. Das Gefühl, worin er ergriffen wird, war vorher nicht da, schließt sich unmittelbar an das neue Verhältniß an, der Gedanke widerspricht sich in ihm — es wird bezweifelt, ist in diesem Falle des Zweifels Gegenstand, welcher eine Aufforderung an den Geist enthält, durch verändertes Denken, diesem neuen Verhältnisse eine andre Form zu geben, wodurch

durch es in die vorhandene Reihe eingehen könnte. Gelingt dieses: so hat dieses neue Verhältniß in dieser Form nun auch für den Gedanken Gewißheit.

Ist das neue Verhältniß, entweder weil es unmittelbar in der Erfahrung ergriffen, oder ihr doch zunächst angebildet ist, durch sich selbst evident, oder gar keiner Veränderung fähig: so kettet sich das Gefühl an dasjenige in der Reihe liegende Verhältniß, womit das letztere vereinigt werden soll, es muß durch dasselbe beschränkt werden, eine andre Gestalt erhalten. Jenes ist nun Gegenstand des Zweifels geworden, es muß sich mit diesem durch Aufhebung einzelner Bestimmungen in eine gemeinschaftliche Einheit verlieren. Dadurch könnten aber wol mehrere über ihm liegende mit verändert, oder doch aus einem andern Gesichtspuncte, geordnet werden. Und so ist es möglich, daß eine einzige Erfahrung einen Theil der ganzen Reihe des Gedachten durch den Zweifel zerreisse, aber irgendwo schließt sie sich doch, nachdem der Zweifel gelöst ist, an ein höheres Glied wieder an. In dem gegenwärtigen Falle kommt selten ein Zweifel allein, fast immer erschüttert er mehrere Ueberzeugungen zugleich.

Enthält der Gedanke eine Verknüpfung von Verhältnissen, und die neue Bestimmung, die

die ihn erweitert eine durch gleiche Einheiten fortgeführte Verknüpfung: so haben beyde gleichen Wehrt und sind, an ihren äussersten Enden nach obenhin, mit einander zu vereinigen. Die letztere kann aber hier der ersten widerstreiten, ohne doch weniger Ansprüche auf Wahrheit zu haben als diese, da in ihr jedes Glied an der ganzen Reihe, und die Reihe an der Natur und dem Gedanken so fest hängt wie bey jener. Alsdann ist fürs Erste an keine unmittelbare Vereinigung, an kein Unterwerfen des einen unter das andre zu denken. Sie müssen sich durch einander beschränken. Beyde Reihen werden aufgelöst, in ihren ursprünglichen Bestandtheilen verglichen und verknüpft. Es entsteht eine sie befassende Einheit, in welcher jede unter einer gewissen Einschränkung enthalten ist. So lange dieses noch nicht geschah, dauert eine totale Unentschiedenheit des Gemüths, die nicht das eine oder das andre bezweifelt, die schlechthin zweifelt, sich für nichts entscheiden kann. Das worin vereinigt werden soll, wird noch gesucht, das Gefühl ist getheilt, schwebt vom einen zum andern. Apodiktischer Zweifel, der oft in gänzlichen Unglauben an alles menschliche Wissen, in Scepticismus als Gemüthskrankheit übergeht.

Dieser apodictische Zweifel kann sich indeß schon auf der niedrigsten Stufe des

Gedan-

Gedankens finden, indem die verschiedenen Bestimmungen, worin ein Gegenstand in verschiedenen Verhältnissen erscheint, den Geist im Aufsuchen seiner Einheit gleich Anfangs verwirren, zwischen lauter Entgegengesetzten gefangen halten, und ihn an seiner Identität, und, was damit in Gedanken zusammenfällt, an seiner objectiven Realität verzweifeln lassen, wie im frühern Scepticismus der Griechen.

Aber auch beym assertorischen Zweifel bleibt noch immer übrig ein Gedanke der Möglichkeit, daß das bezweifelte Verhältniß sich zuletzt wahr, und das Entgegengesetzte, in Beziehung auf welches es bezweifelt wird, falsch finde.

Unter den verschiedenen Arten des Zweifels ist der problematische der künstlichste und am schwersten zu befriedigen. In ihn muß sich jeder Denker hineinbilden, wenn er parteylos Wahrheit erforschen, und in sein Denken Einheit bringen will. Ohne ihn gibt es überall kein Philosophiren, als Begründen ins Unendliche unter einem höchsten. Den assertorischen darf man sich ohne Gefahr der Einseitigkeit nicht verbergen, er führt zur Berichtigung der Begriffe. Der apodictische treibt gleichfalls höher hinauf; doch ist es gefährlich ihn absichtlich hervor zu suchen. Er hat als

Kunst

Kunst etwas Blendendes, durch ihn sind die Sophisten aller Zeit berühmt geworden. Das ewige pro und contra kann in schwachen Köpfen leicht gänzliche Geistesverwirrung, und bey einigem Interesse für Wahrheit, überhaupt die schrecklichsten Zustände erzeugen. Man sehe hierüber Ständlins Abhandlung über den Skepticismus [vor seiner Schrift, über die Geschichte und den Geist des Skepticismus] besonders den zweyten und dritten Abschnitt, wo man über diesen Punct sehr viel lehrreiches und gründliches gesagt, und mit Beyspielen belegt findet, wo aber auch die Vortheile eines bescheidenen Skepticismus nicht verschwiegen sind.

4.

Aller Zweifel entsteht im Gedanken, indem dieser beym Auffassen neuer Bestimmungen, sich mit sich selbst entzweyt. Der Gedanke aber ist Darstellung von Verhältnissen im Realen. Der Zweifel kann daher auch nur auf Verhältnisse, nur auf dasjenige gehen, was am Realen ideal geworden ist, nie auf das Reale selbst. So wenig der Mensch je durch bloßes Denken das Reale findet, wenn es ihm nicht vorher durch ein allem Denken zum Grunde liegendes Ergreifen gegeben ist: eben so wenig vermag er es auch, durch irgend eine Bestimmung des bloßen Denkens, aufzuheben. Zu beydem

fehlt

fehlt ihm der Mittelbegriff. Das Denken hebt nur sich selbst in einem besondern Falle, als dieses Denken auf. Ohne ein Reales, von sich selbst unabhängig, voraus zu setzen, wäre das Denken Setzen eines ewigen Nichts, mithin auch der Zweifel, der allein sein Product ist, Widerstreit im Nichts. Ein Zweifel der das Reale aufheben will, hebt sich selbst auf.

Zu allem Zweifeln, wie zu allem Denken wird ein Maasstab erfordert, dem irgend ein Gedachtes in der Ueberzeugung gleich, im Zweifel widerstreitend gefunden werde. Ohne einen solchen Maasstab ist kein verständliches Denken, kein verständlicher Zweifel möglich. Dieser Maasstab ist ein durch sich selbst Gewisses, dem eine neue Bestimmung gleichgesetzt, und, vermittels dieses Gleichsetzens, von ihm Gewißheit erhalten soll. Das Gewisse ist nun entweder das Reale selbst oder ein Gedanke, der aber dann, nur in Beziehung auf seinen Gebrauch im gegenwärtigen Falle, an sich, übrigens aber nur in so fern gewiß ist, als er sich mittelbar oder unmittelbar an das Reale anschließt. Der Zweifel ist eine Erklärung, daß etwas noch nicht gefunden sey, was der Gedanke sucht. Wie ist aber eine solche Erklärung möglich, ohne daß dieses Etwas, das gesucht wird, irgend anderswo her als ein solches wenigstens bekannt sey, als ein schon im Ergreifen ver-

vorhandenes Ziel, das der Gedanke zu erreichen strebt, mithin als real, voraus gesetzt werde. Selbst das ideale Ding an sich, das sich freylich wol bezweifeln läßt, würde nicht gedacht seyn, wenn es nicht aus einem andern, dem Realen, erdacht wäre: denn das Denken ist nur A = A.

Das Reale, als Gedanke, in wie fern es als Reales aufgehoben, und als Ideales gesetzt wird, läßt sich allerdings bezweifeln. Aber das verschlägt seiner Wahrheit ausser dem Gedanken nichts. Der problematische Zweifel hat eben darin sein Wesen, daß er dasselbe [als Ideal-Reales] in einem höhern Gedanken nachsucht. Alsdann ist dieser Gedanke das Reale aus dem ein andres Reale erklärt werden soll. Man abstrahirt vom Realen, um es in einem andern Realen in Gedanken wiederzufinden. So lange es noch nicht gefunden ist, ist es für das Denken zweifelhaft, ist es aber gefunden: so hat es ideale Realität, die indeß zuletzt doch, wenn man sich über sein Denken verständigt, auf eine nicht mehr ideale hinweiset, von der alle ideale ausfließt. Sein wahres Wesen, als eines Realen bleibt beydes vom Denken und Zweifeln gleich unabhängig. Gesetzt es würde nimmer in Gedanken gefunden: so würde dadurch seine Realität als eines Wirklichen nicht beeinträchtigt. Denn um es nur zu suchen, mußte von ihm abstrahirt, mußte es

es in Gedanken vernichtet, mithin in seiner Unabhängigkeit vom Gedanken voraus gesetzt werden.

Soll das Reale der Erfahrung aus dem Bewußtseyn erklärt werden [auf dem kritisch-transscendentalen Standpuncte]: so ist das Bewußtseyn der Maaßstab, woran es gemessen wird. Durch die Gleichheit mit demselben wird ihm nun ideale Realität zuerkannt. So lange diese Gleichheit noch problematisch bleibt, ist es auch in idealer Hinsicht zweifelhaft. Es muß also vorher in seinem Realen Wesen in das Bewußtseyn als ein Reales eingegangen, mithin vor dem Erklären, als ein an sich Gewisses, über dem sich das Denken construirt, anerkannt seyn.

Soll es aus dem sich selbst denkenden Denken [auf dem wissenschaftlich transscendentalen Standpuncte] erklärt werden: so wird das Denken als ein unmittelbar Ergriffenes, mithin als realer Maaßstab voraus gesetzt. So lange mit dem Denken noch nicht alles gleich gefunden ist, ist das noch nicht Gefundene zweifelhaft. Aber das Denken, an sich eine leere Formel, ein Idem ohne Gehalt entwickelt sich als reale Handlung des Geistes nur an einem ursprünglich Realen im Ergreifen, als seinem Stoffe, man gelangt zu ihm nicht anders, als durch Abstraction von diesem Realen, mithin durch vorhergehende

de Anerkennung desselben. Der Zweifel betrifft hier wieder nur Verhältnisse des Realen zur höchsten Einheit, mithin ein Ideales.

Es ist ferner möglich, einzelne Bestimmungen des Realen assertorisch zu bezweifeln, in wie fern sie mit andern Bestimmungen desselben streiten. Aber auch hier ist das Reale, als Gedanke, und in seinen einzelnen Bestimmungen, nicht als dasjenige, woran diese Bestimmungen haften, nicht an sich, als Reales, Gegenstand des Zweifels. Als letzteres wird es wieder vorausgesetzt. Seine Vereinbarkeit in Gedanken, sein Zusammenstimmen zur Darstellung Eines Begriffs wird allein in Anspruch genommen, und, bey absoluter Unvereinbarkeit, beym Mangel dieses Zusammenstimmens, der einen, nicht an sich, sondern in Beziehung auf ein andres, das, in sofern, nothwendig real ist, mithin relativ, durch Hindeuten auf ein andres Reale, abgesprochen.

Anm. Ein Beyspiel liefern hier die sogenannten Täuschungen der Sinne. Der Sinn täuscht so wenig, als er etwas für Täuschung erkennt. Was in ihm ist, ist für ihn jetzt real. Aber der vergleichende Gedanke bezweifelt das, was in dem eine Falle, unter übrigens gleichen Umständen, anders erscheint als in allen übrigen.

Endlich kann auch ein apodictischer Zweifel am Realen entstehen, wenn eine

große

große Menge von Bestimmungen, die sich, in wiefern sie Ein Gedanke seyn sollen, widersprechen, zusammentrift, und sich keine Veranlassung findet, die eine vor den andern auf Realität zu beziehen. Der Verstand schwebt zwischen allen; er kann sich für keine entscheiden, und muß also denkend alles bezweifeln, die Realität selbst verwerfen. Aber auch dieser Zweifel trift das Reale, als solches nicht, sondern bloß den Gedanken von ihm. Es selbst wird auch hier wieder vorausgesetzt; sonst könnten seine Bestimmungen nicht Gegenstand des Zweifels seyn. Eigentlich sagt dieser Zweifel nicht mehr aus, als, daß es sich in diesem Falle nicht entscheiden lasse, welches für das Reale gehalten werden solle; und nur die Lebhaftigkeit der Gedankenbeschäftigung läßt das Reale in Gedanken mit demselben an sich verwechseln. Würden sich für die eine Bestimmung mehr Fälle zeigen als für die andern widersprechenden, welches mit der Zeit doch geschieht: so würde diese auf die Realität, die also im Ergreifen doch noch da seyn muß, bezogen werden.

Man hat das Reale auch noch in einer andern Hinsicht zu einem Gegenstande des Zweifels machen wollen, in wiefern es nämlich, als ein Reales, nicht bewiesen werden könne, und das Reale, das die Philosophie findet doch nie das Reale an sich, nur ein

Reales in Gedanken sey. Aber man braucht diesen Zweifel nur in etwas aufzuklären, um ihm darzuthun, daß er sich selbst nicht verstehe. Was ist es denn eigentlich, was er verlangt? Man soll durch bloße Entwickelung des Gedankens etwas finden, was nicht Gedanke ist, als ob es nicht eben deßwegen, weil es aus dem Gedanken hervor gesucht wurde, nothwendig als Gedanke gefunden werden müsse. Es liegt in der Natur des Gedankens, daß er ewig nichts als Gedanke seyn kann. Nur dadurch wird er realer Gedanke, daß er ein von ihm unabhängiges Reale aufnimmt. Dieses sucht er methodisch zu vernichten, um es methodisch wiederzufinden. Wo könnte er es anders wiederfinden als in sich selbst, mithin ideal. Aber würde er es haben vernichten, und ideal wieder entwickeln können, wenn er es nicht ursprünglich gefunden, als schlechthin real gefunden hätte. Der Gedanke ist nur Gedanke, alle seine Entwickelungen sind als ideale Bestimmungen ins Unendliche, ein unendliches Idem. Durch das Reale wird er ausgefüllt. In wie fern dieses nun in ihm ist, ist und bleibt es Gedanke, in wie fern es ihn ausfüllt ist es real, und Quelle aller Gedankenrealität, und kann in so fern nicht aus dem Gedanken demonstrirt werden. Jeder Versuch dieser Art hebt sich selbst auf.

Könnte das Reale als solches durch den reinen Gedanken allein gefunden werden: so wäre es nur Gedanke, und es gäbe überall keine Realität. Nur dadurch, daß das Reale dem Gedanken vorher geht, ist es ein solches, der Gedanke sein Nachbild. Jener Zweifel würde also verlangen, daß der Schatten das Wesen, und doch auch nicht das Wesen, bloßer Schatten, daß das Nachbild die Sache, und doch auch nicht die Sache, bloßes Nachbild sey. In so fern in ihm wahres enthalten ist, ist er kein eigentlicher Zweifel; sondern eine Aussage, die mit dem Resultate dieser Deduction des Zweifels ganz zusammen stimmt, daß nämlich das Seyn als beweisbares, nur in Gedanken bewiesen, als wahres Seyn aber, als real Wirkliches nur gefunden, unmittelbar ergriffen werde. Das Seyn an sich, als das unmittelbar Gewisse berührt also kein Zweifel.

5.

Aller Zweifel geht von einem selbstständigen, absoluten, durch sich selbst gewissen Glauben aus. Ohne diesen Glauben wäre kein Zweifel Er ist für jeden Gedanken der Maaßstab, und mithin auch dasjenige, wornach sich der Zweifel orientirt, das er wol, durch die lebhafte Beschäftigung, durch die Unruhe und Verwirrung, worin er den Geist versetzt, subjectiv verdunkeln, aber nie in sei-

nem Wesen objectiv erschüttern kann, ohne sich damit selbst zu vernichten.

Dieser Glaube umfaßt alles, was der Menschheit theuer, womit ihre Würde und Bestimmung für die Ewigkeit versiegelt ist. Sein Inhalt, und mit ihm sein Friede ist ihm ewig zugesichert — ein Heiligthum dem kein Zweifel sich naht. Es gibt eine Gewißheit die höher ist als alles Denken, ewig über dasselbe hinaus liegt. Hörte mein Denken auf: so wäre mit ihm mein Zweifel vernichtet; aber durch diese Gewißheit bin ich ewig was ich bin, würde ich ins Unendliche noch etwas Besseres werden. Den Zweifel kann ich selbst wieder bezweifeln, aber der Glaube ist mein inneres Wesen, ich müßte dieses zerstöhren, wenn ich ihn zerstöhren wollte. Und damit steht meine Ruhe fest.

Der Glaube strebt sich selbst zu begreifen, und wird Gedanke, ein Anerkennen seiner Verhältnisse, gewinnt ideale Bestimmungen. Diese idealen Bestimmungen erweitern sich ins Unendliche, und gerathen immerfort in neuen Widerstreit mit sich selbst. Sie sind dem Zweifel unterworfen, bis sich der Glaube, in allen seinen unendlichen Bestimmungen [welches nie seyn wird] mit sich selbst eins gefunden hat. Jede neue Bestimmung, die ich mit vorhergehenden gleich finde, nehme ich in den aufgeklärten Glauben

auf.

auf. Sie hat für mich speculative Wahrheit. Die Gewißheit des Glaubens theilt sich ihr mit, aber ohne diese Gewißheit wäre sie nichts. Es kann seyn, daß wieder neue Bestimmungen mich nöthigen, die vorhergehenden, ja eine ganze Reihe der vorhergehenden speculativen Ueberzeugungen aufzuheben, um diese nur setzen zu können. Aber warum will ich sie anders setzen, als um des in sich gewissen Glaubens willen; weil dieser, durch ein in ihm gegründetes Interesse dazu auffordert? Ich verliere mit ihnen nichts, als etwa eine Erweiterung meines Gedankens, eine größere Ausdehnung über das was ist. Aber nur zu oft werden diese Bestimmungen, in wie fern sie dem Gedanken angehören, mit dem Glauben selbst verwechselt, weil sie mit ihm in Verbindung stehen; und man wähnt natürlich seinen Glauben selbst dem Zweifel unterworfen, oder gar vernichtet, wo doch nur der Gedanke sich, in seinen einzelnen Theilen, bezweifelt oder zerstöhrt. Wodurch sollte er denn doch zerstöhrt seyn? Durch die Speculation? Sie hat an sich keine reale Gewißheit, der Glaube ist ihr Element. Also hätte dieser sich selbst vernichtet? Wie könnte er das? Er hat durch die eine Speculation nur die andre verdrängt. Er selbst steht noch fest, und mit ihm meine Würde. Er hat sich mir nur in einer andern, wahrern Gestalt offenbart.

Nur

Nur so lange ist der Zweifel meiner Ruhe gefährlich, als ich Verhältnisse mit der Sache selbst verwechsele, welches zu thun man entweder noch nicht Mensch gewesen seyn, oder seine Menschheit an die Speculation verkauft haben muß.

6.

„Wir alle werden im Glauben geboren „und müssen im Glauben bleiben, wie wir „alle in der Gesellschaft geboren werden, und „in der Gesellschaft bleiben müssen. Totum „parte prius esse, necesse est. — Wie kön„nen wir nach Gewißheit streben, wenn uns „Gewißheit nicht schon zum voraus bekannt „ist; und wie kann sie uns bekannt seyn, an„ders als durch etwas, das wir mit Gewiß„heit schon erkennen.“ [Briefe über die Lehre des Spinoza S. 215. d. n. A.]

Der Glaube ist unser geistiges Leben, und alles was der Verstand thun kann, ist, diesen Glauben auf Begriffe zu bringen, und sich nachher mit allen seinen Begriffen in ihm wieder zu verlieren.

Aber nicht alle Bestimmungen unsers Glaubens sind sein eignes Werk, aus einem unmittelbaren Ergreifen geschöpft. Fast die meisten erhalten wir durch Unterricht, wo sie schon Begriffe geworden, in Verhältnisse ausgedrückt

gedrückt sind, als gebildete Gedanken in uns übergehen. Das Reale stellt sich uns da nicht selbst dar, sondern in derjenigen Gestalt, worin die Meynungen und Ansichten der Väter es kleideten. Oft vermag es der hellste Kopf kaum heraus zu ahnden, und sich in seiner Reinheit zu vergegenwärtigen. Aber diese Meynungen, Ansichten und Verhältnisse sind doch Hüllen des Realen. Es liegt in ihnen ein Wahres verborgen, obgleich oft tief versteckt, sie sind Formen eines Wesens, und darum ruht auf ihnen subjectiv [für uns] die Gewalt des ursprünglichen Glaubens, sein Geist ist ihnen eingehaucht. Wir fassen am Realen die Form, die ihm der Zufall in dem Kopfe, dem wir unsre Bildung verdanken gab, Anfangs mit eben dem Glauben auf, womit wir das Reale selbst auffassen. Vorurtheile [die aber nicht immer Irrthümer sind] bringt der Mensch mit auf die Welt. Wenn er anfängt zu denken, sind sie ihm unbezweifelte Wahrheit, dasjenige woran er alle seine künftigen Erfahrungen anschließt, womit er sie gleichsetzt, und wodurch sie ihm ideale Gewißheit erhalten. Voll Vertrauen auf die Kraft des erwachenden Verstandes, fängt er an zu vergleichen und zu verknüpfen, den Kreis seiner Einsichten und logischen Ueberzeugungen zu erweitern, bis er sich durch irgend eine Erfahrung, die sich gar nicht in Einstimmung bringen lassen will, gehalten

fühlt, sein Gedanke in Widerspruch mit sich selbst tritt. Anfangs wird er die neue Erfahrung, durch fortgesetztes Beschränken, seinen vorhandenen Begriffen und Ueberzeugungen anzupassen suchen, bis er auf solche stößt, wo ihm das nicht mehr gelingen will, und er sich genöthigt sieht, in der Reihe seiner Vorurtheile selbst hier und da Einschränkungen zu machen. Erst bezweifelt er die neue Erfahrung, dann auch, wenn diese einmal an sich schon gewiß seyn sollte, einzelne Beziehungen der angeerbten Meynungen. Der Zweifel entreißt ihn den Banden des Vorurtheils, und weckt ihn zum selbstständigen Denker. Es gibt wol keinen Menschen, der nicht schon assertorisch gezweifelt, seinen vorigen Glauben bezweifelt hätte; es sey denn, daß in ihm der Trieb und die Kraft des Denkens, von Jugend auf, in dem Grade erstickt wurde, daß er nichts vermochte, als die Meynungen andrer aufzufassen und bey ihnen zu verbleiben, ohne sich an den Widerspruch zu stöhren, der sich hier und da gegen sie erhebt, Erfahrungen zu sammeln, ohne sie zu ordnen. Nach dem größern oder geringern Reichthum seiner Erfahrung, seines Beobachtungsgeistes und der Selbstständigkeit des Denkens, wird der Zweifel mehrere oder wenigere Puncte seiner Ueberzeugung erschüttern, die Reihe derselben nur leise berühren, oder tief in sie eingreifen, und ihn vielleicht gar selbst nöthigen sie absichtlich ganz

pro-

problematisch zweifelhaft zu machen, sie noch einmal durchzugehen, ihre Glieder fester zu verbinden, strenger einander unterzuordnen, und ihnen, wenigstens für so lange, eine eigenthümliche, bestehende Form zu geben, bis ihn neue Erfahrungen, durch assertorische Zweifel nöthigen diese Form wieder umzuändern.

Derjenige Mensch dem ein höheres und lebendigeres Gefühl geistiger Kraft es verbürgt, daß er zum Denker geboren sey, fängt mit dem problematischen Zweifel an. Alle seine empfangenen und selbstgebildeten Urtheile stellt er sich als solche dar, von welchen er auch das Gegentheil denken könnte, und entzweyt so seinen Gedanken mit sich selbst, um ihn von der bloßen Meynung zur relativen Gewißheit zu erheben. Er zerreißt die ganze Kette, hält die einzelnen Glieder aneinander, und rückt sie sich näher, knüpft sie inniger, fester, und in mehrerern Puncten unter einem Höchsten zusammen, bis es ihm, im Kampfe mit mancherlen Zweifeln, endlich gelingt, ein sich in allen Theilen berührendes und aneinandergreifendes, in sich geschlossenes Ganze, unter einem Höchsten, zu erhalten, in dem die Gewißheit aller übrigen concentrirt sey, um sich von da aus allen übrigen mitzutheilen; bis auch ihn neue Erfahrungen nöthigen das Ganze zu zerstöhren,

um

um es in einer andern Form wieder aufzubauen.

Je geneigter indeß ein Kopf zum problematischen Zweifel, der den eigenthümlichen Charakter des systematischen Geistes ausmacht, ist: desto weniger Sinn hat er für den assertorischen, den wirklichen Widerspruch, der sich gegen seine Meynung erhebt; desto mehr Gefahr ist vorhanden, auf der einen Seite, in seinem Denken einseitig zu werden, und auf der andern, seine Gedankenreihe an die Stelle des ursprünglichen Glaubens zu setzen, den es doch nur erklären sollte, und wovon es ewig eine unvollständige Erklärung bleibt. Menschen die alles in einem Systeme haben wollen, sehen gewöhnlich alles aus dem Gesichtspuncte an, den ihnen dieses System dafür anweiset, mithin schief, erklären daher auch die Meynungen andrer schief, weil sie sie entweder nach demjenigen auslegen, was sie etwa in ihrem Systeme bedeuten könnten, welches schon nothwendig zu Mißverständnissen führt, — in einer andern Gedankenreihe hat der ähnliche Begriff immer einen andern Sinn — oder sie, ohne sich um ihren anderweitigen Grund zu bekümmern, aus ihren eignen Grundsätzen, die noch lange nicht allgemein zugestanden sind, widerlegen. Practische und Erfahrungswissenschaften werden gewöhnlich durch sie verdorben. Aus ihrem Systeme

wollen

wollen ſie ſich in der Welt zurecht finden, und ſtoßen daher überall an.

So iſt es mit dem Menſchen, dem die höhere Cultur des geſellſchaftlichen Lebens eine hinlängliche Menge von Beſtimmungen des urſprünglichen Glaubens, ſchon durch Unterricht und Umgang, in der Geſtalt des Gedankens entgegen führt. Er fängt mit dem aſſertoriſchen und wenn er vorzüglicher Denker iſt, mit dem problematiſchen Zweifel an. Nicht ſo mit dem, der auf einer niedern Stufe der Cultur, faſt alles, was ihm Ueberzeugung werden ſoll, zuerſt in der rohen Geſtalt des urſprünglichen Glaubens ſelbſt ergreifen muß. Es fehlt ihm an Vorbegriffen, an einem ſelbſtgebildeten, oder von andern aufgenommenen zuſammenhängenden Gedankenſyſtem, welches der aſſertoriſche und problematiſche Zweifel immer vorausſetzen, um daran ihren Widerſpruch, oder ihre entgegengeſetzte Denkmöglichkeit zu offenbaren. Sein erſter verſtändiger Blick in die Welt zeigt ihm eine Menge ſich regellos durch einander bewegender Geſtalten, in den mannichfaltigſten Beziehungen, die nothwendig ſeinen Geiſt verwirren, wenn nicht ein glückliches Genie ihm, wie von ohngefähr, die niedern Beziehungspuncte enthüllt. Beym erſten Schritte begegnet ihm überall der apodictiſche Zweifel. Ein und derſelbe Gedanke, in den verſchiedenſten Verbindungen, mit

den verschiedensten Merkmalen dargestellt, läßt sich auf mannichfaltige Weisen denken, ohne daß eine höhere Einheit ihn zurechtweise, mehr auf das Eine als auf das Andre zu sehen. Er kann die Dinge aus allerley Gesichtspuncten, immer wieder auf eine andre Art, zusammenfassen, ohne daß die Entscheidung sich vor allen andern nach Einem hinneigte. Anders erscheinen die Gegenstände bey dieser, anders bey einer andern Disposition des Körpers oder des Geistes, anders dem einen, anders wieder dem andern Subjecte, anders in dieser Verbindung unter sich, an diesem Orte, in dieser Zeit, in diesem Verhältnisse zu uns, anders, wenn alle diese Umstände anders sind; wo ist nun des Gegenstandes wahre Natur ausgedrückt? Wenn ein Thurm in der Ferne rund, in der Nähe viereckig erscheint, was ist er dann? Warum soll er das mehr seyn, was er in der Nähe, als was er in der Ferne scheint? Wenn dem einen angenehm, was dem andern unangenehm ist, was soll man denn von dem Dinge selbst sagen daß es sey? Hierauf ohngefähr beruhten die bekannten Tropen der Epoche [Methoden zum Aufschieben des Urtheils zu nöthigen] der ältern Skepse, [von denen indeß der Diallelus, der Progressus und die Hypothesis zum problematischen Zweifel gehören]. Und in der That, so lange der Verstand noch ganz fremd ist in der Natur, sich noch gar kein eigenthümliches

Gebiet

Gebiet in derselben errungen hat, sind jene Fragen durchaus unbeantwortlich, und es kann fürs Erste nichts anders erfolgen, als gänzliche Unentschiedenheit des Gemüths. Hier ist nicht Zweifel an diesem und jenem, Zweifel überhaupt, Zweifel an allem, der bald in einen dauernden Gemüthszustand übergeht, wobey man denn über der Lebhaftigkeit, womit die innere Zerrüttung, die er anrichtet, ergriffen wird, das von Denken und Zweifeln gleich unabhängige Reale, in dieser Unabhängigkeit, aus den Augen verliert, und in den Zweifel dahin schwinden sieht.

Dasselbe begegnet dem, der, ohne sich vorher in irgend ein philosophisches oder religiöses System eingewöhnt, oder sich selbst eins gebildet zu haben, sich an das Studium der Geschichte menschlicher Meynungen wagt. Die verschiedenen Gesichtspunc e und Verhältnisse, in denen er da dieselbe Sache dargestellt, die verschiedenen und widersprechenden Behauptungen die er darüber aufgestellt findet, ohne daß eine schon vorhandene Ueberzeugung der einen vor der andern bey ihm den Vorzug gäbe, halten seinen Geist in einer Unentschlossenheit, die stärs vom einen zum andern schwankt, sich an nichts mit voller Zustimmung halten kann.

7.

Wer sich der Selbstständigkeit seines Glaubens und seiner Unabhängigkeit von der Speculation stäts bewußt bleibt, für den ist es zuweilen möglich, mit der vollkommensten Ruhe der Seele, sich überall von den gefährlichsten Zweifeln umgeben zu sehen. Er hat dabey nichts zu verlieren; das was seine Hoffnung und sein Trost ist, steht ihm ohnehin fest. Dann muß er indeß doch den lebhaften Trieb nach Befriedigung der Speculation unterdrücken, er muß sich aller Beziehung der letztern, auf seinen Glauben, den er als Mensch hat, und auf seine Würde gänzlich entwöhnen, welches wol sehr schwer seyn dürfte. Die Speculation, als solche, als logische Kunst, als Geistesbeschäftigung muß ihm genügen, oder die Ehre, die er durch brillante Raisonnements, durch auffallende Paradoxien, durch gewandte Geschicklichkeit, das Widersprechendste vertheidigen zu können, einzuernten hoft, muß ihm noch mehr wehrt seyn. Und schon in so fern ist die gepriesene Ataraxie der alten Skeptiker ein Ideal, nach dem diejenigen streben mögen, für welche die trostlose Kunst alles zu bezweifeln Werth hat. Sie werdens ohnehin nie ganz erreichen.

Bey den meisten Menschen verliert sich ihr Glaube in die Speculation, gilt er nur

so

so viel, als er durch jene ward, theilt er mit ihr seine Schicksale, um so mehr je lebhafter bey ihnen das Interesse des Kopfes ist, je mehr sie ihm das des Herzens untergeordnet haben. Für diese ist es, ohne Charakterlosigkeit und sittlichen Unwehrt, nicht möglich mit Ruhe zu zweifeln. Je näher der Zweifel demjenigen rückt, worauf sie als Menschen vertrauen müssen, wenn ihr Leben nicht allen Wehrt und allen Genuß verlieren soll: desto empfindlicher wird er ihr Inneres verwunden, ihren Frieden stören, in ihrem Wesen die gröſsten Verwüstungen anrichten. Selbst diejenigen, die sich noch in dem einen Stücke am ursprünglichen Glauben halten können, in wie fern er nämlich die Erfahrung befaßt, haben doch seinen herrlichsten und ehrenvollsten Inhalt, Gewissen, Freyheit, Gott und Unsterblichkeit gänzlich der Speculation über jene unterworfen, und sich gewöhnt, ihn nur in sofern anzuerkennen, als er durch diese demonstrirt werden könne. Wie wäre es da möglich, sein moralisches Seyn noch einiger Maßen mit Liebe zu umfassen, und doch die Stützen desselben erschüttert werden, wanken, vielleicht ganz hinsinken zu sehen. Wie wäre es möglich, mit Ruhe den Zweifel zu tragen, der dasjenige angreift, was der Trost ihres Lebens ist, sie einzig mit Wohlgefallen an dasselbe fesseln kann.

Aber so mußte es seyn, Unruhe mußte den Zweifel begleiten, wenn er das werden sollte, wozu er bestimmt ist, Aufregung einschlummernder Kraft, Trieb fortzudenken, sein Gedankensystem zu vollenden.

8.

Der Zweifel soll den Gedanken weiter führen, ihn seiner Vollendung näher bringen. Er folgt ihm daher Schritt für Schritt. So viele Standpuncte als es für das Denken gibt, so viele Momente gibt es für den Zweifel.

Auf dem niedrigsten Standpuncte des Denkens entsteht der empyrische Zweifel. Widerspruch des Gedankens mit sich selbst in dem Bestreben, die Gegenstände des unmittelbaren Ergreifens unter sich gleich zu setzen, in Begriffen darzustellen, in die Natur und in das moralische Wesen Ordnung und Einheit zu bringen. Er ist durchgängig assertorisch, und erhebt sich gegen die Meynung, daß ein bestimmter Gegenstand im Umfange eines bestimmten Begriffes liege, ferner, daß etwas Theil oder Ganzes, Substanz oder Accidenz, Ursache oder Wirkung, Mittel oder Zweck von einem andern sey; indem die Erfahrung, der erweiterte Gedanke Fälle aufzeigt, die einer solchen Verknüpfung widerstreiten, worin ein Gegenstand

nicht

nicht mit allen denjenigen Merkmalen vorkommt, die in dem Begriffe, unter welchem er stehen soll, enthalten sind, — oder dasjenige, was als Wirkung von einem andern mit diesem in Einen Begriff aufgenommen wird auch wol ohne dieses andre [angebliche Ursache] erscheint, und also nicht nothwendig zu ihm gehören kann, — oder dasjenige, was bisher in dem Wechsel seiner Bestimmungen beharrend gefunden wurde [angebliche Substanz] auch wol selbst sich als wechselnd an einem andern Beharrenden offenbart, — oder endlich ein von demjenigen, was in der bisherigen Erfahrung Total-Erfolg einer Reihe von Ursachen und Wirkungen war [angeblicher Zweck] ganz Verschiedenes, vielleicht ihm Entgegengesetztes, Total-Erfolg wird. Der Zweifel enthält eine Anforderung an den Verstand, den Begriff entweder in Ansehung seines Inhaltes dahin zu beschränken, daß er die neue Erfahrung, als ein höherer mit befasse, oder in Ansehung seines Umfanges, daß sie schlechterdings von ihm, als einem niedern und ihr coordinirten, ausgeschlossen werde, oder endlich die neue Erfahrung, wenn sie selbst schon ein Gedachtes seyn sollte, anders zu denken, so daß sie mit dem erstern Begriffe zusammen stimme.

Die unmittelbar ergriffene moralische Kraft wird auf dem niedrigsten Standpuncte

des Denkens zum Gewissen, zur bestimmten Ueberzeugung von Gott und Unsterblichkeit. Auch hier entsteht der Zweifel, wenn die Forderung des Gewissens in dem einen Falle mit den Forderungen desselben in einem andern, wo sie doch, da der Gegenstand und die übrigen Umstände dieselben sind, mit einander stimmen sollten, streiten, wenn dasjenige, was dem einen sein Gefühl als pflichtmäßig vorstellt, durch eben dieses Gefühl, beym andern als pflichtwidrig verworfen wird, wenn die Art, wie Gott und Unsterblichkeit in der einen Hinsicht scheinen gedacht werden zu müssen, mit der Art, wie es in einer andern Hinsicht nothwendig scheint, in Widerspruch steht, und sich also der Geist in einem Schweben zwischen zweyen Möglichen befindet, wobey allerdings auf der einen Seite ein großes Uebergewicht seyn kann. Alsdann sagt man, daß das Entgegengesetzte bezweifelt werde.

Sind der widerstreitenden Fälle mehrere, ohne daß einer von ihnen sich als ein solcher offenbare, in dem sich der Gedanke sammeln, und von welchem aus er die übrigen entweder unmittelbar oder durch Beschränkung anknüpfen könne: so wird der empyrische Zweifel apodictisch, und geht, wenn er lange anhält, über in einen Zweifel an der Angemessenheit der Natur zum Gedanken, an der Möglichkeit das Ergriffene begrei-

begreifen, Einheit und Zusammenhang in ihm darstellen zu können, an demjenigen, was man sonst auch wol die objective Realität nannte.

Auf diesem ersten Standpuncte des Denkens wird das Ergreifen durch dasjenige, was in ihm gleich ist [Sehen und Fühlen] selbst auf einen Begriff gebracht, und demjenigen objective Realität zuerkannt, dem dieser Begriff ganz zukommt, an dem sich diejenigen Bestimmungen finden, die uns berechtigen unter denselben zu subsumiren, demjenigen hingegen Realität abgesprochen, an dem sich diese Bestimmungen nicht finden, dem daher jene Einheit der Merkmale [des Sehens und Fühlens] widerspricht. Beyde werden zusammen in einen höhern Begriff gefaßt — Vorstellung, — und dieser Begriff in seinen niedern sich entgegen gesetzt — objective und subjective Realität, Seyn und Schein, Empfindung und Anschauung, reale und bloße Vorstellung, Phantasie. So lange von einem Ergriffenen noch nicht entschieden ist, ob es unter den ersten jener niedern Begriffe subsumirt werden könne oder nicht, so lange die Aussage des einen Sinnes noch nicht durch den andern bestätigt, das Sehen noch nicht auf ein Fühlen, die Empfindung noch nicht auf eine Anschauung

zurück geführt ist: so lange wird seine Realität problematisch und assertorisch bezweifelt.

9.

Die auf dem empirischen Standpuncte entstehenden assertorischen und apodictischen Zweifel wecken den Geist zum metaphysischen Denken. Um das Widerstreitende zu vereinigen, sieht er sich genöthigt, die besondern zweifelhaften Beziehungen der Natur unter ihren allgemeinen darzustellen, und diese denkend zu untersuchen, woraus sich die Grundbegriffe und Grundverhältnisse der Dinge entwickeln, und dann die Natur selbst unter ihre allgemeinsten und nothwendigen Beziehungen, in ihrer vollständigen Reinheit und Idealität gedacht, so zusammen zu fassen und zu begründen, daß dadurch der Inhalt des moralischen Glaubens, da man für diesen keine andern Erkenntnißgründe annimmt, zugleich mit erklärt, oder, wie in den Systemen des Fatalismus und Materialismus, dieser moralische Glaube, als ein aus dem natürlichen bloß erdachter, mithin als Täuschung verworfen würde. Aber auch dieser Standpunct hat seine neuen ihm eigenthümlichen Zweifel.

1. Erhebt sich der problematische an den allgemeinen Begriffen, die nothwendige Beziehungen der Natur ausdrücken sollen.

len. Er gibt zwar zu, daß diese Beziehungen in der Natur, indem sie ergriffen wird, allgemein und nothwendig enthalten seyen, erkennt auch das Ansehen, das sie für den gesunden Menschenverstand im Gebrauche des Lebens haben, für diesen gesunden Verstand als gültig, aber nicht für die Speculation, die überall auf keine höhere Autorität fußen dürfe. Er behauptet, daß sie in ihrer Nothwendigkeit und Allgemeinheit bisher noch nicht hinlänglich erklärt worden seyen, und es, in so fern, für das Denken möglich bleibe, sie auch ohne diese Bestimmungen vorzustellen; daß alle Bemühungen, die man anwandte, es noch nicht dahin haben bringen können, das real und nothwendig Verknüpfende, wie z. B., in der Kraft das eigentlich Wirkende, den Effect Hervorbringende und an seine Ursache Bindende, aufzuhalten; daß sie sich sogar darstellen lassen, als bloße Täuschungen der Einbildungskraft, die durch öftere, aber zufällige Association gewisser Bestimmungen in ihr, und durch die Macht der Gewohnheit, ein dunkles, aber bloß subjectives Gefühl höherer Wahrscheinlichkeit, daß diese, die so oft beysammen waren, auch in der Zukunft einander begleiten werden, und mit diesem Gefühle den Wahn einer realen Verknüpfung erzeugt. Humescher Scepticismus. Er läugnet gar nicht die Möglichkeit, einmal noch jene angeblich allgemeinen und nothwendigen Bezie-

hun-

hungen, als solche in ihrer Realität zu deduzieren; enthält vielmehr eine Aufforderung an den Verstand, für sie ein Höheres aufzufinden, mit welchem sie gleichgesetzt, und, durch dieses Gleichsetzen, idealiter gerechtfertigt werden könnten.

2. Zeigt sich auch hier ein apodictischer Zweifel, hergenommen von der Mehrheit einander widersprechender metaphysischer Systeme, von denen jedes sich, aus einem gewissen Gesichtspuncte, als nothwendig ankündigt, ohne daß durch irgend etwas Gewisses ein gemeinsamer Gesichtspunct ausgemittelt wäre, der diese entweder in sich befaßte, oder den einen dem andern unterwürfe, auf jeden Fall aber jedem eine eigenthümliche Sphäre seiner Wahrheit und Anwendbarkeit anwiese. In ihrer Unwiderlegbarkeit durch einander erscheinen dem Denker, der sich noch nicht zu den höhern Prinzipien empor gearbeitet hat, die verschiedenen Behauptungen des Materialismus und Spiritualismus, des Naturalismus und des Supernaturalismus, des Spinosismus und des Intellectualismus, des Fatalismus und des Determinismus, die alle auf ihren besondern Grundsätzen fest ruhen, und von diesen aus gleich wahr sind, ohne daß er doch an ihnen etwas mehr als ihre Unvereinbarkeit entdecken könnte. Es fehlt noch an einem über alle hinausliegenden, aus dem diese verschiedenen

denen Grundsätze gegen einander gewürdigt und durch einander eingeschränkt, einem jeden sein Wahres gegen die Ansprüche der übrigen zugesichert, und von dem Falschen, und Uebertriebenen, womit es verknüpft ist, gesondert würde. Durch diese Art des Scepticismus suchte Reinhold die Kantische Lehre vorzubereiten, und als Bedürfniß für das Zeitalter darzustellen. So lange man aber von einem solchen Höhern nichts ahndet, geht daraus hervor gänzliche Unentschiedenheit in Ansehung aller metaphysischen Lehre, Zweifel an der Metaphysik überhaupt, und an demjenigen, was durch sie begründet werden soll, dem Dinge an sich, und, in wie fern der Inhalt des moralischen Glaubens dem des natürlichen untergeordnet wurde, und sich in seiner ursprünglichen Quelle, als selbstständiger und in sich gewisser Glaube, im Gemüthe verdunkelt hat, an Gott, Freyheit und Unsterblichkeit. Sie werden, was sie in der Sprache unsers Zeitalters so oft gelten, menschliche Meynungen, abhängig von einer durchaus subjectiven Ansicht. Oft schlägt der metaphysische Zweifel auch aus in gänzliche Verachtung des höhern Wissens zu Gunsten eines Glaubens, in Ansehung dessen, was nicht geglaubt werden soll, weil es nicht das Reale als solches, sondern solche Bestimmungen desselben angeht, die nur das Werk der denkenden Vernunft sind. Der Offenbarungsglaube ist gewöhnlich die Schutzwehr

wehr hinter welche ein solcher Skepticismus sich mit demjenigen flüchtet, was er noch von den kostbaren Gütern der Menschheit aus der allgemeinen Verwirrung gerettet hat. Immer wirkt zu demselben eine gewisse Seichtigkeit oder Trägheit des Geistes mit, die ihn verhindert, sich über seinen Zweifel selbst zu verstehen, die Gränzen, die ihn vom Glauben scheiden scharf zu bezeichnen, und ihn daher der Superstition und Schwärmerey preiß geben.

3. Gibt es auch auf dem metaphysischen Standpuncte einen assertorischen Zweifel, in wie fern man sich zwar für irgend ein metaphysisches System entschieden hat, aber doch auch einem andern nicht alle Wahrheit absprechen kann, indem man einsieht, daß es aus seinen Grundsätzen ganz richtig folgere, diese Grundsätze selbst aber noch nicht gehörig geprüft und mit den angenommenen Ueberzeugungen in ein richtiges Verhältniß gebracht hat. Eins von diesen beyden Systemen muß in seinen höchsten Grundsätzen durch das andre modificirt werden; welches dieses aber sey, läßt sich in dem Augenblicke des Zweifels nicht entscheiden, kann nur entschieden werden im fortgesetzten Denken, durch die Resultate, die sich aus jedem für die ganze Gedankenreihe, oder für ein schon als gewiß anerkanntes Verhältniß derselben ergeben. Mit welcher der beyden Denkmög-

lich-

lichkeiten das Gefühl des Zweifels vorzüglich ergriffen wird, die wird bezweifelt, ohne daß darum schon der andern schlechthin absolute Wahrheit zuerkannt würde. In diesem Falle wäre es kein Zweifeln mehr, sondern ein Verwerfen.

Auf dem metaphysischen Standpuncte verliert sich der moralische Inhalt des Glaubens nicht ganz, aber er verschwindet größten Theils im natürlichen. Sein eigentliches Fundament wird behandelt als ob es aus diesem entstanden wäre. Die Resultate des natürlichen, werden, im metaphysischen Denken, die Prämissen des moralischen. Diese sind nun gewöhnlich von der Art, daß der eigenthümliche Geist des Moralischen darin ganz untergehet, daß sie dem ursprünglichen Glauben an dasselbe durchaus widersprechen, das Moralische gerade in demjenigen, worin es moralisch ist in Natur verwandeln. Hat man sich in die Speculation noch nicht so weit vertieft, daß der ursprüngliche Glaube darüber alle Gewalt verlor, ihr ganz aufgeopfert wurde: so entsteht ein neuer Zweifel, der sich vorzüglich an die Speculation wendet, und diese auffordert, entweder sich selbst anders zu bestimmen, so daß sie mit dem moralischen Glauben zusammen stimme — oder den moralischen Glauben, wenn er etwa, in demjenigen Begriffe, worin er aufgefaßt ist sollte verunstaltet seyn, wieder in sei-

ner

ner Reinheit herzustellen. Wo sich aber die Spéculation ein höheres Interesse errungen hat, da wird der moralische Glaube, wenn er etwa in seinem wahren Begriffe zur Sprache kommen sollte, selbst Gegenstand des Zweifels. Nicht selten ist es der Moral, in wie fern sie auf Freyheit und Zurechnung gegründet ist, begegnet, sich von der Metaphysik wegraisonniren lassen zu müssen.

Aber auch dann wenn der denkende Verstand den moralischen Glauben, bloß als einen zufälligen Anhang der metaphysischen Theorie behandelt, ihn nur nicht ganz verwirft: bleibt ihm noch immer für denselben das eigenthümliche Geschäft übrig, die einzelnen Forderungen des Gewissens unter allgemeine Regeln zu bringen, und sie zuletzt einem höchsten Grundsatze zu unterwerfen. Aber diese einzelnen Regeln sind schon so oft in verschiedenen Fällen noch öfterer bey verschiedenen Subjecten mit sich selbst im Widerspruche, daß dadurch dem aufmerksamen Denker leicht ein apodictischer Zweifel an der Gültigkeit moralischer Grundsätze überhaupt entsteht.

Nicht anders ist es mit den höhern Grundsätzen, zu denen man auf dem metaphysischen Standpuncte gelangt, deren sich wieder verschiedene denken lassen. Wenn man sich auch an Einen von diesen vorzüglich

glaubt

glaubt halten zu müssen, so kann doch die Erfahrung, durch solche Fälle, in denen das Gewissen auf eine Art entschieden hat, die sich mit dem angenommenen Grundsatze nicht gut vereinigen läßt, gegen den Grundsatz oder gegen den Ausspruch des Gewissens assertorische Zweifel erregen.

Endlich lassen sich diese Grundsätze, wenn man auch auf ihre Einstimmung und ihren Widerstreit nicht achtet, so lange problematisch bezweifeln, bis ihr Zusammenhang in der Einheit Eines Gedachtens, der alsdann Prinzip aller Sittlichkeit wäre, ihr nothwendiges gedacht werden Müssen erhärtet.

10.

Durch diese Zweifel mit sich selbst entzweyt, erhebt sich der Verstand auf den kritischen Standpunct, um das Problematische des metaphysischen zu begründen und gewiß zu machen, das Widerstreitende desselben aber, das assertorisch und apodictisch Zweifelhafte, dadurch zu vereinigen, daß er es einer höhern Einheit unterwirft.

Die allgemeinen und nothwendigen Beziehungen der Natur werden deßwegen, u dieser Allgemeinheit und Nothwendigkeit dem Bewußtseyn gleich gesetzt, als ursprüng-

liche

liche Formen desselben, die, in Verbindung mit ihrem Stoffe, alle Erfahrung möglich machen und daher auch auf diese schlechthin beschränkt sind, aber in ihr, durch ihre Unzertrennlichkeit vom Bewußtseyn, ihre Nothwendigkeit und Allgemeinheit strenge behaupten, und sich daher nicht zufällig, nachdem sie einmal durch Association in der Einbildungskraft entstanden waren, sondern nothwendig überall wiederfinden, wo Bewußtseyn entsteht, mithin in der Natur eine nothwendige Verknüpfung schließen, ihr ihre Gesetze vorschreiben. In wie fern der Humesche Skepticismus nur dieses verlangte, nur daß es bisher nicht geschehen, keine bessere Erklärung, als die aus der Gewohnheit des Beysammenfindens gegeben sey, aussagte, ist ihm durch die Kritik allerdings Genüge geschehen, ob aber damit alle Forderungen des Skepticismus befriedigt seyen wird sich weiter unten ergeben. Die Ideen, die in der höhern Metaphysik, durch neue Combinationen jener allgemeinen Beziehungen, entstehen, sind auf diesem Standpuncte nur Formen des durch bloßes Denken in seinen Formen zur Vernunft erhöhten Bewußtseyns, haben mithin nur ideale Gültigkeit, wie auch das Ding an sich. Je nachdem man die Abstraction weiter fortsetzt, oder früher glaubt beendigen zu müssen, hat das eine Metaphysische System Vorzüge vor dem andern. Hierdurch verlieren denn auch diejenigen

Puncte,

Puncte, worin sich der assertorische und apodictische Zweifel äussern denjenigen Sinn, worin sie allein dem Zweifel unterworfen seyn können, und erhalten eine Bedeutung, wodurch ihre Entscheidung, sie falle übrigens aus, wie sie wolle, dem Inhalte des moralischen Glaubens nicht gefährlich wird. Es wird ihnen ein Gesichtspunct angewiesen, auf welchem der letztere zwar nicht aus ihnen erklärt werden, aber eben so wenig ihrem Widerspruche und ihrer Verunstaltung ausgesetzt seyn kann.

Auf dieselbe Art wird nun auch der auf dem metaphysischen Standpuncte erhobene moralische Zweifel beygelegt. Die moralischen Vorschriften werden, durch ihre Allgemeinheit und Nothwendigkeit, der Vernunft gleichgesetzt, und aus ihrem Wesen erläutert. Dadurch wird nicht allein ihre problematische Zweifelhaftigkeit aufgehoben, und ihnen die Gewißheit der Vernunft ertheilt, sondern auch ein Gesichtspunct angegeben, in dem sich die widersprechenden höhern Grundsätze sowol, als auch die einzelnen Aussprüche des Gewissens, für den assertorischen und apodictischen Zweifel befriedigend auflösen lassen. Sie werden nämlich durch den höchsten unter einander beschränkt, und so die Möglichkeit begreiflich gemacht, wie durch eine zu weite Ausdehnung ihrer Sphären, der Widerspruch entstehen konnte.

Hier-

Hiermit hätte denn der Zweifel, so weit sich der Verstand damit beruhigen kann, den Inhalt des ursprünglichen Glaubens aus sich selbst erklärt zu haben, so lange ein Ende, bis neue Erfahrungen neue Widersprüche erweckt, und die Hypothese dadurch wankend gemacht hätten. Man hat schon gegen Kant bemerkt, daß die allgemeinen und nothwendigen Beziehungen nicht nothwendig dem Bewußtseyn, als seine Formen gleichgesetzt werden müssen. Aber so wie die Sachen zur Zeit noch stehen, kann man nicht wol umhin. Vielleicht führt uns der künftige Fortgang des Wissens hierin weiter.

Aber der fragende und zweifelnde Verstand beruhigt sich so bald nicht. Wo auch kein assertorischer Zweifel mehr statt findet, hört der doch mit dem problematischen nicht auf, bis er alles in Einem Befassenden dargestellt hat. Der ursprüngliche Glaube und sein ganzer Inhalt, den das kritische Denken lediglich aus sich selbst erklärt, mithin voraus setzt, ist freylich für sich selbst, durch sich selbst gewiß, aber nicht für die Speculation, die im Denken ihr Wesen hat, und alles denkend finden will. Es fehlt ihm die ideale Gewißheit, die aus dem Zusammenfassen unter einem Höhern und durch analytisches Herleiten aus demselben entspringt. So lange dieses noch nicht geschehen ist, bleibt sowol das Selbstbewußtseyn als die praktische

sche Vernunft zweifelhaft. Deßwegen wird es nothwendig sich vom kritischen Standpuncte, zum schlechthin höchsten dem wissenschaftlich-transscendentalen zu erheben, der die Vernunft dadurch zu befriedigen strebt, daß er die beyden noch nicht vereinigten Endpuncte des letztern und mit ihnen das ganze menschliche Wissen unter das Denken überhaupt, das reine Ich, die sich selbst anschauende Thätigkeit befaßt, und aus derselben deduzirt. Sein Geist ist schon im Vorhergehenden dargestellt worden.

II.

Der Verfasser der Idee einer Apodictik scheint auch auf diesem Standpuncte noch einen Zweifel erregen zu wollen; indem er das Denken, in wiefern es reale Thätigkeit eines Ichs seyn soll, wieder als problematisch darstellt, und einen Beweis dafür fordert. Ist dieses im eigentlichen Sinne zu nehmen, so tritt hier, ewig nicht zu befriedigen, der sceptische Diallelus ein. Das Denken müßte sich durch Denken beweisen, und um dieses zu können schon als Denken bewiesen seyn. Anders ist es nicht möglich. Ausser dem Denken gibt es kein Medium des Erweisens. Geschehe es durch Begriffe oder in Begriffen, durch direct- oder indirecte Demonstration, immer bleibt es ein Denken und wenn das Denken nicht durch sich selbst

gewiß

gewiß ist, ewig ungewiß. In einem andern Sinne beweist das Denken sich freylich durch sich selbst, aber nicht dadurch, daß es sich denkend mit einem andern in Verbindung setzt, sondern dadurch daß es schlechthin mit sich anfängt, sich selbstthätig erzeugt, sich frey als ein Denkendes in seiner nicht mehr zu bezweifelnden Realität hinstellt. Ein bestimmtes Denken wird aus einem andern Denken erklärt, aber das Denken überhaupt, als sein eigner Gegenstand nur durch sich selbst. Es ist, weil es ist; es gibt kein Höheres, aus dem es herzuleiten sey. In der Logik kann man freylich von ihm als einem realen, einem lebendigen Acte, abstrahiren, denn sie bekümmert sich nur um die Form, nie um den Gehalt des Denkens. Aber dieses in einer Transscendentalphilosophie versuchen heißt in der That die Natur des Denkens, als eines Absoluten, das man immer in der Philosophie nöthig haben wird, verkennen. Das Fichtesche Ich ist freylich ein Begriff, und je nachdem man es ausdrückt, auch ein Grundsatz. Aber in diesen Begriff ist doch immer ohngeachtet aller Abstraction eine lebendige Handlung niedergelegt, die ursprünglich ergriffen worden ist. Abstrahirt man im Idem auch von dem Setzen desselben, so bleibt es nichts.

Wahrscheinlich wollte das der scharfsinnige Verfasser nicht. Der Sinn seiner Behaup-

Behauptung scheint vielmehr dahin zu gehen, daß das Denken, als solches vorausgesetzt, doch, in seiner reinen Identität, nichts als leere Form sey, daß man durch Entwickelung desselben, ohne vorhergehende Synthese, stäts nur zu Idealem, zu ewig demselben, nicht einmal zu idealer Realität, viel weniger noch zu dem in sich Wirklichen gelangen könne. Dieses ist allerdings wahr, und in der gegenwärtigen Theorie überall behauptet, zugleich aber auch gezeigt worden, daß dieses nicht seyn könne und solle, daß das Reale weder in noch durch Begriffe als solches gefunden, sondern für das Denken schlechthin voraus gesetzt werde, als dasjenige, womit alles Denken anhebt. Und eben dadurch ist denn auch die Behauptung dahin zu berichtigen, daß das Denken an sich freylich auch zu keiner idealen Realität gelangen könne, daß es aber auch nie an sich, sondern immer an einem Realen, wovon, wenn es auch noch so weit davon abstrahirt hatte, doch wenigstens eine Spur in demselben zurück geblieben ist, gefunden werde, daß jeder Analyse die Synthese voran gehe, woraus sie ihr Reales schöpfe, und wodurch sie sich endlich auf dasselbe in seiner ursprünglichen Wahrheit beziehe. Eben darum, weil das Denken vom Realen anhebt, wird es zwar nie das Reale als solches erweisen, aber doch so, wie es überhaupt nur erwiesen werden kann, nämlich idealiter, durch methodische Wieder-

herstellung des Aufgehobenen. Und in so fern ist auch die reine Thätigkeit, aus welcher auf dem wissenschaftlich-transscendentalen Standpuncte alles erklärt werden soll, nicht leer, im Gegentheil ist in sie alle Realität der ganzen abzuleitenden Reihe concentrirt. Diese aber hat sie nicht durch Denken, sondern vom Glauben, von dem sie ausging, empfangen, und darum ist eine Philosophie, die von diesem Standpuncte ausgeht, und sich zugleich immer besinnt, wie sie auf denselben gekommen sey, die wahre Real-Philosophie, so weit es überhaupt Real-Philosophie gibt.

12.

Wenn man indeß auch den wissenschaftlich-transscendentalen Standpunct für den schlechthin höchsten hält, die Möglichkeit eines problematischen Zweifels gegen denselben läugnet, und selbst die Zweifel des metaphysischen und kritischen Standpunctes in ihm befriedigend aufgelöset findet: so ist es doch auch nicht zu verkennen, daß erweiterte Erfahrung, und, ihr zur Seite gehendes, erweitertes Nachdenken, in denjenigen Verhältnissen, worin das Mannichfaltige zum Einen gedacht wird, in denen die Synthese auf- und die Analyse absteigt, neue Widersprüche erzeugen, neue Zweifel wecken, und neue Veränderungen in der Verknüpfung des Ganzen durch die einzelnen Theile nothwendig

wendig machen könne. Nach obenhin ist die Reihe freylich geschlossen; aber da das Denken ins Unendliche fort einer größern Ausbreitung fähig ist: so können in den untern Gliedern sich neue Bestimmungen erheben, die im Fortgehen von der einen Einheit zur andern lücken, Mangel an Zusammenhang, und also in der Deduction und Begründung einzelner Begriffe und Verhältnisse Fehler entdecken. Hiermit würde so lange ein Zustand der Unentschlossenheit verbunden seyn, bis die neue Bestimmung, durch gegenseitige Beschränkung irgendwo eingerückt wäre, und die Lücke ausgefüllt, den Fehler verbessert hätte. Die dadurch bewirkten Veränderungen können sich weit in die Reihe hinauf erstrecken.

In dieser Hinsicht ist der Zweifel unendlich. Weil jeder Grund nur Hypothese, jede Gewißheit relativ, jeder Gedanke einer Erweiterung fähig ist, und nach Erweiterung hinstrebt: so wird, so muß er sich mit der Zeit in einem höhern verlieren, und dieser höhere wird, durch fortgesetzte Erweiterung, von neuem bezweifelt werden. Was wird die Nachwelt zu unsern sogenannten einzig möglichen Systemen sagen? Gewiß wird ihr Urtheil dasselbe seyn, was wir jetzt über die Philosophie der Alten fällen. Gerechtigkeit unserm Scharfsinne, aber Bedauern der Eingeschränktheit, die, ohne die gehörigen Materialien zu besitzen, ein Gebäude mit

so vielem Aufwande errichtete, das nothwendig einstürzen mußte.

Aber kein bestimmter Zweifel ist unauflöslich. So gewiß er im Verstande entsteht, so gewiß findet er auch im Verstande seine Befriedigung. Auf ihn folgt jedes Mal ein Zustand der Gewißheit, die freylich in Ansehung dessen, was wieder auf sie folgen wird, nur relativ ist, die aber doch dem denkenden Menschen das ganz gibt, was er jetzt bedarf. Die Zukunft wird neue Zweifel wecken, und neue Systeme umstürzen; aber sie kümmert den nicht, der jetzt Wahrheit sucht. Er stellt das Gefundene hin, als ob es für die Ewigkeit wäre. Gibt es Köpfe, die nur niederreissen können; andre werden wieder aufbauen. Pflicht und Natur fesseln ihn an sein gegenwärtiges Werk. Ist das vollbracht, so ist sein Wunsch befriedigt, er hat, was er sucht, für sein Denken und Handeln. Was mir jetzt gewiß ist, werden kommende Jahrhunderte bezweifeln, vielleicht als Wahn verwerfen. Aber darum ist es mir auf meinem gegenwärtigen Standpuncte nicht weniger gewiß. Es konnte von jenen nicht als Wahn entdeckt werden, wenn es nicht durch mich in die Summe alles Denkens wäre aufgenommen worden. Ich habe gethan, was ich auf der Stufe des geistigen Universums, auf der ich stand, thun konnte, und habe also mitgewirkt, daß man demjenigen

nigen näher komme, wornach alle trachten, das aber keiner ganz erreicht. Mein Schicksal wird auch das Schicksal der kommenden Jahrhunderte seyn. Nur Ein Verdienst bleibt mir, nämlich das, meine Pflicht gethan zu haben.

Unter allen Arten des Zweifels ist der apodictische am schwersten zu lösen, um so mehr, je zahlreicher die Verhältnisse sind, die unter irgend eine Einheit verknüpft werden sollen, je mehr sich ihre Beziehungspuncte verbergen, je weniger sich an dem einen ein gewisses Uebergewicht über das andre, mit Hinsicht auf das Denken zeigt. Nur zu oft hat das Herz daran Antheil, und dann ist er, vor einer gründlichen Verbesserung des moralischen Charakters, nicht zu heben. Was sonst noch wol die Entscheidung aufhält, ist Mangel an ausgebreiteter Erfahrung, an Scharfsinn, an logischer Energie, und vorzüglich an Gegenwart, Sammlung und Entschlossenheit des Geistes. Von den beyden ersten Eigenschaften kann indeß schon ein geringer Grad hinreichen, uns in einem Gewirre widersprechender Erscheinungen und Begriffe zurecht zu finden, sie für unser subjectives Bedürfniß zu ordnen, und den Zweifel in beruhigende Ueberzeugung aufzulösen, wenn nur die letztern hinlänglich vorhanden sind. Wer im Denken geübt ist, sich des Gegebenen leicht in Begriffen bemächtigt,

rem

vom Verschiedenartigen leicht das Gemeinsame abzieht, das Vorhandene schnell in seiner Beziehung auf sein gegenwärtiges Interesse übersieht, aus dem Mannichfaltigen die Einheit gleichsam heraus absondert, sich im Denken immer das, was er sucht, gegenwärtig erhält, durch abweichende Erscheinungen nicht leicht in Verwirrung gesetzt wird, sondern auch in ihnen seinen Zweck zu verfolgen weiß, geräth selten oder nie in den Zustand des apodictischen Zweifels. Durch den Verstand wirkt er zurück auf den Charakter, und bringt diejenige Unentschlossenheit hervor, die nicht nur als Gemüthszustand äusserst reinigend ist, sondern auch unsre Nutzbarkeit für die Welt gänzlich aufheben und selbst unsre wohlthätigsten Entwürfe verderblich machen kann.

Der assertorische Zweifel ist leichter zu heben und verliert sich früher. Man hat bey ihm schon immer eine längere oder kürzere Reihe in seine Gedankenüberzeugung aufgenommen, woran sich dann das Widerstreitende, durch Beschränkung des einen oder andern leicht anschließen läßt.

Die leichtere oder schwerere Auflösbarkeit des problematischen Zweifels hängt ab von der Beschaffenheit der Prinzipien, die man schon als logisch gewiß angenommen hat, und ihrem nähern oder entferntern Verhältnisse

niſſe zu dem Zweifelhaften, das mit ihnen in Zuſammenhang gebracht werden ſoll. Bey ihm iſt die Unendlichkeit des Zweifels am auffallendſten, indem, eines Theils, die Prinzipien wieder unaufhörlich in Anſpruch genommen werden, andern Theils, immer wieder etwas Neues, unter ſie zu Befaſſendes zum Vorſchein kommt. Da er indeß eine bloß ideale Tendenz hat, lediglich vom Intereſſe des Denkens unterhalten wird und dasjenige, was er in Anſpruch nimmt, gewöhnlich ſchon dem urſprünglichen Glauben gewiß iſt: ſo iſt er von dieſer Seite nicht ſo bedenklich, wie die beyden andern Arten, und man kann ſeiner Auflöſung ruhiger entgegen ſehen, die gewiß auch einmal erfolgen wird. Von der andern Seite aber iſt bey ihm die Gefahr größer, das Denken mit dem Glauben zu verwechſeln, den letztern im erſtern zu verlieren, und ihn allen Schickſalen deſſelben bloß zu ſtellen.

13.

Der Zweifel iſt in der Natur des Denkens gegründet. Wenn dieſes ſein Ziel erreichen, oder ihm nur näher kommen, wenn das Streben des Glaubens nach vollendeter Aufklärung durch den Verſtand nur in etwas befriedigt werden ſoll: ſo tritt der Zweifel nothwendig dazwiſchen. Ohne vorher gehenden Zweifel gibt es keine Aufklärung, keine logi-

logische Gewißheit, keinen Zusammenhang, keine Ordnung im Denken. In sofern ist also der Mensch eben so gewiß zum Zweifeln bestimmt, als er zum Denken bestimmt ist, ohne ihn könnte der Zweck des letztern nicht angestrebt werden. Es ist höchst unbesonnen, und verräth gänzliche Unbekanntschaft mit der Natur und den Bedürfnissen des Verstandes, über den Zweifel, als über ein Verderben des menschlichen Herzens Klage zu führen. Er gehört mit zu seinen wesentlichen Vorzügen, durch ihn ist ihm Wahrheitsfähigkeit und seine Bestimmung zur Erkenntniß der Wahrheit versiegelt. Und in wiefern es nicht möglich ist, in der Welt zu handeln, bevor er sie begriffen, und also auch, was dazu gehört, ihre Verhältnisse bezweifelt habe; in wiefern vollständiges Begreifen, von immer höhern Standpuncten aus unser Handeln zuverläßiger, nachdrucksvoller und folgenreicher macht, in sofern gehört der Zweifel mit zu unserm moralischen Wesen, ist er nothwendige Bedingung, wenn das letztere auch äusserlich in seiner Kraft und Herrlichkeit dargestellt werden soll.

Aber der Zweifel soll zur Einheit des ursprünglichen Glaubens, zum Zusammenstimmen desselben mit sich selbst führen; und darum kann er nicht in dem Sinne meine Bestimmung seyn, als ob ich es bey ihm in alle Ewigkeit bewenden lassen, als ob Zurückhaltung

haltung meines Beyfalls an sich mir einigen Werth geben könnte, als ob mein denkendes Wesen bey seiner Unentschiedenheit, als seinem höchsten Ziele, zuletzt ankommen müsse. Eine traurige Bestimmung in der That, die aber auch eben so sehr der Natur meines Denkens als meinem moralischen Daseyn widerspricht, und darum sich selbst widerlegt. Der Zweifel kann nicht auf die Vernichtung desjenigen ausgehen, wodurch er selbst hervor gebracht und gehalten wird, von dem er fortwährend sein ganzes Leben empfängt.

Es gibt daher auch kaum eine traurigere Bemühung als die, sich auf irgend einem Standpuncte des Zweifels festzusetzen, den Zweifel als eine Kunst des Verstandes zu behandeln, Entgegengesetzte absichtlich aufzusuchen, um nur nicht entscheiden, um nur nicht etwas als logisch gewiß anerkennen zu dürfen. In wiefern man dabey die Absicht hat, dem künftigen Zweifel zuvor zu kommen, den Gedanken schon vorläufig auf den Standpunct zu bringen, von dem man ihm am treffendsten begegnen, ihn am glücklichsten und schnellsten auflösen könne, ließe sich dieses noch allenfalls dulden, und doch dürfte ein solches Verfahren leicht zur Einseitigkeit führen, da man, ohngeachtet man nie im Stande ist, a priori die künftige Erfahrung, nach allen ihren Bestimmungen vorher zu sagen, doch nachher leicht verleitet wird, sie

nach-

nach den vorgefaßten, unvollständigen, und nicht selten ganz verkehrten Begriffen zu beurtheilen, und die in ihnen nicht enthaltenen Bestimmungen, die doch sehr wesentlich seyn können, zu übersehen. In wie fern aber gar eine solche Kunst des Zweifels an sich Wehrt haben, dem Gedanken seine wahre Bestimmung anweisen, ihn in der Bewunderung, die er etwa durch glänzende Paradoxieen erregen möchte, seine wahre Befriedigung will vergessen lehren: in sofern gehört sie zu den traurigsten Verirrungen des menschlichen Verstandes; in sofern trägt sie dazu bey, den ursprünglichen Glauben ganz zu verdunkeln, dem Menschen seinen wahren Standpunct in der sinnlichen und zwischen ihr und der übersinnlichen Welt in Vergessenheit zu bringen, seinen Geist und sein Herz zu verwirren, seine moralische Kraft zu lähmen, das Vertrauen zu sich selbst, das er zur Erfüllung seiner Pflicht so nothwendig hat, zu schwächen, seinem Leben allen Sinn und alle Bedeutung, alle Beziehung auf das Bessere zu nehmen, wodurch es ihn allein mit Wohlgefallen füllen kann, und ihn endlich, wenn lange vergebne und in Schlummer gewiegte, aber dennoch unauslöschliche Bedürfnisse wieder erwachen, in Verzweiflung zu stürzen.

Den gegenwärtigen Zweifel zu lösen, nach der Gewißheit zu streben, welche in Ansehung

sehung der bisherigen Erfahrungen und eingesammelten Gedankenverhältnisse möglich, und ihm durch dieselbe aufgegeben ist, erkennt der besonnene, denkende Mensch für seine Pflicht. Dazu bietet er sein ganzes Vermögen, alle seine Kräfte auf; dazu macht er alle mögliche Versuche, bis er zu demjenigen gelangt, was ihm nun Befriedigung gibt. Er weiß wol, daß auch diese Gewißheit relativ sey, einmal aufhören wird und müsse, aber es genügt ihm sich sagen zu können, daß es auf seinem gegenwärtigen Standpuncte dabey nur immer bleiben möge, daß er so viel er konnte nach Wahrheit gerungen habe, und subjectiv überzeugt sey, so weit sein Blick jetzt schon reiche, sie auch errungen zu haben. Er hat noch einen andern und höhern Beruf als zum Denken, den zum Handeln, seine Ueberzeugung im Leben darzustellen. So weit ihm diese dazu hinreicht, hat er an ihr, was er verlangte, er dachte nur, um darnach zu thun, und eilt nun freudig an sein andres Werk. Das Thun wird ihm Gewißheit fürs Denken, sein Herz drückt den Hypothesen des Kopfes das Siegel realer Wahrheit auf. Nur so viel Geist haben diese flüchtigen Gestalten, als jenes ihnen einhauchte. Durch sein Herz wird der Mensch groß und die Speculation geadelt. Nur demjenigen in ihr, welchem das Gepräge eines edeln Sinnes aufgedrückt ist, und was in dieser Form, in die Welt der

Er-

Erscheinungen überging, ist, unter dem Wechsel der Meynungen, allein unwandelbares Daseyn angewiesen.

14.

Zu einer solchen Gewißheit zu gelangen, die der Mensch für sein Thun mit Zuverläßigkeit festhalten, und durch sein Herz verewigen könne, ist kein sichereres Mittel, als Festigkeit des logischen und moralischen Charakters. Kaum gibt es irgend etwas, was eine zweifelnde Stimmung des Gemüths so sehr begünstigte, als die flüchtige und zerstreute Aufmerksamkeit, die, immer zwischen den widersprechendsten Bestimmungen getheilt, sich bald in der einen, bald wieder in der andern verliert, jede nur einseitig berührt, und gleich zur entgegenstehenden oder doch einer verschiedenen übergeht, ohne auch nur Eine ganz zu durchdringen, viel weniger sich des Gedankens, und des in ihm schon enthaltenen Zweifels in seinem ganzen Umfange bewußt zu werden, ihn nach seiner wahren Bedeutung zu umfassen — und dann die Aengstlichkeit, womit man sich oft selbst die Stärke seines Zweifels und die Gründe, worauf er ruht, zu verbergen sucht, um ihm nicht etwa eine Meynung, die man mit vorzüglichem Interesse nährte, hingeben zu müssen. Man täuscht sich dann so leicht mit dem Wahne ihn zerstört zu haben, wo man ihn nur geschickt verborgen, mit blendenden

Begriffs

Begriffen überdeckt, in einen gefälligen Schein eingehüllt hat, bis uns der Zufall die Täuschung offenbart, und ihn in seiner ganzen Stärke wieder hervorzieht.

Sucht man sich nur seiner kühn zu bemächtigen, ihn in seiner ganzen Stärke, nach allen seinen Beziehungen zu umfassen, ihn fest ins Auge zu nehmen, seine Macht und Bedeutung genau kennen zu lernen, sich dessen, was ihn zum Zweifel macht recht lebhaft bewußt zu werden, seine Natur mit Einem gesammelten Blicke des Geistes zu durchdringen; geht man dabey mit Muth und Selbstvertrauen zu Werke, mit der festen Entschließung, ihn, auf jede Gefahr hin, ganz zu verarbeiten, mit einem lebendigen Gefühle von dem Werthe einer, im Kampfe mit dem Zweifel, ihm abgerungenen Ueberzeugung, mit einer Wahrheitsliebe, der keine Meynung zu theuer ist, um sie, wenn es seyn muß, hinzugeben, die allen Einfluß des Vorurtheils und der Neigungen entfernt, und nur ihr Ziel unverrückt vor sich behält: so kann es nicht fehlen, er wird nicht ewig seyn, er wird sich auflösen in beruhigende Gewißheit; der Widerspruch wird sich selbst zerstöhren, in Ein inniges und selbstständiges Gedankenverhältniß zerfließen. Mehr oder weniger geschieht es durch eigne Schuld, bald durch Trägheit und Schwanken des Geistes, bald durch Schwäche und Wankelmuth des Herzens, wenn uns ein Zweifel lange unauflöslich scheint.

15.

Immer bleibt es indeß unsicher sich in sein Denken so zu vertiefen, daß man darüber das wahrhaft Reale, den selbstständigen Glauben aus dem Auge verliert. Alle Gewißheit, die der Mensch denkend erringt, bleibt doch nur relativ, so lange nur gültig, bis eine neue Erfahrung sie wieder zerstört, neue Zweifel gegen sie aufregt. Er wird mit seinen Fragen immer höher hinauf vom einen zum andern gewiesen, ohne auf sein Warum? irgend ein entscheidendes Darum zu vernehmen. Und überdem kann sie das Reale des lebendigen Glaubens doch nie ganz ersetzen. Jeder Gedanke, auch der größte und ehrenvollste, der geist- und inhaltsreichste bleibt doch ideal, und kann, abgesehen von dem Realen, worauf er hinweist, und das in ihm in ein Ideales verschlungen ist, nur so lange beruhigen und erheben, als man sich entweder von dem Zweifel, der ins Unendliche gegen ihn aufsteht, gänzlich wegkehrt, oder als man sich über sein wahres Wesen zu täuschen sucht.

Es scheint ein eigenthümlicher, tief eingewurzelter Hang der menschlichen Natur zu seyn, der leeren Form ein ausschließendes Wohlgefallen abzugewinnen, sich damit zu begnügen, und die Sache selbst dafür hinzugeben, über dem Verhältnisse das Wesen, über dem schimmernden Gedanken seinen lebendigen Gehalt zu vergessen, oder wol gar das Erstere an die Stelle des letztern zu setzen.

ßen. Wer diesen Hang nicht recht angelegentlich bekämpft, sich nicht mit Besonnenheit auf seinem menschlichen Standpuncte zu erhalten, dasjenige, was dem Gedanken Wehrt und Bedeutung gibt zu vergegenwärtigen weiß, als etwas, ohne welches dieser nichts wäre, nicht jeden Augenblick auf seiner Hut ist, um nicht über seinem Denken sich selbst zu verlieren, sein Leben und sein Glück wegzudenken und wegzuzweifeln, der wird, das Traurigste, wozu sich ein moralisches Wesen verirren kann -- ein Raisonneur, ein geistloser Schwätzer, der mit seinem Verstande in lauter Formeln und Syllogismen zusammenschrumpft, in dessen Herzen alles höhere Lebensgefühl, alle Empfänglichkeit für Wahrheit und Tugend erstorben, jeder zarte Keim einer sich veredelnden Natur erstickt, jeder Funke des Göttlichen erloschen ist, dem die großen Angelegenheiten der Menschheit nur darum da sind, damit er über sie raisonniren könne, keinen Zweck und keine Bedeutung haben, als nur für sein Raisonnement, in dessen Munde heilige Wahrheiten zu bedeutungslosen Worten werden, der Dinge, die der Stolz und die Würde der menschlichen Natur sind, zu dürren Gerippen verzerrt, durch verwirrende Grübeleyen entehrt, der an einem Gedanken nur den Scharfsinn, der darauf verwendet, die Gewandtheit des Verstandes, die daraus hervorleuchtet, nie den Gewinn fürs Leben schätzt, der sich um die Wahrheit

verdient zu machen glaubt, wenn er dasjenige, was in seiner edeln Einfalt so ganz für die Tugend erwärmt, in kalte Begriffe in geistlose Distinctionen auflöst, der sich groß damit dünkt, je nachdem man es verlangt, alles läugnen und alles behaupten zu können, im Gewande der Consequenz, die widersprechendsten Dinge zu sagen, und die ehrwürdigsten Ueberzeugungen, den Trost und die Hoffnung der Menschen wankend zu machen. Hat man einmal seinen Begriff von demjenigen losgerissen, wodurch man sich seiner wahren Bedeutung allein vollständig versichert halten kann: so läßt sich schon vieles in den Tag hinein raisonniren, ohne daß andre im Stande sind, die handgreiflichen Irrthümer, die das gesunde Gefühl schon als solche darin offenbart, auch logisch aufzudecken und in Begriffen zu widerlegen. Am Ende behält der geübteste Streiter doch immer recht. Arme Wahrheit, was soll da aus dir werden?

Nirgends hat sich dieser Hang deutlicher gezeigt; nirgends haben sich aber auch die Wirkungen davon fürchterlicher angekündigt, größere Verwüstungen angerichtet, als in der Religion, die vor allem andern dafür hätte sollen bewahrt bleiben. Man fand es bequemer, über sie zu grübeln, als in ihrem Geiste zu leben. Ueber dem Bemühen, den Inhalt des Glaubens, aus welchem sie hervorgeht, zu erklären, das in Begriffe aufzulösen, dessen wahres Wesen Erhabenheit über allen

Begriff

Begriff ist, das in seiner Unendlichkeit nie in dem Gedanken eingeht, vergaß man es seine Kraft und sein Leben aus dem Herzen zu schöpfen, und dahin zurück zu kehren, wenn sich die Speculation zu weit von ihm entfernte. So entstand aus demjenigen, was der Menschheit Trost und Frieden geben sollte, jenes scheusliche Gespenst, vor dem alle grossen und freundlichen Empfindungen flohen, das den Geist und das Herz ausleerte von allen edeln Triebfedern, von dem jedes bessere Bestreben niedergedrückt und vernichtet wurde. So ward der lebendige Glaube trockene Schulweisheit, eitles Wortgezänke, ein Gewebe von Dogmen, die niemand verstand, und niemand, ob sie gleich alle äusserlich bekannten, in der That für wahr hielt, um so weniger, je consequenter und kunstvoller die Syllogismen, die sie unterstützen sollten, zusammen gestellt waren, ein System von Definitionen ohne Inhalt, von Worten ohne Bedeutung, zu nichts brauchbar, als die Kämpfer in Bewegung zu halten, ihnen Gelegenheit zu geben, über ein Nichts prächtige Reden zu führen, und darum zu wetteifern, wer dieses Nichts am reichsten und kunstvollsten ausstatten könne

Fängt der Raisonneur, nachdem er nun einmal den lebendigen Glauben verläugnet hat, an, sich selbst zu erkennen: so muß er entweder Idealist, oder unheilbarer Zweifler werden. Entweder wird ihm alles zu einer

bloßen Bestimmung des Gedankens, oder er setzt ins Unendliche Gedanken Gedanken entgegen, ohne sich für irgend etwas zu entscheiden. Im ersten Falle bleibt ihm nichts als ein reines Ich, mit idealen Bestimmungen für eine unendliche Entwickelung versehen. — Nicht sein eignes, lebendiges, fühlendes, wirkendes Ich, das Prinzip seines Bewußtseyns und Willens — ein Ich das selbst bloßer Gedanke ist, eine sich selbst anschauende und in diesem Anschauen setzende Thätigkeit herrscht unumschränkt über alles. Die sinnliche und die übersinnliche Welt sind sein Schatten, die Gottheit, seine moralische Kraft, sein eignes Daseyn ein Gedanke im Gedanken, eine Modification von der Modification. Nur Einen Gegenstand gibt es für seine Liebe, für seine Verehrung, den Gedanken vom Gedanken, das leere Nichts. — Sich darin zu verlieren, ist nur Eine Bestrebung, über sein ganzes Wesen ausgegossen. Im andern Falle bleibt ihm noch weniger — ein Spielen mit Begriffen ohne Bedeutung, ein ewiger Widerstreit mit sich selbst in demjenigen, was ihm von seinem Selbst noch übrig bleibt im Denken, ein unendlicher Versuch, das Nichts aus dem Nichts zu erklären, ohne auch nur das zu vermögen.

Dahin kommt es mit dem Menschen, wenn er über dem Bemühen, seinen Glauben aufzuklären, diesen Glauben selbst vergißt, wenn er durch Denken das Seyn begründen will. Mit ihm schwindet sein ganzes Leben dahin.

15.

Aber eben so gefährlich ist es, den Glauben über seine Gränzen auszudehnen. Nur das Reale, das Seyn soll der Mensch vom Glauben empfangen. Alle Verhältnisse desselben und alle Begriffe und Ueberzeugungen, die daraus hervorgehen, soll er selbst denkend finden. Das Seyn soll nicht demonstrirt, Verhältnisse als solche, als Gedachte, dürfen nicht geglaubt werden. Das Erstere, wenn es geschieht bildet den Raisonneur; das Andre den Schwärmer. Raisonnir- und Glaubenssucht sind die beyden Extreme, die jederzeit den Verstand und das Herz erdrückt haben, wenn sie sich des einen oder des andern bemächtigten.

Und damit sind denn auch dem Glauben seine Schranken gesetzt, der Vernunft ihre heiligen Rechte zugesichert. „Ich bin und „will. Die Pflicht gebeut mir, und was ich „seyn werde, werde ich seyn durch den freyen „Gehorsam, womit ich mich ihr unterwerfe. „Aber etwas Großes und Herrliches kann ich „werden. Ausser mir ist eine Welt, in der „ich lebe und auf die ich wirke, in der ich das „verehrte Ideal meines Herzens, von dem ich „unaufhörlich mein wahres Leben empfange, „darstellen soll. Es ist ein Gott, der unend„lich Vortreffliche. Im Streben zu ihm lebt „und ist meine und alle freye Natur. Ich „werde ewig zu ihm hinstreben.“ Das ist der Inhalt des ursprünglichen Glaubens. Von

nun an geht alles den Weg der Speculation. Wie ich über seinen Inhalt denke, wie ich die Verhältnisse der sinnlichen und übersinnlichen Welt bestimme: so denke, so bestimme ich durch Vernunft. Es gibt keine Wahrheit, die nicht die Form der Vernunft trägt, und durch diese Wahrheit ist; kein Gedanken, kein Verhältniß, die nicht durch Gleichsetzen gefunden würden, aber vom Glauben ihr Leben erhielten. Wer mir irgend eine Meynung als untrüglich aufbürden, irgend einen menschlichen Gedanken unter der Autorität des ursprünglichen Glaubens ansinnen will, der vergreift sich eben sowol an meiner Menschheit, als der, der meinen Glauben in ein bloßes Raisonnement verwandelt. Finde ich auch jetzt daran nichts Widersprechendes: so ist es doch voraus zu sehen, daß die Erweiterung meiner Erfahrung und meines Nachdenkens mich damit in Widerspruch setzen werde. Was soll ich dann thun? Entweder die Erfahrung ins Angesicht Lügen strafen, und nur der Meynung, dem empfangenen Gedanken anhangen, und mich also zuletzt, wenn ich consequent seyn will, dem Idealismus – oder zwischen beyden unentschlossen schweben, und mich dem Skepticismus in die Arme werfen.

Wie ich über Natur, Sittlichkeit und Religion denken, [glauben muß ich an sie als Mensch] welche Vorstellungsarten ich für sie wählen, unter welche Einheit und in welche Verhältnisse ich ihr Mannichfaltiges bringen soll,

soll, kann mir niemand vorschreiben, meine Vernunft muß mir das sagen, selbst das was ich von andern aufnehme, muß ich erst selbstthätig erzeugt, selbstdenkend zu meinem Eigenthume gemacht haben, sonst ist es kein wahrer Gedanke, keine logische Ueberzeugung — bloßes Product eigner oder fremder Phantasie.

17.

Beydes, die Vernunft und die Speculation haben ihre unveräußerlichen Rechte, beyde ihre eigenthümlichen Sphären. Die Speculation soll den Glauben aufklären, und alle Aufklärung ohne durch Speculation ist Verdunkelung, Schwärmerey. Aus dem Glauben aber soll sich die Speculation orientiren, ihr Leben und ihren Wehrt erhalten. Eine Speculation ohne Glaube ist leeres Raisonnement, geistlose Sophisterey. Der sicherste Weg aber sich seines Glaubens, gegen alle Beeinträchtigung der Speculation zu versichern, und sich aus demselben orientiren können, so oft man es bedarf, ohne sich der Gefahr der Schwärmerey bloß zu stellen, und an der Vernunft zu versündigen ist, daß man ihm durch Handeln die Selbstständigkeit stäts von neuem wiedergebe, die er durch Denken unaufhörlich an die Speculation verliert. Mit dem Glauben an die äußere und innere Natur, die Welt der Sinne, hat es wol nicht viele Noth. Thierische Bedürfnisse, Vergnügen und Schmerz, wodurch sie den Menschen

schen an sich zu fesseln weiß, erhalten den Glauben an sie lebhaft genug, zwingen den Denker nur zu oft, aus seiner idealen Welt in sie herab zu steigen. Aber über dem natürlichen Gehalte des ursprünglichen Ergreifens geht nicht selten der moralische verloren; die übersinnliche Welt geht nicht selten in der sinnlichen unter. Das zarte Gefühl, woraus sich der Glaube an sie bildet, wird von der gewaltigern sinnlichen Bestrebung verschlungen, die Nothwendigkeit der Natur der sich der sinnliche Mensch überläßt, verdunkelt alles Bewußtseyn der Freyheit und der moralischen Würde. Kommt nun noch die Speculation hinzu: wie könnte sie den moralischen Glauben anders behandeln, denn als eine besondere Erscheinung des natürlichen, als etwas, das an sich keine Gewißheit hat, das nothwendig durch metaphysisches Denken über die Natur gefunden werden muß. Die Freyheit wird zu einer besondern, durch den Verstand modificirten Art von Nothwendigkeit, Gott ein Gedanke, dessen Seyn aus seinem Gedanken fließt, mithin ein bloß ideales ist; Unsterblichkeit eine Meynung, auf metaphysische Hypothesen über die Natur der Seele erbaut. Sittlichkeit ein blinder Trieb, durch Denken bestimmt, ohne Verdienst und Schuld, ohne allen Werth, etwa den, angenommen, den ihr zufällig die Natur, durch die glücklichen Folgen, die sie daran knüpft, ertheilt.

Der

Der moralische Glaube beruht auf Freyheit. Sie ist das Mittelglied der sinnlichen und übersinnlichen Welt. Durch Unsittlichkeit macht der Mensch sich derselben immer mehr verlustig, unterwirft er sich immer mehr blinden Kräften der Natur, entschwindet ihm das Bewußtseyn seiner Selbstständigkeit und Würde. Durch Rechtthun wird das Prinzip der Freyheit erhöht, seiner eigenthümlichen Realität, seinen ewigen Gesetzen mehr unterworfen. Mit neuer Klarheit geht nun die bessere Welt ihm auf: mit neuem Reitze strahlt ihre Herrlichkeit ihn an. Mit neuem Glauben und mit neuer Liebe umfaßt er das Unsichtbare. Je mehr sein moralisches Leben sich fortbildet, in je mannichfaltigern Entwickelungen es sich darstellt: desto mehr reißt sein Sinn sich vom Sichtbaren los; desto mehr lebt er schon in dem, was noch kein Auge sah, wozu nur das Herz erhebt; desto mehr verwandelt sich sein Ahnden in unerschütterliche Gewißheit; desto einleuchtender wird es ihm, daß es noch eine höhere, stärkere und geistvollere Ueberzeugung gebe, als die ihm die Natur, in ihrem Begriffe, aufdringt. Die Liebe, womit sich der Mensch der Tugend weiht, der Ernst, womit er seine bessern Vorsätze verfolgt, die Summe des Guten, das er aus reiner Pflichtliebe in der Welt dargestellt, die Reinheit zu der er sein Herz gebildet hat, werden ihm Anschauen Gottes, Bürgen seiner Unsterblichkeit.

Mag man ihm dann seine sinnliche Welt für Schein erklären, an ihr hängt sein Herz nicht. Er weiß, man wird es nur können, so weit sie Gedanke geworden ist. Nur die Welt des Philosophen kann in Begriffen zu Grunde gehen. Die Welt, die er selbst ergriffen, in der sein moralisches Wesen, das Gesetz seiner Vernunft ausgedrückt, sein höheres Leben ausgeströmt, die er mit seiner Pflicht bezeichnet hat, hat für ihn eine Gewißheit und Realität, die mehr und höher als aller Gedanke ist. In ihr lebt er. Ueber ihr waltet der Ewige. Sie ist das Band, das ihn an andre Geister knüpft, das Organ, wodurch der Geist auf den Geist wirkt, und sich ihn für die Ewigkeit verbrüdert. In ihr wird er ewig leben. Ruhig sieht er dem Schauspiele menschlicher Meynungen, dem Wechsel und Streite der Gedanken zu. Ruhig sieht er große Systeme auf- und untergehen. Es ist ihm dabey wie beym Auf- und Untergehen der Sonne. Er freut sich über ihre Herrlichkeit. Er trauert über ihr Scheiden. Aber er wußte, als er sie entstehen sah, daß sie wieder verschwinden würden. Es geschah, was er erwartete, was in der Regel war, was nicht anders seyn konnte. Aber sein Herz erhebt ihn über das alles, und stellt ihn auf eine Höhe, wo ihm der Anblick nur prachtvoll nicht erschütternd ist.

Die neueſten Schriften in J. C. Hendels Verlage.

Archiv für deutſche Schützengeſellſchaften, 2ter Band, welcher die Beſchreibung der Schützengeſellſchaften von 45 Städten enthält. Nebſt einem Anhang einiger Schützenfiguren, Scheiben und Schützenlieder. Mit Kupfern. Halle gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

(Der erſte Band wird zu Martini fertig) 1 Rl.

Ehrenberg, Fr. über Denken und Zweifeln. Zur Aufklärung einiger Mißverſtändniſſe in der höhern Philoſophie. Halle 1801. 8. 14 Gr.

Manitius, Fr. Verſuch eines Leitfadens für den Lehrer und für den Anfänger in der Naturgeſchichte, bey der Vorbereitung und chriſtlichen Wiederholung. Halle 1801. 8. 5 Gr.

—— Collectio tradationum diverſi argumenti, quas ex catalogis lectionum Academiae Halenſi recepit, ordinavit et in unum corpus redegit. Halae, 1801. gr. 8. 10 Gr.

Der Faro Spieler, Eduardo Conte di Paſſano ꝛc. 2ter Theil, mit dem illuminirten Portrait, des unter den Namen Space Camino ſcherzhaft berüchtigten Spielers. Halle 1801. 8. 12 Gr.

In wenigen Wochen erſcheinen:

Der arme Philipp. 2ter Theil.

Xenofons Feldzug des Cyrus und Rückzug der Hellenen aus Aſien. Ueberſetzt und erläutert von *A. C. Becker*. (Nebſt einer Karte.) 8.

Druckfehler.

Seite VII. Z. 1. v. u. leſe man: den ſtatt dem
S. XIII. Z. 5. v. o. l. m. itt ſt. als
S. XXI. Z. 3. v. u. — begründet ſt. gegründet.
S. 61. Z. 8. v. u. — Begriffe ſt. Begriff
S. 78. Z. 17. v. o. — in den ſt. den
S. 104. Z. 8. v. o. — pflichtmäßiges ſt. gleichmäßiges
S. 106. Z. 7. v. o. — dann ſt. denn
S. 108. Z. 7. v. o. — enthalten ſt. enthalten
S. 118. Z. 5. v. o. — gefundenen ſt. gefundener
S. 132. Z. 13. v. o. — werde ſt. würde
S. 152. Z. 11. v. o. — gibt ſt. geben
S. 155. Z. 12. v. o. — Gedankens ſt. Gedachtens
S. 164. Z. 10. v. o. — weſſen ſt. was
S. 177. Z. 2. v. o. — den ſt. dem
S. 184. Z. 7. v. o. — nach in der leſe man noch er

Auch haben ſich einige orthographiſche Druckfehler eingeſchlichen, unter andern empyriſch für empiriſch, wol für wohl, ſſ ſtatt ß, die der Leſer leicht ſelbſt verbeſſern wird.

Die

Wahrheit und Dichtung

über unsre

Fortdauer nach dem Tode.

Briefe

von

Julius und Emilien.

Herausgegeben

von

Friedrich Ehrenberg.

Dessau und Leipzig 1803.

bey Erdm. Ferdin. Steinacker.

конец стих.

Vorrede.

Die Tendenz dieser Schrift spricht sich selbst deutlich genug aus; und ich darf kaum fürchten, daß ein verständiger Leser sie verfehlen werde. Wo das Gebieth des Wissens aufhört, schafft sich die Phantasie ein neues, weites Feld für ihre freyen Spiele. Und wer möchte ihr das nicht gönnen? — Unsre Verstandeswelt ist überall so enge, die Wirklich-

lichkeit oft so arm, sie drückt ihren Stachel oft so tief in das Herz, daß ihm nichts bleibt, als sich, auf den Flügeln einer heitern Einbildungskraft, in schönere Gegenden tragen zu lassen; wenn es auch nur wäre, um an ihrem sonnigen Lebenshauche die Wunden der Erde zu lindern.

Wo könnten ihre Dichtungen vollends schuldloser und wohlthätiger seyn, als wenn sie in die Nebel, die unsern künftigen Zustand umgeben, und die der Verstand nicht zu zerstreuen vermag, lebendige Gestalten hinein bilden? Der Sinn des bessern Menschen steht doch immer nach dort hin. Die schönsten Stunden des Lebens sind nur Anweisungen

auf die Zukunft; die traurigen tragen wir nur durch sie und für sie; und selbst die ruhigste Besonnenheit verwandelt sich bald in feurige Sehnsucht. Das Herz verlangt hier so viel — und der Verstand leistet so wenig. Wie ist es jenem denn zu verdenken, wenn es sich nach etwas anderm umsieht, das es da, wo wahre Einsicht unmöglich bleibt, mit süßen Träumen, die seinem Bedürfnisse genügen, hinhalte? Mögen diese immerhin subjectiv seyn, sich in jeder Empfindungsweise anders gestalten. Sie verlangen ja auch nichts mehr. Genug, wenn sie, von einem gesunden Verstande und von einem reinen Herzen geboren, in gefälligen Umgebungen, dem Menschen das Bessere näher gebracht,

und so zu seiner Beruhigung und Veredlung gewirkt haben.

Mehr verlangt auch diese Schrift nicht. Seelenwanderung heißt ihr Traum. Aber sie trägt ihn nur als Traum — nicht als Dogma vor, und wünscht auch nur dafür angesehen zu seyn. Ein Traum zu den vielen Träumen kann zwar der Wahrheit keinen positiven Gewinn bringen, aber doch dahin wirken, daß sich die freudigen Hoffnungen des Menschen in mannichfaltigern Beziehungen darstellen, und das, was mehr als Traum ist, sich immer deutlicher offenbare.

Wahrheit muß die Grundlage jeder Dichtung seyn; ihr Geist muß sie beleben.

Die

Die Phantaſie darf nur Lücken füllen, ergänzen und Farben auftragen, unter denen ſie immer noch eine große Wahl findet. Darum ſtehen auch hier Wahrheit und Dichtung im freundlichen Bunde.

Wir tragen alle ein großes Geheimniß im Herzen, das ſich nie ganz enträthſeln läßt, in das wir nur ſo weit eindringen, als wir uns ſelbſt in daſſelbe verwandeln. Dieſe Schrift ſollte es auch nicht deuten — nur Anleitung geben, wie man es in ſich ſelbſt ergreifen, ſo weit es verſtändlich iſt, verſtehen, und das Uebrige aus dem ſchon erworbenen Reichthume ſittlicher Güte ausfüllen könne; was denn jeder auf ſeine eigne Weiſe thut.

Auf der Höhe ſittlicher Würde haben wir alle eine gränzenloſe Ausſicht vor uns, ſehen wir alle in eine ſchöne Ferne hinein. Aber ein jeder ſieht durch ein andres Medium andre Geſtalten. Laßt uns nur feſt ſtehen auf dieſer Höhe, und ein jeder ſich deſſen freuen, was er ſieht, und deſſen warten, was da kommen wird.

Plettenberg

den 30ten May 1802.

Erſter Brief.

Emilie an Julius.

Das Räthſel meiner Exiſtenz liegt vor mir in unauflöslicher Verwirrung. Tage und Nächte ſinne ich über ſeine Deutung; und je mehr ich ſinne und grüble, deſto dunkler wird es mir. Ich befrage die Weiſen — und bleibe, wo ich war, verliere mich nur noch weiter in meinen Zweifeln. Wankende Stützen reicht mir der Eine, die mich längſt nicht mehr halten konnten. Kalt und troſtlos weiſt mich der Andere zurück. Der Dritte ſpottet der gutmüthigen Schwärmerey, die ſich träumend um die Wahrheit eines ewigen Traumes ängſtigt. Dämmert mir irgendwo

ein matter Schimmer auf: so ist er gleich wieder zerstreut, und alles ganz finster — finstrer noch als es je war.

Ein Leben voll Unbegreiflichkeiten liegt hinter mir. Der Weg vor mir ist rauh, enge und einsam. Wohin er führen werde, davon ahndet mir kaum etwas. Oft stand ich der Aufklärung des Geheimnisses nahe; das Ziel aller Verwickelungen meines Lebens, dünkte mich, könne nicht mehr ferne seyn. Ueber mein ganzes Daseyn schien ein freundliches Licht aufzugehen, und mir auch die Zukunft erleuchten zu wollen. Aber es war doch nichts, wenn ich näher kam. Fröhliche Bilder schwebten um mich her; aber eine kalte Hand wischte sie weg, und ohne Hoffnung sah ich sie verschwinden. Was wird noch aus mir werden? So schrecklich getäuscht — und niemand tröstet mich!

Heiter schien die Freude in mein beginnendes Leben hinein. Mit einem stillen Glanze beleuchtete sie alle seine Erscheinungen.

Aber sie ist mir — vielleicht auf immer — untergegangen. Sie versprach so viel — und wenig oder nichts davon ging in Erfüllung. In der Knospe starben die Blumen, die rings um mich her aufsproßten.

O, daß der Morgentraum meines Lebens so bald ausgeträumt war! daß ich so ernst und traurig erwachte! Glückliche Tage, wo noch der Friede einer ganzen Welt in meinem Herzen wohnte! Wie hätte es mir ahnden können, daß sich alles so ändern würde? Eure Schatten schweben noch zu Zeiten bei mir vorüber. Ich suche mich an der Erinnerung zu trösten: ach! und sie reißt die Wunde nur tiefer auf. Jeder Mensch hat doch wohl noch etwas, das er hingeben könnte, um ein entflohenes Glück wieder zu erkaufen. Wie arm bin ich, daß ich nichts für euch bieten kann! Alles hat ja für mich seinen Werth verloren.

Warum mußte ich aus dem Traume erwachen? Warum konnte ich nicht fortleben

in jener ſtillen Unbefangenheit, in jener kindlichen Einfalt, die der leitende Genius eines ſchuldloſen und glücklichen Lebens iſt? Ich hätte mein Schickſal, wenn es auch noch härter geweſen wäre, ruhig getragen. Der Glaube hätte mich geſtärkt; der Zweifel wäre mir vielleicht immer unbekannt geblieben — meine Ruhe unverletzt.

Unſeliger Trieb des Wiſſens, wohin führſt du den Menſchen? Wie grauſam wühlſt du ihm im Herzen? Wie verkümmerſt du ihm das kleine Gut, das er aus den Trümmern ſeines Glückes noch gerettet hat? Hätteſt du mich nie angewandelt; hätte ich nie nach Aufklärung über das, was man beſſer in heiliger Dunkelheit ehrt, geſtrebt: ich lebte jetzt noch froh. Ihr Männer mögt wohl recht haben, Julius, daß das Forſchen — beſonders über Dinge, die mit unſerer Ruhe nahe verwandt ſind — den Weibern nicht fromme. Wir ſind nicht kalt genug, wir können nicht tief genug eindringen; darum muß es uns verderben.

Mein Herz iſt durch Erfahrungen ſehr weich geworden. Alle ſeine Empfindſamkeit iſt aufgeregt. Ich muß Ruhe haben. Das Glück wird ſich wohl in dieſem Leben nicht wieder mit mir ausſöhnen. Ich habe auch reſignirt. Aber deſto feſter hängt mein Herz an der Zukunft. Ich habe mich auf mich ſelbſt beſchränkt. Deſto dringender wird das Bedürfniß, mit mir ſelbſt eins zu ſeyn, mich ſelbſt zu befriedigen. Große Forderungen habe ich an das Schickſal. Wird es mich auch darum betrügen? Sagen Sie mir, Julius, ſagen ſie mir ernſt und überzeugend: Was iſt die Beſtimmung unſers Lebens? Sind wir unſterblich?| Wirds über dem Grabe beſſer ſeyn?

Ich ſtehe nun einmal hier, mitten unter meinen Zweifeln. Zurück kann ich nicht. Vorwärts bedarf ich eines Führers. Julius, wenn Sie mir dieſer Führer würden: wie würde ich Sie ſegnen!

Wo ich eigentlich bin, wie ich mit meiner Ueberzeugung ſtehe, kann ich Ihnen nicht ſagen. Ich kann nicht mehr ſagen, als daß ich in unbeſchreiblicher Verwirrung bin. Gedanken und Gefühle, die ich nicht gerufen habe, gehen und kommen in ordnungsloſer Miſchung. Ich vernehme ihr Daſeyn nur in dem Schmerze, womit ſie mich verwunden. Ein ewiger Kampf des Glaubens und Zweifelns, des Lichts und der Finſterniß iſt in meinem Innern.

Die Bibel iſt mir heilig von den Jahren meiner Jugend her. Ich habe gegen ſie eine unausſprechliche Ehrfurcht. Ein lebendiges Gefühl beurkundet mir ihre Göttlichkeit. In meinem Herzen tönen Stimmen aus einer andern Welt. Eine hohe Ahndung mahnt mich an das Beſſere, zeigt mir in der Ferne eine freudige Zukunft. So lange ich mich dieſen Empfindungen überlaſſe, glaube ich, bin ich ruhig und hoffe. Aber nichts iſt mir helle. Es iſt noch nichts für

den

den Verstand — nichts, was den Zweifel zu Boden schlagen — nichts, womit ich dem Raisonneur antworten könnte. Ich darf nicht darüber denken, darf mich selbst nicht darüber zur Rechenschaft fordern, noch weniger mich mit andern einlassen. Und doch kann ich auch die Forderungen des Verstandes nicht abweisen, über den Zweifel nicht wegsehen.

Volles Licht, unerschütterliche Gewißheit — darnach sehnt sich mein ganzes Wesen. Ich muß mir die widersprechenden Erscheinungen meines Lebens auflösen können. Der unaufhörliche Streit zwischen Kopf und Herz muß geschlichtet werden; oder er richtet mich zu Grunde.

Elisa's Tod nahm mir das Letzte, was ich noch zu verlieren hatte. Sie kannten die Vortreffliche. Mir war sie alles. Ihr Leben war tief in das meinige gewurzelt. Unter einem Haufen harter, gefühlloser Menschen war sie, seit mich das Schicksal von Ihnen ent-

entfernte, es allein, die mich verstand, die meinen Schmerz mitfühlte, der ich mich hingeben konnte. Jetzt habe ich nichts mehr auf der weiten Welt. · Ich muß alles von einem andern Leben erwarten. Klagend suche ich die Einzige im Lande der Ruhe.

Unbegreiflich ist mir die Kälte, womit Ihr Männer der Menschheit Hoffnungen aufbauen und zerstören könnt. Es kostet Euch nur Federstriche. Ihr geht ja oft mit dem Glauben an ein besseres Leben um, als ob er nur ein Spielwerk für Eure Phantasie wäre, als ob Ihr nichts dabey littet, wenn er auch auf ewig unterginge. Habt doch Mitleiden mit uns schwächern Geschöpfen. Ich bin unglücklich, sehr unglücklich: doch ist mir der Gedanke der Vernichtung schauderhaft. Noch elender würde ich seyn, wenn ich keine Fortdauer nach dem Tode hoffen dürfte. — und wäre es auch nur, um Einen Menschen wiederzufinden, den ich liebe. Mein Julius, soll ich hoffen?

Schick-

Schickſal und Menſchen haben mich verlaſſen. Mein Verſtand führt mich irre. Nur mein Herz blieb mir noch treu. Aber armes Herz, du biſt ſo ſchwach, läßt dich ſo leicht von der ſchlauen Sophiſterey hintergehen, ſo leicht von eignen Wünſchen bethören; du verſtehſt dich ſelbſt ſo wenig. Und mit dieſem Herzen, Julius, ſtehe ich allein — ganz allein. Einziger Freund meines Lebens, ſeyen Sie meine Stütze. Alles Vertrauen, das ich einſt zur Menſchheit hatte, ruht jetzt auf Ihnen. Verſtoßen Sie mich nicht.

Zweiter Brief.

Julius an Emilien.

Ihre Klage, beſte Emilie, hat mich mächtig ergriffen, mein tiefſtes Mitleiden aufgeregt. Von vielen Ihrer Leiden war ich Zeuge. Ich bewunderte Ihre Seelenſtärke, Ihre Duldungskraft, Ihre heldenmüthige Entſagung, die mir oft über die Gränzen der weiblichen Natur hinaus zu gehen ſchienen. Es waren größtentheils Opfer, die Sie ſelbſt freywillig der Pflicht brachten.

Ihr Schmerz ging mir oft ſehr nahe. Ich wünſchte, ihn für Sie tragen zu können. Aber ich freute mich, wenn ich ſahe, wie ſich Ihr Geiſt unter ihm zu einer herrlichen Reife ent-

entwickelte, wie Ihr Verſtand ihm, ſelbſt da, wo er Männer erdrückt hätte, manche lehrreiche Erfahrung, manche große Wahrheit, und eine ſo reiche und vielſeitige Bildung abrang, wie er Ihr Herz ſo milde, ſo ſanft, ſo weich und gefühlvoll, ſo anſpruchlos, ſo beſcheiden, ſo wohlwollend, ſo ergeben, ſo ſtill duldend machte.

Ausgezeichnete Leiden haben immer etwas, das Ehrfurcht erweckt. Zu Ihnen blickte ich, wie zu einem verklärten Geiſte hinauf.

Ich kenne den vielverſchlungenen und rauhen Weg, den das Schickſal Sie führte, die ſonderbaren Verwickelungen Ihres Lebens. Immer blieb Ihre Ruhe ungeſtört, Harmonie der Seele machte Ihnen alles, was Sie umgab, friedenvoll, ſchuf um Sie her Eintracht in der Verwirrung. Eine reiche und ſchöne Welt ging in ihrem Innern auf, wo Ihnen die äußere ihre Schätze verſchloß, Ihre Wünſche unerhört abwies.

Sie

Sie waren im tiefſten Unglücke glücklich. In Stunden des Ernſtes und der Traurigkeit goß die Vollendung ihre Freuden auf Sie herab. Still und feierlich ſchwebte Ihre Seele zu ihr herüber. Ihre Leiden fühlten Sie nicht mehr. Oft riſſen Sie mich mit fort zum Anſchauen, denn in Ihrer Seele wohnte ihr Bild.

Ich verdanke Ihnen und Ihren Leiden manche große Stunde. Ihr Glaube befeſtigte den meinigen.

Und jetzt erblicke ich dieſes ruhige Herz im fürchterlichſten Aufruhr; — ſeine Harmonie zerſtört; ſein Friede dahin. Zweifel an der Wahrheit und Bedeutung des Lebens, Zweifel an der Zukunft verdunkeln die Seele, die einſt voll himmliſcher Klarheit war. Sie ſind unglücklich; das fühle ich mehr, als Ihre Worte es ausſprechen. Die Hoffnung war Ihre einzige Stütze, und ſie wurde Ihnen wankend gemacht. Ich kenne den peinigenden Zuſtand des Zweifels. Ich

habe

habe auch gezweifelt, in Tagen, wo mir die Freude aus tausend Quellen entgegen strömte, wo mir manche Schadloshaltung für meinen Selbstverlust zu Theil wurde, über die ich wenigstens meinen innern Zustand vergessen konnte, wo ein brennender, nie gesättigter Durst nach Weltgenuß mich unter immer neuen Gegenständen umher trieb, wo in den Gestalten außer mir die Umrisse der Wahrheit und Täuschung in einander flossen — und ich war unaussprechlich elend. Wie viel tiefer muß dieser schreckliche Feind unserer Ruhe das weichere Herz des Weibes verwunden, dem das Schicksal so hart war, das sonst nichts hat, woran es sich halten könnte, dem die Zukunft allein eine trostlose Gegenwart aufheitern kann, das alles von ihr erwartet.

Auf mich haben Sie Ihr Vertrauen gesetzt. Ich soll Sie retten. Ich soll Ihnen helfen, wo Schicksal und Welt Sie verlassen, wo Ihr Verstand Sie irre führt. Was ich geben kann, gebe ich Ihnen. Was die innigste

nigſte Theilnahme, das lebendigſte Intereſſe zu leiſten vermag, wird Ihnen gewiß von dem, dem Sie unausſprechlich theuer ſind, der das Gewicht Ihrer Leiden ganz fühlt. Möchte ich doch nur recht viel vermögen! So feſt als meine Hand Sie halten kann, will ich Sie halten.

Wie hätte ich es denken können, daß Sie, die Sie einſt meinen Glauben ſtärkten, dieſer Unterſtützung ſo bald von mir wieder bedürfen würden. Mein Glaube ſteht nun feſt, wie mein Leben. Er redet zu mir aus jeder Erſcheinung dieſes Lebens. Er durchdringt mein ganzes Weſen, und in allem, was mich umgiebt, finde ich ihn ausgedrückt. Wie glücklich wäre ich, wenn ich dieſes wunderbar große Gefühl auch Ihnen mittheilen, wenn ich auch Sie zu dieſer freudigen Gewißheit erheben könnte!

Ihr wehmüthiger Blick auf die Jahre der Kindheit hat mich ſelbſt in eine Stimmung geſetzt, über die ich längſt glaubte erhaben

haben zu seyn. Auch in mir weckte er melancholische Erinnerungen auf. Lachende Bilder aus dem Paradiese der Unschuldswelt, Schatten entflohener Jugendfreuden wandelten vor mir vorüber; und ich wünschte mit Ihnen den Morgen des Lebens zurück. Wie viel gerechter ist dieser Wunsch, wenn man auf eine Welt voll zerstörter Hoffnungen hinsieht — wie viel verzeihlicher einer zarten weiblichen Seele!

Aber, Emilie, wir sind doch nicht zum Träumen geboren. Die Natur will uns durch die fröhlichen Gestalten, die sie um unsere Wiege versammelt, Muth zum Leben machen. Wir müssen ihr folgen, wenn sie uns zu großen Arbeiten, zu harten Beschwerden auffordert. Nur unter dem Drucke des Schicksals reift das edle Herz. Kämpfend mit Zweifeln erhebt sich unser Verstand zum klaren Anschauen der göttlichen Wahrheit. Der Weg voll verschlungener Irrgänge, ein rauher, unfreundlicher Weg, ist der Weg zu unse-

unſerer Beſtimmung — nicht der, der ſich durch die Blumenfelder der Kindheit lieblich dahin zieht.

Rechnen Sie einmahl ab mit Ihrem Herzen. Wie viele andre und beſſre Freuden gab es Ihnen, ſeit es Sie aus jener fröhlichen Unbefangenheit herausriß? wie viele Freuden genußvoller Selbſtbeſchäftigung, erweiterter und berichtigter Einſichten, treu erfüllter Pflichten, ſchwer errungener Siege über ſich ſelbſt; — wie viele lehrreiche Stunden, die Sie, in kindlicher Einfalt, und unter kindiſchen Beſchäftigungen, nie hätten kennen gelernt? Selbſt das ſtille Dulden, in Augenblicken, wo der Glaube den Zweifel beherrſcht, hat etwas unausſprechlich Süßes. Keine Freuden in der Welt können den wehmüthigen Frieden bezahlen, den es dem Herzen giebt. Und noch iſt die Zeit nicht einmal da, wo wir zwiſchen uns ſelbſt und dem Schickſale rechnen ſollen — noch kann ſich das letztere nicht ganz rechtfertigen.

Sie

Sie thun sich unrecht, wenn Sie sich selbst über Ihre Zweifel anklagen. Ich hasse die Weiber, die sich gerne mit einer tiefen Gelehrsamkeit, mit einem ausgebreiteten Wissen brüsten, die mit ihrem Verstande nach einem Ziele streben, wohin ihnen das Herz, ohne welches beym Weibe nie der Verstand wirken sollte, nicht mehr folgen kann — wo dieses Herz sie entweder ganz verlassen, oder das Beste, was es hat, das zarte Interesse, die heilige Liebe, womit es alles umfängt, was ihm gegeben wird, einbüßen, und dabey noch zuletzt seine Ruhe aufopfern muß, die aus Eitelkeit die Gränzen verschmähen, die ein ahndendes Gefühl um alle ihre Beschäftigungen gezogen hat, und sich mit Spekulationen befassen, die die Kälte und den weit umherschauenden Blick des Mannes erfordern. Selten oder nie werden sie diejenigen Pflichten erfüllen, deren treue Beobachtung sie mehr ehren würde als alle Weisheit unsers Jahrhunderts. Doppelt verächtlich macht sich das Weib, wenn es gar Unglauben und

Zweifelsucht affectirt. Wäre dies Ihr Fall gewesen; hätten Sie jene Zweifel in sich aufgeweckt, um Ihr Ziel höher hinauf zu rücken, als die Natur es gestellt hatte; hätten Sie absichtlich die weibliche Sphäre verlassen, um die Gelehrte zu spielen, um mit Kenntnissen zu glänzen, die bei Ihrem Geschlechte ungewöhnlich sind, weil sie nicht für dasselbe gehören: so müßten Sie sich den Vorwurf machen, Ihr Schicksal verdient zu haben.

Das Land des Glaubens ist die wahre Heimath des Weibes; ein Handeln voll Liebe und Hoffnung sein Beruf. Aber auch in diesem Gebiethe giebt es noch vieles zu denken und zu erforschen, um es ganz in seine Gewalt zu bekommen, viel Wahres vom Falschen, viel Gutes vom Schlechten zu scheiden, viel Nützliches, Ehrendes, Vortreffliches und Veredelndes kennen zu lernen. Wer möchte das Weib davon ausschließen? Trägt es nicht dieselbe Ahndung des Großen und Göttlichen in seinem Herzen? Und doch sollte es

nie

nie zu ſeiner Kunde kommen? Um ſeinen engen Kreis auch nur auszufüllen, und ihm alle mögliche Verſchönerung zu geben, muß jedes Weib über ſeine heiligſten Angelegenheiten denken — vor allen das unglückliche. Und ſchon da können ihm Zweifel, wie diejenigen, die Ihr Herz beunruhigen, begegnen.

Ihnen, Emilie, hat ja überdem das Schickſal die Urkunde Ihres Berufes zum Denken darüber ausgefertigt. Es hat Ihnen Zweifel entgegen geführt. Sie haben ſie nicht gerufen. Es hat Ihr Leben verwirrt und von allen frohen Verbindungen losgeriſſen. Es hat Ihnen Ihre Eliſa genommen. Sie mußten kein Gefühl haben, wenn ſie die Anforderung nicht verſtehen ſollten, die es damit an Sie ergehen ließ. Sie waren nicht vermeſſen; Sie folgten dem Drange eines edlen Herzens; Sie folgten dem Rufe der Pflicht. Von ihr können Sie Belohnung erwarten.

Aber ich fürchte, Sie haben sich auf einen verkehrten Weg verirrt. Sie haben die Weisen um Rath gefragt. Die konnten Ihnen keinen Rath geben. Hätten Sie doch Ihr Herz gefragt: es würde Ihnen besser geantwortet haben.

Der Glaube, der unsre heiligsten Angelegenheiten umfaßt, wird nicht aus Büchern geschöpft. Ein wahrer und reiner Sinn bildet ihn aus sich selbst hervor, und befestigt ihn für die Ewigkeit. Beruhigende Ueberzeugung ist etwas ganz anders als eine wissenschaftliche Demonstration. Die Gelehrten beweisen manches bündig, so daß sich nichts dagegen einwenden läßt, was sie selbst am wenigsten glauben. Ein lebendiges Princip des Glaubens wohnt in unserm Herzen. Wer dieses in Thätigkeit zu setzen weiß, den leitet sein Genius, ohne fremde Belehrung, durch die Irrgewinde des Truges, der Täuschung und des Zweifels, in alle Wahrheit. Ein einziger geistvoller Gedanke greift hier oft tiefer.

tiefer, als eine Reihe der evidenteſten Schlüſſe.

Man muß ſich aus ſich ſelbſt orientiren. Die Weiſen ſind größten Theils Vernunftkünſteler; ſie üben an der Wahrheit nur ihre Geſchicklichkeit aus. Wer mit der größten Schnelligkeit und Gewandtheit niederreißt, mit der meiſten Symmetrie ſeine Luftſchlöſſer aufbaut, die höchſte Täuſchung bewirkt, iſt unter ihnen der Erſte, der Bewundertſte. Legen Sie alle Bücher weg, bis Sie Ihre Ruhe wieder haben. Im Moraliſchen iſt es wie im Phyſiſchen. Auf die Conſtitution kommt alles an. Der gehemmte Organismus ſtellt ſich ſelbſt wieder her. Wir können die heilende Kraft der Natur durch künſtliche Mittel unterſtützen, und in Bewegung ſetzen. Aber wir dürfen uns ihre Hülfe nicht entbehrlich machen wollen — ihr lebendiges Wirken nicht durch einen todten Mechanismus der Kunſt verdrängen.

Auch ich gebe Ihnen keine Beweiſe. Ich habe das Vertrauen auf ſie längſt verloren, beſon-

besonders in Ansehung dessen, was über allen Sinn hinaus liegt. Ein freundschaftlicher Rath — und Sie müssen Sich selbst helfen.

Ueberhaupt scheinen Sie mir die Natur des Unsichtbaren, das die Bedingungen unsers künftigen und die Bedeutung des gegenwärtigen Lebens in sich schließt, eben so sehr als die Ueberzeugung, die wir davon haben können, zu verkennen. „Die Bibel ist Ihnen heilig von den Jahren Ihrer Jugend „her. In Ihrem Herzen tönen Stimmen „aus einer andern Welt. Eine dunkle Ahndung mahnt Sie an das Bessere. In ihr „spiegelt sich Ihnen eine freudige Zukunft ab. „So lange Sie sich diesen Empfindungen „überlassen, sind sie ruhig, glauben und hoffen Sie." Nun, so überlassen Sie sich ihnen ganz. Geben Sie ihnen all' Ihr Denken und Fühlen hin. Sie sind die Bürgen des Unsichtbaren, das Einzige, wodurch wir uns seiner versichern können. Es sind keine Spiele der Phantasie, keine Blendwerke über-

überspannter Gefühle; es ist etwas Ursprüngliches, es ist die höchste Tendenz unserer Natur, was diese unbegreifliche und heilige Gewalt über uns ausübt, der Widerschein einer andern Welt, das Organ, wodurch der Sterbliche von ihr Kunde empfängt, und seine Verbindung mit ihr vermittelt ist, das Göttliche, das dem Menschen zur Weisung nach seinem ewigen Vaterlande, auf seine Wallfahrt durchs Leben mitgetheilt wurde, damit er unter den Freuden und Beschwerden seiner Reise dieses Vaterland nicht aus den Augen verlöre.

So weit sind Sie auf dem rechten Wege, auf dem ich sie gerne weiter fortführen möchte, und auf dem sie allein finden werden, was Ihnen die Weisen nicht geben konnten, — Beruhigung.

„Aber", fahren sie fort, „es ist mir „nichts helle." Nun, was soll Ihnen denn helle werden? Sie wollen doch wohl nicht das Unsichtbare sehen, das Uebersinnliche in sinn-

ſinnlicher Klarheit erblicken, das Unvergleichbare, Einzige, Höchſte in irrdiſcher Darſtellung begreifen, die reinen Geſtalten der Geiſterwelt in die ſchmutzigen Hüllen unſrer Erde kleiden? Das Wie unſrer künftigen Fortdauer muß uns unbegreiflich ſeyn, weil ſie auf demjenigen ruht, was kein Sinn erreichen kann, weil ſie eine unendliche Umwandlung zum Beſſern iſt.

In einem blendenden Sonnenlichte liegt das Land der Zukunft vor uns. Wir können nichts darin unterſcheiden. Seine Herrlichkeit allein leuchtet uns ins Herz. Unſere Phantaſie dichtet aus dem Stoffe des Vortrefflichſten, was ſie an der Erde auflesen konnte, aus den ſchönſten und reinſten Formen des Irrdiſchen himmliſche Geſtalten hinein — und dichtet in jedem Volke und jedem Individuum anders, je nachdem dieſe Ideale durch die äußere Lage anders beſtimmt, durch den Grad der Cultur beſchränkt oder erweitert werden. Dieſe Träume ſind unſchuldig, und

ein

ein jeder mag sie träumen, wie es ihm genügt. Aber sie können doch das Wahre nicht bezeichnen — nicht einmal symbolisch darstellen; weil sie nur Träume sind.

Ihre Forderung war überschwänglich. Helle kann uns hier nichts werden.

Vielleicht ist es indeß das nicht, was Sie wollten. Sie sagen nähmlich weiter: „Es ist noch nichts für den Verstand, nichts, „was den Zweifel zu Boden schlagen, nichts, „womit ich dem Raisonneur antworten könn„te." Sie verlangen also sinnliche Evidenz, Schlüsse, deren Bündigkeit der Verstand einsieht, Begriffe, Urtheile, die durch ihren Zusammenhang, durch ihr stetes Ineinandergreifen Ueberzeugung abnöthigen, die man dem Zweifel entgegensetzen, und gegen ihn abwägen kann, ein Raisonnement aus allgemein anerkannten Sätzen, das seinen Gegenstand für ein unerschütterliches und mittheilbares Wissen dahin stellt.

Wollte ich ein Mißverſtändniß bei Ihnen unterhalten, das der menſchlichen Vernunft ſo natürlich iſt, das Jahrhunderte hindurch die Menſchen verwirrt, und die Streitigkeiten über ihre heiligſten Angelegenheiten verewigt hat: ſo könnte ich eine Reihe prächtiger Demonſtrationen vor Ihnen vorüber führen, die alle Ihre Zweifel niederſchlügen, und Ihnen eine vollkommen beruhigende Ueberzeugung gäben. Allein ich mag, ich kann Sie nicht täuſchen. Frühe oder ſpät würden Sie doch vielleicht einem Raiſonneur in die Hände fallen, der entweder ſelbſt in jenes Mißverſtändniß verwickelt wäre, oder daſſelbe geſchickt genug zu ſeinem Vortheile, und zum Nachtheile der Wahrheit zu benutzen wüßte — und, auf jeden Fall, durch ſchiefe Argumente, die hier ſo leicht zu verdecken ſind, meine Beweiſe wieder zu Grunde richtete, oder — was noch ſchlimmer wäre, — durch ein ewiges Für und Wider Ihren Verſtand in eine Verwirrung brächte, der er ſo leicht nicht möchte zu entreißen ſeyn.

Ueber-

Ueberdem iſt der Geiſt der Zeit gerade im Begriff, dieſes Mißverſtändniß zur Sprache zu bringen, und alles zu zerſtören, was man bisher darauf gebaut hatte.

Ich muß Ihnen alſo offen bekennen: Sie verlangen etwas Unmögliches. Der Weg der Demonſtration iſt gar nicht der, der uns zur befriedigenden Ueberzeugung vom Unſichtbaren, und beſonders von einem künftigen Leben führen kann. Keine Philoſophie in der Welt iſt im Stande, ein Seyn zu beweiſen, wovon man nicht ſchon vorher, durch Erfahrung, oder ſonſt durch ein unmittelbares Gefühl, Kunde hätte. Ich könnte Ihnen dies aus der Natur der menſchlichen Erkenntniß, und durch einen allgemeinen Ueberſchlag deſſen, worauf wir überhaupt neue Einſichten zu gründen vermögen, durch Bezeichnung der möglichen Quellen unſers Wiſſens, und der Art, wie wir zu demſelben gelangen, darthun; wenn ich Sie in die ſubtilen Unterſuchungen der Metaphyſik hineinführen wollte.

Aber

Aber ich weiß, Sie haſſen das; und es ſollte ſich auch kein Weib damit befaſſen.

Alles wirkliche Seyn iſt ein Gegenſtand des Glaubens, nicht des demonſtrativen Wiſſens; das Daſeyn Gottes ſowohl, als unſer eigenes Daſeyn in einem andern Leben. Aber verſtehen Sie mich nicht falſch. Ich will damit die Gewißheit, die wir davon haben können, nicht herabſetzen, viel weniger wankend machen, ſondern die eigne Entwikkelung dieſer Ueberzeugung, den eignen Weg, auf dem ſie ſich uns mittheilt, beſtimmen. Sie wird uns nähmlich nicht von außen, nicht durch etwas anders gegeben. Wir müſſen ſie allein durch uns ſelbſt erlangen, in uns ſelbſt aufgreifen, uns in einem innern Anſchauen ihrer bemächtigen, ſie aus dem reinen Stoffe unſrer Geiſtigkeit ſelbſtthätig bilden; dann iſt unſer Glaube lebendiger und feſter, als wenn wir ihn durch Vernunftſchlüſſe erlangt hätten.

Das Höchſte, was der Menſch kennt, das Heiligſte, was er verehrt, kommt ihm aus dem

dem Herzen, die Vernunft zeichnet nur die Züge nach. Das Herz begeistert zu Idealen, und theilt ihnen Leben mit, und drückt dadurch nichts anders als die ewige Form unsers Wesens und aller Wahrheit aus. Warum sollten seine lebendigen Zeugnisse nicht eben so gültig seyn, als der todte Buchstabe dürrer Begriffe. Was ganz für den innern Menschen gehört, kann auch nur von Innen empfangen werden. Vertrauen wir nicht auf manches, was wir, ohne sinnliche Evidenz, glauben, mehr, als auf manches andre, was uns bis zur höchsten Evidenz bewiesen wird?

Ja, Emilie, es gibt einen Glauben, welcher höher ist, als alle Vernunft, einen Glauben, auf den diese, als auf ihr letztes Princip zurück kommt, wenn sie all' ihr Wissen erschöpft, ihr ganzes Vermögen ausgemessen hat. Er wohnt im Herzen, hat inneres, selbstständiges Leben, und löset dem, der sich seiner da bemächtigt hat, jeden Zwei-

fel ohne große Mühe, ohne künstliche Anstrengung. Er ist dem Philosophen das erste Glied, woran er seine Ueberzeugung knüpft. Und der lautere Sinn kindlicher Einfalt, die von Philosophie nichts weiß, trägt ihn über alle Erscheinungen, Zweifel und Verwirrungen des Lebens hoch empor.

Sie kennen diesen Glauben auch schon, wenn Sie gleich nicht im Stande seyn sollten, ihn zu charakterisiren. Er war in Ihrer Seele, er tröstete und stärkte Sie, ehe Sie der letzte Schlag des Schicksals getroffen hatte. Elisa's Tod gab dem künftigen Leben für Sie ein Interesse, das ihm, bey Ihrer stillen Resignation, Ihre eignen Leiden nicht geben konnten. Der heftige Wunsch, die Einzige einst wieder zu finden, von der lebenden noch geliebt zu seyn, machte Sie bange, lehrte Sie fürchten, daß es vielleicht nicht so seyn möchte. Sie waren nun erst ganz unglücklich. Im Gefühle Ihres Elends verlor sich die Bedeutung Ihres Lebens. O,

hät-

hätten Sie da Ihr Inneres zur Ruhe gebracht, und auf seine Verheißungen und Forderungen gehört: Sie wären nie dahin gekommen, wo Sie jetzt sind. Damahls zweifelten Sie noch nicht. Aber die Schriften, die Ihnen Ruhe geben sollten, haben Sie zum Zweifeln geführt. Die verschiedenen Ansichten, die Sie darin fanden, und in Ansehung derer es Ihnen eben so unmöglich war, sich Eine davon ganz zu eigen zu machen, als sie alle zu vereinigen, bestürmten Ihren Geist. Daher die Verwirrung, in der Sie mir selbst nicht einmal sagen können, wie Sie mit Ihrer Ueberzeugung stehen.

In diesem Zustande ist Ihnen nicht zu helfen. Sie müssen alles vergessen, was Sie, eine Zeit her, über die Aussichten des Menschen in die Zukunft gelesen haben. Sie müssen sich über sich selbst mit sich selbst verständigen, mit sich selbst ganz aufs Reine kommen. Sie müssen Ihre Zweifel bestimmt zur Sprache bringen; es muß Ihnen deut-

licher

licher werden, was Ihren Glauben wankend macht, Ihre Ruhe bedroht. Dann blicken Sie in Ihr Inneres tiefer hinein, lernen Sie Ihr Herz verstehen in jenen wunderbaren Regungen, die auf ein Höchstes und Vortrefflichstes gerichtet sind. Das bessere Land wird Ihnen in einem Lichte aufgehen, das sich von ihm aus, wenigstens flüchtig, auch über das gegenwärtige Leben verbreitet, und Sie in demselben manches sehen läßt, was Sie bisher nicht sahen; die widersprechenden Erscheinungen desselben werden sich größten Theils in eine leichte und fröhliche Harmonie auflösen. Im Spiegel Ihres schuldlosen Herzens, Ihrer klaren und reinen Existenz, wird Ihnen das Bild eines schönern Lebens mit unvergleichbarem Glanze aufgehen.

Hier erwarte ich Sie — und dann gehen wir weiter.

Nun noch ein Wort, Ihre Klage über die Männer betreffend. Sie haben Recht. Die Frivolität, mit der manche über die heilig-

ligſten Angelegenheiten des Menſchen raiſonniren, iſt ärgerlich. Aber Ihr Weiber müßt von uns nicht das lebendige Intereſſe, womit Ihr alles, was in Euren Kreis kommt, behandelt, verlangen. Eure zarte und reiche Phantaſie legt um jeden Gegenſtand tauſend lachende Bilder herum, die dann in Eurem Gefühle innig mit ihm zuſammen fließen. Ihr erblickt alles im Zauberlichte eines Jugendtraumes. Eine Welt voll Freuden geht Euch unter, wenn man Euch eine ſchöne Hoffnung zerſtört. Ihr rückt alles näher an einander, und empfindet alles tiefer, darum ſeyd Ihr für alles wärmer. Wir ſehen in allem mehr die nackte Wirklichkeit. Die Ideale, die wir ſchaffen, ſind zu kühn, als daß wir ſie ſchon realiſirt glauben könnten, wir ſtreben erſt nach ihnen. Wir vertrauen weniger auf das, was da iſt, mehr auf uns ſelbſt, und das, was wir leiſten wollen.

Wir ſind zum Forſchen geboren. Ihr zum Glauben. Euch gebührt es nicht, uns

in unſern tiefen Spekulationen zu folgen. Unter uns muß einmal alles aufs Reine gebracht werden. Aber die populariſirten Reſultate unſers Nachdenkens gehen vorzüglich durch Euch verſchönert ins Leben über. Wir dürfen kühn ſprechen; wir dürfen überall erſchüttern, wenn nur Liebe zur Wahrheit und unverletzte Achtung gegen das, was der Menſchheit das Heiligſte iſt, uns belebt.

Leben Sie wohl. Ihr herrlicher Genius leite Sie.

Dritter Brief.

Emilie an Julius.

Ihr Brief, mein Julius, hat mich unbeſchreiblich getröſtet. Der Unglückliche verliert mit der Zeit alles Vertrauen zu ſich ſelbſt und den Menſchen. Im Gefühle ſeiner Verlaſſenheit glaubt er, er ſey nicht werth, daß ſich jemand um ihn bekümmere. Er ſteht da ſo zurückgeſetzt, ſo einſam, ſo abgeriſſen von allem, er erblickt alles in einer ſo weiten Entfernung, daß er kaum auf die Aufmerkſamkeit des edel denkenden Freundes zu rechnen wagt. Er fürchtet, da er ſo oft unerhört blieb, auch vom Beſſern abgewieſen zu

werden. Mit dieſer Schüchternheit, die nur die Heftigkeit des Schmerzes hier und da überwand, ſchrieb ich an Sie. Wie überraſchte mich Ihr freundliches Entgegenkommen! Wie viel Muth gab mir Ihre warme, herzliche Theilnahme, und die Geduld, womit Sie meine hingeworfenen Aeußerungen berichtigen. Ich erſcheine mir jetzt ſelbſt in einem höhern Lichte. Und dieſes Licht verbreitet ſich, zwar nur noch dämmernd, über mein dunkles Leben; aber es wird ſchon bald ganz helle werden.

Ich achte mich mehr, da ſich ein Menſch, der mir unausſprechlich theuer iſt, meiner annimmt. Ich fange an, meine Würde zu fühlen — und ſie ſtärkt meinen Glauben.

Sie haben Recht, Julius, mein Schickſal hat mir genützt. Ich verdanke meinen Leiden Vorzüge und Freuden, die andern unbekannt blieben. Ich verehre die Vorſehung, die mich weiſe führte, ob ich gleich noch nicht einſehe, wo es hinaus will.

Ich

Ich kann nicht läugnen — warum ſollte ich auch einem Freunde, der ſich meiner ſo ſchonend und gütig annimmt, nicht jede Falte meines Herzens enthüllen? — ich kann nicht läugnen: ich kannte mich bisher ſelbſt nicht. Der Unmuth, den anhaltender Kummer in meiner Seele erzeugte, floß unbemerkt mit ein in die Klage über meinen Zweifel, wirkte mit zu den Verheerungen, die er in meinem Innern anrichtete. Das merke ich erſt jetzt, da mich die hellere Anſicht meiner Schickſale, zu der Sie mich erhoben, ruhiger gemacht hat. Beides wirkte zuſammen. Ich täuſchte mich, da ich glaubte ganz reſignirt zu haben, und der Macht meines Zweifels allein die Disharmonie meines Gemüthes zuſchrieb.

Der Friede meiner frühern Lebensjahre war dahin. Der Schmerz, der ſo anhaltend, ſo heftig, und von ſo verſchiedenen Seiten auf mich eindrang, hatte ihn ſchon zum Theil weggenommen. Mißtrauen gegen

die

die Menſchen und gegen mich ſelbſt raubte mir das Uebrige. Weil ich alles verloren hatte, und das ſo lebendig fühlte, glaubte ich nicht, daß ich je etwas wiederfinden würde. Ich war unvermögend, ſelbſt über mein Schickſal zu denken, ich wollte andere für mich denken laſſen. Wie konnten ſie das — die mich nicht kannten, die über die Leiden und Hoffnungen des Menſchen mit ſo vieler Kälte raiſonniren, weil ſie jene nie empfunden, dieſer nie bedurft haben? Es lag mir ſo nahe, was mich tröſten konnte, und ich ſah' es nicht.

Sie haben mich darauf aufmerkſam gemacht, da Sie mich aufforderten, mit meinem Herzen abzurechnen. Sie rechneten mir vor, und ſie trafen mein Herz, das Sie kannten. Vieles fand ich noch nachzutragen. Ich ſehne mich nicht mehr zurück in die Jahre der Kindheit. Die Erinnerung an ſie iſt mir nicht mehr ſo ſchmerzlich; reißt wenigſtens meine Wunde nicht mehr weiter auf. Oft ergötze ich mich an ihren unſchuldig frohen

Spie-

Spielen; in Stunden, wo mein Inneres dazu geſtimmt iſt, umgibt ſie mich heilend und tröſtend. Jetzt weiß ich die Löſung des Räthſels. Die Natur bekränzt unſere Wiege mit Blumen, daß wir die Armuth und Freudenloſigkeit des Lebens nicht zu frühe fürchten möchten, daß wir lernten ſelbſt neue pflanzen, wenn dieſe einmal verwelkt ſind. Mir blühen jetzt viele, und viele ſind ſchon Früchte geworden, die, wenn jene nicht vergangen wären, nie hätten aufkommen können. Es iſt wahr, ich habe ſie mühſam erzogen. Manche haben mich mit ihren Dornen verwundet. Manche habe ich mit meinen Thränen näſſen müſſen. Aber eben darum prangen ſie jetzt ſo ſchön, ſind ſie mir ſo viel werther geworden.

Vor vielen Verirrungen bewahrten mich meine Leiden. Manche Gefahr hielten ſie von mir ab. Mancher Wunſch, der andern ihre Ruhe koſtete, kam nicht in mir auf; manchen unterdrückte ich. Mancher Verſuchung

ſuchung entging ich. Mich blendete nicht der Schimmer der Welt. Mich betäubte nicht das Geräuſch wilder Zerſtreuungen. Die glatten Worte des Schmeichlers machten mich nicht eitel; die prächtigen Reden des Verführers vergifteten mein Herz nicht; die Bethörung brachte mich nicht bey mir ſelbſt in Vergeſſenheit, rückte mir keine heiligen Forderungen der Pflicht aus den Augen. — Alles, weil ich ein unglückliches Mädchen war.

Ich habe Vorzüge, die andere entbehren; warum ſollte ich das aus affectirter Beſcheidenheit verbergen? Aber mit Schaudern denke ich daran, was aus mir in einer glücklichern Lage hätte werden können.

Ich will auch nicht mehr klagen; will nie wieder ungeduldig werden. Ruhig wäge ich jetzt meine Zweifel. Sie haben ſchon viel von ihrer Stärke verloren, ſeit ich mein Schickſal von dieſer hellern Seite anſehe. Vielleicht drückte mich keiner mehr, wenn ich mich nie mit meinem Sinnen und Denken

aus

aus der Sphäre der Weiblichkeit verirrt, wenn früher Ihr Rath mich geleitet hätte. Auf der andern Seite wird mein Glaube an die Zukunft feſter und lebendiger, ſeit ich mehr Ordnung in meinem Leben erblicke, und ich hoffe, ich werde ihn noch auf eine Höhe heben, wo ſelbſt der Zweifel, den ich nicht löſen kann, mich nicht beunruhigen ſoll.

In meinem vorigen Zuſtande hätte ich Ihrem Rathe nicht folgen können. Sie haben mich erſt darauf vorbereitet, und ich fühle mich nun ſtark dazu. Wirklich habe ich ſchon den Anfang damit gemacht. Ich habe meine Zweifel um mich geſammelt, um ſie geordnet dem Bewußtſeyn einzudrücken. Ich leſe keine Bücher mehr, aber deſto eifriger in meinem Herzen. Die Betrachtung meines innern Lebens beſchäftigt mich angelegentlich, und es wird mir immer heller und ausſichtsvoller. Seine Erſcheinungen ſchienen mir bisher ſo einfach, und jetzt finde ich ſo viel daran zu beobachten, ſo vieles, das

meine

meine Aufmerksamkeit mit einer stillen Gewalt an sich zieht, daß ich selbst nicht weiß, wo ich anfangen soll. Wenn ich doch jetzt auch alles vergessen könnte, was ich bisher las. In den Augenblicken der stillen Selbstbetrachtung kann ich es. Aber nachher verwirrt es doch meinen Sinn wieder.

Ein großer Reichthum von Weisheit, das sehe ich jetzt ein, liegt in unserm Innern. Wenn wir uns nur so recht isoliren, auf uns selbst beschränken könnten.

Was Sie von der Natur des ursprünglichen Glaubens, der, über alle Vernunft und alles spekulative Wissen erhaben, jeden äussern Beweis verschmäht, in keiner Demonstration dargelegt werden kann, sondern allein im Herzen ergriffen, und um so viel leichter und kräftiger ergriffen wird, je reiner dieses Herz ist, bemerken, die Ansicht, die Sie mir von dem höhern Wesen des Menschen und von seinem Verhältnisse zu einer andern Welt geben, ist mir noch zu neu, als

daß

daß ich mich sogleich ganz darin zurecht finden könnte.

Es ist wahr, Beweise für das Unsichtbare — und daß unsere Hoffnung allein auf das Unsichtbare gegründet sey, ist mir ganz klar — befriedigen selten das Herz; oft um so weniger, je fester alles in ihnen in einander greift. Das Raisonnement geht ins Unendliche. Es läßt sich so manches überdecken, und so manches einschieben. So manches Versehen fällt der menschlichen Kurzsichtigkeit zur Last, die noch immer etwas auszubessern übrig läßt. Es muß auf so manches gebaut werden, das niemand kennt. Des Redens und Gegenredens ist hier kein Ende; und zuletzt weiß man selbst kaum, wo man steht. Es muß andere Quellen der Ueberzeugung für das Höchste und Heiligste geben, oder die Menschheit ist hier gerade am schlimmsten berathen, wo ihre Bedürfnisse am größten und dringendsten sind. Einfalt ist das Gepräge der Wahrheit.

heit. Die Kunſt macht auch das Scheinbarſte verdächtig.

Ich kenne auch den Glauben ſchon in etwas, von dem Sie reden. Er war es, auf den ich bisher ganz und allein vertraute, der ſich lebendig in mir regte, mich ſtärkte und aufrichtete. Durch Sie iſt er mir noch bekannter, oder vielmehr, ich bin auf ihn aufmerkſamer geworden. Aber ich vernehme ihn nur in ſeinen Wirkungen, ihn ſelbſt begreife ich nicht, ſein Weſen iſt mir unbekannt. Er wandelt, eine hohe Geſtalt aus einer andern Welt, mit mannigfaltigen Deutungen, aber geheimnißvoll und wunderbar, vor mir her. Er iſt mir ein fremder, und doch auch verwandter Geiſt. Ich kann ihm keinen Namen geben. Freund meines Lebens, Genius der Menſchheit möchte ich ihn nennen; aber darin liegt noch kein Aufſchluß über ſeine Natur. Iſt es denn gar nicht möglich, Julius, daß er mir Rede ſtehe, daß er mir ſage, woher und wohin; oder können Sie mich nicht näher mit ihm bekannt

kannt machen? Er hat ernſte Wahrheiten, große Verheißungen im Munde. Das merke ich an ſeinem ganzen Weſen, an jeder Bewegung. Er deutet aufwärts. Sein ſanfter Blick verkündigt den Freund der Leidenden. Friedenvoll und freundlich ſieht er den Himmel an. Oft iſt aber auch ſein Blick ſtill in ſich ſelbſt gekehrt. Ich kann nicht zweifeln, er iſt etwas Göttliches. Ich muß ihn verehren. Verſtände ich ihn doch nur ganz!

Mein Inneres liegt vor mir, aber verwirrt. Eine regelloſe Miſchung von Gedanken, Empfindungen, Trieben, Wünſchen und Hoffnungen. Ich kann nichts unterſcheiden, nichts ordnen — in nichts Einheit und Zuſammenhang bringen. Die Hoffnung des Beſſern ſchimmert ſtark und lebendig hervor; aber es ſind nur unbeſtimmte, ſchwankende, in einander fließende Züge. Ich kann ſie nicht genug heraus heben, befeſtigen, von den übrigen abſondern, und damit in Verhältniß bringen. Alles iſt Gefühl, nichts Gedanke.

Daß es mir ganz helle werde, erwarte ich freylich nicht mehr. Ich ſehe ein, daß das nicht ſeyn kann: die Zukunft iſt unausſprechlich beſſer, als die Gegenwart, darum kann dieſe ſie nicht erleuchten. Der Gegenwart iſt unſer Leben und Wirken, der Zukunft unſere Hoffnung hingegeben; darum liegt die erſtere ſo klar vor uns, die andere als ein unbekanntes Land hinter fernen Nebeln. Es genügt mir, zu wiſſen, daß es ein ſchöneres Land ſey, als das Land des ewigen Bedürfens, der Thränen, der ſchmerzlichen Opfer, und der nie geſtillten Sehnſucht.

Aber meinen Glauben ſelbſt möchte ich näher kennen. Ich möchte gerne wiſſen, wie er mit dem ganzen Leben des Menſchen zuſammenhänge, was ihm ſeine Wahrheit verbürge, wie er aus der Form des Geiſtes hervorgehe. Ich möchte mich gerne überzeugen, daß er kein Kind einer lebhaften Phantaſie, kein Blendwerk eines allzu reizbaren Gefühles

les ſey. Sein Weſen und ſeine Beziehungen möchte ich verdeutlicht haben.

Können Sie mir dazu verhelfen; können Sie mich mein Herz verſtehen, jene wunderbare Erſcheinung begreifen lehren; können Sie mir mein inneres Leben zergliedern, meine Beſtimmungen und meine Hoffnungen daraus erklären: dann bin ich gerettet; dann verſtehe ich gewiß auch die Räthſel meiner äußern Exiſtenz; dann werden Sie mir meine übrigen Zweifel leicht löſen helfen.

Vierter Brief.

Julius an Emilien.

Wie freut es mich, beſte Emilie, etwas zu Ihrer Beruhigung beigetragen zu haben! Ihr Schickſal geht mir ſehr nahe; und Ein kräftiges Wort des Troſtes, Ihnen ins Herz geredet, gäbe ich um keine Schätze der Erde hin. Das Unglück einer ſo ſchönen Seele zu mildern, würde ich für die würdigſte und verdienſtlichſte That meines Lebens halten. Rechnen Sie ferner auf mich. Was ich vermag, vermag ich gewiß für Sie. Vielleicht werden Sie noch glücklich — noch hier mit dem Schickſale ausgeſöhnt. Auf dem

dem Wege der Ruhe finde ich Sie ſchon. Möchte ich Sie nur noch weiter führen können!

Sie ſind ſchon weit gekommen, viel weiter, als ich es von den flüchtigen Winken meines erſten Briefes erwartete. Sie haben mich ganz gefaßt. Die neue Anſicht iſt Ihnen ſchon mehr befreundet, als Sie ſelbſt glauben. Nur hat Ihr Herz Sie ſchneller hinein verſetzt, als Ihr Verſtand folgen konnte; darum iſt Ihnen noch alles ſo dunkel und verwirrt. Wie ehre ich dieſes vortreffliche Herz, dieſes heilige Leben! Die Erſcheinung, die ſich ſchon lange unbemerkt fortgebildet hatte, aber vom Zweifel und Unmuth überdeckt wurde, ging Ihnen auf Ein Mal, und zu herrlich auf, als daß Sie dieſelbe gleich ganz hätten begreifen können.

„Sie können das Weſen, die Anſprüche,
„die Quellen und den Gehalt jenes Glaubens
„nicht enträthſeln. Sie vernehmen ihn nur
„in flüchtigen Winken. Aber Sie haben

„ein hohes Vertrauen zu ihm, und möchten „Sich seiner nun gerne vollkommen verge„wissern, möchten gerne die innern Thatsa„chen aussondern, die ihm zum Grunde „liegen.“

Dasjenige, worauf er ruht, ist das Höchste, das Beste, das Göttliche in Ihnen, dasjenige, worin der Mensch sich allein achtet, um dessen willen er allein Würde hat, was ihm im höchsten Glücke, wie im tiefsten Elende bleibt, was den Charakter der Unvergänglichkeit trägt, was kein Schicksal und keine Verbildung ihm nehmen kann.

Suchen Sie ihm selbst nach unter den Erscheinungen Ihres Herzens. Manches geht, vielleicht kaum von Ihnen selbst bemerkt, da vor, was Sie nicht dulden können, wenn Sie es entdecken, welchem eine innere Gewalt Sie treibt entgegen zu arbeiten, wenn Sie sich nicht selbst verächtlich und unerträglich werden wollen. Sie finden ferner Wünsche, Gedanken und Empfindungen, die zwar an sich ohne Schuld,

Schuld, aber auch ohne Dauer ſind, flüchtige Geſtalten, die gehen und kommen, ohne daß irgend ein Zwang oder ein Bedürfniß Sie nöthigte, dieſelben feſtzuhalten oder zu entfernen. Es ſind Spiele der Phantaſie, die uns die trägen Stunden des Lebens verkürzen, die wir ohne Vorwurf hervorlokken und fahren laſſen, an die wir zwar oft unſere Ruhe hangen, von denen wir ſie aber auch wieder losreißen können, ſo oft ſie dadurch gefährdet wird. Sie finden aber auch in ſich Gedanken und Empfindungen, die mit dem Gepräge der Unzerſtörbarkeit gezeichnet ſind, die Sie als heiliges Eigenthum der Menſchheit nicht aufgeben können — ein Wahres und Schönes, die durch ſich ſelbſt wahr und ſchön ſind, und nicht aufhören können, es zu ſeyn, die aber durch nichts intereſſiren, als dadurch, daß ſie ſind, und ſo ſind, wie ſie ſeyn ſollen. Sie ſtellen ein Ganzes dar, das an ſich befriedigt. Außerdem finden Sie Vermögen, Fertigkeiten, Triebe — Anlagen der Natur, brauchbar

zu verschiedenen willkührlichen Zwecken, die nur durch diesen Zweck Werth und Bedeutung erhalten — an sich selbst nichts, aber alles durch ein andres, das höher ist. Sie finden einen gewissen Grad von Bildung, den Sie Ihren Kenntnissen und geistigen Fähigkeiten gegeben haben, der aber wieder allein durch die Beziehung, worin er auf ein Höheres steht, Werth erhält.

Dieses Höhere wird also nun vorzüglich unsre Aufmerksamkeit beschäftigen müssen. Es ist dasjenige, worauf sich alles im Menschen bezieht, wovon alles seinen Werth erhält, eine heilige Macht, die uns beherrscht, die das Gefühl der Schuld und des Unrechts in uns aufweckt, und den Formen des Wahren und Schönen in uns Festigkeit, ewige, unveränderliche Dauer ertheilt. Es ist mithin etwas, das an allem ordnet, verwirft, billigt, hervorhebt, an allem gestaltet und bildet, alles einer beständigen Regel unterwirft, in allem ein Vortrefflichstes darzustellen strebt.

Sondern Sie alles vorhin genannte davon ab, und forſchen Sie ihm dann ſelbſt in Ihrem Innern weiter nach. Sie finden dann einen Trieb, auf eine gewiſſe Weiſe zu handeln, manches nicht zu thun, was Sie ſonſt wohl thun möchten — bloß weil es dieſem Triebe, weil es Ihrer beſſern Natur entgegen iſt, weil es nicht ſeyn ſoll — und manches zu thun, wenn es Ihnen auch keinen Vortheil bringt, wenn es auch große Opfer von Ihnen fordert, bloß um Ihnen ſelbſt zu genügen, um Ihren Menſchencharakter rein auszudrücken, um ſich ſelbſt ehren zu können. Eine innere Stimme ſchreckt Sie, wenn Sie etwas zu unternehmen in Gefahr ſind, das Ihrer unwürdig wäre. Ein innerer Befehl treibt Sie zu Handlungen, die nichts adelt, als dieſer Befehl.

Sie finden ſich, auf der einen Seite, abhängig von der Natur, an ihre Erſcheinungen gebunden, ihren Geſetzen unterworfen. Sie hindert oder befördert Ihre Ausbil-

bildung, zählt Ihnen Freuden und Leiden zu, ohne daß Sie etwas Bedeutendes daran ändern könnten. Auf der andern Seite, finden Sie sich weit über Natur und Schicksal erhaben, eben indem Sie sich durch jenen Trieb selbst ein unverbrüchliches Gesetz für Ihr Denken und Thun auflegen, und sich frey zu seiner Befolgung entschließen. Nichts auf der Welt ist im Stande, Sie zu zwingen, ihm untreu zu werden, wenn Sie sich nicht selbst dazu verdammen.

Sehen Sie da die Erscheinung einer höhern Natur des Menschen, die Ihnen nicht unbekannt seyn kann, weil Ihr Leben schon lange die schönste und würdigste Darstellung derselben war. Sie ehrten ihre Aussprüche. Sie folgten ihren Befehlen. Es ist das Gewissen.

Das Gewissen ist das Fundament aller menschlichen Würde, die Quelle aller Hoffnungen und Aussichten, das Erhabenste und Heiligste in unserm Wesen. Auf ihm muß

sich

ſich die ganze Größe des Menſchen erheben. Es umſchließt den Glauben, der höher iſt als alle Vernunft, den keine Vernunft je erreicht, den der Weiſeſte ewig nur vorausſetzen kann. Das Gewiſſen iſt Funke der Gottheit, das Ueberſinnliche im Menſchen. Durch das Gewiſſen gehört er einer andern Welt an, ſteht er mit ihr in Verbindung, tönen Stimmen aus ihr zu ihm herüber, ſtrahlt ſein Herz ihre Herrlichkeit zurück. Es liegt über alles Sinnliche, das allein Begreiflichkeit hat, über alle ſichtbare Natur hinaus, und iſt darum dem Menſchen ewig wunderbar.

Erkennen Sie nun bald die hohe Geſtalt, den geheimnißvollen Unbekannten wieder, der ſo ernſt, ſo bedeutungsvoll, und ſo freundlich vor Ihnen vorüber ging, den Sie Freund Ihres Lebens, Genius der Menſchheit nannten, der Ihnen ſo große Wahrheiten im Munde zu führen, und bald aufwärts deutend den Himmel anzuſehen, bald, den Blick in ſich ſelbſt gekehrt, ſtillen Betrachtungen

tungen nachzuhängen ſchien? Ja Sie haben Recht: er iſt etwas Göttliches, was jeder, auch der, der es mit ſeinem Leben läſtert, doch innerlich verehren muß. Er ſoll Ihnen Rede ſtehen. Er ſoll Ihnen ſagen, woher, und wohin? Ich will Ihnen helfen ſeine Ausſprüche deuten.

Das Gewiſſen iſt Befehl an den Menſchen, ein heiliges Geſetz, von der Vernunft niedergeſchrieben, von der höchſten, ewigen Vernunft verſiegelt. Es iſt innerer Trieb zum Beſſern, Vorahndung des Beſſern, und Gebot, nach dem Beſſern zu ſtreben. Es redet ernſte Wahrheiten zum Menſchen, denn es ruft ihn zur Tugend, zur Einigkeit mit ſich ſelbſt und der Menſchheit. Es kündigt große Verheißungen an, denn es verbürgt der Tugend ihre Vollendung.

Emilie, Sie zweifeln nicht an der Würde und Heiligkeit der Tugend, die ſo majeſtäriſch Ihr Leben erfüllt, ſo rein Ihren Sinn be-

bewegt, ſo groß, und doch auch ſo liebevoll und freundlich Ihr Weſen beherrſcht.

Klären Sie ſich auf über dieſes Gewiſſen. Vergegenwärtigen Sie ſich ſeine erhabenſten Forderungen. Was iſt es, das in allen dieſen Forderungen wiederkehrt? Welches iſt das Ziel aller Pflicht? — Die Menſchheit und ihre Verherrlichung. Ueberall heißt es: Ehre der Menſchheit! Heiligkeit ihren Rechten! Erhöhung ihrer Würde!

Was Ihnen das Gewiſſen in Anſehung Ihrer ſelbſt befiehlt, befiehlt es Ihnen um der Menſchheit willen, die in Ihnen wohnt, weil Sie mit zur Gemeine der Geiſter, zum großen Reiche der Vernünftigen gehören. Was Sie andern erweiſen ſollen — warum ſollen Sie es ihnen erweiſen, als nur darum, weil auch in ihnen Menſchheit iſt, weil auch ſie die Geſammtwürde repräſentiren? Nur durch Handlungen, die die Menſchheit entehren, herabwürdigen, und ihren Zuſtand verſchlim-

ſchlimmern, wird der Menſch verantwortlich vor ſeinem Gewiſſen.

Ein dunkles Ideal von einer höchſten Würde und Vollendung der Menſchheit, die erreicht werden ſoll, liegt allen Forderungen zum Grunde, die Sie im Gewiſſen an ſich ſelbſt thun. Es ſoll mit ihr beſſer werden. Noch liegt ſie unter dem Drucke der Natur. Noch ſchmachtet ſie in trauriger Abhängigkeit von der Welt, die ſie umgibt, noch ſteht ſie in einem harten freudenloſen Dienſte. Sie iſt von allen Seiten in enge Schranken eingeengt. Aber die Schranken ſollen durchbrochen werden. Sie ringt über jede Schranke hinaus. Kein Wunder kann ſie darüber erheben. Mit freyer Kraft ſoll ſie ſelbſt ſie beſiegen. Ihr Wiſſen iſt umgeben von den Nebeln des Irrthums, des Wahnes und der Täuſchung. Sie ahndet die Harmonie des Ganzen, aber ſie berechnet ſie nicht. Sie reicht hinauf zu großen Gedanken, aber ſie erreicht ſie nicht. Ihr Friede wird geſtört durch Bedürfniſſe, die ihr die Natur

bald

bald verweigert, bald kärglich, bald in Ueberfluß gibt. Mit ſchmerzhafter, mühvoller Anſtrengung kämpft ſie mit ihr um die dringendſten Nothwendigkeiten des Lebens, und erkämpft ſie oft nicht, ſieht ihre Hoffnung, den Lohn ihrer Arbeit, durch überlegene Macht zerſtört werden. Nicht ſelten geht das Individuum unter in dieſem Kampfe. Sie iſt umgeben mit Hinderniſſen, die ihrem freyen Schaffen und Wirken überall in den Weg treten. Sie bildet ewig aus ſich ſelbſt heraus; aber nie vollendet ſie ihre Bildungen ganz. Höheres Licht, reinerer Friede, freyeres Wirken, das iſt es, wornach die Menſchheit ſtrebt, wohin jeder Befehl der Pflicht uns weiſet. Das iſt das ſtille Aufwärtsdeuten Ihres geheimnißvollen Genius.

Der Menſch ſoll arbeiten, daß die Welt ſchöner werde, und ſich immer mehr unterwerfe der Herrſchaft der Menſchheit. Er ſoll ſein Leben erhalten, mäßig ſeyn und dulden, für den Zweck der Menſchheit. Er ſoll

die Wahrheit reden, daß keiner gehindert und irre geleitet werde in seinem Streben. Er soll die Rechte anderer heilig halten, daß jeder einen freyen Platz habe, auf dem er mit seinem Leben wurzeln, und von welchem aus er immer höher hinauf ringen könne. Er soll wohlthun und helfen jedem, der des Wohlthuns und der Hülfe bedarf, daß keiner gefangen gehalten werde in schimpflicher Knechtschaft, daß keiner seine Würde hingebe. Er soll keinen verachten oder gering halten, weil dadurch die Menschheit verachtet oder gering gehalten würde. Er soll Menschenleben schützen und retten, weil darin der Keim großer Hoffnungen liegt.

Das ist unsere Bestimmung, wie das Gewissen sie in sich schließt: wir sollen mit der Menschheit vollendet werden. Das ist die Bedeutung der Tugend: freyes Hinwirken auf diesen Zweck. Unser höchstes Ziel liegt in der übersinnlichen Welt, wir streben unaufhörlich dahin. Darum war das Deu-

ten Ihres Genius so unbegreiflich und doch auch so friedevoll. Jenes ist unserm Blicke unerreichbar. Nur matte Strahlen von dorther scheinen gegen die Höhen unsers irrdischen Lebens. Sie sind unsere Leitsterne. Sie lehren uns unser Leben und unsre Pflichten verstehen, unser nächstes Ziel und unsre nächsten Hoffnungen auskennen. Höher hinauf können und sollen wir noch nicht sehen. Der helle Sonnenglanz blendet unser blödes Auge. Es ist uns doch nicht ganz dunkel, und wird noch immer heller.

Die Idee der Vollendung, auf die uns unser Gewissen hinweiset, und von der es uns zugleich die Verheißung ertheilt, ist unendlich. Darum ist uns mit ihr die Unendlichkeit übergeben. Es geht immer höher mit uns hinauf, in dem Maße als wir moralisch besser werden, unsrem Gewissen treuer folgen.

Das Gewissen erhebt uns über den Wandel der Zeit. Der freye Geist sieht umher auf die Zerstörungen, die auch ihn bedrohen,

aber

aber ihn nicht treffen können. Das Gewiſſen verſetzt uns unaufhörlich in die Zukunft, ehe wir ſie in der Wirklichkeit erreichten, indem es uns für ſie Pflichten auflegt. In dem gegenwärtigen Augenblicke habe ich den künftigen ſchon an mich geriſſen; denn ich ſoll in ihm etwas thun. Bin ich dort angekommen: ſo reiße ich wieder einen neuen an mich — und ſo ins Unendliche. So weit meine Phantaſie das weite Gebiet der Zeit ausmeſſen kann, gibt es keinen Moment, wo ich nicht mehr ſeyn könnte, weil ich immer noch etwas Großes und Heiliges zu verrichten — etwas zu verrichten habe, das geſchehen ſoll, ſo gewiß ich ſelbſt jetzt bin.

Ich bin der Ewigkeit gewiß, denn mein Gewiſſen reicht mit ſeinen Forderungen in ſie hinein; es umſchließt ſie, und trägt ſie an mich über. Es iſt ein Geſandter aus einer andern Welt, wie Sie richtig und treffend bemerken, der uns immer mehr in ihre Herrlichkeit verklären ſoll.

Meine

Meine Bestimmung für dieses Leben ist zunächst sittliche Veredlung. Nur in dem Grade, als ich selbst gut bin, bin ich gröſserer Vollkommenheit und eines bessern Glükkes werth. Ein reiner Sinn, ein tugendhaftes Leben bilden mich immer mehr dahin. Ich soll mich nicht in der Zukunft vergessen. Sie darf mich begeistern zu groſsen Arbeiten, meine Geduld stärken, meinen Muth anfeuern. Aber die Bewegungsgründe meines Handelns soll ich aus mir selbst nehmen; durch sich selbst soll mein Herz seinen Adel erlangen. Aus reiner Liebe soll es der Pflicht huldigen. Es soll sich selbst treiben und erheben. Darum senkte Ihr Genius oft still und ernst seinen Blick in sein Inneres.

Eine höhere Ordnung waltet über mir und der Menschheit. Der Erfolg ihres Strebens ist nicht dem Zufall hingegeben. Alles Gute, was ein edles und wohlwollendes Herz will, gelingt nothwendig. Die über-

übersinnliche Welt leitet den Lauf der sinnlichen nach sittlichen Gesetzen. Ein unendlicher Geist erzieht den endlichen — das ganze Reich der Geister — zur Vollendung. Darum kann keiner untergehen.

Das ist die erhabene Verheißung des Glaubens. Enge ist unsre Lebenswelt, groß die Forderung des Gewissens. Unerreichbar sind die Gränzen unsrer Aussicht.

Oder können Sie an der Wahrheit dieser Verheißung zweifeln? Was so ernst, so majestätisch fordert, sollte das nicht auch verheißen; was über unser höchstes Leben gebiethet, sollte das nicht auch die Schranken des Sichtbaren durchbrechen können? Was die Zeichen höherer Abkunft so deutlich an sich trägt, sollte uns das nicht über das Sinnliche erheben?

Was ist heiliger, als das Ansehen der Tugend; was ehrwürdiger, als ihre Macht? Geister neigen sich vor ihrer Gottheit; und

sie

ſie ſollte nicht herrſchen über Zeit und Schickſal, nicht mächtiger ſeyn als die Zerſtörung?

Verkannt, gemißhandelt, voll Mühe und Elend ringt ſich das Verdienſt empor. Mit blutigen Thränen bringt es ſeine Opfer. Rührend ſind ſeine Leiden; rührender noch ſein ſtilles Dulden. Eine innere Stimme — es iſt die Stimme der Gerechtigkeit — fordert laut Vergeltung. Die Erde gibt ſie nicht, ſie weiß nichts von ihr. Sie iſt für den Tugendhaften ein Land der Unruhe und des ewigen Streites. Sollte es nicht auch ein Land der Ruhe und des ewigen Friedens geben? Sollte in der Pflicht nicht mehr Wahrheit ſeyn?

Sie kennen ihre Majeſtät, ihre Harmonie verklärt Ihr Leben; darum können Sie an der Bedeutung dieſes Lebens nicht zweifeln.

Die Tugend iſt Bürge für ein anderes Leben, der einzig untrügliche Wegweiſer dahin. Die wunderbare Erſcheinung, die wir

Gewiſſen nennen, lehrt uns im dunkeln Tage den hellern ahnden. Aus der Finſterniß kämpft ſich der Geiſt zum Lichte, aus der Knechtſchaft zur Freyheit empor. Durch unendliche Bildungsperioden wird die Menſchheit immer weiter geführt, ſteigt ſie zu immer höhern Höhen, reift ſie zu immer herrlicherer Größe. Durch Tugendliebe allein wird der Menſch eines beſſern Zuſtandes würdig. Sittlichkeit und Religion, im freundſchaftlichen Bunde, ſind die Schutzgeiſter unſers Lebens.

Das iſt alle Aufklärung, die ich Ihnen über diejenigen Erſcheinungen des Herzens, aus denen jener Glaube — den ich eben deswegen, weil er aus dem moraliſchen Weſen des Menſchen hervorgeht, künftig kurz den moraliſchen Glauben nennen werde — entſpringt, geben kann. Sie müſſen Sich jetzt ſelbſt helfen. Der Genius hat Ihnen Rede geſtanden. Er hat Ihnen geſagt, was er ſagen, und der Sterbliche verſtehen kann.

Das

Das Uebrige muß die Einbildungskraft aus dem Reichthum eines edeln Herzens ausfüllen. Die Art unsrer künftigen Fortbildung — selbst unsrer Existenz, unsrer Fähigkeiten, Kräfte, Genüsse, unsrer Vollkommenheit und unsers ganzen Zustandes deckt das ehrwürdige Dunkel der Zukunft. Wäre dieses Heiligthum dem Menschen geöffnet: er würde es gewiß entweihen. Lassen Sie uns nicht nach größerer Aufklärung verlangen; die Zeit wird uns ihr entgegen führen. Wir haben wichtigere Geschäfte zu vollbringen.

Der Friede des ewigen Lebens sey mit Ihnen!

Fünfter Brief.

Emilie an Julius.

Werden Sie mir zürnen, lieber Julius, wenn ich Ihnen gerade zu sage, daß mich Ihr letzter Brief nicht befriedigt hat? Doch, wie könnten Sie das, edler Freund, wie könnte ich es nur fürchten? Sie haben Sich meiner so liebevoll angenommen; Sie werden mich nicht auf halbem Wege stehen lassen. Sie haben so viel auf mich gewirkt. Ich weiß, Sie können mich ganz retten; Sie können mir meine Ruhe ganz wiedergeben, wenn Sie mit meiner Schwachheit Geduld haben, die sich in einer neuen Ansicht, mit

der ſich mein Herz zwar ſchon lange befreundet, die aber mein Verſtand noch nie beleuchtet hatte, nicht gleich zurecht finden kann.

Ich weiß, Sie werden mich jetzt nicht verlaſſen, wo ich Ihrer am meiſten bedarf. Ich ſchwanke zwiſchen Licht und Dunkelheit. Zweifelhafte Geſtalten ſchweben vor mir vorüber. Ich ahnde in ihnen Boten der Wahrheit; aber ſie ſelbſt liegt noch hinter fernen Nebeln.

Auf Ihren Rath zog ich mich in mich ſelbſt zurück, weckte ich mein inneres Leben auf, ließ ich meinen beſſern Menſchen allein in mir wirken: und mit ſiegender Gewalt ſtieg mein Glaube hinter gedämpften Leidenſchaften und ſchweigenden Wünſchen auf. Aber ich ſahe nur ſeinen Widerſchein, der eine ſanfte Beleuchtung auf meinen Kummer warf. Damit hätte ich zufrieden ſeyn können. Ich wollte ihn ſelbſt ſehen, ich wollte meinen Verſtand befriedigen, ich wollte ihn deutlich auskennen aus den Bewegungen meines

nes Herzens. Das war wohl unrecht. Das Land des Glaubens ist heiliges Land, darum liegt es in der Dämmerung.

Vielleicht hätte mir mein Glaube genügt, wenn er mir ewig jene wunderbare, geheimnißvolle, nach oben deutende Gestalt geblieben wäre. Er wirkte lebendig; und ich konnte ihn immer mehr beleben. Sie haben ihn mir aufgeklärt, und nun ist mir sein Geist untergegangen. Ich kann ihn nicht mehr so warm umschließen, er ist mir nicht mehr so heilig, ich neige mich nicht mehr so ehrfurchtsvoll vor ihm, seit der Schleier weggezogen ist, seit Sie ihn mir aufgeklärt, als eine Erscheinung meines Gewissens dargestellt haben. Ich kann ihn kaum darin finden.

Scharfsinnig haben Sie das Wesen, die Forderungen und Verheißungen des Gewissens zergliedert. Aber mein Herz kann Ihnen nicht folgen. Ein so zusammengesetztes, kunstreiches Getriebe ist nicht der lebendige

Glau-

Glaube in mir. Ich bin mir nicht bewußt so raisonnirt zu haben; und doch glaubte ich. Mein Glaube war höchst einfach, kindlich, und darum voll Majestät. Er wohnte in mir und erfüllte mein Herz, ohne daß ich wußte, wo er her kam. Nun bin ich mißtrauisch gegen ihn geworden. Der Gedanke, daß er vielleicht ein Traum meiner Phantasie seyn könnte, erschüttert mich heftiger, so oft ich Ihren Brief wieder durchlese.

Sie sagen viel Wahres und Treffendes, aber vergleiche ich es mit dem, was ich fühle und nicht aussprechen kann: so haben Sie ein dürres Gerippe vor mich hingestellt, um mir daraus die Göttlichkeit eines herrlichen Ideales zu erklären.

Ach, Julius, wie ist der Mensch doch ewig mit sich selbst im Streite! Er will immer sehen, und sieht die Farben von allen Blumen weg, die um ihn her blühen. Er will alles zergliedern, und zergliedert die Freude zu einem seelenlosen Gespenste.

Sie

Sie haben die Erſcheinungen meines Herzens vor mir vorüber geführt. Ihr Gemählde iſt wahr. Ich finde alles ſo in mir. Aber Ihr Raiſonnement ſchließt ſich nicht zu gleichem Leben an. Ich bewundere darin die Kunſt des Zuſammenſtimmenden. Aber die Kraft der Ueberzeugung, den innern Zwang des Wahrheitsgefühls empfinde ich nicht dabei.

Ich ehre das Gewiſſen. Seine Befehle ſind mir heilig, das wiſſen Sie. Sein Friede geht mir über alles. Seine Vorwürfe ſchmerzen mich, wo ich aus Schwachheit fehlte, mehr als alle Leiden, die mir das Schickſal auflegte. Ich kann nicht anders; ich muß Recht und Tugend lieben. Das iſt inneres Bedürfniß. Woher es rühre, kann ich nicht ſagen. Ich mochte nie darüber grübeln. Es hätte mich auch nicht beſſer gemacht. Ich muß mich ſelbſt befriedigen, und dabei bleibt es. Die Pflicht genügt mir durch ſich ſelbſt, ſie iſt der Friede meines

Le-

Lebens. Es macht mich unaussprechlich glücklich, sie zu erfüllen; ich bin durch die edle That, die mir gelang, schon belohnt. Höher hinauf kann ich nicht. Eine andere Beziehung des Gewissens ist mir ein fremder Gedanke. Sie ist in sich selbst alles. Ich lebe ruhiger über das Leben hin, wenn ein reines Bewußtseyn in mir ist, aber nicht über dasselbe hinaus. Mein Gewissen hat ernste Wahrheiten im Munde, aber die großen Verheißungen, das wunderbare Aufwärtsdeuten finde ich nicht. Es erklärt mir meinen Glauben nicht befriedigend.

Wenn ich über die Forderungen meines Gewissens denke: so treffe ich überall zwar den Sinn an, den Sie ihnen geben, Ehre der Menschheit, Vollendung und Verherrlichung ihrer Würde. Sie scheinen allerdings auf ein unendliches Weiterstreben berechnet zu seyn, auf höheres Licht, reineren Frieden, freyeres Wirken hinzudeuten. Aber wie, wenn das nur eine Idee wäre, um darnach

diese

diese Forderungen zu reguliren? oder, wenn vielleicht der grübelnde Mensch diesen Gesichtspunkt, ohne daß er von der Natur selbst entworfen wäre, herausgesucht hätte, um eine Einheit zu haben, unter die sich die verschiedenen Regeln des Rechtverhaltens zusammen fassen ließen: wo bliebe dann die Verheißung?

Ist die Pflicht selbst nicht groß und heilig genug, des Menschen ganze Bestimmung zu seyn; muß sie noch auf etwas anders hinweisen? Und wenn sie ja eine äußere Beziehung, einen von ihr selbst verschiedenen Zweck haben muß: könnte es nicht der seyn, den Streit des Lebens beizulegen, die zerstörende Disharmonie zu entfernen, worein das Herz oft ohne sie geräth, das ewige Gegeneinanderkämpfen, die wilden Aufwallungen der Leidenschaft zu unterdrücken; könnte sie nicht darum jene Andeutungen auf ein Höheres und Besseres, auf Ewigkeit und Vollendung der Menschheit mit in ihr Interesse gezogen haben?

Sie verſtehen mich, Julius, ich kann Ihr Raiſonnement nicht ganz verwerfen; eine unbegreifliche Gewalt feſſelt mich an daſſelbe. Aber ich kann es mir nicht ſo recht aneignen; ich kann mich nicht darin feſtſetzen. Mein Herz geht zu leer aus. Es iſt mir zu helle und zu dunkel; zu helle für das Gefühl, zu dunkel für den Verſtand. Wie meinem Leben würde ich der Verheißung der Pflicht trauen, wenn ich ſie in größerer Klarheit erblickte. Ich hoffe, mich noch einmal mit Ihrer Anſicht ausſöhnen zu können. Aber Sie müſſen mir helfen, ihre Spur in meinem Herzen entdecken und verfolgen. Ein gewiſſes, mir unbekanntes Etwas muß mich verhindern, das höchſte Intereſſe meines Lebens ganz aufzufaſſen. Ich muß mein Gewiſſen noch nicht recht verſtanden haben.

Ganz in das Anſchauen des Glaubens, zu dem Sie mich weckten, verloren, vom Gefühle ſeiner Herrlichkeit entzückt, konnte ich meine alten Zweifel vergeſſen. Ich hoffte

jenen

jenen zu einem Grade erhöhen, mit meinem Bewußtseyn so innig verflechten zu können, daß sich diese auf immer verlören, wenigstens in bloße Unbegreiflichkeit verwandelten, die ich, im Gefühl eines schönern Besitzes, unbeschadet meiner Ruhe, könnte dahin gestellt seyn lassen. Aber sie sind in dem Zustande des Schwankens von neuem erwacht. Geordneter gehen sie jetzt vor meinem Geiste vorüber. Ich kann sie ruhiger beobachten; und doch ist mir sehr bange. Sie dringen tief in mein Herz, und stören mächtig meinen Frieden auf.

Was ist denn eigentlich das zweideutige Wesen, das die Menschen ihren Geist nennen? Wir ahnden ihn nur aus seinen Wirkungen, dem Denken, Fühlen und Wollen. Nichts gibt uns von ihm selbst Kunde. Ist er nicht gar ein Kind der Phantasie, die der äußern Erscheinung so gerne verborgene Kräfte andichtet, lustig, wie die Gestalten, unter denen die Kindheit ihn abbildet — übrigens der Schatten von dem kunstvollen Mechanis-

mus

mus unſers Körpers? „Die Materie zeigt nir„gends die Erſcheinungen, die wir dem Gei„ſte zuſchreiben; ſie kann nicht denken, füh„len und wollen.“ Die gröbere freylich nicht; aber auch nicht die organiſirte, beſonders die feiner und edler organiſirte des Menſchen? Wer iſt in das Reich der Möglichkeit eingedrungen? wer hat es ausgemeſſen? Mit meinem Körper hat ſich mein inneres Leben entwickelt, mit meinem Körper wird es gehemmt. Eine Fieberhitze ſchafft die Weisheit des Weiſeſten in Wahnſinn um. Eine regelloſe Aufwallung des Blutes nimmt den erhabenſten Grundſätzen ihre Kraft. Mit der Abnahme des Körpers nimmt auch der Geiſt ab. So wie jener allmählich ſchwächer wird, werden Gedächtniß, Denk- und Willenskraft auch ſchwächer. Mit dem Tode des Körpers hören alle geiſtige Wirkungen auf; wenigſtens vernehmen wir nichts mehr davon. Nichts verbürgt uns fernere Fortdauer. Kein Schatten wallte je aus dem Reiche der Todten herauf. Kein Laut kam aus einer

andern Welt zu uns herüber. Ewiges Schweigen umgibt die Gräber der Entſchlafenen.

Und was war der Geiſt, ehe er ſich ſeiner in dieſer körperlichen Umgebung bewußt wurde? Iſt der große Fremdling, dem ihr ſo vermeſſen Unſterblichkeit verheißt, auch geboren, wie ſinnliche Geſtalten geboren werden? Hat er ſich organiſch entwickelt: warum ſollte er nicht auch organiſch zerſtört werden? Oder ſchlief er etwa im Geiſte derer, denen der Menſch ſein äußeres, ſinnliches Daſeyn verdankt? Welch eine Phantaſie, die ein ſolches Syſtem unendlicher Entwickelungen zu faſſen vermöchte? Oder iſt er etwa, bey der Geburt des Körpers, ein Funke der Gottheit, ihrem Schooße entſtoben: warum ſollte er nicht zurückkehren in das unendliche Meer der Gottheit? Der Sonnenſtrahl, der jetzt dieſe Roſe beleuchtet, ſcheint auf einen andern Gegenſtand, wenn die Roſe abgebrochen oder verblüht iſt.

Was

Was wird aus dem Geiſte, wenn er ſich einmal im Tode von ſeiner organiſchen Hülle getrennt hat? Schwebt er in der Luft — oder wandelt er um einſame Gräber? Erſcheint er in einer andern Geſtalt wieder auf dieſer Erde — oder nimmt ein beſſerer Wohnplatz ihn auf? Wie mag er ohne Organ denken, wirken, Bewußtſeyn haben? Ueberall verliere ich mich in Räthſel und Unbegreiflichkeiten.

Vollends die gänzliche Umwandlung ſeines Weſens — wie wunderbar — wie ungeheuer! Auf ein Mal in eine ganz andere Sphäre gerückt, über alle Schranken hinweg gehoben. Hier ſo abhängig, ſo gedrückt, ſo oft entehrt und gemißhandelt — ſo beladen mit Schwachheiten und Leiden — dem Irrthume unterworfen, vom Scheine bethört, in ewigem Streite mit ſich ſelbſt. Dort ſo frey, ſo groß, ſo fern von Kummer und Mängeln, ſo vollkommen, ſo durchaus einig mit ſich ſelbſt, wandelnd im Sonnenſcheine

ſcheine der Wahrheit, im Vollgenuſſe der Glückſeligkeit!

Myriaden von Sternen gehen über mir auf und unter — jeder eine Sonne. Um jede Sonne wandeln ihre Erden. — Das weite Gewölbe des Himmels überſät mit Welten ins Unendliche. — Auf allen dieſen Welten vernünftige Bewohner. — Auf allen Geborenwerden, Sterben und Fortleben — auf allen Unſterbliche, Vollendete, und immer neue Unſterbliche, die der Vollendung entgegen reifen. Die Unendlichkeit, Julius, tritt aus ihren Schranken, dringt über ſich ſelbſt hinaus. Armer Geiſt, wie ſchüttelt dich dieſer Gedanke zuſammen! Ich liege unter; ewige Dunkelheit umfängt mich.

Sie ſehen, Julius, von welcher Art meine Zweifel ſind. Nichts, worüber ſich ein ruhiger Verſtand nicht erheben könnte — keine Widerſprüche — keine Ungereimtheiten — nichts auf an ſich gewiſſe Sätze gebaut; aber viele

viele Unbegreiflichkeiten, die die Phantaſie mächtig faſſen, die die Ueberzeugung heftiger erſchüttern, als manche entſchiedene allgemein gültige Wahrheit.

Wunderbar iſt des Zweifels Gewalt. Ueber die evidenteſte Demonſtration geht er hinweg. Eindrücke des Wahrſcheinlichen oder Unwahrſcheinlichen rufen ihn hervor; das Herz nährt ihn; darum hoffe ich auch, daß ihn dies Herz noch löſen werde.

Vielleicht verſtehe ich mich nicht genug auf die Angelegenheiten des höhern Menſchen. Vielleicht meſſe ich alles noch zu ſehr nach irrdiſchem Maßſtabe. Vielleicht geben Sie mir von der Hoffnung des Zukünftigen eine Anſicht, wornach dieſe Bedenklichkeiten aufhören. O, wenn Sie das könnten! Verlaſſen Sie mich nur nicht. Ich ſtehe gefährlicher als je.

Sechster Brief.

Julius an Emilie.

Der Eindruck, den mein Verſuch, Ihnen, beſte Emilie, den moraliſchen Glauben an Unſterblichkeit zu erklären, ihn, von den übrigen Erſcheinungen des Herzens abgeſondert, in ſeinem Urſprunge darzuſtellen, auf Sie gemacht hat, war mir gar nicht unerwartet. Ich wußte vorher, daß es ſo kommen würde. Ich konnte Sie nur dadurch heilen, daß ich Sie zunächſt neuen Zweifeln Preis gab, und das Gefühl der alten noch dazu wieder aufweckte. Aber ich hoffe dadurch zugleich auf immer

Ihre

Ihre Ruhe befeſtigt, und jedem künftigen Zweifel vorgebeugt zu haben.

Das Gefühl des Glaubens iſt unausſprechlich. Wer es in ſich ſelbſt, in ſeiner ganzen Gewalt, aufgegriffen hat, dem muß die geiſtvollſte Erklärung deſſelben nur ein todter Buchſtabe ſeyn, unermeßlich weit zurück ſtehen hinter dem vollen Leben ſeines innern Empfangens und Bildens. Was einzig in ſeiner Art iſt, läßt ſich durch keine Worte treffend bezeichnen. Die vollkommenſte Andeutung, das ſprechendſte Bild ſcheint uns noch immer mangelhaft, der Sache nicht ganz angemeſſen zu ſeyn. Das Hinweiſen unſers Gewiſſens auf das Unſichtbare, die Art, wie es in jedem Momente die Zukunft ins Unendliche an ſich reißt, iſt unter allen Wirkungen der menſchlichen Natur ohne Beyſpiel.

Jede ungewöhnliche Gedankenreihe ſtößt uns Anfangs zurück, wenn ſie auch übrigens noch ſo einleuchtend iſt. Nachher befrem-

bet uns die Gewohnheit mit ihr, und sie gewinnt, oft ohne Gründe, bloß durch die Macht dieser Befreundung, unser Herz. Wie könnte ich Ihnen daher zürnen, daß Ihr Geist meinem Raisonnement widerstrebt?

Von Natur liegt der Verstand mit dem Herzen immer im Streite. Nur durch die mühsame Anstrengung eines ganzen Lebens werden beide zur Eintracht geführt, und oft gelingt uns auch das in diesem Schattenlande nicht.

Ihr Schwanken geht mir sehr nahe. Ich fühle, was Sie dabei leiden. Aber seyn Sie ruhig; ich will Ihnen die zweifelhaften Gestalten in ein helleres Licht führen. Die Wahrheit wird noch aus den Nebeln hervortreten. Wenn der Schein einmal hinter ihr untergegangen ist, dann leuchtet sie freundlich auf Ihr Leben herab. Ich hoffe auf die Unterstützung Ihres großen Herzens und Ihrer ruhigen Selbstbeobachtung.

Zuvörderſt muß ich ein Vorurtheil berichtigen. Sie meinen, es ſey unrecht geweſen, daß Sie, da Ihr Herz ſchon ſo laut ſprach, auch Ihren Verſtand befriedigen, daß Sie jenen Glauben deutlicher aus den übrigen Bewegungen des Herzens auskennen wollten. Das war es gewiß nicht. Die Forderungen des Verſtandes ſind oft überſchwänglich; und dann müſſen wir ſie abweiſen. Die Natur des Unſichtbaren erklären wollen, iſt ein eben ſo vergebliches als verwirrendes Bemühen. Aber das wollten Sie nicht. Sie wollten das Unſichtbare nicht ſehen, das Ueberſinnliche nicht in der Klarheit ſinnlicher Beleuchtung erblicken. Sie wollten die geheimnißvollen Gegenſtände des Glaubens nicht erforſchen, keine ſchwärmeriſchen Einſichten aus der Geiſterwelt herab führen. Sie wollten ja nur wiſſen, wie Ihr Glaube *werde*, wie er mit dem Höchſten und Heiligſten Ihres Lebens zuſammenhange, wollten ihn ſcheiden von allem Fremdartigen, und ſeine Bedeutung verſtehen; und das mußten

Sie

Sie doch, wenn er bey Ihnen feſt werden, wenn er ſiegen ſollte über gegenwärtige und künftige Zweifel; das mußten Sie ſchon, um die Beſtimmung Ihres gegenwärtigen Lebens ſo genau kennen zu lernen, als es die Pflicht verlange.

Es mag wohl Menſchen geben, denen der Glaube genügt, wenn er auch ewig jene wunderbare, nach oben deutende Erſcheinung bleibt, auf die er ſogar in dieſer Geſtalt mehr wirkt, als in der befriedigendſten Aufklärung, die man darüber geben kann. Aber zu dieſen gehören Sie nicht. Sie ſind ſchon gewohnt, helle zu ſehen. Ihr Verſtand iſt zu großen Forderungen reif geworden. Sie haben ſich über ſo viele andere Dinge aufgeklärt. Ihre geiſtigen Bedürfniſſe haben ſich in einem hohen Grade verfeinert, das Schickſal hat Ihren Blick unverwandt auf die Zukunft gerichtet. Zweifel bedrohen Sie, darum müſſen Sie Licht haben. Sie konnten in jener engen Sphäre nicht mehr bleiben, ſeit ein unfreundlicher

licher Genius Sie durch harte Verluſte und ſonderbare Verwickelungen heraus gerufen hat.

Sie klagen, daß meine Erklärung, auch davon abgeſehen, daß ſie nicht befriedige, die Wärme Ihres Gefühls vermindert habe. „Der Glaube iſt Ihnen nicht mehr ſo „heilig. Sie neigen ſich nicht mehr ſo ehr„furchtsvoll vor ſeiner Gottheit, nun der „Schleier weggezogen iſt, der ihn verhüllte.“ Im menſchlichen Lichte ſehen Sie ihn zu menſchlich.

Es iſt wahr, man kann manche Dinge zu helle ſehen. Manchen ſchönen Genuß verdirbt ſich der Menſch, indem er ihn zergliedert. Aber was iſt das doch anders, als daß die Reitze verfliegen, die fröhlichen Bilder verſchwinden, die die Phantaſie um ſie her verſammelt hatte? Gegenſtänden, die bloß für den Genuß da ſind, ſoll man die zauberiſche Vergötterung laſſen. Sie mögen

gen immerhin fremdes Licht borgen, wenn sie nur das Herz damit helle und heiter machen. Aber die Angelegenheiten unsers höhern Menschen müssen mit ihrem eigenen scheinen. Ihre reine Würde, von allem fremden Glanze geschieden, muß hier wirken. Sie haben ihre eigenthümliche Gewalt über das Herz; was diese wirkt, ist allein wahrer Gewinn. Und sie hört nicht auf, wenn wir sie auch noch so nahe sehen. Sie ist ihrem Wesen eingedrückt, und muß vielmehr durch jede Aufklärung wachsen.

Lassen Sie jene falsche Begeisterung, die allein von der Einbildungskraft ihre Nahrung zieht, verschwinden; sie würde doch nur Ihren Glauben verunreinigen, seiner Wirksamkeit alle Würde rauben. Seine Kraft bleibt ihm, so lange ihm das Herz treu bleibt. In jenem feierlichen Helldunkel des Geheimnisses weckt er vielleicht mehrere schwebende Gefühle auf, er scheint vielleicht ehrwürdiger aus den Umgebungen der Phantasie hervor. Aber er wirkt weniger göttlich.

„Mei-

„Meine Erklärung des moraliſchen Glau-
„bens an einen künftigen Zuſtand iſt Ihnen
„zu kunſtvoll, zu verwickelt. Ihr Glaube
„dagegen iſt einfach, kindlich und voll Ma-
„jeſtät. Er kam, und Sie wußten nicht,
„woher. Er wohnte in Ihrem Herzen, oh-
„ne daß Sie ihn gerufen hatten. Sie ſind
„ſich nicht bewußt, ſo raiſonnirt zu haben.“

Sie haben, dieſem zu folge, den mora-
liſchen Glauben ſelbſt gut gefaßt, aber meine
Meinung verfehlt. Es bedarf nähmlich je-
ner künſtlichen Vorkehrungen, es bedarf jener
Zergliederung des Gewiſſens nicht, um ihn
zu erzeugen. Die Natur führt uns ihm un-
willkürlich entgegen. Er bildet ſich ſelbſt in
einem reinen, edlen Sinne. Was ich Ihnen
vorlegte, ſind keine Gründe, auf denen er ſich
erſt erbauen ſollte. Er geht mit ſtiller und
ſiegender Macht aus dem Innern hervor.
Wer ihn da nicht hat, wer ihn nicht als Ge-
ſchenk einer glücklichen Natur empfing, durch
Erhöhung ſeines moraliſchen Lebens nährte,

dem mag man ſein Herz ſo lange zergliedern, als man will, er wird doch nie dazu gelangen.

Noch immer ſcheinen Sie das, was ich Ihnen als Erklärung gab, für eine Art von Demonſtration zu halten, die das Fürwahrhalten bewirken müßte, und ohne welche dieſes nicht Statt finden könnte. Ich proteſtire noch einmal gegen alle Demonſtration; wo dieſe iſt, hört der Glaube auf. Er iſt inneres Anſchauen, lebendiges Ergreifen des Wahren in ſeinem eigenſten Princip. Nur die innern Erſcheinungen, mit denen er zuſammenfließt, wollte ich nachweiſen. Ich wollte Sie auffordern, ihn in ſich ſelbſt werden zu ſehen, die Hauptmomente ſeiner Bildungsgeſchichte andeuten.

Mit Blitzesſchnelle erwacht in uns der Gedanke. Einfach, wie er ſelbſt, ſcheint uns ſein Werden; das Werk Eines Momentes, die Eingebung eines Genius. Und doch iſt er aus unzählbaren Beſtandtheilen zuſammenge-

geſetzt. Eine ungeheure Maſſe von Empfindungen und Ideen, die in der Seele ſchliefen, haben ihn, in Verbindung mit der Form unſers Geiſtes, hervorgebracht. Nur der letzte erzielte Punkt ſtrahlt lebendig ins Bewußtſeyn. Darum ſteht er, wie eine höhere Offenbarung, vor uns da. Reflectiren wir nachher auf uns ſelbſt: ſo tritt die ganze Reihe der Thätigkeiten, die zu ihm mitwirkten, aus der Dunkelheit hervor. Wenn uns nun der Menſchenbeobachter die Geſchichte des Gedankens erzählt: ſo will er keine Gründe ſeiner Wahrheit mittheilen — dieſe wird entweder vorausgeſetzt, oder bleibt gänzlich dahin geſtellt — er will nicht auf dieſem Wege den Gedanken in uns wecken, dazu bedürfte es der mühſamen und weitläuftigen Anſtalten nicht; er will nicht, daß jeder, um ihn zu denken, erſt die ganze Reihe hindurchgehe, daß man, um dieſen Gedanken zu haben, es auf dieſe Weiſe angreifen ſoll. Er will ihn nur als Factum erklären. So iſt es auch mit dem Glauben an das Unſichtbare,

bare, und mit der Darlegung seiner ganzen Entwickelung.

Sie werden sich hierin leicht selbst zurecht finden. Wir gehen deswegen weiter.

Sie können in Ihrem Gewissen kein solches Deuten auf die Zukunft entdecken, das zugleich Verheißung wäre. Es ist Ihnen alles durch sich selbst und für sich selbst. Sein Befehl ist Ihnen heilig; die Ausführung desselben befriedigt Sie. Wie verehre ich in dem, was Sie sagen, das anspruchslose, sich selbst genügende, von der Herrlichkeit der Tugend ganz beseelte Herz! Aber eben diese Anspruchslosigkeit und Selbstgenügsamkeit, diese lautere Pflichtliebe verhinderte Sie, alles zu sehen, was in ihm enthalten ist. Die Vortrefflichkeit eines schuldlosen Lebens lag zu klar vor Ihnen, als daß Sie hätten bemerken können, wie es, eben durch seinen innern Werth, noch weiter hinaus strebt. Schön ist der Irrthum eines edlen Herzens; aber die Wahrheit ist heiliger. Es war etwas

was Göttliches, das Ihren Blick beschränkte; doch muß ihn die Wahrheit erweitern.

Sie erkennen in allen Forderungen der Pflicht die Beziehung auf das Besserwerden, auf die Verherrlichung der Menschheit, auf höheres Licht, reineren Frieden, freyeres Wirken. Aber Sie fürchten, das seyen nur Andeutungen, wornach sie sich selbst regulire, ohne ihnen noch außerdem Werth und Wahrheit zuzugestehen — lustige Bilder, aus dem Zauberkreise der Phantasie hervorgerufen, um ihren Aussprüchen dadurch einen verständlichen Sinn zu geben, um dadurch den Menschen zum muthvollen Vollbringen ihrer Vorschriften zu begeistern, wo ihre sanfte Wärme durch seine Kälte nicht hindurch dringen kann.

Das war wohl nur ein flüchtiger Gedanke, Emilie, der Ihnen durch die Seele fuhr, keine Frucht ernster und reifer Ueberlegung. Es waren Worte, die noch aus der Schule der Weisen in Ihrem Gedächtniß hangen blieben, und sich ohne Empfindung und Willfuhr

kühr daraus hervordrängten. So denkt Emilie, die so wahr und treu ist, nicht über das Gewissen. Das Gewissen, das dem Menschen Wahrhaftigkeit bei seinem Leben anbefiehlt, das ihm die Lüge verbietet, wenn auch eine Welt damit von ihrem Untergange zu retten wäre, sollte selbst eine Unwahrheit im Munde führen; sollte den Menschen durch Täuschung für seinen Dienst erkaufen, der doch nur Werth hat, wenn er durchaus rein und wahr ist; sollte ihm, um Einheit in sein Leben zu bringen, eine Verheißung vorspiegeln, die nie in Erfüllung ginge, und damit den größten Widerspruch, die schwerste Schuld auf sich selbst laden? Welcher Zweck wäre wichtig genug, es dazu zu vermögen? Kennt es wohl etwas Höheres als sich selbst? Hierüber darf ich nichts mehr sagen.

Eben so wenig brauchen Sie zu fürchten, daß die Idee der Vollendung nur ein Gesichtspunct sey, den sich der grübelnde Verstand aus den verschiedenen Forderungen des Gewis-

wissens hervorgesucht habe. Das Gewissen ist selbst ein ewiges Streben zum Bessern, ein lebendiges Treiben nach oben. So gibt es sich dem Menschen gleich hin, ohne daß er erst nöthig hätte über die Bedeutung seiner Forderungen nachzudenken. In allen seinen Mahnungen und Vorwürfen spricht sich nur die sich selbst unaufhörlich erhebende und veredelnde Natur des Geistes aus. Suchen Sie ihm in dieser Gestalt in Ihrem Innern nach. Sie können seine Spur nicht verfehlen.

„Ist die Pflicht nicht selbst groß und „heilig genug, des Menschen ganze Be„stimmung zu seyn; muß sie noch auf etwas „anders hindeuten?" Eben darum, weil sie selbst so groß und heilig ist, sind auch ihre Forderungen — ist auch dasjenige groß und heilig, worauf sich diese Forderungen beziehen. Eben darum reißt sie alles an sich, wandelt sie siegend über den Zerstörungen der Natur, erschüttert der Untergang einer Welt sie nicht — kann sie den Menschen

chen nicht verderben lassen, der durch sie so hoch hinaufgerückt ist.

Eine Welt voll herrlicher Bildungen trägt der tugendhafte Mensch in seinem Herzen. Sie würde heraustreten, wenn sein Leben nicht zu enge, die Umgebungen seines irrdischen Daseyns nicht zu arm wären, sie aufzunehmen. Und diese sollte je ein Opfer der Vernichtung werden, sollte in eine Hand voll Staub zerfallen, in einen kalten Dust verfliegen? Eben darum, Emilie, weil ein edles Herz so viel werth ist, wird es der Ewigkeit als ihr kostbarstes Gut anvertraut.

Forderte die Tugend nichts: so müßte sie sich doch selbst fordern. Strebte sie nach nichts: so strebte sie doch sich selbst zu vollenden. Der Mensch soll ganz ihr angehören, sich ganz ihr weihen, sie soll ganz siegen über Leidenschaft und Sinnenlust; und schon mit diesem Anspruch bemächtigt sie sich der Ewigkeit, um sie ihrem Freunde, dem guten Menschen, zu übergeben.

Es war sehr natürlich, daß sich in diesem Zustande Ihre Zweifel wieder um Sie her sammelten, und ein weit furchtbareres Ansehen erhielten. Das Herz stand ihnen ja schon offen; sie fanden eine verwandte Stimmung; Ihre düstere Phantasie, die Unruhe und Bangigkeit Ihres Gemüthes lieh' ihnen neue Schrecken.

Heftig mußten die Zweifel, die Sie vortragen, auf Sie wirken, da sie sich mehr um Unbegreiflichkeiten, als um Widersprüche bewegen. Es gibt ein Widerstreben des Geistes, das wir uns oft gar nicht erklären können, und das uns doch mehr mit uns selbst entzweyt, als offenbare Widersprüche. Das ist Ihr Fall. Die Natur des Unsichtbaren, das sich in allen sichtbaren Erscheinungen des Lebens ewig selbst fortsetzt, das — an sich unermeßlich und unergründlich — nur seine Entwickelung dem Verstande als Räthsel aufgibt, ist Ihnen noch zu fremd — Sie scheinen das selbst zu ahnden — Sie wollen

es noch immer ſinnlich denken und begreifen. Ihr Geiſt widerſtrebt ihm, weil es über die Formen des Verſtandes hinaus liegt. Sie werfen darüber Fragen auf, die nur in der Sphäre des Sichtbaren Bedeutung haben. Alle Antworten darauf müſſen nothwendig verkehrt ausfallen. Dringen Sie tiefer ein in die Natur des Unſichtbaren: und Sie werden leicht die Löſung Ihrer Zweifel finden.

Wozu die Frage über das Weſen des Geiſtes? Sie iſt unbeantwortlich. Warum nennen Sie dieſes Weſen zweideutig? Offenbart es ſich nicht wahr und entſcheidend, worin es ſich allein offenbaren kann, im Gedanken, im Gefühl, in der freyen Kraft des Willens? Wenn nun der Geiſt überall nichts wäre, als dieſe innere Kraft, dieſes lebendige Princip: könnte er dann gar nicht fortdauern? „Wir vermögen uns keine Kraft zu denken, „ohne ein Etwas, das ſie trägt, worin ſie „gleichſam ruht.“ Könnte das aber nicht eine Folge unſrer ſinnlichen Beſchränktheit ſeyn?

ſeyn? Wie wenn die Natur auch nichts wäre als ein Syſtem von Kräften, einer höchſten Kraft untergeordnet, die wir, nach einer nothwendigen Einrichtung unſers Geiſtes, durch einen Raum verbreiten, und als beharrend im Raume vorſtellen? Aber überhaupt ſind wir ja dahin überein gekommen: ein urſprünglicher, auf ſich ſelbſt ruhender, durchaus moraliſcher Glaube ſoll uns unſre Fortdauer verbürgen; was ſollen denn dieſe ſpeculativen Unterſuchungen über den Geiſt? Sie können uns eben ſo wenig etwas geben als nehmen.

Derſelbe Glaube verſichert unſerm Geiſte ſeine Selbſtſtändigkeit. Er iſt ſelbſt nur ein entwickeltes Gefühl dieſer Selbſtſtändigkeit. Wie könnte er denn eine Erſcheinung des körperlichen Mechanismus oder gar eine Dichtung der Phantaſie ſeyn, einzig dazu beſtimmt, die flüchtigen Schatten, die bei uns vorüberziehen, daran feſtzuhalten? Sie haben Ihr Leben zu wahr und rein in ſich ſelbſt ergriffen,

als daß Sie das denken könnten. Ihr Gedanke geht über alle Welt hinaus. Ihr Herz, Ihr Sehnen, Ihr Streben ist größer, als das Universum. Aus Ihrem Innern heraus drängen sich neue Schöpfungen. Und das alles sollte die arme, beengte, sclavisch dem Gesetze der Nothwendigkeit folgende Natur so nur zufällig hingeworfen haben, wie sie das Seelenlose hinwirft? Die höchste und feinste Organisation ist in sich beschlossen. Sie empfängt von außen, um das Empfangene wieder zu verlieren, aber sie tritt keinen Fuß weit über ihre Gränzen. Der Mensch nur fliegt durch die Unendlichkeit.

„Aber das, was wir Geist nennen, „theilt so ganz mit dem Körper seine Schick„sale, entwickelt sich und verliert seine Wirk„samkeit mit dem Körper.“ Ist es darum nun schon ausgemacht, daß es mit ihm durchaus eins sey! Der letztere ist das Vermittelnde zwischen jenem und der äußern Welt, das einzige Organ, wodurch er in seiner ge-

gen-

genwärtigen Beſchränktheit von ihr empfangen, und ſich ihr mittheilen kann. Mit dem allmähligen Verbrauchen des Werkzeuges hört auch die Erſcheinung derjenigen Wirkſamkeit auf, die durch daſſelbe bedingt iſt, ohne daß darum das wirkende Princip ſelbſt vernichtet würde; mit dem Vermittelnden iſt auch die Vermittelung zu Ende, in der der Geiſt allein vernehmbar wird; aber die Vermittelten dauern fort.

Wenn nun gar unſer Körper, wie die neueſte Philoſophie lehrt, an ſich ſelbſt nichts wäre — nur eine Beziehung des Geiſtes auf etwas anders, eine Tendenz nach außen, die Art, wie er, auf der Stufe der Bildung, die er jetzt einnimmt, ſich ſelbſt erſcheint, das Maß ſeiner gegenwärtigen Kräfte und Fähigkeiten, ſinnlich dargeſtellt: würde dieſer dann nicht auch ſeine Schickſale mit ihm theilen, mit ihm zugleich wachſen und abnehmen, ohne deswegen von ihm abhängig zu ſeyn? Der Körper wäre vielmehr abhängig

vom

vom Geiſte, der Geiſt bildete ſich ihn an, und zerſtörte ihn wieder, um ſich einen neuen anzubilden — der Tod nichts anders, als der Uebergang der einen Erſcheinung in eine andere — die beſſere Welt nur Darſtellung ſeines eignen höhern Lebens, ſeiner eignen ſittlichen Würde. Wir geben freylich von der Veränderung, die wir Sterben nennen, eine phyſiſche Urſache an; aber könnte nicht auch dieſe phyſiſche Urſache die Erſcheinung einer Umgeſtaltung des unſichtbaren Princips unſerer Geiſtigkeit ſeyn?

Finden Sie dies nicht eben ſo möglich — nicht noch wahrſcheinlicher, als die entgegengeſetzte Meinung, die den Geiſt zu einem Producte des Körpers macht? Ich baue hierauf nichts. Ich wollte nur die Speculation, die ſich gegen den Glauben erhebt, durch ſich ſelbſt entkräften.

Sie fragen nach dem Urſprunge des Geiſtes, was er vorher war, und wie er ge-

wor-

worden seyn möge, was er jetzt ist? Wieder eine Frage, die auf den Geist, als etwas Uebersinnliches, gar nicht anwendbar ist. Nur im Sinnlichen ist Werden und Vergehen. Von ihm läßt sich fragen, woher es sey, und was es vorher war. Bey dem Geiste darf gar von keinem Werden die Rede seyn. Wir finden ihn und in ihm uns selbst, er ist, und strebt ins Unendliche weiter, damit müssen wir uns begnügen. Der Moment, wo wir uns seiner zuerst bewußt werden, liegt ganz im Dunkeln. Die Erinnerung sucht ihn in der vergangenen Zeit; aber sie entdeckt ihn nirgends. Wir ergreifen unser inneres Leben; aber wie es sich hervorgebildet habe, wissen wir nicht, das wußten wir nicht einmal, als es geschah. Durch ein Wunder scheint es geworden zu seyn. Ein höherer Geist scheint uns zum Bewußtseyn geweckt zu haben.

Wir sehen die Spuren des Bewußtseyns, der Denk- und Willenskraft, im äußern or-

ga-

ganiſchen Leben ſich entwickeln, und ſchlieſſen, daß der Geiſt ſelbſt, dem dieſe Kräfte angehören, ſich auch ſo entwickelt habe. Aber niemand hat ihn je erkannt, niemand empfing Kunde von ihm, niemand faßt ſein lebendiges Schaffen und Bilden. Niemand ſagt uns, ob das ſein erſter Anfang, oder ob es nur eine neue Evolution deſſelben Weſens in einer veränderten Form ſey.

Denkend rechnen wir zurück, und aus der dunkeln Vergangenheit ſteigt eine Reihe von Begebenheiten auf, an denen wir keinen Theil nahmen, von denen wir nichts unmittelbar empfanden, und an denen wir doch Theil genommen, die wir doch empfunden haben müßten, wenn wir damals ſchon geweſen wären, was wir jetzt ſind. Vor uns war eine Zeit, die wir nicht mit unſerm Denken und Handeln ausfüllten. Es haben ſich Veränderungen ereignet, die allen denen vorangingen, die unſer Individuum getroffen haben. Was ſollen wir ſagen? wir exiſtirten damals ſchon,

aber

aber in einer andern Form, wovon uns das Andenken verloren gegangen iſt; oder der Geiſt ſchlief noch in verborgenen Keimen, er hat ſich von andern Geiſtern losgeriſſen, oder er iſt unmittelbar vom höchſten Geiſte ausgefloſſen? Alles Traum, Emilie, menſchliche Dichtung, die aber zum Glück unſrer Ruhe nichts verſchlägt. Wer ſich ſelbſt verſteht, ſieht ein, daß er das nicht wiſſen könne, und auch nicht zu wiſſen brauche.

Eben ſo vergeblich iſt die Frage, was aus dem Geiſte werden möge, wenn er ſich von ſeiner Hülle getrennt hat. Es wird nach dem Maße ſeines ſittlichen Verdienſtes immerfort beſſer mit ihm; das ſey uns genug. Sein äußeres Beſtehen iſt uns in der gegenwärtigen Periode ſchon unbegreiflich: wie möchten wir es für die Zukunft beſtimmen! Das Wohin iſt mit dem Woher in gleiche Dunkelheit eingehüllt.

„Wie mag er ohne Organ denken, wir„ken, Bewußtſeyn haben?“ Was verſtehen

Sie

Sie unter Organ? Meynen Sie damit den Leib, aus Staube gebaut, den wir jetzt mit uns herum tragen, und einst der Erde wieder geben: so mag er allerdings ohne dieses Organ denken, wirken und Bewußtseyn haben. Was sollte den freyen Geist, der ins Unendliche hinausstrebt, daran binden? Der tausend Arten von Entwickelungen denkt, sollte selbst an die engbegränzte seines gegenwärtigen Körpers gebunden seyn? Verstehen Sie aber unter Organ jede Vermittelung des Empfindens und Wirkens, in welcher Gestalt es immer seyn möge: so wird diese freylich unserm Geiste immer bleiben; denn sie liegt in seiner Endlichkeit. Er nimmt sie aus seinem gegenwärtigen Zustande mit herüber, und bildet sie dem neuen an. Er wird Werkzeuge des Empfangens und Mittheilens haben, die sich in immer freyern und höhern Formen veredeln, wie sein Leben freyer und höher wird.

Die gänzliche Umgestaltung unsers Wesens, die Sie wunderbar und ungeheuer nennen,

nen, würde Sie mit Recht empören, wenn wir sie nothwendig mit unserm künftigen Zustande verbunden denken müßten. Aber fordert das die Vernunft? Sie deutet auf ein unendliches Fortschreiten — ein Höhersteigen von Stufe zu Stufe, ein Hinaufrücken von Periode zu Periode. Innere, selbsterrungene Klarheit soll den Menschen verklären. Aus dem Drucke der Abhängigkeit und der Mißhandlung, der Schwäche und des Irrthumes strebt er langsam empor — und nach und nach löst sich der Streit in ewigen Frieden auf. Eine unendliche Reihe von Zuständen, unter denen der eine immer den andern an Hoheit und Herrlichkeit übertrifft, muß er durchwandern. Freylich wird jede neue Periode von der zunächst vorhergehenden ganz verschieden, die Veränderung groß, und für unser gegenwärtiges Begreifen wunderbar seyn. Aber wie dürfen wir uns unterfangen, das Weltall nach dem engen Platze zu messen, auf dem unser Fuß steht? Weil sich die Ereignisse, die die Erde erschüttern,

nicht

nicht in unſerm kleinen Kreiſe zutragen, ſind ſie darum unmöglich? In jeder Periode iſt alles gleichen Geſetzen unterworfen, behält die Entwickelung ihren ruhigen Gang, geht jede Begebenheit allmählich in die andre über. Soll das Verhältniß der einzelnen Perioden ſelbſt zu einander auch ſo ſeyn — die Entwickelung nicht raſcher, das Fortſchreiten nicht ſchneller? Soll die Summe vereinigter Kräfte nicht mächtiger zu einer andern hinüber ſtreben, als die einzelne Kraft zur verwandten — große Erſchütterungen nicht weiter aus einander liegen, als kleine Bewegungen. Die Umwandlung der einen Periode in die andere iſt in der That nicht wunderbarer, als jede neue Begebenheit. Die Geiſter der Jahrhunderte reißen ſich gewaltiger von einander als die der einzelnen Jahre.

Was fordert Sie endlich auf, die Unendlichkeit zu meſſen? Sie ſtaunen an die Myriaden von Welten, die über Ihnen auf-

und

und untergehen, und können sich nicht fassen über dem Gedanken der unendlichen Anzahl derer, die ins Leben treten, hinsterben, und zum neuen Leben erwachen. Aber, Emilie, wir sind allenthalben vom Unendlichen umfangen. Ist nicht das Unendliche unser Ziel und unser Anfangspunct, die Richtung aller sich in uns regenden Kräfte? Ringt sich nicht unser Leben schon in seinen sinnlichen Bestimmungen dem Unendlichen entgegen? Wer sagte Ihnen, daß Sie Myriaden zu Myriaden setzen sollten, um damit das Unendliche zu berechnen, dessen ganzes Wesen für uns darin besteht, daß es weder gemessen, noch gezählt, noch berechnet werden kann. Maß und Zahl sind sinnliche Begriffe, wie Raum und Zeit, an denen sie haften. Sie erreichen das Uebersinnliche nicht, auf welches unser Glaube hingeht.

Wir können schlechthin nichts denken über die Art des Zusammenbestehens der Vollendeten. Sie kehren alle in das unendliche Meer der Gottheit zurück; aber alle behalten

halten ihre Persönlichkeit, ihre Individualität, ihr Bewußtseyn. Das Wie hiervon begreift unser Verstand nicht, weil er alles nach sinnlicher Verknüpfung denkt.

Richten Sie Ihren Blick auf Ihr Inneres. Majestätsvoller, als außer Ihnen, spiegelt da die Unendlichkeit sich ab. Ihr heiligstes Streben geht zu ihr hin, und die Unendlichkeit des Universums ist nur das Nachbild davon im Verstande. Sie ist nur darum so groß, weil sie noch ein Größeres in Ihnen aufweckt. Wollten Sie wohl vor dem Schatten Ihres eigenen Wesens zusammenfahren?

Die Welten über Ihnen rollen sich ewig in ihren Bahnen fort. Noch ist keine daraus gewichen. Weit herrlicher ist die Welt, die der Mensch in sich selbst darstellt. Wie sollte sie denn untergehen!

Handelnd muß sich der Mensch des Unendlichen bemächtigen. Sein Wissen erreicht es nicht. Aber so wie er fortwährend besser

wird,

wird, reißt er sie immer mehr an sich. Sie hat gegenwärtig für uns einen bloß praktischen Sinn. Der Verstand vermag nichts an ihr.

Die Unbegreiflichkeiten, worüber Sie Klage führen, rühren bloß daher, daß Sie das denken wollen, was gar nicht gedacht werden soll.

Meine Antwort ist etwas lang ausgefallen. Ich konnte kürzer seyn, wenn ich Ihre Zweifel geradezu hätte zerstören wollen. Aber ich hielt es für nützlicher, Ihnen Winke zu geben, die Sie in den Stand setzten, sich durch sich selbst über sie zu erheben.

Sie können tiefer eindringen in das Reich des Wahren als andre. Ihr Geist und Ihr Herz unterstützen Sie. Jetzt müssen Sie selbst vollführen, was ich angefangen habe; und Sie können es nur dadurch, daß Sie sich auf die angedeutete Weise selbst noch immer besser suchen verstehen zu lernen. Sie werden die Richtigkeit der Speculationen, auf

die

die ſich Ihre Zweifel ſtützen, ſelbſt einſehen. Sie werden einſehen, daß das Heiligſte und Höchſte nicht mehr das Heiligſte und Höchſte ſeyn würde, wenn es der Menſch ganz begriffe.

Wo das Wiſſen nothwendig aufhört, da iſt es verſtattet zu träumen. Und es gibt Träume, die nützlicher ſind, und mehr Räthſel auflöſen, als manche ernſthafte Wahrheit. Ich habe einen ſolchen Traum, das Werk einer müßigen Stunde, über unſern künftigen Zuſtand, der wenigſtens demjenigen, der die Fragen, auf denen Ihre Zweifel ruhen, nicht ganz abweiſen kann, eine Antwort gibt.

Haben Sie Gefallen an Träumen: ſo theile ich Ihnen denſelben mit.

Siebenter Brief.

Emilie an Julius.

Ihr jüngſter Brief, mein Julius, hat eine gänzliche Revolution, nicht allein in meinem Gedankenſyſteme, ſondern auch in der Richtung meines Geiſtes hervorgebracht.

Verloren in die Welt der Erſcheinungen achtete ich wenig auf mein wahres Selbſt. Geleitet von äußern Eindrücken, haftend an äußern Empfindungen, überhörte ich die Stimme meines Herzens. Drang dann und wann ein Wort des Glaubens von Innen zu mir herauf: ſo war es mir zu dunkel, zu un-

verſtändlich, zu geheimnißvoll, zu wunderbar. Ich glaubte, ich müßte alles ſinnlich begreifen. Darum konnte ich mich nicht damit befreunden. In ruhigen Augenblicken wirkte es auf mein Herz, aber mein Leben wollte damit nicht vertraut werden.

Ich kannte und ehrte das Wahre, Schöne und Gute; aber nur in ſinnlichen Formen. Es waren mir die edelſten Geſtalten der Erde; aber von ihrer Erhebung über die Erde wußte ich nichts; als Erſcheinungen einer höhern Welt kannte ich ſie nicht. Herrliche Ideale nährte mein Geiſt, aber ihr Urſprung, ihre großen Beziehungen, die heilige Bedeutung der Kraft, die ſie hervorzauberte, ihr Hinausgerücktſeyn über die gemeine Wirklichkeit blieb mir dunkel.

Durch Sie iſt mir nun die höhere Welt aufgegangen, auf die der Genius deutete. Nun weiß ich, daß etwas da iſt, das der Verſtand nicht erreicht, deſſen er nur inne

wird,

wird, indem es das Herz umfaßt, das die Natur, die Quelle der Erfahrung und des Wissens, nicht kennt, das der Mensch rein aus sich selbst schöpft, das ihm allein Würde verleiht, und sich ihm dadurch kund thut, daß es ihn höher hinauf zieht.

Einige schwache Schimmer leuchteten davon früher schon durch mein Leben. Aber ich bemerkte sie wenig. Ihr Licht verlor sich in den Schatten der Erscheinungswelt. Meine Schicksale verwickelten mich immer tiefer in die letztere. Ich büßte auch den Trost und die Freude des geringes Lichtes ein. Hier ergriff mich der Zweifel. Sie machten mich aufmerksam auf mich selbst. Sie riethen mir, in mein Inneres zu schauen. Ich that es — und ahndete viel, aber ich verstand nichts. Ich bat Sie um Aufklärung; aber diese verwirrte mich, sie regte die alten Zweifel wieder auf. Die Ansicht war mir zu neu. Ich war zu wenig gewohnt, mich mit mir selbst zu beschäftigen. Ich konnte die Erscheinungen mei-

nes innern Lebens nicht ordnen. Einzelne Momente, ohne Zuſammenhang und Haltung, zogen vorüber. Die Pflicht erkannte ich; aber die Hoffnung fand ich nicht. Ich verſtand mein Herz nicht; darum konnte ich Ihre Erklärung, die überall an das Herz appellirte, die ſelbſt einer neuen Erklärung aus dem Herzen bedurfte, die nur eine Aufforderung war, mir ſelbſt zu helfen, auch nicht verſtehen. Ich konnte mich noch nicht genug auf mich ſelbſt beſchränken, blickte noch zu oft aus mir heraus, hing noch zu feſt an der ſichtbaren Geſtalt. Die Nebel einer falſchen Weisheit lagen noch zu dicht um meinen Geiſt. Sie haben ſie vollends zerſtreut. Ich erkenne nun das Wahre in ſeinem eigenthümlichen Weſen, in ſeiner unvergänglichen Würde. Ich zweifle nicht mehr. Es iſt mir über alles gewiß, daß das Wiſſen nicht das Höchſte im Menſchen ſey. Das Höchſte umfaßt kein Gedanke, ſpricht keine Zunge aus, ſtellt kein Wort dar. Jeder muß in ſich ſelbſt ſeine Rede vernehmen.

O, wenn doch alle es wüßten, wie viel Großes in ihrem Herzen liege, wie viele Kraft der Ueberzeugung der Mensch aus sich selbst schöpfen kann, wenn alles, was ihn umgibt, sie wankend macht! Nicht so viele würden vergebens bei einer falschen Weisheit Trost suchen; nicht so viele würden dem Zweifel den Raub ihrer Ruhe vorwerfen. Der Mensch wird alles durch sich selbst. Das Wahre, Schöne und Gute sind nur Entwickelungen seines eignen Wesens; aber des höhern Wesens, das sich zuletzt in das Unendliche, in die Gottheit verliert.

Ich hatte Unrecht, Ihre Erklärung, im Verhältniß zu dem einfachen Glauben, verwickelt zu nennen. Sie war eine prismatische Theilung des einfach scheinenden Lichtstrahls. Sie machte die Natur nur durch Kunst nach. Sie wollte nicht, daß man das Wunder selbst auf diese Weise hervorbringen solle.

Ich begreife ſelbſt nicht, wie ich dazu kam, die Andeutungen des Gewiſſens anzuerkennen, und ihnen doch nicht zu trauen, doch an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Nein, das Gewiſſen, die Vernunft ſelbſt, kann nicht täuſchen. Es iſt ja das Einzige, was uns an Wahrheit bindet. Es verdammt auch die nützliche Lüge. Es will, der Menſch ſoll durchaus mit ſich eins ſeyn; denn es iſt ſelbſt die höchſte und reinſte Einheit. Ich finde es in mir als unauslöſchliche Tendenz, als ewiges Streben zum Beſſern; darum kann dieſes nicht ausbleiben; darum muß es ſeine Verheißung erfüllen. Die Tugend — darin ſtimme ich Ihnen ganz bei — fordert ſich ewig ſelbſt. Ihre Kraft iſt die Kraft der Gottheit. Sie kann nicht untergehen.

Meine Zweifel waren, nicht weniger wie die Schwierigkeiten, mich in Ihrem Glauben zurecht zu finden, immer noch die Folge meiner ſinnlichen Anſicht. Sie haben mich zu einer höhern gerufen. Sie deuten aus

der

der Ferne auf ein Verhältniß zwiſchen Geiſt und Körper, das mein ganzes Weſen mächtig ergriffen hat. Der Körper an ſich nichts, nur die Erſcheinung des Geiſtes — das Maß ſeiner Kräfte und Fähigkeiten ſinnlich dargeſtellt. Alles, was mir von ihm kommt, geht an mir vorüber, aber es berührt mein wahres Weſen nicht. Kein Bedürfniß, kein Schmerz, keine Gewaltthätigkeit der Natur, keine Krankheit, kein Tod, denen ich unterworfen wäre, die mich beugen könnten. — Alles gehört meinem Selbſt an, in allem drückt ſich meine bildende und fortſchreitende Natur aus. Sterben — keine Zerſtörung, die der Geiſt erführe, für ihn eine Umwandlung ſeiner äußern Geſtalt — ein Hinaufringen zum Beſſern — die beſſere Welt nur ſein verklärtes Leben. Alles wandelbarer Schein — der Geiſt das einzig Wahre und Ewige. Der Gedanke wirkt mit einer wunderbaren Gewalt auf mich. Er reißt mich hin, und ſtößt mich wieder von ſich. Ich verehre ſeine Größe — und doch zittere ich

ver

vor ihr. Vernunft und Phantasie neigen sich ihm entgegen; aber mein Herz ist zu enge, ihn zu umschließen.

Hiervon abgesehen, ist mir jetzt die Selbstständigkeit meines Geistes so gewiß, daß ich nicht begreife, wie ich je ihretwegen nur einen Augenblick verlegen seyn konnte. Er, der alles erforscht, alles ausmißt, alles durchdringt, alles schlichtet, alles ordnet, allem seine Form aufdrückt, über alles hinaus strebt, sich so frey bewegt, so majestätisch sein Gesetz ankündigt, kann kein Product der körperlichen Natur seyn.

Ich sehe ein, daß es vergebliche, unbeantwortliche Fragen waren, die meinen Zweifeln zum Grunde lagen, und nehme sie gerne zurück. In seiner geheimnißvollen Gestalt ehre ich den Geist. Er müßte nicht Geist seyn, müßte nicht auf der Höhe stehen, auf der er wirklich steht, wenn ich das Woher und Wohin von ihm wissen könnte, wie ich

den

den Ursprung und die Umwandlung sinnlicher Gestalten weiß.

Und doch, Julius, kann ich nicht läugnen, daß ich gerne über unsern künftigen Zustand einige Aufschlüsse hätte. Er liegt ja nicht so weit vom gegenwärtigen, daß ihn nicht wenigstens die Ahndung erreichte. Sie behaupten ja keine gänzliche Umwandlung, sondern nur ein allmähliges Hinaufrücken zum Höchsten und Besten. Die nächste Periode, die auf das gegenwärtige Leben folgt, kann von diesem so verschieden nicht seyn, daß sich nicht aus der unveränderlichen Einrichtung unsrer Natur, aus der Beschaffenheit unsrer moralischen Anlagen, aus der Bestimmung, die uns diese für unsre ganze Existenz anweisen, aus den Analogieen, die die äußere Welt mit dem innern Menschen aufzuweisen hat, manches sollte schließen lassen, was zwar keine nothwendige Gewißheit, aber doch hohe Wahrscheinlichkeit hätte.

Die

Die Geſetze, denen unſer Geiſt unterworfen iſt, bleiben doch dieſelben. Wie entwikkelt ſich denn der Menſch nach dieſen Geſetzen in einem höhern Leben — in welchen Verbindungen, unter welchem Einfluſſe der äuſſern Umſtände, mit welchem Maße innerer Vollkommenheit? Steht unſer gegenwärtiger Zuſtand mit dem künftigen wirklich in ſo genauer Verbindung, iſt dieſer wirklich ſo ganz die Fortſetzung von jenem, wie wir uns ſo gerne einbilden, um uns über die Trennung von ſo vielem, woran unſer Herz mit unſterblicher Liebe hängt, zu tröſten? Giebt es ein Wiederſehen der Geſtorbenen, eine Wiedervereinigung der Getrennten?

Dieſe Fragen hangen mit unſrer Ruhe, und ſelbſt mit unſrer Sittlichkeit genau zuſammen. Das künftige Leben hat wenig Troſt für mich, wenn es mich nicht für die harten Verluſte, die ich hier erlitt, für die Gewaltthätigkeiten des Schickſals, denen ich hier ausgeſetzt war, für die ſchmerzlichen

Opfer,

Opfer, die ich freywillig der Pflicht darbrachte, schadlos hält, wenn ich nichts hoffen darf für das Interesse, das so feurig mein Herz durchdringt, so tief durch mein Leben geschlungen ist.

Manches bessere Bedürfniß, das mir hier nur zur Qual war, konnte ich unterdrükken, um glücklicher — wenigstens ruhiger — zu leben, wenn es keine Befriedigung dafür gibt. Manche warme Sehnsucht, die die Welt kalt abwies, manchen Wunsch, dem die Menschen ohne Gefühl entgegen kamen, manche Mittheilung, die nicht erwiedert wurde, hätte ich besser in mich verschlossen, wenn ich dort nicht finde, wornach ich hier vergebens trachtete.

Ich hätte Elisa nicht gesucht, wir hätten unsre Herzen nicht getauscht, uns nicht so fest an einander gekettet, ich hätte mich der Liebe nie geweiht, wenn ich es nicht in der Hoffnung gethan hätte, daß sich noch einmal das

Band

Band wieder anknüpfen würde, das uns hier umschlang — und so frühe zerriß.

Julius, das Leben ist überall zu arm. Es läßt uns zu vieles kennen und begehren — und zu wenig erlangen. Es läßt zu manche Stelle im Herzen leer, zu manchen Wunsch unbefriedigt, zu manche Wunde unverbunden, zu manchen Streit ungeschlichtet, deutet auf zu manches hin, was nie wirklich wird, es vertröstet uns zu oft auf die Zukunft, weiset zu oft nach oben, als daß wir das Verlangen, durch den Wolkenschleier hindurch zu blicken, ganz unterdrücken könnten.

Sie reden von einem Traume, zu dessen Mittheilung Sie mir Hoffnung machen. Warum wollten Sie ihn mir länger vorenthalten? Träume sind ja das Beste, was wir hier haben. Träumend geht der Mensch durchs Leben. All' unser Wissen ist ja fast Traum; und oft fällt das größte Verdienst, der reichste Gewinn dem anheim, der am

schön-

ſchönſten zu träumen weiß. Wir wiſſen ſo wenig mit Gewißheit, daß es in manchen Fällen Weisheit iſt, ſich an dem Traume genügen zu laſſen. Unſre ſchönſten Stunden ſind die Stunden voll ſüßer Träume. Träume hangen ſich wie Blumenkränze um die Wiege der Kindheit; Träume begeiſtern den Jüngling zu herrlichen Idealen und kühnen Unternehmungen. Der Unglückliche ruft ſie zurück, und erheitert an ihnen ſein Herz, baut ſich aus ihnen eine neue Welt, wenn ihm die wirkliche ihre Schätze verſchließt. Träume leuchten wie Morgenſterne auf unſer Leben herab, wenn ſich die Wahrheit noch hinter fernen Nebeln verborgen hält.

Welcher Traum könnte aber ſchuldloſer und wohlthätiger für das Herz ſeyn, als derjenige, der unſern künftigen Zuſtand betrifft? Iſt denn auch er nur ein Traum: ſo tröſtet er doch vielleicht auf Augenblicke; ſo genügt er vielleicht einem kindlich beſcheidenen, anſpruchsloſen Sinne, unterhält eine glückliche Täuſchung im Gemüthe, bringt dem Geiſte man-

manchen moraliſchen oder religiöſen Gedanken näher, und enthüllt ihm Anſichten, die ihn nie ohne Rührung laſſen.

Geben Sie mir alſo bald Ihren Traum. Ich rechne zum wenigſten auf einen geiſtvollen Genuß, den er mir geben wird.

Achter Brief.

Julius an Emilie.

Ich hatte es nicht erwartet, beste Emilie, daß mir mein Werk so bald und glücklich gelingen würde; desto größer war meine Freude über den Inhalt Ihres letzten Briefes.

Es war zu hart, bey so vielen Leiden des Schicksals, auch noch des Trostes beraubt zu seyn, den eine frohe Aussicht in die Zukunft gibt. Sie hatten zu große Forderungen an das andre Leben; Sie konnten die Hoffnung nicht fahren lassen.

Eben

Eben so natürlich finde ich das Interesse, das Sie um nähere Aufschlüsse, wenn auch nicht über das Ganze der unendlichen Zukunft, doch wenigstens über unsern nächsten Zustand nach dem Tode verlegen macht. Es gibt allerdings Fragen, die, ob wir sie gleich immer nur nach Gründen der Wahrscheinlichkeit beantworten können, sich doch nicht gut abweisen lassen. Ein jeder hat davon seine eigene Ansicht, wie seine besondern Bedürfnisse sie ihn bilden lehren. Und diejenige ist gewiß für jeden die beste, in der sich seine eigenthümliche Natur, wenn sie nur unverdorben ist, am wahrsten ausdrückt. Beantworten Sie sich daher jene Fragen selbst nach Ihrem individuellen Charakter. Folgen Sie dabei ganz dem Geiste, in dem Sie Ihre sittlichen Angelegenheiten aufgefaßt haben; er wird Sie nicht irre leiten. In Dingen, worüber wir nichts mit Gewißheit entscheiden können, ist immer das das Wahrste, was uns am kräftigsten ergreift, am meisten auf das Gute hinreißt, am nachdrücklichsten in der Erfüllung unserer Pflich-

ten

ten unterſtützt, den froheſten Muth gibt, die edelſten Empfindungen hervorruft und belebt.

Sie verlangen meinen Traum. Ich gebe Ihnen denſelben unter der Bedingung, daß Sie ihn für nichts mehr, als für einen Traum halten, den vielleicht das noch empfiehlt, daß er manches aufklärt, was uns indeß auch in ſeiner Unbegreiflichkeit nicht irre machen darf. Er iſt eine von den Anſichten, in denen ſich unſre Individualität frey entwikkelt, die eben darum keine großen Anſprüche machen können, weil jeder das Recht hat, uns die ſeinige entgegen zu ſetzen, und keiner eine andre Bürgſchaft dafür beſitzt, als eben ſeine Individualität.

Schon frühe dichtete man, nicht ſo ſehr um ſich die Fortdauer der Seele nach dem Tode zu erklären, als vielmehr von einem nur halb entwickelten ſittlichen Gefühle, von verworrenen Begriffen über moraliſche Vergeltung, und von der faſt allgemein verbreiteten

Meinung, die den Körper als die Quelle alles Verderbens und alles Elendes ansah, geleitet, von einer Wanderung des Geistes nach dem Tode durch andre Organisationen.

Zur Strafe für Verbrechen, in einem frühern Leben begangen, wurden die Seelen, die einst in einem bessern und glücklichern Zustande waren, in sterbliche Körper hinabgestoßen, um sich in denselben, durch Reinigkeit der Sitten und Veredlung des Wesens, wieder zu diesem bessern Zustande hinaufzuringen. Die sich hier, in menschlicher Hülle, von allen Körperbegierden reinigen, wandern gleich nach dem Tode hinauf zu den Göttern, und sind mit ihnen glücklich. Diejenigen aber, die diese Begierden in sich herrschen lassen, die auch hier noch ein lasterhaftes Leben fortsetzen, fahren, um ihre Schuld abzubüßen, in vernunftlose Thiere, wo sie von ihren Leidenschaften unaufhörlich gepeinigt werden. Die Ungerechten und Rachsüchtigen werden Raubthiere — die Trä-

gen

gen und Schwelger, Esel — die Stolzen, Pfauen — die Geselligen und Billigen, Bienen und Ameisen. Jeder nimmt den Körper desjenigen Thieres an, mit dem er in seinem menschlichen Leben am meisten sympathisirte. Ein Griechischer Philosoph, Empedokles, erinnert sich sogar, einmal eine Pflanze gewesen zu seyn.

So viel bekannt ist, stammt dieser Traum aus Aegypten, dem Mutterlande der Träume. Von da verpflanzte ihn Pythagoras auf Griechischen Boden, und übergab seine Ausbildung dem Genius eines Volkes, das alles zu verschönern, allem Rauhen, Ernsten und Schwermüthigen eine fröhliche einnehmende Gestalt zu ertheilen wußte. Plato gab ihm die erste wahrhaft dichterische Weihe, und flocht ihn zugleich tief in sein genialisches System hinein. Er wurde von ihm, auf eine metaphysische Theorie erbaut, bald als eine Hypothese, die Verschiedenheit der ursprünglich gleichen Geister zu erklären, bald als ein Stück seiner Theodicee behandelt.

In der Gestalt, die er ihr ertheilte, ist diese Dichtung nicht ohne moralischen Geist. Aber er hat sich noch nicht genug aus den Nebeln der Sinnlichkeit und der Phantasie hervorgearbeitet. Sie umfaßt den ganzen Menschen — sie erreicht sein Höchstes nicht; und widerspricht daher unläugbaren Erscheinungen seiner Natur.

Wie sollte der Mensch je von seiner Gotteswürde so ganz zum Thiere herabsinken; wie in einer Form auftreten, in der jede Spur seiner Menschheit verloren gehen müßte! Wie sollte die Vernunft, die er auch in der traurigsten Verirrung nicht ganz verläugnen kann, der auch der Lasterhafte gewisser Maßen noch huldigt, bei ihm ausgetilgt, zur Unvernunft erniedrigt werden, die ewige, unveränderliche, freye, von den Fesseln der Materie gebunden, in einer gröbern Organisation ersticken!

Wie kann ein Zustand Strafe für ihn seyn, in dem er sich nichts mehr von seinem vor-

vorhergehenden erinnert, in dem er gar nicht über sich selbst reflectirt, und also das Verhältniß seines Elendes zu seiner Unwürdigkeit nicht einsieht, mit dem er so fest zusammenwächst, daß er ihm, wenn er ja noch vergleichen und denken könnte, als sein wahres Wesen, mithin als natürlich und unvermeidlich erscheinen müßte. Ist wohl je ein Wahnsinniger auf den Gedanken gekommen, es für eine Strafe zu halten, daß er nicht Gott ist?

Steht es zu hoffen, daß ein Wesen, welches sich in der Gestalt des Menschen, mit den Vorzügen, Anlagen, und der Würde des Menschen begabt, von niedrigen Begierden beherrschen ließ, sich in der Gestalt des Thieres, und mit den beschränkten Fähigkeiten des Thieres, von ihnen losreißen werde, wo es nur noch fester an sie gekettet ist, wo es ihm an allen fehlt, was es darüber erheben könnte? Was der Mensch werden soll, soll er durch Freyheit werden. Die Vollkommenheit, die er selbstthätig errungen hat, ist

allein

allein wahre Vollkommenheit, gibt ihm allein Werth. Nur fremde Gewalt kann ihn aus der Thierheit, in die sie ihn hinabstieß, wieder zur Menschheit hinaufziehen, ohne daß er selbst etwas dazu beitrüge; denn ohne Vernunft und Freyheit vermag er nichts. Erreicht er aber so seine Bestimmung wohl?

Das Streben nach dem Bessern in der menschlichen Natur ist unvertilgbar. Der Mensch kann sich in demselben verirren, die Sinnlichkeit kann ihm eine verkehrte Richtung geben, aber er kann es nie ganz verlieren, mit ihm ginge der Character der Menschheit ohne Rettung zu Grunde. Auf den Lasterhaften wartet allerdings ein unglücklicher Zustand, der dem Maße seiner sittlichen Verkehrtheit angemessen ist. Die Vernunft fordert laut und unabweislich Vergeltung; aber sie kann nicht von der Art seyn, daß sie sein menschliches Wesen aufhöbe.

Eine

Eine ſpätere philoſophiſche Schule verbeſſerte daher die Meinung von einer Wanderung der Geſtorbenen dahin, daß die menſchlichen Seelen nach dem Tode nicht in thieriſche, ſondern in andre menſchliche Körper ziehen. Aber auch ſo befriedigt ſie noch nicht; noch immer erſcheint ſie bloß auf eine myſtiſche Büßungstheorie erbaut, nicht durch die moraliſchen Bedürfniſſe des Menſchen beſtimmt, nicht mit ſeinen ſittlichen Anlagen in Verbindung gebracht.

Eben ſo ſchwer iſt es ſich mit derjenigen Hypotheſe zu vereinigen, die ein Wiederkommen der Seelen nach Jahrtauſenden, eine Auferſtehung alter Geſchlechter, eine Regeneration der Menſchheit in beſtimmten Perioden behauptet. Lebte der Geiſt in der Zwiſchenzeit in einem höhern Zuſtande was führte ihn dann wieder auf die Erde zurück? War er etwa gar nicht mehr — oder nur ein ſeelenloſer Schatten in der Unterwelt: welches Wunder der Allmacht weckte ihn zum neuen Leben?

Leben? Wozu dieſes ewige Wiederkommen — welches Räthſel wird dadurch aufgelöſt?

Der Zufall greift oft der abſichtlichen Anſtrengung vor. Im Irrthume iſt oft der Same geiſtreicher Lehren enthalten. Eine falſche Speculation führt nicht ſelten auf Behauptungen, die nachher aus einer richtigen Anſicht, mit mehr Klarheit und in einer würdigern Geſtalt, wieder hervorgehen.

So iſt es hier. Mein Traum heißt auch Wanderung der Todten; aber er iſt nicht jene Jugendphantaſie des menſchlichen Geſchlechtes. Er iſt aus andern Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, von einer andern Gedankenreihe veranlaßt, auf andre Grundſätze gebaut, von einem andern Intereſſe ausgeführt, mit den höchſten Angelegenheiten des Menſchen und den Lehren der neuern Philoſophie in Verbindung gebracht, an große, unerſchütterliche Wahrheiten geknüpft. Meine Wanderung geht aufwärts, erzielt immer höhere Ausbildung, führt den, der ſich nicht

ſelbſt

ſelbſt zu ewiger Niedrigkeit verdammt, immer weiter. Sie umfaßt die Menſchheit in ihrem gemeinſchaftlichen Fortſtreben. Sie beſchränkt ſich nicht auf die menſchliche Organiſation, auf dieſe Erde. Unermeßlich iſt ihr Gebiet; unzählbare Formen gehören ihr an. Sie ſoll wichtige Räthſel auflöſen, dieſelben, die Ihre Zweifel herbei führten, die Räthſel vom Weſen, vom Urſprunge und von der Fortdauer des Geiſtes, vom Uebergange zu einem beſſern Zuſtande, von der Unendlichkeit der Geiſterwelt.

Laſſen Sie uns von etwas Ausgemachtem anfangen.

Wir ſind darüber einverſtanden, daß die höchſte Beſtimmung des Menſchen, die höchſte erreichbare Vollkommenheit ſey — freye Geiſteswürde, Erhebung über alle Beſchränktheit, Vereinigung mit allem Großen und Göttlichen. Der Menſch ſoll alles werden, was er werden kann, in Harmonie mit ſich ſelbſt und der Menſchheit. Sein letztes Ziel

liegt

liegt in der übersinnlichen Welt, und ist darum für ihn, seinem Wesen nach, unbegreiflich. Nur den Weg dahin, nur das Bedeutendste, was ihm auf diesem Wege begegnet, kennt er, und darnach orientirt er sein Streben, und richtet es auf bestimmte Puncte.

Der letzte unter diesen Puncten, die höchste Aufgabe, die er sich durch Vernunft für sein sinnliches Leben gibt, ist vollendete Entwickelung aller seiner geistigen Anlagen, seiner intellectuellen und moralischen Kräfte zur Vernünftigkeit, die größte Universalität mit der größten Individualität des Charakters verbunden. Er soll in sich darstellen das Wesen der Menschheit; er soll eins seyn mit allen; und doch soll sich die Menschheit in ihm auch auf eine eigne Weise modificiren. Er soll seine Persönlichkeit behalten, nicht mit ihr zusammenfließen. Er soll in ihr bestehen, ihr angehören; aber ein eigenes Leben in ihr behaupten. Er soll sich ausbilden nach allen möglichen Seiten

hin,

hin, in allen möglichen Formen und Richtungen, zu allen möglichen Aeußerungen und Darstellungen seiner Kräfte. In jeder menschlichen Umgebung soll der Geist sich bewegen lernen; von jeder soll er eine besondere Vollkommenheit an sich reißen. Nichts Menschliches soll ihm fremd bleiben.

Die Vernunft ist das Höchste im Menschen, sein Ziel und sein Gesetz; durch sie gehört er der Menschheit an. Aber sie ist an sich leere Form, Gestalt ohne Lebensfülle. Durch sie allein wird der Mensch noch kein Individuum. Wir unterscheiden verschiedene Kräfte des Verstandes und des Herzens, die, ihr untergeordnet, ihre Umrisse ausfüllen, und sie mit demjenigen bereichern, was sie von außen her zum Verarbeiten empfangen kann. Auch diese gehören zum Wesen des Menschen, sind die Bedingungen des Ueberganges von der Universalität zur Individualität.

Die

Die Vernunft kann nur Eins werden; der Geist vermittelst dieser Kräfte unendlich vieles. Sie sind Beziehungen auf das Aeußere, und können nach der unendlichen Verschiedenheit dieses Aeußern und ihres Verhältnisses zu demselben auch unendlich Verschiedenes darstellen. Der lebendige Ausdruck dieser Beziehungen, die Darstellung dieses unendlich Verschiedenen liegt mit in dem Plane, der für die Vollkommenheit des Geistes entworfen ist.

Die Vernunft soll gestalten. Der ganze Mensch muß ihr den Stoff geben. Das Universum ist das weite Gebiet, auf dem er ihn, nach seiner jedesmaligen Lage in demselben, aufsammelt. Seine Organisation ist dasjenige, was seine Verbindung mit diesem vermittelt. In jeder Lage, in jeder Organisation entsteht daher der Vernunft eine neue Ansicht desselben, kann sie neue Beziehungen auffassen, und sich anbilden.

Was der Mensch werden soll, wird er nicht in einigen Perioden seiner Existenz, keine Zeit umfaßt seinen höchsten Zweck. Die Unendlichkeit öffnet sich ihm für sein Streben, das immer höher hinauf zu etwas Besserm geht. In unsrer Beschränktheit können wir die Bahn nur bis ans nächste Gebirge verfolgen. Es ist für jetzt unser letztes Ziel — auf dasselbe unser ganzes Leben hinzurichten unser würdigstes Geschäft. Sind wir dort angekommen: so wird sich uns von neuem eine weite Strecke unserer Bahn eröffnen, die wir jetzt nur ahnden, die aber wieder ihr Ziel hat, durch ihr Gebirge begränzt ist.

Nach diesen verschiedenen Strecken theilen wir unser ganzes wirkendes Leben, die fortlaufende Reihe unserer Entwickelungen, in gewisse Hauptperioden. Jede ist eine große Revolution, eine Wiedergeburt des Geistes; jede für ihn ein neuer Himmel und eine neue Erde. In jeder tritt der Mensch in

neue

neue Beziehungen zur Menschheit und zum Universum. In jeder existirt er in einer andern Gestalt, in andern Verbindungen, mit einem andern Maße, und mit andern Verhältnissen seiner Kräfte. In jeder soll sich aber auch seine Individualität so weit ausbreiten, sich selbst und die Menschheit so mannigfaltig darstellen, sein Wesen sich so vielseitig entwickeln, als es die Natur seiner Kräfte und Beziehungen in derselben möglich macht. Die Bemühungen, die er uneigennützig darauf verwendet, begründen überall seine Moralität.

Das Göttliche, worauf dieses Streben geht, das Höchste, worin es sich zuletzt mit allen untergeordneten Zwecken verliert, ist in allen Perioden wesentlich eins und dasselbe. Aber der Mensch verändert seinen Standpunct, tritt ihm immer näher, gewinnt immer herrlichere Ansichten davon, erblickt es durch immer dünnere Hüllen.

Auf jedem Standpuncte muß er sich seiner so ganz bemächtigen, es in allen den Formen, Umgebungen und Beziehungen an sich reißen, in denen es für ihn erreichbar ist. Daher muß sich seine Lage und Organisation immer verändern. Jede Erscheinung seines Lebens in irgend einer Periode hat ihre besondern untergeordneten Arten, wie sie selbst wieder erscheint, die unaufhörlich wechseln. Daher ist in jeder Geben und Kommen, Geborenwerden, Sterben, und wieder Geborenwerden, ohne daß wir dadurch schon über sie hinaus gerückt würden. Wir nehmen nur eine neue Form an, um auch in dieser alles zu werden, was wir in ihr werden können. Haben wir alle Formen, die in irgend einer Periode möglich sind, erschöpft, dann geht unsre Wanderung höher hinauf; dann beginnt eine neue Periode; eine neue Strecke eröffnet sich. Wir sehen gegen andere Höhen. Ein herrlicheres Ziel liegt vor uns.

Die weiteste Strecke, von der wir noch eine Ahndung haben, die höchste Periode, die

die für uns noch denkbar iſt, iſt die der Befreyung von den Schranken der Sinnlichkeit, der Erhebung über Raum und Zeit, und die an ihnen klebenden Bedürfniſſe. Sie ſind nothwendige Hinderniſſe unſerer vernünftigen Entwickelung, und unſrer freyen Wirkſamkeit, das was unſer Wiſſen einengt, unſer Streben bindet, und unſern Kräften ihre Sphären anweiſet, über die ſie nicht hinaus können. In unſerm vollkommenſten Zuſtande dürfen ſie nicht mehr ſeyn. Auf der höchſten Stufe, die unſer Verſtand jetzt ſchon erreicht, wird kein Raum uns mehr trennen, keine Zeit unſre Handlungen zerſtreuen, Mittel und Zweck aus einander werfen, Vergangenheit und Zukunft von der Gegenwart ſcheiden. Nur durch ſeine geiſtige Individualität von der Menſchheit geſondert, wird der Menſch übrigens ganz mit ihr eins ſeyn.

Aber auch innerhalb der Schranken des Raumes und der Zeit kann der Menſch noch vieles werden, vieles ſich aneignen, das ihm

ein

ein lebendiges und unvergängliches Gepräge ausdrückt, wovon die Vollkommenheit des Geistes einen fortdauernden, und von diesen Schranken unabhängigen Gewinn zieht. Raum und Zeit können sich nähmlich für ihn erweitern, ihr Einengendes verlieren, ohne darum selbst aufgehoben zu werden. Sein Blick und seine Kraft können einen weitern Raum durchfliegen, seine Wirksamkeit tiefer in das Ganze eingreifen, es inniger durchdringen, sich unmittelbarer dem Fernen mittheilen. Der Moment kann seinem Geiste eine größere Reihe von Begebenheiten darstellen, die Schatten alter Zeit können sich dichter andrängen an die Gegenwart, lebendiger wieder auferstehen. Die Zukunft kann sich ihrer Ferne entreißen, die Geister der Jahrhunderte mehr in einander fließen. Die Begierde kann die Fesseln des Instinctes mehr abwerfen, sich der Vernunftfreyheit mehr nähern. Eine zweyte Periode von oben herab.

Ferner kann, in den gegenwärtigen Verhältnissen des Raumes und der Zeit, in dem-

ſelben Maße der Einſchränkung durch dieſelben, unſre Organiſation ſich verfeinern; unſer Blick kann tiefer hineinſehen in das Innere der Geſtalten, ſchärfer ihre Umriſſe auffaſſen, glücklicher Schein und Wahrheit ſondern, ſich über mehreres verbreiten. Unſer Gefühl kann reitzbarer werden, ſeine Darſtellungen beſtimmter, auseinandergeſetzter, deutlicher. Das Gehör kann in dem Strome der Harmonie mehr die kleinern Wellen unterſcheiden. Geruch und Geſchmack können eine gröſsere Mannichfaltigkeit der Beſtandtheile offenbaren, ihre Gegenſtände wahrer und treffender bezeichnen, mehrere angenehme Empfindungen darbiethen. Daß dieſes alles auch auf den Verſtand wirken, und ihm nicht allein neue Anſichten und eine höhere Ausbildung geben, ſondern auch ſeinen Einfluß auf die Vergeiſtigung unſrer Neigungen und Leidenſchaften befördern müſſe, leuchtet von ſelbſt ein. Dies wäre eine dritte Periode von oben herab, wieder voll mannichfaltiger Entwickelungen.

Eine letzte, aber für uns, der Zeit nach, erſte Periode würde die Erhebung über dieſe Erde, ein neuer und beſſerer Wohnplatz begründen. Mit derſelben Organiſation könnten wir, auf einen andern Stern verpflanzt, weniger den Stürmen eines rauhen Klimas Preis gegeben, von einer weniger widerſtrebenden Natur unſern Unterhalt nehmend, weniger von der Gewalt der Umſtände gedrängt, mit reichern Freuden geſegnet, unter einem reinern und mildern Himmel, von lieblichern Formen umgeben, vieles werden, was wir hier nicht werden, manche Einſicht und Fertigkeit erlangen, die wir hier nicht erlangen, manches Vortreffliche unſerm Geiſte anbilden, das ihm hier fremd bleibt.

In den dicken Nebeln der Erde erſtickt manche erhabene Idee; an die Ketten des Bedürfniſſes geſchmiedet, von fremder Gewalt unterjocht, erliegt mancher große Geiſt unter ſeiner Anſtrengung. Hunger und Durſt hemmen den Aufflug manches kühnen Gedan-

kens, den Enthusiasmus für manchen herrlichen Entwurf. Der Staub der Dürftigkeit begräbt manches reiche Talent. Manche weit strebende Kraft bindet ein kranker Körper. Was könnte die Menschheit seyn unter glücklichern Umständen, in einer schönern Natur, unter einem heiterern Himmel, unabhängiger von äußerer Gewalt, unter andern Verhältnissen, unter fröhlichern Erscheinungen! Wie müßte sich alles an ihr freyer entwickeln, höher hinaufdrängen! Aber freylich müßte sie dazu erst in ihrem gegenwärtigen Zustande reif geworden seyn, alle Bildung erhalten haben, die sie hier erhalten konnte.

Und sollte dieses wohl in dem engen Zeitraume, den wir Ein Leben nennen, der Fall seyn? Sollte der Mensch darin wohl alles werden, was er auf dieser Erde werden kann, so daß ihn sein erster Tod schon über sie hinaus höbe? Unmöglich. Wie viele werden etwas, wohinter andre, bei gleichen An-

Anlagen, und mit gleicher Anſtrengung weit zurück bleiben? Konnten dieſe das nicht auch werden; gehörte es nicht mit zur Beſtimmung ihres Erdenlebens? Und wie, wenn wir die gleichen Anlagen nicht einmal mit in Anſchlag bringen dürften, wenn die Verſchiedenheit nur eine Folge deſſen wäre, was ſie in einem vergangenen Zuſtande ſelbſt für ihre Bildung gethan haben? Wäre die Vorſehung dann nicht begreiflich gerechtfertigt über die ungleiche Austheilung der Fähigkeiten? Hätte ſie dieſelben wirklich in einem ungleichen Maße ausgetheilt? Ich berühre dieſen Gedanken nur im Vorbeygehen, ohne auf ihn einiges Gewicht zu legen.

Wie viele ſterben, die nach unſrer Einſicht nichts geworden ſind? Konnten ſie auf dieſer Erde nichts werden: warum mußten ſie dann dieſelbe betreten? Doch wohl nicht um andrer willen? Ein vernünftiges Weſen iſt Selbſtzweck, und kann nie bloß ein Opfer, ſelbſt für das Ganze ſeyn. Begreiflich

lich wird dieſe ſonderbare Erſcheinung, wenn wir annehmen, daß ſie in einer Form anſetzen mußten, die eigentlich nicht für ſie beſtimmt war, von der ſie an ſich nicht viel brauchen konnten; entweder weil ſie das ſchon waren, was ſie in ihr geworden wären; oder weil eine von den nächſt folgenden ihnen das zufällig mit gab, was dieſe ihnen hätte geben können, und ſie doch für dieſe folgenden nicht wären empfänglich geweſen, wenn ſie dieſe nicht vorher berührt hätten, da ſie zwiſchen jenen und der letzt vorhergehenden in der Mitte lag, und nur durch ſie der Uebergang von der einen zu den andern gemacht werden konnte. Ihr kurzes Leben in Einer Organiſation war Vorbereitung auf eine neue.

Vielleicht konnten ſie aber auch auf dieſer Erde nichts mehr werden, und mußten deswegen ſo frühe von ihr abtreten? Warum hätten ſie das nicht gekonnt? Waren ſie nicht menſchliche Weſen? Mußten ſie nicht

als ſolche in einem Zuſtande, wie der unſrige hier auf Erden iſt, einmal erſcheinen, und ſich in demſelben entwickeln? Konnten ſie, da ſie noch eigentlich gar nicht lebten, oder doch das Leben wieder verloren, ehe es noch Wurzel gefaßt hatte, ſchon zu einem höhern reif ſeyn? Was können die wenigen Momente, die ſie, ohne einige Spuren von Vernunft und Freyheit, hier zubrachten, an ihnen verändert haben, wodurch ſie des Bürgerrechtes in einer andern Welt wären fähig und werth geworden?

Enge iſt der Standpunct, den wir in unſrer gegenwärtigen Exiſtenz einnehmen. Wer ſein wirkendes Leben ſo weit verbreitet, ſo tief in die Reihe der Erſcheinungen eingreift, ſich ſo vielen mittheilt, und von ſo vielen empfängt, als es nur immer möglich iſt, iſt doch noch ſehr wenig, hat doch noch eine ſehr einſeitige Bildung, wenn wir dagegen den Reichthum von geiſtigen Bildungen in Anſchlag bringen, den die Verſchiedenheit

der

der Organisationen, der Lebenssituationen, der Klimate und der bürgerlichen Verfassungen zu erzeugen vermogt haben würde. Bin ich alles geworden, was ich in meiner äußern Umgebung werden konnte: so hätte ich doch noch vieles mir aneignen können, wenn ich in einer andern Umgebung gewohnt hätte. Der Körper und die physische Lage eines Grönländers könnte vielleicht die Seele eines Leibnitz oder Kant noch mit Geisteseigenthümlichkeiten bereichern, die in das Bild eines für die Erde vollendeten Menschen gehören.

Die geistigen Fähigkeiten unsers jetzigen Zustandes lassen sich zählen, aber die Richtungen und Anbildungen, deren sie in diesem Zustande fähig sind, gehen ins Unendliche. Jeder anders angelegte Muskel, jede anders gestimmte Fiber, jede von den unzählbaren möglichen Modificationen unsers Gehirns, jedes Klima, jedes besondere Nahrungsmittel, jeder Gegenstand einer bleibenden Beschäf-

ſchäftigung, jeder Grad von Aufklärung, den wir unter unſrer Nation vorfinden, dringt durch den äußern Menſchen in den innern, und gibt dieſem eine eigenthümliche Beſchaffenheit, die zu ſeiner ganzen Vollkommenheit mitwirkt.

Ueberdenken Sie die unendliche Verſchiedenheit der Geiſter auf dieſer Erde. Setzen Sie davon auf die Rechnung der urſprünglichen Anlagen, ſo viel Ihnen gefällt. Wie vieles wird dann noch immer Werk zufälliger Umſtände bleiben? Nehmen Sie an, daß die Natur, die überall auf die Behauptung des Individuellen ausgeht, dieſe Verſchiedenheit gewollt habe: ſo hat ſie dieſelbe doch nicht in dem Grade gewollt, daß daraus Widerſtreit wird. Die Individualität, das iſt ſowohl Zweck der Natur als der Vernunft, ſoll ſich doch auch wieder verengen, daß Eine geiſtige Menſchheit werden könne. Muß da nicht der eine erhalten, was der andere ſchon hat, dadurch daß er einmal die-

ſelbe, oder doch eine verwandte äußere Lage annimmt?

Wenn die Natur die Menſchheit wahrhaft erziehen will, ſo darf ſie die einmal angelegten Trennungspuncte nicht noch mehr vervielfältigen. Nur dadurch wird die Menſchheit, was ſie werden ſoll, daß ſich ihr Gepräge allenthalben in den Individuen vollſtändig ausdrückt. Ein gemeinſames Eigenthum aller muß ihr aus jeder Bildungsperiode übrig bleiben; die Beziehungspunkte jeder dieſer Perioden muß jedes menſchliche Weſen in ihrer Geſammtheit ergriffen haben, wenn in ihrer Entwickelungsgeſchichte Plan, Ordnung und Einheit ſeyn ſoll.

Dabey würde die Natur ihren Zweck, in den Gliedern der Menſchheit die größte Mannichfaltigkeit hervorzubringen, doch erreichen. In jedem Geiſte würde ſich, deſſen ungeachtet, das Univerſum anders abſpiegeln. Jedes Individuum könnte durch alle mögliche Organiſationen und Lebensumſtände hindurch

wan-

wandern, und wäre ſchon dadurch von jedem andern verſchieden, daß es ſie in einer andern Ordnung durchwandert, nach andern Vorbereitungen, mit einem andern Maße von natürlichen und erworbenen Kräften jede antritt, mehr oder weniger Energie des ſittlichen Eifers, der immer frey bleibt, in jeder beweiſt. Alle generelle Gleichheit kann überdem die, von der Natur begründete, ſpecielle Verſchiedenheit, die ins Unendliche geht, nicht aufheben.

Herrlicher ſtellt ſich die Natur in ihrer Mannichfaltigkeit dar, je näher ſich dieſe an die Einheit anſchließt, je auffallender die Harmonie durch alle Töne dringt. Es überraſcht mehr, in dem ſcheinbar Gleichen unendliche Variationen, als in den Abweichungen die Gleichförmigkeit, die Regel des Zuſammenſtimmens zu entdecken. Bey dem letztern thut die Kunſt oft der Natur einen ſchwer zu bemerkenden Zwang an; die Fulminationen eines, ſich aus ſich ſelbſt bereichern-

den

den Witzes ziehen die Erfahrung in ihre blendende Beleuchtung hinein, wo wir ihre wahre Gestalt nicht sehen können. Bey dem erstern sind wir ganz an die Erfahrung gebunden. Es ist hier gar keine, oder doch nur eine leicht zu hebende Täuschung möglich.

In allen möglichen Formen dieser Erde, in wie fern sie ihm nähmlich etwas für das Ganze seiner Ausbildung zu Vernutzendes darbiethen, soll sich der Geist entwickeln, und darum muß er alle durchwandern. Die gegenseitige Mittheilung unter den Menschen, durch Rede und Handlung, bereichert ihn schon mit manchem, was außer seiner eigenthümlichen Sphäre liegt. Aber so viel mir auch ein andrer von dem Seinigen mittheilt: ich werde dadurch doch nie das, was ich auf seinem Standpuncte geworden wäre.

In dem engen Zeitraume Eines Lebens erlangt der Mensch nur einen sehr kleinen Theil von dem gemeinsamen Erdencharakter

der

der Menſchheit. Er muß noch anders erſcheinen, ehe er über die Erde hinaus kann. Keine einzelne menſchliche Anſicht erreicht die Wahrheit. Sie liegt in der Vereinigung aller Anſichten. Bin ich dahin gekommen, und ich komme nur dadurch dahin, daß ich mir ſie nach und nach in verſchiedenen Zuſtänden aneigne, dann erſt bin ich reif für eine höhere Welt, für eine Erweiterung meiner Gränzen.

Was von dem Product der vielſeitigen Entwickelung des Geiſtes der Erde angehört, bleibt auf ihr zurück. Was davon in ihn ſelbſt eingedrungen iſt, ſeine Natur angenommen, ſich in ein Intellectuelles verwandelt hat, geht mit ihm in ſeinen höhern Zuſtand hinüber, wird der Fond eines ſich ins Unendliche vermehrenden Reichthumes.

Unermeßlich iſt das Univerſum, unermeßlich die Stufen, auf denen der Geiſt immer höher hinauf dringt; unermeßlich

ſind

ſind die Beziehungen, die er auf jeder Stufe von ihm annimmt. Was wird er einſt ſeyn? Ein Spiegel der Unermeßlichkeit, darſtellend das ganze Univerſum. Kein neuer Himmel — keine neue Erde. Himmel und Erde im Herzen des Menſchen. Ihre reinſten, edelſten Formen, in ihm noch mehr gereinigt, noch mehr veredelt.

Neunter Brief.

Julius an Emilie.

(Fortsezung des vorigen.)

Der Mensch war, ehe er in dieses Leben trat. Er ist schon zu viel, als daß er das alles jezt erst, und zwar auf Ein Mal könnte geworden seyn. Welch eine Laune des Schicksals, mit Einem Zauberschlage diesen herrlichen Mechanismus des Geistes hervorzurufen, und ihn dann einer so trägen Entwickelung zu überlassen, wo er oft in Jahrtausenden kaum einige Schritte vorwärts thut!

Alles sollte am Menschen frey seyn; darum kann er nur langsam seinem Ziele näher kom-

kommen; aber darum mußte die Natur auch so niedrig mit ihm anfangen, als sie nur immer eine Stelle fand, wo sie den Keim der Freyheit hinlegen konnte.

Es ist wahr, jeder neugeborne Mensch steht schon auf einer so tiefen Stufe, daß es uns kaum denkbar scheint, wie ein freyes Wesen noch tiefer stehen könne. So mußte es aber seyn. Das Leben, das er jetzt antritt, ist ganz auf diese Organisation berechnet. Es soll sich allein mit dieser, und für diese, von unten an, herauf bilden; darum ist er in ihr noch so arm. Aber setzt sie nur in Bewegung, kommt ihr nur zu Hülfe: so werdet ihr bald Kräfte in Wirksamkeit finden, die ihr nicht dazu geweckt habt. Auf eine einseitige Richtung hattet ihr gerechnet, und es strebt, und drängt sich heraus nach allen Seiten. Wo ihr die Strebekraft eines entflohenen Lebens anregt, da eilt oft der Schüler dem Lehrer vor.

Woher die Vereinigung zweyer, und oft mehrerer an sich unvereinbar scheinender Talente in einem vorzüglichen Grade, wenn nicht die Organisation einer frühern Existenz das Eine zurück ließ?

Wir finden in uns freylich keine, in einem vorigen Zustande erworbene Kenntnisse mehr. Sie hafteten an jener Organisation, und mußten mit ihr untergehen. Aber Beweglichkeit, mannichfaltiges Leben, Richtung des Geistes, vielseitiges Talent finden wir. Und das ist auch der einzige Gewinn, den der Mensch einmal mit in ein höheres Leben nimmt. Unsre Begriffe sind Schatten aus den Thälern der Erde, wir lassen sie hinter uns, wenn wir die Höhe ersteigen.

Auf die Erfahrung, daß uns in manchen Gegenständen, die wir in diesem Leben nie sahen, alte Bekannte anzusprechen scheinen, daß es uns an manchem Orte vorkommt, als seyen wir schon früher da gewesen, bey manchen Menschen, als hätten wir schon früher

mit ihnen in Verbindung gestanden, baue ich nichts. Es sind Spiele der Phantasie, dunkle Spuren geliebter Jugendeindrücke, Schatten aus der Kindheitswelt, die wieder vor uns auferstehen, die wir nur darum nicht an ihre Stelle setzen können, weil sie sich in der weichen Seele nie recht geordnet hatten. Waren wir schon vorher da: so haben wir sicher aus unserm vorigen Leben keine Erinnerungen, keine Ideen und Phantasiebilder mitgebracht. Sie hingen an unsrer damaligen Umgebung. An unsrer jetzigen haftet nur das, was sich unmittelbar an sie ansetzt.

Mehr baue ich auf ein unerklärbares Hinneigen nach gewissen Dingen, eine höhere Empfänglichkeit für dieselben, eine Befreundung mit gewissen Ansichten, und einen stärkern Trieb, sie fest zu halten, ohne daß wir einen Grund davon angeben könnten. Es ist uns, als müßten wir sie so ansehen, als drängten sie sich, in dieser Form, unwiderstehlich in unsern Geist ein, als wäre diese Art zu den-

ken

ken für ihn Naturgesetz, ob wir gleich, wenn wir seiner gegenwärtigen Richtung treu bleiben wollten, einen ganz entgegen gesetzten Weg einschlagen müßten. Wir können uns von manchem Gedanken gar nicht los machen; wenn auch seine Falschheit sonnenklar vor uns liegt; wenn auch unser übriges Gedankensystem mit ihm durchaus in Widerspruch steht. Haben Sie das noch nie erfahren, nie dieses stille, aber mächtige Interesse für Ideen, Gegenstände, und vorzüglich für lebende Wesen gefühlt? Ahndeten Sie nie darin Spuren einer ehemaligen Existenz?

Lassen Sie mich meinen Traum mit unserer sittlichen Natur noch näher in Verbindung bringen. Wir sind schon darin überein gekommen, daß alle Pflichten, die der Mensch hat, auf die Idee der gesammten Menschheit berechnet seyen. Alles, was er thun soll, soll er thun um der Menschheit, um ihrer Würde und Verherrlichung willen. Er soll in sich nicht das lebende, fühlende, nach Glück-

seligkeit und Vollkommenheit strebende Individuum — das Organ der Menschheit soll er in sich bilden. Die Menschheit soll frey seyn und herrschen. Mit der Menschheit soll es besser werden. Er muß sein eigenes Interesse ganz dem ihrigen aufopfern. Sie ist es, die durch Vernunft und Pflicht sein Thun regiert, über sein Leben gebiethet, und seinem Daseyn die höchste Weihe gibt. Er soll sich ganz in ihr vergessen. Wenn nur das Gute wirklich wird, soll es ihm gleich gelten, ob er es erlebe oder nicht. Die Menschheit erlebt es gewiß.

Aber eben darum, weil er sich der Menschheit so ganz hingeben soll, muß er sich auch immer zur Menschheit rechnen können. Er darf seine Individualität nicht verlieren, er muß in ihr und mit ihr bleiben. Das Schicksal der Menschheit muß auch sein Schicksal seyn. Die mannichfaltigen Revolutionen des Lichtes und der Finsterniß, die sich in ihrer Mitte ereignen, muß er mit erleben, mit ihr der höhern Aufklärung und einem bessern Zustande

ent-

entgegen geben. Die Pflicht hat ihn feſt an ſie gebunden. Nur in ſeiner eignen Menſchheit thut ſich ihm das Ganze der Menſchheit kund. Was könnte ſie ihm nach ſeiner Vergötterung noch ſeyn? Wenn er ſich ihr hinopfert: ſo thut er es, um ſie ſelbſt dafür zu gewinnen.

Würde nicht das Anſehen der Pflicht geſchwächt, wenn ſich die Menſchheit je vom Menſchen, oder der Menſch ſich von der Menſchheit losreißen könnte. Ewig in ihr vereinigt, durch eine heilige Gewalt, durch Vernunft und Pflicht unzertrennlich zu ihr verknüpft, ringen ihre Individuen gemeinſchaftlich empor, bilden ſich in allen Organiſationen aus, und heben ſie immer höher hinauf. Das moraliſche Geſetz iſt nichts anders, als der idealiſche Ausdruck dieſes ewigen, unzertrennlichen Ringens.

Der Zweck der Menſchheit iſt mir aufgegeben. Er ſoll mein Zweck ſeyn; darum

muß

muß ich ihn mir ganz aneignen können, er muß ewig mein bleiben. Ich thue hier vieles, was jetzt ohne Folgen iſt, aber in die Zukunft mächtig eingreift. Ich habe die Verheißung, die auf ein Recht gegründet iſt, die Früchte meines Werkes zu genießen, an dem Guten Theil zu nehmen, das durch mich wirklich wurde. Werde ich das in einem höhern Zuſtande können, wo ich ganz von der Menſchheit getrennt bin, der ich meine Bemühungen übergeben habe? Aber kein Same, den ich in den Schoß der kommenden Jahrhunderte niederlege, kein Schimmer des Lichts, das durch mich angezündet, erſt ſpät durch die Dunkelheit bricht, keine Arbeit, wodurch ich andre zu großen Gefühlen, zu noch größern Handlungen erhebe, iſt für mich verloren, wenn ich nach der Auflöſung meiner gegenwärtigen Organiſation noch der Menſchheit angehöre, noch unter ihr Bürgerrecht habe.

Daſſelbe Gebot, das mir auflegt, meinem Thun eine ſolche Einrichtung zu geben, als

als ob ich alles im Namen der Menschheit thäte, trägt auch die Verheißung an der Stirne, daß ich die Menschheit ganz durchdringen, und in alle Ewigkeit mit ihr eins seyn werde, daß sie und mich ein großer Geisterbund umfängt, der nie wieder aufgelöst wird, von dem sich nur der Verbrecher, durch die Selbstmacht seines Willens, durch freye Verzichtleistung auf die Menschheit, lossagt. Indem ich die Forderung der Pflicht anerkenne, indem ich die Verherrlichung der Menschenwürde auf mich nehme, wandle ich mit der ganzen bessern Menschheit auf derselben Bahn der Vollendung.

Oder wie wollen Sie sich das ewige Fortschreiten des Menschen, das wir gemeinschaftlich für unsere Bestimmung erkannt haben, erklären, wenn Sie die Verbindung mit der Menschheit davon absondern, auf die es ganz berechnet war? Dann wären die Ideen des Gesetzes, und der höchsten Bestimmung doch nur ein Nothbehelf, Ordnung

im

im Leben zu halten. Dann wäre vielleicht selbst die, sich darin ankündigende, Hoffnung des Bessern auch nicht mehr als ein solcher Nothbehelf. Wir kämen wieder auf eine Täuschung des Gewissens, auf eine Lüge im Munde des einzigen Zeugen der Wahrheit.

Ich arbeite für die Menschheit; ich opfre meine Kräfte im Dienste der Pflicht, und liege unter. Um der Menschheit willen habe ich die Menschheit zerstört — wie widersinnig! Ist es denn die Menschheit, die Idee, der leere Begriff, warum alles zu thun war? — oder ist es nicht vielmehr das Leben, in dem sich die Menschheit ausprägt, die Fülle der Kraft, die in tausend Gestalten wirkt, die sich in der einen verzehrt, um sich in der andern wieder herzustellen?

Trauert nicht um mich, ihr edlen Freunde unsers Geschlechtes, wenn ich zu frühe unterlag. Eure Hoffnungen sind nicht betrogen. Ich bin für sie noch nicht verloren. Ich werde bald wieder kommen. In einem neuen

neuen Organ und mit andern Kräften werde ich mich entwickeln. Ihr werdet mich deßwegen für einen andern Menschen halten. Aber in der That derselbe Mensch, werde ich mit der nähmlichen Energie des guten Willens fortwirken. Mein Werkzeug war verbraucht. Ich fing an, auf meinem Posten unnütz zu werden. Ich werde auf einen andern gerufen. Das nennt ihr Sterben.

Lassen Sie uns nun Ihre Fragen des Zweifels, die ich Ihnen schon aus einem andern Gesichtspuncte beantwortet, oder vielmehr in ihrer Unbeantwortlichkeit dargestellt habe, in der Beleuchtung dieses Traumes betrachten.

„Was ist der Geist, dieses zweydeutige Wesen?" Er ist volle Menschheitskraft, nur umgeben mit einer von den zahllos divergirenden Arten ihrer Beschränkung. Es ist eine und dieselbe Kraft in allen, die ihnen ihre Vernünftigkeit ertheilt und erhält, sie alle zu Einem macht — nur an einen Stoff gebunden, der sich in jedem anders gestaltet,

in jedem die Menschheit anders darstellt, und so das Individuum schafft. Dieser Stoff macht aus der Menschheit den Menschen. Er ist das Princip der Endlichkeit, ohne ihn wäre der Mensch ein Gott. Er klebt ihm ewig an. Der Mensch strebt über ihn hinaus, aber er überwindet ihn nie. Sein Ziel kann nur seyn, ihm, in allen möglichen Formen, immer höher hinauf, alle Ausbildung zu geben, deren er fähig ist. Darum steigt er, von Stufe zu Stufe, der reinen Vernünftigkeit, dem Ideale der Menschheit immer näher; darum wandelt er auf jeder Stufe seine Umgebung, zeigt die Erscheinung des Todes und des neuen Lebens, daß er sich mit allen Beziehungen bereichern möge, in denen das Universum auf ihn eindringt.

Eine ewig wirkende Kraft ist der Geist, der Same der Unendlichkeit, im Kampfe mit der Endlichkeit, im Hinaufstreben in allen möglichen Gestalten. Er ist nicht Körper, nicht Product der Organisation. Er wandert

durch

durch Körper. Die Organisation ist der Widerschein seiner jedesmaligen Verhältnisse im Universum.

„Was war er, ehe er sich seiner in dieser körperlichen Umgebung bewußt wurde?" Daß von einem ursprünglichen Werden des Geistes gar nicht die Rede seyn könne, habe ich schon im Vorhergehenden bemerkt. Alles Werden ist in der Zeit; aber der Geist nicht. Sie ist in ihm, sie ist die Form seiner Beschränktheit. Wir sind göttlichen Geschlechts. Das ist alles, was wir hierüber sagen können. Alle Versuche, unser Verhältniß zur Gottheit zu bestimmen, sind bloß symbolische Bezeichnungen, die nur zu leicht das Göttliche vermenschlichen. Mag man immer sagen: der Geist ist geschaffen, er hat sich vom höchsten Geiste losgerissen, ist ein Ausfluß von ihm, in ihm hat sich die Gottheit beschränkt: alle diese Ausdrücke haben gleichen Werth; sie bezeichnen die Sache nicht, wie sie an sich ist, können sie auch nicht bezeichnen.

Aber ganz anders verhält es sich, wenn wir fragen: was war der Geist, ehe diese Organisation ihn umgab? Er lebte in einer andern. Er war Mensch, Bürger dieser Erde. Er ist da nicht erst geworden; er ist nur wiedergeboren; sein Leben hat sich umgestaltet. Was er in seinem vorigen Zustandt war, könnte jedem nur die Erinnerung sagen. Aber sie schweigt; sie ist mit jener Existenz untergegangen.

Ob der Aufenthalt auf dieser Erde der erste Anfang unsrer Wanderung, diejenige Organisation, die wir jetzt die menschliche nennen, die erste Hülle des Geistes sey, wer möchte das bestimmen? Dazu müßte man Freyheit und Vernunft ausmessen, die Bedingungen ihrer Erscheinung berechnen, das Maß der Endlichkeit angeben können, das sie noch aufzunehmen im Stande wäre. Es bleibt immer möglich, daß noch unter unsrer Organisation, und unter unsrer Erde Freyheit bestehen könne; aber es ist nicht wahrscheinlich,

weil

weil die menschliche Organisation auf unsrer Erde sich schon so schwer zu ihr hinaufringt, weil sie nur in etwas verunglücken darf, um den Charakter des Geistes ganz zu verbergen.

Bey dem Geiste ist alles zur Freyheit bestimmt. Er soll alles durch sich selbst werden. Die äußern Lagen, die er auf seiner Wanderung berührt, sollen ihn nur unterstützen, der Freyheit Stoff geben, sie zum Leben wecken, ihrem Unvermögen aufhelfen. Der Anlage nach, muß er sich schon in seinen ersten Anfängen frey finden. Ihn erst aus der Vormundschaft blinder Nothwendigkeit zur Mündigkeit der Freyheit, durch eine lange Reihe mechanischer Operationen, zu denen er selbst nichts beyträgt, zu erziehen, wäre etwas äußerst Zweckloses.

Hieraus ergibt sich von selbst, was von dem Hinaufrücken der Thierheit zu halten sey. Sollte sie frey werden: warum wurde sie es dann nicht gleich? Liegt in ihr der Same der Geistigkeit: warum schlief er so lange im Verborgenen? Es läßt sich gar kein vernünftiger

Zweck

Zweck denken, weshalb das höchste Wesen den Geist in eine so niedrige Organisation hinab gestoßen habe, daß er sich von da mühsam hinaufringe, da er doch nur von fremder Gewalt hinaufgezogen, nach Naturgesetzen zur Menschheit gebildet werden, da noch keine Spur von Freyheit vorkommen kann.

Durch Freyheit allein fordert uns der Geist zur Achtung auf, in ihr spiegelt sich seine, von allem Aeußern unabhängige Existenz ab, durch sie reißt er Wahrheit, Ordnung und eine ewige Bestimmung an sich. Wo keine Freyheit ist, ist kein Geist, kein Trieb zum Höhern und keine Hoffnung; die Gränze der Freyheit ist auch die Gränze der Menschheit.

Oder sollte etwa der höchste Geist mit den andern darum so tief angefangen haben, daß sich in der Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Bildungen desselben Wesens der Reichthum seiner Unendlichkeit offenbare? Wäre

dieser

dieſer Zweck nicht auch durch die bloße thieriſche Organiſation zu erreichen geweſen? Mußte ſie darum in ſie noch den Keim der Geiſtigkeit einſchließen, der doch nicht ſichtbar wird? ſeine Entwickelung von einer trägen Maſſe aufhalten laſſen, die in einer lebendigern und freyern herrlicher begonnen, ſich glücklicher fortgeſetzt hätte? Das Weſen, das alles durch Freyheit werden ſoll, muß gleich den Character des Freyen ankündigen. War die Kraft, die die thieriſche Organiſation belebt, beſtimmt, einſt ein Freyes zu werden: warum wurde ſie dann ſo tief in die Materie hinabgetaucht?

Ihre dritte Frage war: wo der Geiſt nach der Zerſtörung ſeiner gegenwärtigen Hülle bleibe. Er wandelt nicht um einſame Gräber, noch, als unſichtbarer Genius, unter den Lebendigen; er ſchwebt auch nicht in der Luft, ſondern wird in einer andern Organiſation neu geboren, um ſich, ohne weitere Spur einer frühern, allein in dieſer und für

dieſe

dieſe zu entwickeln, um in ihr zu werden, was er in ihr werden kann, bis er die Formen der Erde erſchöpft hat, und zu einem höhern Wohnplatze hinaufwandert.

Wie er ſich mit der neuen Organiſation vereinige, nach welchen Geſetzen ſeine Umgebungen wechſeln, in welchem Verhältniſſe jede mit der vorhergehenden und der folgenden ſtehe, iſt ein unerforſchliches Geheimniß. Den Plan der unſichtbaren Welt, und ihre Entwickelung in den Erſcheinungen des phyſiſchen Lebens erforſchen wir in unſrer Beſchränktheit nicht; eben darum, weil die ſichtbare, die Erſcheinungen des phyſiſchen Lebens uns allenthalben umfangen; weil nur ihre Umgeſtaltungen unſerm Blicke enthüllt ſind.

So fällt dann auch das Wunderbare einer gänzlichen Verwandlung unſers Weſens vollends weg. Die Beſtimmung des Menſchen wird in ihrem unaufhörlichen Fortſchreiten einleuchtender. Nach und nach, in immer veränderten und erweiterten Formen, nimmt der Geiſt alle Bildungen an, auf die einfach-

ſte

ſte und natürlichſte Weiſe. Seine Verklärung iſt eine unendliche That ſeiner Freyheit.

Die Unendlichkeit verdoppelt ſich nicht mehr, tritt nicht mehr aus ſich ſelbſt heraus. Unermeßlich iſt das Reich der Vernünftigen; aber es bevölkert ſich nicht mit neuen Weſen. Es iſt nur Eine Geiſterwelt — und ewig dieſelbe — ewig hinſtrebend zum höchſten Geiſte, durch alle Revolutionen immer nur ſich ſelbſt in einer edlern Geſtalt reproducirend. Sterben und Auferſtehen, Gehen und Wiederkommen, alte und neue Zeit — alles nur Formen derſelben einigen Menſchheit.

Zehnter Brief.

Emilie an Julius.

Julius, was machen Sie aus mir! Wie hart gehen Sie mit einem Herzen um, das sich so nahe zu Ihnen hindrängte, ein so volles Vertrauen zu Ihnen hatte, alles in Ihre Hände niederlegte! Sie wollten mich trösten, und ich werde trostloser, wenn ich auf Sie höre. Sie wollten mich heilen, und reißen die Wunde weiter auf. Sie wollten mich retten aus dem Gedränge der Erde, in dem ich so viel eingebüßt habe, und stoßen mich weiter hinein. Sie wollten mir die Zukunft heller machen — und dunkler, freudenloser als je liegt sie vor mir.

Sie

Sie haben meinen Glauben an ein andres Leben befeſtigt; aber es wäre beſſer geweſen, Sie hätten ihn wankend gemacht — beſſer, Sie hätten es mir ſo ſchneidend kalt geſagt, als nur immer ein Mann es ſagen kann, daß es nichts ſey mit unſrer Hoffnung. Ich hätte mich, wenn es gleich ein elender Troſt war, damit getröſtet, daß das Grab, das mich einſt bedeckt, meine Leiden mit verſchlingen, daß das Ziel meiner Erdentage auch das Ziel meiner Verluſte, meiner betrogenen Wünſche, meines unbefriedigten Verlangens, meiner vergeblichen Kämpfe, meines Immerſuchens und Nimmerfindens, das Ende meiner Unruhe, und meiner Thränen ſeyn werde.

Ihre Wanderung iſt ein ſchrecklicher Traum. So etwas kann mir nicht helfen. Mein ganzes Herz iſt auf das Beſſere gerichtet. Dieſes Herz gab mir die Natur. Aus ihm ſpricht ihr heiliger Wille. Kann es mir denn verdacht werden, wenn ich ſeine Ausſprüche ehre, und ihnen folge, wenn ich nach

etwas trachte, das mir die Welt nicht geben kann, wenn ich mich von der Erde wegsehne?

Vergesse ich meine Leiden, sammle ich alle meine frohen Stunden dicht um mich her, und vergrößere das Bild der letztern in der Phantasie, so sehr ich es vermag: so möchte ich doch auf dieser Erde nicht noch ein Mal leben. Auf Erden ist keine Ruhe für das unruhige Herz. Ist sie sonst nirgends: so muß ich sie im Schoße der Vernichtung, in der Vergessenheit eines ewigen Schlafes suchen. Ich muß entweder über das Grab hinaus, oder es muß mich ewig bedecken.

Ich trage den Gedanken nicht, daß ich wieder erwachen soll, um dasselbe noch einmal zu erleben, was ich schon erlebt habe, dasselbe, wenn nicht noch viel mehr, zu leiden, dieselben Erscheinungen vielleicht noch oft von neuem vor mir vorüber gehen zu sehen. Meine Tage haben in der Erinnerung vieles von dem Herben verloren, das sie in der Empfindung der Gegenwart hatten; doch trage ich den Gedanken nicht,

Was können Sie mir von dem neuen Leben verſprechen? War ich ſchon vorher da: ſo bin ich auch gewiß ſchon unglücklich geweſen; wer bürgt mir dafür, daß ich es nicht in meinem nächſten Zuſtande auch — nicht noch mehr ſeyn werde, als ich es jetzt bin?

Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Dieſelben Verwirrungen, die jetzt herrſchen, werden wiederkehren. So lange uns die Natur mit der rauhen Gewalt bezwingt, die ihr hier übergeben iſt, wird es nicht beſſer. So lange ſie nach ihren Launen unſere Hoffnungen aufbaut und zerſtört; ſo lange wir ihr unſern Unterhalt mit ſo vieler Anſtrengung abringen müſſen, und dabey ſo oft von ihr betrogen werden: wird unſer Schickſal nicht freundlicher; werden ſelbſt die Verhältniſſe der Menſchen zu einander nicht milder; wird der Egoismus alles an ſich reißen, der Stolz ſich über alles erheben, die Unmäßigkeit alles verſchlingen, der Neid alles an-

anfeinden, die Empfindlichkeit sich über alles ereifern; werden Mißverständnisse sich zwischen alle Herzen drängen.

Auf dieser Erde muß es immer Menschen geben, die über bittre Verluste klagen, die getrennten Geliebten und entflohenen Freuden nachweinen, die von allem auf der Welt verlassen sind, die von allen verkannt und gehaßt werden, die, im Schmerze langwieriger Krankheiten, keinen andern Freund kennen, als den Tod, die unaufhörlich mit einer harten Natur kämpfen, und doch nichts von ihr erkämpfen, die ein feindseliges Mißgeschick umhertreibt, und ihnen nimmer Ruhe läßt — muß es immer Menschen geben, die die andern drücken und drängen, und den Elenden noch tiefer in sein Elend hinabstoßen.

Die Natur wird immer ihre Opfer fordern; wer weiß, ob das Loos in einem künftigen Zustande nicht mich wieder treffen wird.

Ich

Ich will zugeben, daß die Zahl der Glücklichen auf der Erde gröſſer ſey, als die Zahl der Elenden: bin ich gewiß, daß ich zu den erſtern gehören werde? Und wo ſind die Glücklichen, die nichts entbehren, nichts dulden müßten, ſich über nichts bitter zu beklagen hätten? Muß es einem mitleidigen Herzen nicht ſchon wehe thun, andere leiden zu ſehen?

Wie mancher Wunſch bleibt hier auch dem ausgezeichneten Liebling des Schickſals unerhört? Auf wie manches edlere Bedürfniß ſcheint die Erde gar nicht zu rechnen? Freundſchaft und Liebe gedeihen ſelten in ihrem rauhen Klima, ſcheinen oft nur da zu ſeyn, um uns durch den Schmerz der Geliebten neue Qualen zu bereiten. Hier ſtellt ſich ihnen die Trennung, dort die Verläumdung, hier das Mißkennen, dort der Eigennutz und die Empfindlichkeit entgegen. In die Zirkel unſrer Vertrauten ſchleicht ſich der Argwohn, und vergiftet alle Gemüther. In unſre

Häu-

Häuser verfolgt uns der Verdruß, und ſtört unſre Glückſeligkeit. Mancher hätte noch wohl ein Herz voll Liebe für uns, wenn wir ihn nur kennten, ihn nur zu finden wüßten, wenn ihn nicht die harte Gewalt des Schickſals ſo weit entfernt hielte. Mancher könnte uns wohl antworten, wenn wir ihn nur fragen könnten. Und haben wir endlich den gefunden, dem wir uns ganz hingeben, den wir ganz beſitzen möchten, deſſen Freundſchaft uns den Himmel gäbe: wie kurz iſt unſer Zuſammenleben, wie bald reißt uns der Tod wieder von einander?

Auf dieſer Erde wird es nicht anders, kann es nicht anders werden, ſo lange ſie dieſelbe Geſtalt behält. Die verbeſſerte Moralität der Menſchen könnte zwar vieles ändern; aber ich finde davon keine Spur. Die Menſchen ſind, in dieſer Hinſicht, im Ganzen genommen, wie ſie immer waren; und es wird auch wohl ſo bleiben.

.... Das iſt die Ausſicht über das Grab, die Sie mir eröffnen — immer neue Auftritte des Bedürfens, des Elendſeyns, immer neue Verwickelungen, und keine Entwickelung. Hier ein Leben voll ſchmerzlicher Entſagungen, das dort vielleicht noch trauriger wiederkehrt. Das ſoll mein Troſt ſeyn! —

Es iſt wahr, ein edles Herz erhebt über ein unglückliches Leben, mildert manchen Schmerz, läßt uns manches harte Schickſal weniger empfinden. Wir ſind in mancher Hinſicht ſelbſt die Schöpfer unſers Friedens; aber doch nicht in jeder. Auch bey dem heiterſten Selbſtbewußtſeyn iſt eine gänzliche Reſignation auf alles, was uns von außen kommt, etwas ſehr Schweres und Gewaltſames, ich möchte hinzuſetzen, Unnatürliches; iſt es unmöglich, den Stachel gar nicht zu fühlen, der ſich tief ins Herz drückt; ſehnt ſich dieſes Herz doch immer noch nach einem beſſern Zuſtande. Und worauf beruht die Reſignation des Tugendhaften, der Friede eines

reinen

reinen Herzens im Unglück? Es ist nur ein Tausch des Genusses gegen die Hoffnung, ein Vergessen der armen Gegenwart über der reichen Zukunft, die sich in einem lautern Sinne lebendiger abspiegelt. Ohne alle Hoffnung bleibt auch der Tugendhafte elend.

Ich weiß wohl, daß es Menschen gibt, in denen eine glückliche Organisation, eine harmonische Mischung der Säfte, ein leichter Umlauf des Blutes, schon auf dieser Erde, auch unter dem Drucke ungünstiger Umstände, ein beständiges Frohgefühl unterhält, deren Sinn sich leicht und frey über alles hinbewegt, an allem die hellste Seite sieht, von allem die fröhlichsten Bilder auffammelt. Aber wie viele sind dieser? Soll ich von einer so schwankenden Wahrscheinlichkeit mein Glück hoffen? Und was ist es doch für ein Glück? was ist jenes Frohgefühl? Flüchtiger Leichtsinn, in dem man nichts vermißt, weil man nichts recht beachtet, nichts ver-

eitelt

eitelt ſieht, weil man nach nichts Würdigem ſtrebt, über keine Mängel klagt, weil man keinen Sinn für das Beſſere hat. Ein ſolcher Zuſtand iſt doch in der That auch wohl nicht beneidenswerth.

Oder ſoll ich etwa von der größern Ausbildung, die ich mir in dieſem Leben gegeben habe, im nächſten größere Zufriedenheit erwarten? Ich nehme ja nichts davon mit herüber, als eine dunkle Spur, eine beſondere Richtung des Geiſtes. Und geſetzt, dieſe könnte etwas an meinem äußern Zuſtande verändern: ſo würde ſie ihn wohl eher verſchlimmern als verbeſſern.

Höhere Ausbildung erweitert unſre Bedürfniſſe und Anſprüche. Wir verlangen nach mehr Genüſſen, und erlangen ſie ſelten. Wir kennen mehr Gegenſtände der Sehnſucht, mehr Quellen des Vergnügens; aber jene kommen uns nicht entgegen, dieſe fließen nicht für uns. Unſre Anſichten ſind

umfassender, aber unserm Streben nicht erreichbar. Unsre Phantasie, fliegt höher. Das Herz und die Wirklichkeit bleiben zurück. Wir schaffen göttliche Ideale, um es schmerzlicher zu empfinden, wie tief alles unter ihnen ist. Aussichten in herrliche Paradiese öffnen sich uns, um es uns fühlbarer zu machen, daß wir in rauhen, stürmischen Einöden leben. Unser Gefühl ist reitzbarer, daß die leiseste Berührung des Schmerzes es tiefer treffe. Unser Urtheil ist schärfer und richtiger, daß das Mangelhafte uns mehr auffalle; unser sittliches Gefühl feiner und lebendiger, daß der Anblick menschlicher Verirrungen und Thorheiten uns unmuthiger mache; unser Sinn für Ordnung, Schönheit, Harmonie offener, weiter über unser Wesen verbreitet, daß das Regellose, das Ungeordnete, das Widerstreitende, das uns noch allenthalben umgibt, uns mehr beleidige. Wir werden unzufriedener mit uns selbst, weil wir strenger gegen uns sind, weil wir alles genauer nehmen, kleine Fehler uns hö-

her

her anrechnen. Wir machen größere Forderungen an alles, und bekommen weniger, büßen noch ein, was wir haben.

Nur in einem glücklichern Klima, nur in ihrer Vollendung gedeihen die Freuden der höhern Ausbildung, wird der Besitz auch Genuß. Die Natur muß mit fortschreiten, wenn mein Fortschreiten mir Zuwachs an Glückseligkeit geben soll. Sie muß meinem zartern Sinne, meinen verfeinerten Bedürfnissen liebend entgegen kommen: oder ich vermisse nur mehr, je mehr ich mich selbst gewinne; mein äußerer Mensch wird elender, je mehr mein innerer sich hinaufringt. Darf ich das erwarten von einer Wanderung, die, wenn nicht immer, doch unermeßlich lange, in einen engen dunkeln Kreis eingeschlossen bleibt?

Die Natur folgt unveränderlich denselben Gesetzen. Ich kann ihre Formen verschönern, mein besseres Leben ihr mittheilen, ihre Fesseln durch meine Freyheit lösen. Aber

ich

ich kann ihre Launen nicht beherrschen. Ich kann die Massen nicht zerstören und von neuem schaffen, die in ewigem Aufruhr wild gegen einander stoßen. Hier erliege ich ihrer Gewalt. Ich kann mir eine kleine Welt um mich her bauen, meine Wünsche, Hoffnungen und Freuden enge um mich zusammenziehen. Aber ich kann doch nicht verhüten, daß nicht eine fremde Macht eindringe, und alles niederreiße. Und welche Zeit ist uns zum Aufbauen vergönnt? In der Mitte — oft schon am Anfang — fordert ein unerbittliches Schicksal uns ab; und wir müssen immer wieder von neuem anfangen. So wird unsre Wanderung ein ewiges Beginnen, ohne etwas zu vollenden, ein unaufhörliches Arbeiten, wodurch nichts erarbeitet wird.

Die Kultur verbessert immerfort die Gestalt der Erde. Das Jahrhundert empfängt vom vorhergehenden sein Werk, und führt es weiter aus. Aber der innere Mensch eilt ihr doch stäts vor. So sehr sich auch die Er-

findun-

findungen zur Befriedigung unſrer Bedürfniſſe, zur Beförderung unſrer Bequemlichkeit und unſres Vergnügens vermehren: der innere Menſch bleibt doch höher geſpannt, die Wirklichkeit liegt tief unter dem Ideal, der Gedanke fliegt der Erfahrung weit vor. Die Phantaſie trägt unſer Verlangen über die Sinnenwelt hinaus. Es wird beſſer auf Erden; aber wir werden nicht glücklicher.

Ungeſtörter Friede wohnt nicht auf der Erde; das reine Licht dringt nicht durch unſern Dunſtkreis. Keine Blume wird aus der höhern Welt in unſre Thäler gepflanzt. Der Morgenhimmel der Jugend bleibt unſre einzige Rück- und Ausſicht. Der einzige Troſt des Unglücklichen am Grabe iſt, daß er wieder in den Blumenfeldern der Kindheit erwachen, die ſüßen Träume noch einmal träumen werde. Aber was ſoll mir dieſer Troſt? Was iſt der Traum, wenn ich ihn wachend zergliedert, und gegen die Wirklichkeit gehalten habe? Kann ich mich über ſeine Wiederkunft dann noch freuen?

Ich

Ich werde ja auch wieder erwachen, und alles für Täuſchung erkennen. Was hilft es mir, zu wiſſen, daß die Phantaſie mit ihren heitern Farben mein Leben beleuchten wird, wenn ich ſchon in der Ferne die dunkeln Geſtalten aufſteigen ſehe, die darauf folgen werden?

Ich beſinne mich, Ihre Wanderung iſt nur ein Traum. Wer wird ſich um einen Traum ängſtigen, von einem Traume für ſeine Ruhe fürchten? Aber für einen Traum iſt ſie in der That zu ernſthaft. Träume, denen wir uns wachend hingeben, ſind lieblich und voll Leben; der Ihrige iſt kalt und unfreundlich. Träume ſind Kränze von regellos durch einander geflochtenen Blumen, wie der Zufall jeder ihre Stelle anweiſt; der Ihrige iſt aus welken Blättern — aber mit Kunſt und Ordnung zuſammen gewunden. Träume entzücken durch ihre Farben; der Ihrige gefällt durch regelmäßige Compoſition, durch Harmonie der Umriſſe. Träume ſind Kinder der

Phan-

Phantaſie; der Ihrige iſt ein Werk des Verſtandes. Träume weckt der Zufall ins Leben; ſie ſind nur für den Augenblick, der ſie gebar, ſie kennen keinen fremden Zweck, ſie verſchmähen Zuſammenhang und äußere Beziehung; der Ihrigen hat abſichtliche Anſtrengung zu Stande gebracht, er iſt nichts für ſich, aber voll äußerer Beziehungen. An Wahrheit ſchließt er ſich an, und greift tief in das Reich der Wahrheit ein, ihre Unbegreiflichkeiten aufzulöſen.

Elfter Brief.

Emilie an Julius.

(Fortsetzung des vorigen.)

Ich habe noch einen schwierigen Punct aufgefunden, der durch Ihren Traum volles Licht erhält, und diesem dadurch noch mehr Consequenz gibt, ihn der Wahrheit noch näher bringt. Aus einem andern Gesichtspuncte haben Sie ihn auch schon von ferne berührt. Es ist das Fortschreiten des menschlichen Geschlechtes zu immer größerer Vollkommenheit, das in unsern Tagen, ob wohl hier und da auch bezweifelt, so viele warme Vertheidiger gefunden hat. Mehrere Anhänger der

neuern

neuern Philoſophie, von denen mir einige populäre Schriften, die die moraliſchen und religiöſen Angelegenheiten des Menſchen behandeln, zu Geſichte gekommen ſind, führen es mit unter den Glaubensartikeln auf, die, um des Anſehens des ſittlichen Geſetzes willen, für wahr gehalten werden ſollen.

Die Vernunft, ſagen ſie, macht in ihrer moraliſchen Geſetzgebung Anſprüche auf die Herrſchaft über den Menſchen, und die ganze Natur — Anſprüche, die ſo gültig und gerecht ſind, als die Gewalt, womit ſie ſich im Gewiſſen ankündigt. Sie müſſen befriedigt, aber der Charakter der Freyheit darf dabei nicht verläugnet werden. Sie muß ſich ſelbſt nach und nach dieſe Herrſchaft erringen, ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr empor arbeiten, einen vollkommen rechtlichen und ſittlichen Zuſtand herbey führen. Wir dürfen, wir müſſen ihr vertrauen, daß es immer beſſer werde auf Erden, daß das Reich Gottes, der Sieg der Wahrheit,

der Tugend und der Glückſeligkeit immer näher komme. Die Rückgänge, die uns die Zeitalter der Unwiſſenheit, des Aberglaubens und des Sittenverderbens darſtellen, ſind nur ſcheinbar. Der Gang der Vorſehung iſt unerforſchlich.

Doch iſt es auch zugleich Lehre derſelben Philoſophie, daß die Anforderungen der Vernunft lediglich auf innern Werth, auf Selbſtbefriedigung gehen. Ob das Gute in der äußern Welt Folgen habe oder nicht, iſt, ſo ſehr er es auch wünſcht, nicht die Sache deſſen, der gerade jetzt in dem Falle iſt, eine Vorſchrift der Pflicht erfüllen zu können. Alles liegt ihm daran, daß er ſich ſelbſt, durch das, was er thut, genüge.

Die Menſchheit iſt nur in der Idee. Warum ſoll ſie, in ihren ſpäter gebornen Individuen, ſchadlos gehalten werden für die Schmach, die ſie in den frühern erlitt? Aber das Individuum, das im Dienſte der Pflicht gear-

gearbeitet, geduldet und aufgeopfert hat, darf Lohn fordern. Was die Menschheit wird, kann sie nur in ihren Individuen, und durch dieselben werden. Diese opfern sich auf, sterben hin — und allein die Gattung dauert fort. Die letzten ärnten allein die reifen Früchte von der Arbeit der übrigen. Und was diese werden, werden sie nicht durch Freyheit, wie es doch seyn sollte. Das Schicksal gibt ihnen ihre Größe. Die Gewalt der bessern Zeit reißt sie zu ihrer Höhe hinauf. Was ertheilt ihnen vor jenen den Vorzug? Wozu eine Herrschaft des Rechts, der Wahrheit und Sittlichkeit, die nicht Werk des innern Menschen ist?

Es bleibt uns also nichts übrig, als entweder anzunehmen, daß die Menschheit ewig aus denselben Individuen bestehe, die sich, von ihrem ersten Beginnen, in veränderten Gestalten ins Unendliche fortbilden, wo die Idee zugleich Wirklichkeit ist, wo der Lohn nur das Verdienst trifft, wo derjenige, der

mit der Menschheit ihre Schmach erfuhr, auch ihre Ehre erlebt, wo der bessere Zustand für jeden Folge dessen ist, was er für ihn gethan und geduldet hat — oder die Forderung der Vernunft, die sich auf das Fortschreiten des menschlichen Geschlechts bezieht, ganz aufzugeben, und den Glauben an das Besserwerden einzig auf die Zustände der Individuen in den künftigen Perioden ihrer höheren Existenz anzuwenden.

Aber wenn wir auch diese Forderung aufgeben, wenn wir überhaupt die Vernunft hier gar nicht um ihre Meinung befragen: so lehrt doch die Erfahrung, daß es mit dem menschlichen Geschlechte besser werde.

In moralischer Hinsicht dürfte sich dies freylich wohl nicht behaupten lassen. Sittlichkeit, als etwas durchaus Inneres, ist, in Ansehung ihres Wachsthumes und ihrer Abnahme, keiner menschlichen Beurtheilung fähig. Alles kommt hier darauf an, ob jeder

nach

nach seiner Ueberzeugung, die niemand kennt, und aus reiner Pflichtliebe gehandelt habe, wovon niemand etwas weiß. Die äußern Erscheinungen der Moralität sind immer trüglich, sie können, bei allem tugendhaften Scheine, von unlautern Triebfedern hervorgebracht seyn, und deswegen dem Werthe des Charakters nichts zusetzen. Wollte man ja aus dem Ganzen derselben irgend ein Resultat ziehen: so wäre es kein andres, als daß sich die Menschen, an moralischer Güte, zu allen Zeiten ziemlich gleich gewesen sind, daß ihre Tugend ihre äußern Formen verändere, ohne ihr inneres Gebiet zu erweitern, oder zu verengen.

Daß aber die Menschheit derjenigen Bestimmung, die ihr von der Pflicht angewiesen, und worauf das tugendhafte Streben gerichtet ist, der höchsten Ausbildung des Geistes, näher komme, ist unläugbar. Ein Jahrhundert überliefert dem andern die Früchte seiner Forschungen. Das Nachdenken verbrei-

breitet sich über eine immer größere Menge von Gegenständen, und wird dadurch vielseitiger, gewandter und freyer. Politische Revolutionen, Druck und Erleichterung von außen binden den Geist, und lösen seine Bande wieder. Die Freyheit hat nun neue Kräfte, ein weiteres Gebieth erlangt, das Gefühl wird reitzbarer, feiner und richtiger, das, ihm zum Grunde liegende, Urtheil schärfer und bestimmter. Die Strebkraft erweitert sich über mehrere Zwecke und Güter, wird stärker und lebendiger, ringt sich immer mehr los von den Fesseln der Naturnothwendigkeit. Der Eigennutz der Einzelnen wird verwickelter, ist auf Mehreres gerichtet, und zieht von Mehrerem Nahrung. Aber eben deßwegen schleift er sich auch an sich selbst ab, verliert seine natürliche Rohigkeit, wird humaner, fügt sich immer mehr in gesellschaftliche Formen, und knüpft das Interesse vieler fester zusammen. Neue Gegenstände führen neue Zwecke, neue Zwecke neue Verbindungen herbey, in denen jeder nur so viel empfängt, als er auf-

aufopfert. Die Menschheit gewinnt mit jedem Zeitalter an selbstständiger Geistesvollkommenheit, die doch endlich, wenn die Schwierigkeiten der Kultur überwunden sind, auch Genuß werden muß.

Wozu dieses, wenn die Menschheit selbst nur in der Idee, nach der Wirklichkeit aber in immer neuen Individuen fortdauert? Welcher des höchsten Wesens würdige Zweck läßt sich wohl dabey denken, daß die Gattung weiter komme, während die einzelnen Menschen, in denen sie lebt und wirkt, untergehen?

Das Individuum lebt, handelt, schafft aus sich selbst die Idee des Ganzen, als Regulativ für sein Handeln. Die Idee ist nur, in wie fern sie von ihm gedacht, in der Wirklichkeit ausgeführt, in seinem Thun dargestellt wird. Und doch soll sie das Selbstständige, das Fortdauernde, das sich selbst Anstrebende — und das Individuum nur eine vorübergehende Erscheinung seyn! Wird da nicht

die

die Gestalt zur Sache, der Schatten zum Wesen? Was ist sonach die Geschichte der Menschheit mehr, als Versuch einer höhern Gewalt, was wohl aus Geschöpfen, wie wir sind, zu machen seyn möchte?

Sie sehen, ich habe die Consequenz Ihres Traumes gefaßt. Er ist in der That für ein bloßes Spiel der Phantasie zu ernsthaft, er ist zu sehr nach Gesetzen des Verstandes geformt, mit dem Höchsten in der menschlichen Natur in zu genaue Verbindung gebracht, er löset zu viele Schwierigkeiten, als daß nicht auch der Verstand über ihn sollte befragt werden. Es ist mir gelungen, einige schwache Seiten an ihm aufzufinden, und ob ich mir gleich manches ohne ihn nicht erklären kann: so weiß ich ihn doch, bey einer ruhigen Prüfung, nicht ganz zu rechtfertigen.

Sind wir schon früher da gewesen; haben wir schon Einen oder mehrere Zustände durchwandert: wie kam es, daß davon keine ein-

einzige Erinnerung in unsrer Seele zurück blieb, daß wir uns gar nicht bewußt sind, in irgend einer Lage gewesen zu seyn, gewisse Gegenstände gekannt, mit gewissen Personen in Verbindung gestanden zu haben? Was konnte das Andenken an so manches, was tief in unser Leben verflochten war, was einst unsre ganze Existenz ausfüllte, wieder ganz vertilgen? Wie vieles begegnet uns jetzt, wovon wir die entschiedenste Gewißheit haben, daß wir es nie wieder vergessen werden, daß nur gänzliche Vernichtung unsers Wesens alles Andenken daran auslöschen könnte? Sollte das in unserm vorigen Zustande nicht auch so gewesen seyn?

Sind wir noch dieselben Menschen, haben wir noch dasselbe Ich, das wir damals mit uns herumtrugen, wenn alles, was einst an unsrer Individualität haftete, in der Seele untergegangen ist? Was ist dieses Ich — wodurch unterscheiden wir es von dem Selbste der andern? Es ist an sich ein

leerer

leerer Gedanke, die gehaltlose Form unsers Wesens — ein einfacher Punct, nur bemerkbar durch die verschiedenen Linien, die in ihm zusammenlaufen. Die zufälligen Bestimmungen unsers Geistes, dasjenige, dessen wir uns als des Unsrigen bewußt sind, sind das Mittel, uns von andern zu unterscheiden. Ohne das ist das Ich in allen Menschen gleich. Nur so lange wir uns solcher Bestimmungen erinnern, sie als die unsrigen aus der Vergangenheit zurückrufen, und an unser Ich anlegen können, sind wir dieselben Menschen — Eine Person, der Vergangenheit und Gegenwart angehört. Und überhaupt sind wir ja nur, in wie fern wir uns unsers Seyns bewußt sind. Sind wir uns nicht bewußt, schon einmal gewesen zu seyn: so waren wir auch nicht. Die an der unsrigen zunächst anliegende Existenz mag übrigens noch so fest an sie geknüpft seyn, noch so viel Gleichförmiges mit ihr haben, in noch so vielem mit ihr zusammenhangen. Durch den Mangel der Erinnerung ist sie von uns abgetrennt,

ist

iſt ſie fremdes Leben, eine eigene Exiſtenz geworden.

Sie reden von gewiſſen Richtungen des Geiſtes, die uns aus einem vorhergehenden Zuſtande ankleben ſollen, von herrſchenden Stimmungen, in denen ſich uns früheres Daſeyn kund thut, von Befreundungen, die wir mit gewiſſen Vorſtellungen, Gedanken, Gegenſtänden und Menſchen empfinden, in denen uns halb verloſchene Bilder aus der Vergangenheit anſprechen ſollen. Was hindert uns anzunehmen, daß auch dies, wie das Uebrige, wovon Sie es ſelbſt zugeben, nur zurückgebliebene Spuren vergeſſener Jugendeindrücke ſeyen, die aber ſchon mehr von ihren ſcharfen Umriſſen verloren haben, ſchon mehr in allgemeine Fertigkeiten übergingen — Spiele der Phantaſie, die ſich, ohne beachtet zu werden, der Seele tiefer einprägten — verdunkelte Geſtalten aus der Kindheitswelt, die als Schatten wieder vor uns vorübergehen? Sollten ſie auf ein früheres,

uns

uns angehöriges Leben hindeuten; sollten sie nur die Schwierigkeiten heben, die aus dem Mangel an aller Erinnerung gegen diese Meynung hervorgehen: so müßten doch auch diese Richtungen, Stimmungen, Befreundungen, wie wir es nennen, mit dem Bewußtseyn gepaart gehen, daß sie uns einst angehörten.

Aber warum sollte nur dieses, warum keine bestimmten Erinnerungen übrig geblieben seyn? Wir lebten doch auf demselben Schauplatze, mit demselben Maße der Beschränktheit, mit denselben Bedürfnissen des Verstandes und des Herzens. Wir sind noch nicht so hoch hinauf gerückt, daß uns die Gedanken und Erinnerungen aus dem zunächst vorhergehenden Leben so ganz unbrauchbar geworden seyn, daß wir auf sie, als auf kindische Thorheiten, zurück sehen könnten.

Wie manche Erfahrung von dorther könnte uns jetzt vor Uebereilungen schützen! Wie manche

manche Lehre, die wir uns mühsam, oft auf eine schmerzhafte Weise, nach vielen Verirrungen erwerben, mit großen Verlusten bezahlen müssen, hätte uns schon lange sicher geleitet? Wie mancher Begriff, den wir nun entbehren, hätte unsern Gedankenreichthum vermehrt, und schon frühe dem sich entwickelnden Verstande Stoff zur Uebung seiner Thätigkeit gegeben? Wie manche verkehrte Meinung, die wir schon einmal in ihrer Verkehrtheit einsahen, hätten wir nachher nicht so willig wieder in unsre Ueberzeugung aufgenommen, nicht so heilig gehalten, und so lange mit uns herum getragen? Wie manchen Irrthum hätten wir nicht gehegt, den wir jetzt mit ins Grab nehmen? wie mancher andre hätte uns nicht so viel Zeit und Mühe gekostet, die wir nützlichern Arbeiten widmen konnten?

Wie viel richtiger würden wir über den Gang der Vorsehung urtheilen, wenn wir unser Leben weiter in der Vergangenheit erreichen,

chen, wenn wir mehr von unsern Schicksalen überzählen, den Zusammenhang derselben, das Gewebe von Mitteln und Zwecken, auch über die Gränzen unsrer jetzigen Existenz hinaus, noch verfolgen könnten?

Wie manche Erinnerung ehemals überstandener Leiden hätte uns auf der neuen Wanderung gestärkt, Muth und Trost für die Ertragung der gegenwärtigen gegeben? Wie manches Andenken genossener Freuden, wie manches frohe Bild glücklicher Stunden, guter und geliebter Menschen träte jetzt in den düstern Stunden des Verlustes, des Entbehrens, der Sehnsucht und der Leere vor unsre Seele, um sie in eine ganz andre Welt zu versetzen, mit schönern Gefühlen auszufüllen?

Wie mancher Fehler, den wir uns einst zu Schulden kommen ließen, und nachher ernstlich bereuten, wäre uns jetzt eine Warnung, daß wir ihn nicht wieder begingen? Wie mancher Vorsatz, den wir jetzt fassen,

würde

würde wärmer, lebendiger und ausdauernder seyn, mit mehr Liebe und Energie ausgeführt werden, wenn wir in ihm einen alten Bekannten anträfen? Wie manche kräftige moralische Wahrheit, die noch in keine bleibende Richtung des Geistes überging, die nur in der bestimmten Erinnerung wirken konnte, aber in dieser viel Großes und Vortreffliches gewirkt haben würde, dränge uns jetzt ins Herz, wenn uns die Erinnerung an das, was sie uns in einem vorigen Leben war, nicht untergegangen wäre?

Für unsre ganze geistige Ausbildung hätte es nicht anders als vortheilhaft seyn können, wenn wir noch alles wüßten, was wir schon in unsern vergangenen Zuständen gethan haben. Wir könnten weit zuverlässiger für unsre künftige Existenz einen Plan entwerfen, was schon geschehen sey, und was noch geschehen müsse, besser überrechnen, die Art, wie es geschehen sey, mit in Vergleichung bringen, um darnach die Methode zu bestimmen,

von den meiſten mehr verloren als gewonnen wird?

War unſer Ziel denn gar nicht auf einem kürzern und weniger mühevollen Wege zu erreichen? War es dem höchſten Weſen unmöglich, uns zum Lohne der ſittlichen Verdienſte, die wir uns in dieſem Leben erworben haben, nach demſelben in einen Zuſtand zu verſetzen, der uns mit ſo vieler Vollkommenheit und Glückſeligkeit bereicherte, als wir uns moraliſche Empfänglichkeit und Würdigkeit erworben hätten, ohne daß darum die unendliche Perfectibilität unſrer Natur aufgehoben würde? Wer hat ſeiner Macht dieſe Gränze geſetzt? Wer darf ſagen, daß der Menſch einzig durch naturgemäße Ausbildung etwas Großes werden könne? Oder noch mehr: wer kann ſagen, was hier naturgemäß ſey, wer kennt die Natur des Geiſtes, wer weiß, ob es nicht in dieſer Natur liege, daß ſie ſich, nach der Zerſtörung des ſichtbaren Organs ihres Wirkens, zu einem höhern Leben aufſchwinge, und daß ihr mit demſelben

zu-

zugleich eine Summe geiſtiger Fertigkeiten zu Theil werde, die ſie nicht erſt auf der Wanderung durch immer neue Organiſationen aufſammeln durfte?

Unmöglich kann doch der Geiſt alles vernutzen, was er in der einen oder andern dieſer Organiſationen empfängt. Vieles hat er ſchon anderswo her empfangen, vieles iſt für ihn ganz unbrauchbar. Warum mußte dies mit auf ſeinem Wege liegen? Warum wird ihm nicht der reine Gewinn allein zu Theil?

Freylich kann der Menſch nicht auf ein Mal alles werden. Es widerſpricht ſeinen geiſtigen, und beſonders ſeinen moraliſchen Anlagen, ihn gleich nach dem Ende Eines Lebens, in dem er ſo wenig für ſeine ſittliche Veredlung zu thun vermochte, zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu erheben. Das geringe Verdienſt, das er ſich hier erwirbt, ſteht mit einem ſo großen Lohne in keiner Harmonie. Auch jenſeits muß er ſich noch

fort-

nach welcher wir das Angefangene fortzusetzen hätten.

Es ist wahr — eine Wanderung durch so viele Perioden der Ausbildung, des höher hinauf Strebens, und, in jeder derselben, durch so viele Situationen, in denen allen der Geist neue Beziehungen des Universums in sich aufnimmt, eröffnet uns eine entzükkende Aussicht auf den unendlichen Reichthum von Vollkommenheit, den der Geist erwerben, auf die unaussprechliche Fülle des Vortrefflichen, das er umfassen soll. Diese Ansicht hat mich hingerissen, mir die Erhabenheit meiner Bestimmung, und den Adel meiner Seele in ein Licht gestellt, in dem ich sie noch nie erblickt hatte, sie hat meinen ganzen Menschen gefesselt; aber sie hat mich auch muthlos gemacht.

Merken Sie denn nicht, Julius, daß der Geist vollends verarmt über seinem Reichwerden, daß er sein wirkliches Elend, sein gegenwärtiges Nichts lebhafter fühlt, mehr

davon

davon niedergeworfen wird, indem er die Schätze ahndet, die er besitzen kann, und sich doch die Bahn, auf der er sie erstreben soll, in eine unermeßliche Länge zieht? Das Ideal stellt sich in seiner ganzen Göttlichkeit hin, aber in eine unerreichbare Ferne. In jedem Augenblicke steht es ganz vor ihm da, füllt es ganz sein Herz, durchdringt ihn seine Liebe; und doch wird seinem angestrengtesten Fleiße immer nur ein sehr kleiner Theil davon; doch fühlt er auch in jedem Augenblicke, wie wenig er nur noch besitze, wie viele Millionen Jahre er vielleicht noch werde arbeiten müssen, bis er eine kaum merkliche Strecke zurück gelegt, bis er sich über die Beschränkungen seines gegenwärtigen Wohnplatzes erhoben habe.

Ist das der Plan unsers Lebens? Konnte das ewige Wesen ein fühlendes, verlangendes, sehnsuchtsvolles Herz, das mit einem so feurigen Interesse sein Ziel im Auge behält, so weit davon stellen, ein so langwieriges und peinigendes Spiel mit uns beginnen, worin

von den meiſten mehr verloren als gewonnen wird?

War unſer Ziel denn gar nicht auf einem kürzern und weniger mühevollen Wege zu erreichen? War es dem höchſten Weſen unmöglich, uns zum Lohne der ſittlichen Verdienſte, die wir uns in dieſem Leben erworben haben, nach demſelben in einen Zuſtand zu verſetzen, der uns mit ſo vieler Vollkommenheit und Glückſeligkeit bereicherte, als wir uns moraliſche Empfänglichkeit und Würdigkeit erworben hätten, ohne daß darum die unendliche Perfectibilität unſrer Natur aufgehoben würde? Wer hat ſeiner Macht dieſe Gränze geſetzt? Wer darf ſagen, daß der Menſch einzig durch naturgemäße Ausbildung etwas Großes werden könne? Oder noch mehr: wer kann ſagen, was hier naturgemäß ſey, wer kennt die Natur des Geiſtes, wer weiß, ob es nicht in dieſer Natur liege, daß ſie ſich, nach der Zerſtörung des ſichtbaren Organs ihres Wirkens, zu einem höhern Leben aufſchwinge, und daß ihr mit demſelben

zu-

zugleich eine Summe geiſtiger Fertigkeiten zu Theil werde, die ſie nicht erſt auf der Wanderung durch immer neue Organiſationen aufſammeln durfte?

Unmöglich kann doch der Geiſt alles vernutzen, was er in der einen oder andern dieſer Organiſationen empfängt. Vieles hat er ſchon anderswo her empfangen, vieles iſt für ihn ganz unbrauchbar. Warum mußte dies mit auf ſeinem Wege liegen? Warum wird ihm nicht der reine Gewinn allein zu Theil?

Freylich kann der Menſch nicht auf ein Mal alles werden. Es widerſpricht ſeinen geiſtigen, und beſonders ſeinen moraliſchen Anlagen, ihn gleich nach dem Ende Eines Lebens, in dem er ſo wenig für ſeine ſittliche Veredlung zu thun vermochte, zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu erheben. Das geringe Verdienſt, das er ſich hier erwirbt, ſteht mit einem ſo großen Lohne in keiner Harmonie. Auch jenſeits muß er ſich noch

fort-

fortbilden, höher und immer höher hinauf geht seine Wanderung. Dieses Fortbilden, die allmählige Erweiterung seiner Kräfte und seines Wirkungskreises, die Entwickelung seines Wissens und seiner Freyheit ist schon seliger Genuß. Aber warum soll er noch so lange auf diesen engen Aufenthalt beschränkt bleiben, wo alles seinem Weiterkommen, seiner freien Ausbildung entgegen steht, wo es so viele unvermeidliche Mängel gibt, über die er sich, bei aller Anstrengung, nicht erheben kann, wo jeder Schritt vorwärts auch wenigstens ein halber Schritt zurück ist, wo größere Bildung nur den Mangel an innerer Befriedigung lebhafter ankündigt?

Ueber dem Grabe muß es besser seyn, als es hier war, das fordert mein Verstand und mein Herz. Darum kann ich mich mit ihrer Wanderung nicht aussöhnen.

Zwölfter Brief.

Julius an Emilie.

Nie hätte ich geglaubt, beſte Emilie, daß ein Gedanke, den der Zufall in mir aufweckte, und die Einbildungskraft weiter ausbildete, auf den ich nur in ſo fern Werth ſetzte, als er mir einige, auch ſonſt noch wohl zu hebende, Schwierigkeiten natürlicher und einfacher auflöſte, und unſre höchſte Aufgabe klarer und beſtimmter ausdrückte, den ich ſelbſt für nicht mehr hielt und gab, als für eine philoſophiſche Phantaſie, nicht um die Lükken wirklich auszufüllen, die ſich in der Kenntniß

niß unſers künftigen Zuſtandes finden, ſondern ſie nur für diejenigen Augenblicke zu überdecken, wo der Verſtand ein ſtärkeres Intereſſe fühlt, ſich mit dem Zukünftigen zu beſchäftigen, ohne daß das Herz daran Theil nähme — ich hätte nicht gedacht, daß ein ſolcher Gedanke ſo auf Sie wirken würde.

Als Traum kündigte ich Ihnen meine Wanderung an, lediglich als Traum ſollten Sie dieſelbe aufnehmen und behandeln — am wenigſten aber davon auf Ihr Herz und Ihre individuellen Bedürfniſſe Anwendung machen.

Das Herz ſoll ſich mit dem begnügen, was wir von unſerm künftigen Zuſtande mit Gewißheit wiſſen. Und das reicht auch zu unſrer Beruhigung hin. In dem Maße, als wir gut waren, wird es uns wohl gehen, wird unſer Geiſt und unſer äußerer Zuſtand immer vollkommerer werden, wird die Verwickelung unſers Lebens ſich immer mehr

auf-

auflöſen, werden wir dem Höchſten und Beſten immer näher kommen.

Mehr ſollten wir nicht wiſſen — und durften wir nicht wiſſen, wenn uns die Gegenwart, die unſrer Bearbeitung ganz hingegeben iſt, nicht aus den Augen verſchwinden, in der fernen Zukunft untergehen — wenn unſre Tugend nicht alle Reinheit und Uneigennützigkeit verlieren, wenn in unſerm Herzen noch Raum bleiben ſollte für jene ſtille Reſignation, für jenes edelmüthige Dulden, für jenes friedevolle Glauben und Hoffen, die den Menſchen ſo hoch ehren, und beſonders dem Weibe ſo viel Anmuth und Adel geben. Und dies iſt auch in der That genug für uns, um damit in den Abwechſelungen und Stürmen des Lebens unſre Ruhe zu ſchützen.

Die Beſchaffenheit unſerer künftigen Exiſtenz und ihrer Verhältniſſe läßt ſich auf verſchiedene Art denken, und iſt von je her verſchieden gedacht worden. Aber alle Beſtim-

ſtimmungen, die wir ihr geben mögen, ſind Werk der Phantaſie. Ein jeder hängt ſich an dasjenige, was ihm am meiſten mit ſich, ſelbſt und allem andern zu harmoniren, die meiſten Zweifel aufzulöſen ſcheint; ohne es auch nur zur bloßen Meinung reifen zu laſſen; ohne Gefühl, Glauben und Handlungsweiſe darnach zu modificiren.

Beym Schwärmer werden Träume zur Ueberzeugung; weil er die Gränzen des möglichen Wiſſens nicht kennt, nie darüber gedacht hat, auch, um ſeine Luftgebäude nicht zu zerſtören, nie darüber denken mag. Der beſonnene Menſch nährt ſie nur, um damit ein vorübergehendes ſpeculatives Bedürfniß zu befriedigen, um das Intereſſe des Verſtandes auch hier einiger Maßen zu beſorgen; weil es menſchlich iſt, über das Menſchliche zu denken, auch da wo man bloß vermuthen kann; und weil es nicht möglich iſt, darüber zu denken, ohne von mancher großen Wahrheit neue Anſichten zu gewinnen. Er erwartet

aber

aber dabey nichts für seine Lebensangelegenheiten, läßt nichts davon in sein Gefühl, in seine Entschließungen, und in sein Wirken übergehen.

Freylich könnte es scheinen, als ob ich für meine Wanderung mehr verlangte als das, indem ich sie als eine nothwendige Bedingung der Erreichbarkeit unserer Bestimmung, wie sie das Gewissen ankündigt, dargestellt habe, und das Fortschreiten des menschlichen Geschlechts in seiner Kultivirung dadurch allein Sinn und Bedeutung erhält. Aber dieser Schein wird verschwinden, wenn Sie erwägen, daß die höchste Aufgabe des Sittengesetzes für uns durchaus praktisch ist, und ihrem theoretischen Wesen nach nicht begriffen — daß ihre Möglichkeit zwar geglaubt, aber nicht eingesehen werden kann. Die Ausführung unsrer Bestimmung und der Bildungsplan der Menschheit im Ganzen liegen in der übersinnlichen Welt, stehen unter Gesetzen, die uns unbekannt sind. Wir können

nen wohl ſagen, was uns in unſrer Beſchränktheit nothwendig zu ſeyn ſcheint; aber es iſt Vermeſſenheit, wenn wir damit mehr als unſre menſchliche Vorſtellungsart ausdrücken wollen. Die Allgenugſamkeit des höchſten Weſens iſt, um die Vollendung der Menſchheit, der ganzen Geiſterwelt zu bewirken, nicht an die Mittel gebunden, die wir für die einzig möglichen halten.

Wenn Sie meinen Traum aus dieſem Geſichtspuncte betrachten, werden Sie gewiß die Vorwürfe, die Sie ihm machen, zurück nehmen. Er wird Ihnen durch ſein ernſthaftes Anſehen, durch ſeine regelmäßige Compoſition, durch ſeinen Zuſammenhang mit entſchiedener Wahrheit, durch das Licht, das er über unſern künftigen Zuſtand verbreitet, nicht mehr ſo große Anſprüche zu machen ſcheinen.

Er iſt freylich keins von den bloßen Spielen der Phantaſie, die nur das leere

Herz

Herz ausfüllen, traurige Stunden durch frohe Bilder erheitern wollen. Dazu wäre er freylich zu unfreundlich, zu kalt, zu consequent und kunstmäßig. Er ist eine von den speculativen Dichtungen, die dem Verstande da noch einen freyen Spielraum verschaffen, wo die Vernunft nichts mehr zu sagen hat, ohne darum mehr als unterhalten zu wollen.

Da Sie ihn indeß einmal so ernsthaft aufnahmen, konnte er freylich, in dem zerrütteten Zustande, worin sich Ihr Gemüth befand, nicht anders auf Sie wirken, als er gewirkt hat; er mußte ihre Ruhe erschüttern. Den Gedanken, das Leben auf Erden, das für Sie nur ein Leben voll Leiden war, nach dem Tode, vielleicht noch oft, anzufangen und zu vollenden, alle die traurigen Erinnerungen, schmerzhaften Empfindungen, bangen Besorgnisse wieder zu erfahren, konnte ein so weiches und schrecklich mißhandeltes Herz nicht tragen. Er mußte Sie in völlige Muthlosigkeit stürzen.

Ver-

Vergessen Sie alle Beziehungen auf sich selbst und die Wirklichkeit. Lassen Sie Ihr Herz, Ihre Ruhe ganz aus dem Spiele, die durch einen bloßen Traum doch wohl nicht gefährdet werden kann. Lassen Sie uns diese Sache als eine solche behandeln, die lediglich ihr eigenes Interesse hat, und mit nichts anderm in Verbindung steht. Sehen Sie das Folgende bloß als einen Versuch an, einer Dichtung Harmonie zu geben.

Wir könnten demnach dasjenige, was Sie von dem Eindrucke, den mein Traum auf Ihr Herz gemacht hat, von seinem trost- und freudenlosen Ansehen sagen, so wie Ihre Klagen über die Mängel dieser Erde füglich ganz übergehen; wenn nicht schon darin ein bedeutender Einwurf läge. Das Herz hat seine heiligen Rechte, die der Kopf, als Regulative für sein Denken, ehren muß, die er, auch durch die anspruchsloseste Meinung, nicht verletzen darf, denn sie umschließen das Höchste im Menschen, die letzten Principien alles Wissens.

Das Herz fordert Ruhe, Ersatz für erduldete Leiden, Vollendung harter und verwickelter Schicksale, Licht über die Unbegreiflichkeiten des gegenwärtigen Lebens vom zukünftigen. Nichts kann ihm diese Forderung streitig machen, nichts ihre Gültigkeit aufheben; sie hängt zu fest mit unsrer ganzen Natur zusammen, ist der Vernunft zu angemessen. Die Erde befriedigt diese Forderung nicht, kann sie nicht befriedigen. Sie wird immer voll Unruhe, das Leben auf ihr voll Verwirrung seyn. Ganz wohl wird uns hier nie werden; so sehr sich auch alles vervollkommnen mag. Alles löst sich hier nicht, alles nimmt hier kein Ende. Aber beschränkt uns meine Wanderung denn ganz auf diese Erde? Wird das Bessere nie kommen, weil es hier nicht kommt? Verliert die Aussicht dadurch allen Reitz, daß ihre Erfüllung sich weiter hinaus zieht? Muß denn alles so nahe seyn — alles auf ein Mal erreicht werden? Ist eine frohe Existenz kein Trost mehr, so bald sie nicht alle Wünsche erfüllt?

O, wir wären unglücklich, wenn wir nichts mehr zu wünschen hätten.

Das bessere Leben ist der Lohn unsrer moralischen Verdienste. Sind diese hier schon so groß, daß wir so viel dafür fordern können? Können wir jenen schon so bald abverdient haben?

Wie, wenn es die einzige Bedingung wäre, unter der wir für einen vollkommnern und glücklichern Zustand ganz könnten ausgebildet werden, daß wir dieses Erdenleben mit allen seinen Mängeln und Mühseligkeiten wieder von vorne anfingen; wenn der Preis der kostbarsten Güter nur allein durch die Erduldung derjenigen Beschwerden, die an dieser Erde haften, zu erlangen wäre: wollten Sie diese Beschwerden nicht noch einmal übernehmen, wollten Sie lieber ganz aufhören zu seyn, als sich unter dem Drucke mannichfaltiger Leiden, Räthsel, Widersprüche, Zweifel, Verluste und getäuschter Erwartungen

tungen das Beſte, was die Erde trägt, nach und nach aneignen?

Alles iſt und bleibt hier unvollkommen. Aber ſind wir ſchon für das Vollkommene reif? Haben wir nur eine reine, offene Empfänglichkeit dafür? Sind wir, unter den Arbeiten und Laſten dieſes Lebens, unter rohen, hartherzigen, unempfindlichen, egoiſtiſchen, verblendeten Menſchen, alles geworden, was wir unter ihnen werden konnten? Würde es uns nicht verderben, wenigſtens ſehr zurück halten, wenn wir hier immer erhielten, was wir wünſchen, wenn auch nur die reinſten und beſten Bewegungen unſers Herzens, unſre geiſtigſten Bedürfniſſe immer Befriedigung fänden?

Wenn Freundſchaft und Liebe, wenn Sinn für Harmonie und Durſt nach Wahrheit ihre kühnſten Ideale überall realiſirt ſähe: würden ſie dann wohl in ihm ſo lebendig ſchaffen, ſo genialiſch bilden, ſich in ſo viel neuen Formen entfalten, den geiſtigen

Menſchen in einer ſo regen Thätigkeit erhalten? Würden ſie ſich nicht vielmehr in ſich ſelbſt verzehren? Würde der Menſch ſo viel Großes für ſie thun, im Streben nach ihnen hin ſo viel andres mit erſtreben, wenn er alles ſo fände, wie er es ſucht?

Unſer Klima iſt nicht ſo rauh, daß die zarten Pflanzen gar nicht gedeihen könnten. Ihre äußere Ausbreitung wird nur gehemmt; aber der innere Lebenstrieb entwickelt ſich ſo viel reicher.

Unſere Empfindungen ſind noch nicht ſo lauter, ſo uneigennützig, ſo warm und ſo ausdauernd, unſre gegenſeitige Achtung iſt noch nicht ſo heilig, unſre Liebe noch nicht ſo hingebend, daß ihnen alle äußerlichen Hinderniſſe dürften genommen werden. Wir würden nicht mit dem vollen Herzen den verwandten Menſchen umſchließen, wenn er uns entgegen käme, mit dem wir jetzt ſein Daſeyn bloß ahnden, da wir

ihn

ihn längſt, in der Nähe und in der Ferne, vergebens ſuchten. Der Schmerz des Entbehrens, die melancholiſche Trauer der Trennung gibt unſern Gefühlen erſt jene heilige Weihe, jenen ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus, der, bei allen Verirrungen, die er veranlaßt, doch unſer Leben ſehr veredelt.

Wir dulden nur, um einſt reiner und voller zu genießen.

Sie fürchten, Ihr Zuſtand werde ſich auf dieſe Weiſe nach dem Tode noch gar nicht verbeſſern, er könne vielleicht noch trauriger werden. Dieſer Gedanke lag Ihrer ſchwermüthigen Stimmung ſehr nahe; aber nur dieſe konnte ihm ein bedeutendes Gewicht geben.

Wenn Sie auch auf alles dasjenige nicht rechnen, womit ein reines Selbſtbewußtſeyn das Unangenehme unſers Lebens verſüßt, ſo rechnen Sie auf die Gerechtigkeit des Schickſals. Aus Liebe für hö-

here Zwecke, damit wir nähmlich das wirklich werden, was wir werden sollen, muß es uns oft ein ganzes Leben hindurch vernachläßigen und Preis geben, aber nicht ohne uns das in einem künftigen Zustande, nach Maßgabe unsers sittlichen Werthes, zu ersetzen.

Nicht in jedem einzelnen Momente, wohl aber im Ganzen unsrer Existenz, und vielleicht auch schon unsrer Erdenwanderung rechtfertigt sich das Schicksal. Vollkommen wird es sich rechtfertigen, wenn wir die Periode angetreten haben, die über diese Erde hinaus liegt. Die Tugend ist auch in meinem Traume Verheißung der Glückseligkeit. Wenn ihre Ansprüche eine Zeit lang mit Härte abgewiesen werden: so ist die Befriedigung nachher so viel reicher und belohnender. Unglückliche, aber gute Menschen haben eine große Weisung auf den nächsten Zustand. Die Bürgschaft leistet ihnen ihr eigenes Herz.

Wir berechnen unsre Genüsse gewöhnlich nach dem äußern Scheine, nach fremder Meynung, nach öffentlichen Vorurtheilen; und sind dann in der That sehr reich, wo die Welt — wo wir uns selbst für arm halten; sind oft nie mehr zu beneiden, als da, wo unsre Klagen am lautesten werden, nie mehr im Besitze des Glückes, als da, wo es uns am meisten scheint verwahrlost zu haben. Würden wir unsern Schmerz wohl mit Gefallen nähren, ihn in der Phantasie vergrößern, wie wir doch nicht selten thun, wenn er uns nicht eine geheime Wollust gewährte?

Sie glauben, ein höherer Grad von Ausbildung müsse, so lange wir auf dieser Erde bleiben, unsern Zustand eher verschlimmern, als verbessern. Es ist wahr, er vermehrt unsre Bedürfnisse, und macht ihre Befriedigung schwieriger, er läßt mehr Leeres in unserm Herzen. Aber er vermehrt doch auch die Summe des innern Lebens, erhöht den geistigen Selbstgenuß,

und

und gibt mich mir selbst mehr hin, je weniger er außer sich Befriedigung findet.

Die Natur bleibt hinter den Wünschen und Bedürfnissen des Gebildeten weiter zurück, als hinter den Wünschen und Bedürfnissen des Ungebildeten; denn ihr Gang ist andern Gesetzen unterworfen als der freye Gang des Menschen — und unser Streben reißt nicht alle andre mit zu gleicher Höhe. Aber würden wir unsre innern Schöpfungen so rein empfinden, uns unsers Fortschreitens so lebendig bewußt werden, wenn alles, was in uns ist, auch in äußere Darstellung überginge? Würden wir uns nicht in dem Producte gänzlicher verlieren, über unsern Beziehungen unser besseres Leben vergessen?

Je mehr wir uns selbst gewinnen: desto mehr vermissen wir am Fremden. Je thätiger und reiner unser Werk sich fortbildet: desto fühlbarer werden uns die Mängel an dem,

dem, was nicht unſer Werk iſt. Aber ſo ſollte es auch ſeyn; ſo fordert es unſre Beſtimmung zur ſelbſtſtändigen Geiſterwürde. Darum geht der höhere Menſch ſo oft leer aus, daß das Gefühl ſeines Höherſeyns ihn mächtiger ergreife, daß er ſich ſelbſt mehr genügen lerne.

Die Vernunft ſchafft ihre Ideale nicht, daß wir dasjenige mit ihnen vergleichen, was nicht in unſerer Gewalt iſt. Was wir ſelbſt thun können, ſollen wir gegen ſie halten, deſſen, was wir uns von ihnen angeeignet haben, ſollen wir uns ſuchen bewußt zu werden.

Die Welt iſt nicht da, uns phyſiſchen Genuß zu geben. Der geiſtige Menſch ſoll ſich aus ihr bereichern mit Erweiterung und Vervollkommnung ſeines Weſens. Was ihm dazu nicht nützt, darüber darf er nicht klagen, er ſoll es nur verwerfen, davon, als von etwas, das ſeiner unwürdig iſt, weg-

ſehen,

sehen, und sich an dasjenige halten, was er, nach der Eingebung eines bessern Genius, mit eigner Kraft in sich aufgenommen hat. In einer höhern Periode unsrer Existenz wird sich auch das fügen — der Gedanke, das Gefühl auch Darstellung werden.

Sie kennen selbst jenes unaussprechliche Gefühl der Erweiterung, des Fortstrebens, der innern Entwickelung zu gut, als daß ich darüber noch mehr sagen dürfte. Für den Unwürdigen, der auf die Verbesserung seines Lebens gar keinen Werth setzt, dem Geistesvollkommenheit nichts gilt, weiß ich keinen Trost. Für ihn ist die Aussicht auf ein neues Erdenleben höchst traurig; denn er hat nichts, womit er sich helfen könnte. Er wird wieder geboren, um in der Armuth und den Plagen seiner irdischen Existenz den Lohn seiner Unwürdigkeit zu finden. Er verdient es nicht besser. Wer nicht gut seyn will, nichts leisten mag, der beklage sich auch nicht, wenn er ungetröstet bleibt.

Ganz

Ganz anders ist es mit dem Menschen, der aus reiner Liebe zum Vortrefflichen weiter drang, der aus Pflichtgefühl, aus moralischem Triebe, an der Erhöhung seines Wesens arbeitete. Daß diese Liebe nicht stirbt, daß dieses Pflichtgefühl nicht auslöscht, daß dieser Trieb nicht erkaltet, daß er, ohne von seiner Stärke etwas zu verlieren, sich in immer neuen Entwickelungen zeigt, in immer neuen Beziehungen thätig ist, daß die Summe des innern Lebens, das er in sich geweckt hat, sich über seinen nächsten und alle folgenden Zustände in tausend Strömen ausgießen, daß nichts ihn sich selbst entreißen, nichts die Welt, die er in seinem Herzen aufgebaut hat, zerstören werde, das ist sein Trost und seine Hoffnung.

Daß die heitern Jahre der Kindheit mit ihren schuldlosen Freuden wiederkehren, daß die gestorbenen Blumen wieder auferstehen, daß das Land der Träume ihn wieder umfangen werde, interessirt ihn wenig. Mehr aber interessirt es ihn, daß er, als derselbe

tugendhafte, ſtrebende, ſich ſelbſt bildende Menſch, fortdauern wird. Thätigkeit des Geiſtes, die genießend, duldend und arbeitend, kämpfend gegen den Widerſtand, ringend mit dem Drucke, tragend, was nicht zu ändern iſt, reſignirend auf das, was nicht zu erwarten ſteht, wirkend, wo ſie wirken kann, durch nichts geſtört und aufgehalten, wenn ſie ſich nicht freywillig unterwirft, ſich nicht aus eigner Entſchließung anhält — das Prinzip der Freyheit immer mehr entwickelt, bleibt ihm eine nie verſiegende Quelle ſchöner Freuden, die ſich ins Unendliche vervielfältigen.

Dreyzehnter Brief.

Julius an Emilie.

(Fortsetzung des vorigen.)

Der gänzliche Mangel an Erinnerungen aus unserm vorigen Zustande scheint auf den ersten Anblick einer der bedeutendsten Einwürfe gegen unsre frühere Existenz zu seyn. Nicht Eine Spur davon blieb in unserm Bewußtseyn hangen. Nicht Ein Andenken kam von dorther zu uns herüber. Nicht Eine Stimme tönt aus der Vergangenheit herauf. Nicht einmal ein Gefühl davon, daß wir früher da waren, welches doch wohl eine unumgängliche

liche Bedingung ist, wenn wir uns für dieselben Menschen halten sollen.

Aber wie, wenn es eine nothwendige Folge unsrer Unvollkommenheit wäre, daß wir das Vorhergehende vergessen müßten, um uns dem Gegenwärtigen ganz zu widmen? — wenn unser Blick zu beschränkt wäre, um die Ideenmasse zweyer Leben zugleich zu umfassen; wenn eine Erinnerung, die sich so weit zurückzöge, uns zu sehr zerstreuen würde, um denjenigen Zweck, für den wir jetzt allein arbeiten sollen, unverrückt im Auge zu behalten; wenn wir unter der Mannichfaltigkeit von Erscheinungen, die sich an unser Ich anlegten, den Punct, den es selbst, mit seinen Gefühlen und Bedürfnissen, einnimmt, und der uns immer der wichtigste seyn muß, verlören; wenn der Mensch sein Ziel in jeder Organisation nur dadurch erreichen könnte, daß er ihr mit allem seinen Wissen und Thun ausschließlich angehörte, und von der vorigen nichts als ihr Product — eine gewisse

Rich-

Richtung des Geistes übrig behielte: würden Sie dann das Vergessen unsrer frühern Existenz noch unzweckmäßig finden? Gehörte es nicht vielmehr in einen weise angelegten Plan der Erziehung des Menschen? Verhält es sich aber mit uns wohl anders? Können wir in Einem Leben wohl mehr als die Erscheinungen dieses Lebens umfassen und verarbeiten? Wie viele dürften wohl behaupten, daß sie diese ganz umfaßt und verarbeitet hätten?

Unser Bewußtseyn, unser Selbst ist mehr als das Resultat unsrer Organisation. Es ist inneres Leben, etwas, das sich rein und selbstthätig durch alle Momente unsrer Existenz fortbildet, das, an sich ewig dasselbe, immer anders erscheint. Aber, bey dem gegenwärtigen Maße seiner Endlichkeit, verliert es sich ganz in seiner Erscheinung, kettet es sich so fest an die Geisteseigenthümlichkeiten, an die Lage und Organisation des Individuums an, daß dieses sich nur darin fühlen, nur darin finden, erkennen und festhalten kann. So

lange

lange es damit in Verbindung bleibt, kann es sich nie ganz in Gedanken davon abtrennen, und in einen andern Zustand versetzen, wo alles anders war. Unser Bewußtseyn hat sich tief in unsre gegenwärtige Individualität hinabgesenkt; das Leben, das einmal hinter uns liegt, erscheint uns deswegen nicht mehr als das unsrige. Ist es noch unbegreiflich, daß uns keine Erinnerung aus demselben übrig blieb, da uns das gegenwärtige in den Schranken seiner Empfindungen, Vorstellungen, Bedürfnisse und Bestrebungen so fest gefangen hält?

Aber sind wir noch wohl dieselben Menschen, wenn wir uns in der Vergangenheit gar nicht mehr erreichen können? Kann ein Zustand der unsrige seyn, den unser Bewußtseyn nicht berührt, den unser Ich nicht in sich aufnimmt, der so ganz aus uns herausgeworfen ist? Wir wären nicht mehr dieselben Menschen, jener Zustand wäre nicht der unsrige, wenn uns die Erinnerung nie wiederkäme.

käme. Was haben wir aber für Grund, dieses anzunehmen? In unserer gegenwärtigen Bildungsperiode blieb sie uns verschlossen, damit wir unsre beschränkte Thätigkeit energischer auf Einen Punct concentrirten. Warum soll sie eine feinere Organisation, in einem höhern Zustande, wo unser Wissen und unsre Thätigkeit sich, ohne an innerer Stärke einzubüßen, durch einen weitern Raum verbreiten können, nicht wieder aufwecken? Wenn unser Geistiges sich einst mehr vom Körperlichen und Individuellen getrennt hat, werden wir uns auch da wiederfinden, wo wir uns jetzt nicht finden können. Wenn unser Blick einst mehr umfassen kann, ohne sich zu zerstreuen, wird die ganze Reihe unsrer Lebensentwickelungen und Umgestaltungen vor uns liegen, mit dem Bewußtseyn, daß wir sie durchwandert haben.

Noch geht unsre Wanderung durch enge Thäler. Wir sehen nur dasjenige, worin wir uns gegenwärtig befinden. Ist die Höhe

da

da vor uns erst erstiegen: dann wird sich uns der ganze zurückgelegte Weg mit allen seinen Krümmungen und Abwechselungen wieder enthüllen.

Wir sind dieselben Menschen, die vorher lebten, aber wir sind es nicht für uns, wir können uns noch nicht als dieselben erkennen. Ein höheres Wesen, das das Ganze übersähe, würde uns an unsern fortdauernden Geisteseigenschaften, an dem gleichen moralischen Charakter, und an allem, was wir aus dem einen Leben mit in das andere hinüber nahmen, unterscheiden. In einem höhern Zustande werden wir auch für uns, in allen Perioden unserer Existenz, dieselben seyn, unsern Charakter als den unsrigen in allen seinen äußern Umgestaltungen wiederfinden.

Nur dann erst sind wir auch im Stande, von der Erinnerung des Vergangenen den Gewinn zu ziehen, den Sie sich davon versprechen.

ſprechen. Jetzt würde ſie uns nur verwirren und uns verhindern, uns auf unſerm jedesmaligen Standpunkte zu orientiren. Müßige Träume von dem, was nicht mehr iſt, leere Spiele der Phantaſie würde ſie in uns aufwecken, und uns von der Beſchäftigung mit dem, was uns in jeder Situation das einzig Wahre und Wirkliche ſeyn ſoll, zurückrufen.

Wäre es mit unſerm Leben bloß auf Vermeidung des Schmerzes und auf angenehmen Sinnengenuß abgeſehen, dann wäre es freylich beſſer, wir hätten aus unſerm vorigen Leben die Erfahrungen und Einſichten übrig behalten. Das Andenken ähnlicher Situationen würde uns oft ſehr lehrreich werden, uns Klugheit, Muth, Standhaftigkeit und Duldungskraft geben. In traurigen Stunden würde noch manches frohe Bild aus den Schatten der Vergangenheit aufſteigen, und uns heiter machen.

Aber alles müßte anders seyn, wenn wir nur einiger Maßen Grund haben sollten, dieß für unsre Bestimmung zu halten. Erweiterung unsers Geistes, höhere Vollkommenheit ist unser letzter Zweck. Auf jedem Standpunkte im Universum soll er alles gewinnen, was er sich auf demselben aneignen kann. Hat er dieses gethan: so ist dieser Standpunkt für ihn unnütz geworden. Was er ihm geben konnte, ist in ihm bloß als Form und Richtung. Das Andenken an das Bestimmte, die besondern Gefühle, Kenntnisse, Ansichten und Bestrebungen muß verschwinden, damit es ihn nicht in seinen gegenwärtigen Arbeiten hindere.

Bestände unsre wahre Vollkommenheit in dem Reichthume von Kenntnissen und Geisteseigenschaften, den wir uns erworben haben: so wäre wieder das Andenken an das Vergangene eine unumgängliche Bedingung unsrer Vollkommenheit. Aber in jeder Periode spiegelt sich das Universum auf eine eigne Art in

uns

uns ab, nach dem Verhältnisse, worin wir zu ihm stehen, nach dem Maße unsrer Beschränktheit, und der Beschaffenheit des Mediums, durch welches es sich dem Geiste mittheilt. Das Wahre, was wir da finden, ist also gerade nur für diese Lage wahr, für das Ganze unsrer Bestimmung leerer Schein, da sich uns nirgends das eigentliche Wesen der Dinge selbst offenbart. Der Geist soll nicht diesen Schein festhalten, sich ihm auf immer hingeben, sondern sich durch ihn nur neue Fertigkeiten anbilden lassen. Das Materielle gilt an sich nichts, das Formelle alles; und jenes nur durch dieses etwas.

Selbst unsre moralischen Eigenschaften dürfen nicht nach der zufälligen Gestalt, in der sie in uns übergingen, sondern lediglich als freyes Werk des Geistes, als etwas, das im Geiste ruht, gewürdigt werden. Es würde uns also auch nicht zu Statten kommen, wenn wir uns der äußern Begünstigungen, die wir, zur Verbesserung unsers Herzens,

in einem vergangenen Leben erfuhren, wieder erinnern könnten; wenn uns nur das Maß von Vortrefflichkeit bleibt, welches dadurch in uns hervorgebracht wurde. Um unsre Pflicht zu thun, und nach immer größerer moralischer Würdigkeit zu streben, wissen wir überall genug.

Sie glauben, wir würden den Plan unsers Lebens besser überrechnen, was noch zu thun sey, zuverlässiger bestimmen, wenn wir wüßten, was wir schon gethan haben. Aber unsre Beschränktheit würde uns doch daran verhindern, wenn uns auch die Rücksicht auf das Vergangene nicht verschlossen wäre. Der Plan unsers Lebens im Ganzen ist von der Vorsehung entworfen, und wird von ihr ausgeführt. Uns bleibt nur die Beurtheilung und Anordnung dessen, was wir in jeder Existenz thun können und sollen; und dazu reicht diese Existenz selbst hin. Wir brauchen uns nur zu finden, wie wir sind, die Verbindungen, in denen wir leben, die Welt und unser

Ver-

Verhältniß zu ihr zu kennen, und dann auf die Aussprüche unsers innern Menschen zu hören, um zu wissen, wie wir am nachdrücklichsten auf unsre Bestimmung hinwirken können.

Schwerlich würden wir auch die Wege der Vorsehung besser beurtheilen, wenn die ganze Reihe unsrer verflossenen Lebensentwikkelungen vor uns läge. Freylich, je mehr Erfahrungen über unsre Schicksale wir mit einander vergleichen können: desto mehr leuchtet uns in der Verknüpfung derselben das Werk der Weisheit ein. Aber unser gegenwärtiges Leben gibt uns Stoff genug, den großen, ruhigen und weisen Gang der Weltordnung zu beobachten, und uns von einer verständigen Leitung der menschlichen Dinge zu überzeugen. Das Ganze würden wir doch nie umfassen, die Beziehung alles dessen, was geschieht, auf den höchsten Zweck nicht einsehen können. Wozu denn eine Spekulation, die uns von nützlicher Thätigkeit abzieht?

Haben

Haben wir eine höhere Stufe unsrer Wanderung erreicht, dann erst kann uns die Uebersicht der ganzen Vergangenheit wohlthätig werden, dann erst sind wir im Stande, zu würdigen, was wir unter allen Umständen, in denen wir lebten, geworden sind, und was noch aus uns werden muß. Dann wird die ganze Vergangenheit wieder mit dem vollen Leben der Gegenwart vor uns stehen. Das ist der Moment der nächsten Vollendung, der die Menschheit hoffend entgegen sieht, zu der sich der Bessere durch Arbeiten und Aufopfern hinauf ringt.

Sie finden die Entwickelung zur höchsten Vollkommenheit zu langsam, zu träge. Sie meynen, die Menschheit verarme über ihrer Bereicherung. Sie vergessen, daß das Unendliche der Vollkommenheit, die wir erstreben sollen, eine Aufgabe an freye Wesen ist. Der reine Gewinn, den wir von jeder Lage, in der wir existiren, ziehen, konnte uns auch ohne dasjenige, was davon geschieden wer-

den

den muß, zu Theil werden. Aber der Charakter des Menschen, selbstthätige Ausbildung, ging dann verloren. Er selbst mußte die Thorheit von der Weisheit, den Irrthum vom Wahren, das Fehlerhafte vom Nutzbaren, nach eigner Einsicht und mit eignem guten Willen sondern. So fordert es seine Bestimmung. Und überdem dürfte sich dessen, was der Mensch gar nicht zu seiner Bildung verwenden kann, wohl nicht viel in seinem Leben finden. Alles, selbst der Irrthum, soll ihn bereichern.

Das höchste Wesen konnte unsre Bahn abkürzen, eben so wie es unsre Natur gleich Anfangs auf einen höhern Standpunkt stellen, uns vollkommner erschaffen konnte. Aber es fand beydes dieser Natur, und ihrer Bestimmung nicht angemessen.

Auch ist nicht jedem dieser lange, mühsame Weg vorgezeichnet. Freylich war es hart, ein fühlendes, sehnsuchtsvolles Herz, das

das sein Ziel mit einem so feurigen Interesse verfolgt, so weit von demselben zu entfernen. Aber es gibt etwas, das in unsrer Gewalt steht, und diese weite Entfernung aufhebt; und das ist eben jenes fühlende sehnsuchtsvolle Herz. Es findet sich nur beym Tugendhaften. Als guter Mensch, hat er am Guten höheres Interesse, steht er aber auch der Befriedigung desselben näher. Tugend ist das Organ der gesammten geistigen Ausbildung. Ihre Harmonie, ihr belebendes Feuer, ihre reinigende, veredelnde Kraft breitet sich über den ganzen Geist aus, erhöht sein ganzes Wesen, und gibt ihm alles zugleich, was andre erst auf einer langen, mühsamen Wanderung einsammeln müssen. Tugend rückt den Menschen über das sichtbare Universum hinaus, und bereichert ihn, wie durch ein Wunder, mit allen seinen Beziehungen. Es würde ein Wunder seyn, wenn sie nicht, mit der geistigen Natur, deren edelste Darstellung sie ist, in einer höhern Welt läge. Wer tugendhaft lebt und denkt, dessen äußere Erschei-

ſcheinung hat auch eine edlere und würdigere Form, die nichts als der Ausdruck eines groſſen Charakters iſt. Größere Ausbildung, ein beſſerer Zuſtand ſtellt in der That nur den Fortſchritt der moraliſchen Geſinnung dar. Das veredelte Irrdiſche iſt weitere Entfaltung des Göttlichen.

Es gibt erhabene Menſchen, denen die gegenwärtige Sphäre offenbar zu enge iſt, die in ſich eine reichere Welt tragen, als diejenige iſt, die ſie umgibt, in denen alles, Gefühl, Gedanke, Kraft Trieb und Wirken nach oben deuten, deren Herz ſchon einen größern Schatz von Bildungen enthält, als die ganze Erde. Sie können hier nichts mehr werden, alles iſt unter ihnen. Warum ſollten ſie länger hier bleiben? Ihr beſſeres inneres Leben ſtellt ſich auch äußerlich als beſſerer Zuſtand dar. Ihr Tod iſt ihre erſte Vollendung nach dem Erdenleben.

Unſre Erde gibt einem ſchönern Sterne unaufhörlich neue Bewohner, die ſich durch

Adel

Adel des Geistes und des Herzens hinaufrungen. Eben so empfängt sie vielleicht selbst von einem andern Planeten solche, die auch hier seyn mußten, um ihre Bestimmung zu erreichen. Die ganze Geisterwelt steht in einem großen Bunde, ist durch das Band des wechselseitigen Gebens und Empfangens verknüpft.

Viele, die wir liebten und verehrten, sind nicht mehr hier. Von uns hängt es ab, uns, durch Innigkeit und Reinigkeit des Herzens, für einen bessern Zustand früher empfänglich zu machen. Keine wahre Lehre ist trostlos. Aber der Mensch beraubt sich ihres Trostes durch sittliche Unwürdigkeit. Einem edeln Sinne ist alles voll Trost und Freude. Trost und Freude brechen in tausend Strömen aus ihm selbst hervor. Genuß, Hoffnung und Aussicht sind ein Werk unsrer Freyheit.

Vierzehnter Brief.

Emilie an Julius.

Ich fange an, Julius, Sie beſſer zu verſtehen, ſeit ich mehr gelernt habe, Ihren Traum bloß als Traum zu betrachten. Ich glaubte immer, Träume würden nur von der Phantaſie geſchaffen, durch frohe Bilder und liebliche Anſichten das Herz zu erfreuen. Mir war alles ernſthaft, was nicht gleich dieſe Tendenz verrieth; ich konnte nicht unterlaſſen, es auf meine Angelegenheiten zu beziehen, und nach ſeinem Einfluß auf dieſelben zu würdigen. Von jenen ſpekulativen Träumen, mit denen der Verſtand ſpielt, theils, um

ſpie-

ſpielend zu lehren, theils, um ſeine Bedürfniſſe durch das Mögliche zu befriedigen, wo ihn das Gewiſſe verläßt, auch in dem an ſich Unerforſchlichen nach den Geſetzen ſeines Weſens thätig zu ſeyn, kann ein Weib nicht wohl einen Begriff haben.

Unſer Verſtand hat kein eigenes Intereſſe. Er iſt ganz im Dienſte des Herzens. Entweder müſſen wir dem Herzen durch angenehme Phantaſieen genügen; oder wir denken, um unſern Wirkungskreis und unſre Genüſſe zu verſchönern, unſre praktiſchen Angelegenheiten zu beſorgen. Es gilt uns um Wahrheit, die ſich im Leben bewährt, oder um Dichtung, die das Leben verſchönert. Ein Drittes gibt es für uns nicht. Nur die Männer müſſen denken, um zu denken.

Aus dem letzten Geſichtspunkte betrachte ich jetzt Ihre Todtenwanderung. Ich entſchlage mich aller Beziehung auf mich ſelbſt. Ich vergeſſe, daß ich etwas dabey zu gewin-

nen oder zu verlieren habe. Ich suche keine Wahrheit des Wirklichen mehr.

Eine Speculation, wie diese, sollte sich eigentlich nie in die weibliche Sphäre verirren. Aber der Zufall hat sie einmal hinein geführt. Ich kann Ihnen nicht vorwerfen, wozu ich Sie aufgefordert habe. Seit meine Ruhe nicht mehr dabey interessirt ist; seit der Glaube an den bessern Menschen, der in mir wohnt, mich und meine Hoffnungen trägt, unterhalte ich mich gern mit Ihnen über eine Sache, die mit unsern heiligsten Angelegenheiten so genau zusammenhängt. Ich finde darin Aufheiterung; ich kann mich darüber meines Kummers in etwas entschlagen. Meine Schicksale beschäftigen mich nicht allein. Meine Ruhe gewinnt, je mehr ich mich durch die That überzeuge, daß das innere Leben nicht ganz in der Gewalt des äußern stehe.

Sie haben meine Zweifel gegen ihre Wanderung glücklich beantwortet. Zwar hätte ich

ich gegen manches noch wohl etwas zu erinnern; aber es betrifft Punkte, in denen so viel auf die individuelle Ansicht ankommt, wo die eigenthümliche Empfindungsweise, die ganze Richtung und Stimmung des Charakters, einen so bedeutenden Einfluß auf die Urtheile hat, daß sich schwerlich zwey Menschen je ganz darüber vereinigen werden. Sie erkennen ja selbst Träume der Art für Geschöpfe unsrer Individualität, die jeder nach seiner Weise bildet, je nachdem es ihm sein Herz eingibt, und die deswegen auf nichts weniger, als auf allgemeine Einstimmung Anspruch machen können.

Könnten wir daher auch über dasjenige, worüber es noch wohl möglich ist, sich mit andern zu verständigen, einig werden: so muß ich Ihnen doch voraus erklären, daß ich mich, eben um meiner Individualität, um meines Herzens willen, von Ihrem Traume ganz lossage. Es ist etwas in mir, was jede Befreundung mit ihm unmöglich macht.

macht. Und dieß wird sich immer dagegen auflehnen, selbst wenn Sie mir die Einwendungen, die ich noch zurück habe, geschickter beantworteten, als die vorhergehenden.

Sehr viel hat er von seinem finstern Ansehen dadurch verloren, daß Sie für den bessern Menschen die Möglichkeit übrig lassen, seine Bahn schneller zu vollenden, sich durch Reinheit und Stätigkeit des Sinnes einen höhern Aufschwung zu geben, und sich dadurch, wie durch eine geheime und plötzliche Gewalt, aller der Bildungen zu bemächtigen, die ihn zum Uebergang in einen vollkommnern Zustand früher reif machen. Aber noch immer fürchte ich von ihm, nicht allein einen moralisch schädlichen Einfluß auf die Gemüther, sondern auch Widerspruch mit manchen Aussprüchen des sittlichen Bewußtseyns, oder doch mit Erwartungen, die der bessere Mensch mit seiner tugendhaften Gesinnung so innig verwebt hat, daß er sie nicht ohne Gefahr für die letztere aufgeben kann.

Der Glaube an eine moraliſche Vergeltung, an eine Abhängigkeit unſrer Schickſale von unſerm ſittlichen Verhalten, die noch durch eine andere Vermittelung, als die phyſiſche Folge bewirkt wäre, iſt zu tief in unſer Bewußtſeyn gepflanzt, hängt mit den gemeinſten und ausgemachteſten Begriffen vom Weſen der Sittlichkeit zu genau zuſammen, als daß nicht mit ihm der Glaube an Tugend und Menſchenwürde ganz ſinken müßte. Die Menſchheit ſcheint ihn auch eben ſo wenig zur Aufrechthaltung der äußern Ordnung, als zur Beförderung und Unterſtützung der Tugend entbehren zu können.

Nach der Ausſage unſers moraliſchen Bewußtſeyns muß der Tugendhafte in eben dem Maße glücklich werden, als er ſich mit Ernſt der Erfüllung ſeiner Pflichten geweiht hat; verdient der Laſterhafte in eben dem Maße elend zu ſeyn, als ſeine Geſinnung und ſein Leben verwerflich waren. Entweder es iſt keine Gerechtigkeit in der Welt, keine ſittliche

liche Ordnung, und kein höchstes Wesen, unsre Begriffe von Tugend und Pflicht sind leerer Wahn; oder auf das Gute muß angemessenes Glück, auf das Böse angemessenes Leiden folgen.

Wie stimmt damit Ihre Wanderung? Gute und Böse sind auf Einem Wege, haben Eine Bestimmung. Ein Plan ist für ihr Leben entworfen. Alle sollen sich auf gleiche Weise ausbilden, zu gleicher Vollkommenheit und Zufriedenheit hinanreifen. In allen spiegelt sich das Universum ab, alle bereichern sich ohngefähr mit gleichen Gütern.

„Zwar die Tugend ist Verheißung eines „glücklichen Lebens. Wenn der gute Mensch „in Einer Existenz leiden muß: so wird er „in der andern dafür schadlos gehalten. Der „Unerforschliche, der das Leben der Men„schen leitet, weiß die Zwecke der Bildung „und der Schadloshaltung auf eine uns un„begreifliche Art zu vereinigen."

Aber sind damit schon die Forderungen der Gerechtigkeit erfüllt? Ist damit alles ausgeglichen? Warum konnten diese Zwecke nicht schon jetzt, wo doch unläugbar die Tugend oft leidet, das Laster oft im Sonnenschein der Freude wandelt, vereinigt werden, wenn es der Allmacht möglich war, eine solche Einrichtung zu treffen, daß das Bildungsmittel zugleich eine angemessene Vergeltung sey? Wird unser nächster Zustand nicht dem gegenwärtigen darin gleichen? Läßt sich eine Vergeltung denken, ohne daß das vernünftige Wesen selbst den moralischen Zusammenhang zwischen seinem Verhalten und seinem Zustande einsehe? Ich bin oft froh gewesen, habe oft Gutes genossen; aber nie hat mir mein Herz davon etwas gesagt. Und hätte es mir davon gesagt: wie konnte ich versichert seyn, daß ich mich nicht täusche?

„Die Tugend ist das Organ der gesamm-
„ten geistigen Ausbildung. Sie erhöht und

„Sie

„veredelt das ganze Wesen des Menschen. „Sie führt ihren Freund gleich zu einem „bessern Zustande hinüber.“ Das ist also die Strafe des Gottlosen, daß er noch lange im Staube dieser Erde kriechen, daß er noch lange dasselbe traurige Einerley muß wiederkehren sehen, daß er noch lange von Unglücksfällen leiden muß, über die den Tugendhaften, wenn er auch noch nicht die Größe und Reinheit der Gesinnung erreicht hat, wodurch er für einen höheren Aufenthalt reif wird, schon sein besseres Herz erhebt.

Aber hat nicht die Weltgeschichte in jedem Zeitalter glückliche Böſewichter, geehrte Sclaven des Lasters, triumphirende Feinde des menschlichen Geschlechtes aufgezeigt? Und weiß es denn ein elender Lasterhafter, daß er elend sey, weil er in einem vorhergehenden Zustande schlecht war? Welche Tendenz kann eine solche Strafe wohl haben?

Wir sind keine sichern Richter über Glück und Elend; wir beurtheilen beides zu oft nach Vorurtheilen und fremder Meynung. Ganz recht. Aber es kommt hier doch alles darauf an, wie wir die Sache empfinden. Ein Unglück, das wir nicht dafür halten, ist auch für uns keins. Die Wohlfahrt, die mich nicht zufriedener macht, belohnt mich nicht.

Der Lasterhafte, den der innere Werth der Tugend nicht rührt, dem die Pflicht durch sich selbst nichts gilt, wird vielleicht durch die Schrecknisse, womit die Zukunft seinem unwürdigen Leben droht, nicht besser. Aber diese Schrecknisse müssen die Ordnung der Welt aufrecht halten, den rohen Ausbrüchen bösartiger Gesinnungen, den wilden und zerstörenden Wallungen der Leidenschaft Schranken setzen. Die Furcht vor künftigem Elend muß das Gemüth zur Empfindung des innern Adels der Tugend erziehen; bey ganz sinnlichen Menschen dem Herzen die erste

Kultur

Kultur geben, die Empfänglichkeit für das rein Sittliche wecken.

Mehr noch bedarf der Tugendhafte des Glaubens an eine beſſere Zukunft, um nicht allen Muth zu verlieren, um nicht zu erliegen unter dem Schmerze harter Leiden und freiwilliger Aufopferungen. Nehmt dem ſtillen Dulder den freyen Blick zum Himmel, das glaubensvolle Warten auf die beſſere Welt, die freudige Zuverſicht, daß er nur für wenige Jahre leide, daß dort alles herrlicher, vollkommner, befriedigender ſey, nehmt ihm die Hoffnung des Lohnes nach dieſem Leben, wenn er mit dem tiefſten Kummer kämpft, wenn er die heftigſten Begierden unterdrükken, die gewaltigſte Leidenſchaft niederſchlagen, die Gegenſtände ſeines feurigſten Strebens hingeben, das geliebteſte Gut verläugnen ſoll, bloß um der Pflicht willen: was wird ſein Herz dann zur Ruhe bringen, was wird ihm Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit erhalten?

Das

Das Vertrauen auf die bessere Zukunft ist das köstlichste Gut der Menschheit, die einzige Bedingung, unter der es noch große und edle Männer geben kann, die sich für das Wohl der andern aufopfern, die einzige Bedingung unter der der Gute noch leben, noch fortarbeiten mag.

Und dann das Wiedersehen, in einer andern Welt. Ich hange zu fest an diesem Glauben, er ist zu sehr mit meinem ganzen Leben zusammengewachsen, ist mir zu sehr zum Bedürfniß geworden, als daß irgend ein Raisonnement mich darin könnte wankend machen.

Das Interesse, das ich für meine Fortdauer nach dem Tode habe, wird mehr durch den Wunsch bestimmt, diejenigen, die ich hier liebte, mit denen ich hier in Freundschaft und Liebe verbunden war — als durch den, mich selbst wiederzufinden.

Der

Der Unglückliche, wenn anders das Unglück nicht alles an ihm zu Grunde gerichtet hat, verliert nur so viel an eigner Schätzung, als er davon an andre überträgt. Er verkennt seinen Werth, um den Werth der andern so viel höher anzusetzen. Er erfährt in seiner Lage zu oft, was diese ihm sind. Die Theilnahme und der Trost verwandter Seelen sind alles, was er vom Erbgute des Lebens übrig behielt. Sie sind ihm mächtige, wohlthätige, schützende Genien, während er in sich selbst nur das verlassene, schwache, flehende Geschöpf findet. Seine Existenz hat sich zu tief in die ihrige verloren, als daß nicht alles, was er sich für jene wünscht, aufhören sollte, ihm wünschenswerth zu seyn, wenn es von dieser abgetrennt wird.

Der sittliche Werth, den wir uns erworben haben, ist freylich auch etwas. Der Tugendhafte muß die Fortdauer und Erhöhung desselben wollen. Eine heilige Gewalt zwingt ihn dazu. Er würde in eben dem

Augenblick aufhören tugendhaft zu seyn, wo der Gedanke an die Vernichtung desselben ihn gleichgültig ließe. Aber selbst dieser sittliche Werth ist bey ihm fest an die Verbindungen seines Lebens geknüpft. Die reine Seele des Freundes ist ihm der Spiegel seiner eignen klaren und ruhigen Existenz. Seine anspruchslose Güte vernimmt sich nur in der Güte des andern. Keine einzige Tugend hat der bessere Mensch, die nicht entweder die feinern Verhältnisse der Liebe und Freundschaft hervorgebracht, oder doch erhöht, vermenschlicht, zarter, milder, kräftiger und wirksamer gemacht hätten. Das festeste Band, welches Geister an Geister knüpfen kann, gegenseitige Mittheilung des sittlichen Lebens, moralischer Veredlung knüpft Gatten und Freunde an einander. Menschen, bey denen diese Mittheilung einen höhern Grad erreichte, sind für immer eins. Sie haben nur Eine Tugend, wie sie nur Eine Liebe haben. Ich kann mir keine Fortsetzung meines Daseyns denken, ohne die Vereinigung mit denen, die

die mir alles gaben, denen alles mit angehört, was ich besitze.

Reiner gegenseitiger Genuß zweyer einverstandener Herzen ist das Höchste und Wunderbarste, was die Erde trägt; denn er ist der Keim aller moralischen Würde. Ohne sittliche Güte ist ein solches Verhältniß nicht möglich. Eben darum ist es auch, zwar nicht der vollständige, aber der gewisse Sieg über Sinnlichkeit und Egoismus. Verbündete Seelen tragen einander immer höher empor. Ihre Liebe steht über der Natur und allem Sichtbaren, und zieht das träge Leben der Erde zwar langsam, aber unwiderstehlich zur höchsten Vollkommenheit hinauf.

Das Heiligste knüpft Freunde zusammen. Ihre Tugend ist nur in ihrer Freundschaft. Nimmt man diese weg, so fehlt ihr alle Kraft und Wärme, ihr ganzes Wesen ist zerstört. Ich weiß nicht, was meine Güte tragen soll,

wenn ich diejenigen nicht mehr habe, die ihre Schöpfer waren, die sie fortdauernd schützten, hielten und belebten. Ich kann nur mit ihnen tugendhaft seyn.

Ich habe wenige Menschen geliebt — ganz ungetheilt, mit voller Seele, mit gänzlicher Hingebung geliebt. Aber in diesen wenigen liebte ich das ganze Geschlecht. Ihnen habe ich die Schuld abgetragen, die die Menschheit an mir zu fordern hatte. Als Weib konnte ich auf das Ganze nicht viel wirken. Das Ganze hatte mich an diese seine Repräsentanten gewiesen. Ich vertraute fest darauf, daß ich sie ewig besitzen würde; nicht um sie zu genießen, sondern um in ihnen das Bild der Menschheit zu ehren, an ihnen das Werk der Vernunft zu realisiren.

Und sollte wohl ein Mensch auf der Welt dieses Vertrauens entbehren können? Sollten nicht selbst diejenigen, die ihr Wohlwollen

über

über das ganze Geschlecht auszubreiten, ihm die größte Extension zu geben vermögen, dieses Wohlwollen wieder auf Freundschaft und Liebe concentriren müssen, um ihm auch eine gleiche Intension zu verschaffen, die nicht weniger als jene zur sittlichen Vollkommenheit gehört. Keiner kann der Menschheit alles seyn, wie es die Pflicht fordert; aber im Freunde, der sie ihm lebendig darstellt, kann ich ihr alles seyn, ihr alles leisten, was ich schuldig bin. Die Menschheit selbst ist unsichtbar — nur eine Idee der Vernunft. Der Mensch muß einen sichtbaren Gegenstand haben, in dem er sie lieben, an dem sich sein Enthusiasmus für sie erwärmen könne.

Sie behaupten in einem Ihrer vorhergehenden Briefe, der Mensch müsse sich der Menschheit auf immer versichern, der fortdauernden Vereinigung mit ihr gewiß seyn, wenn er sich mit Ernst ihrem Dienste weihen solle. Mit demselben — und mit noch

grö-

größerm Rechte läßt sich behaupten, der Freund müsse sich des Freundes ganz versichern, er müsse seines Besitzes für die Ewigkeit gewiß seyn, wenn er sich ihm hingeben, mit ihm in den engen Bund treten soll, den Sittlichkeit und Bedürfniß des Herzens fordern. Meine theuersten Güter kann ich keinem Wesen anvertrauen, meine Ruhe, meine ganze Glückseligkeit nicht in seine Hände niederlegen, wenn seine Existenz für mich nur Augenblicke dauert, wenn der Tod ihn auf immer von mir trennen darf.

Rohe Menschen, deren ganze Freundschaft sich auf Gewohnheit gründet, die sich nur durch ihre äußere Umgebung berühren, die nichts als das Sichtbare mit einander gemein haben, die nur Noth und Dankbarkeit an einander kettet, können den Gedanken der Trennung ohne Schmerz und Klage ertragen. Aber das ist auch nicht die Freundschaft, die die Pflicht fordert, die das Le-

ben

ben veredelt, die der Vernünftige für seine höchste Aufgabe erkennt.

Der gute, gebildete Mensch, der Freundschaft und Liebe nach moralischen Idealen behandelt, muß der Fortdauer seiner Verbindungen versichert seyn, oder er wird nie diese Verbindungen eingehen.

Ihre Wanderung kennt kein Wiedersehen, keine neue Vereinigung verwandter Seelen. Die Bestimmung des Menschen scheint es da vielmehr zu fordern, daß diejenigen, die sich hier so nahe als möglich waren, dort so weit als möglich von einander entfernt werden. Alles ist auf vielseitige Ausbildung angelegt. Nur für die Dauer Eines Lebens konnten diese Menschen zusammen passen. Das nächste führt sie in eine andere Umgebung, und unter andre Menschen. Sie suchen sich unter diesen Freunde, um sich von neuem von ihnen zu trennen. Gesetzt, der Zufall fügte es so, daß das Bildungsbedürfniß des Einen

nen die Nähe des andern noch einmal nothwendig machte: so ist es doch immer nur Zufall. Wer kann einem Zufalle seine ganze Glückseligkeit anvertrauen? Wem kann es genügen, unter tausenden, die er in so vielen Perioden kennen und lieben lernte, nur Einen wieder zu finden — und vielleicht nicht einmal denjenigen, dessen Andenken ihm noch am nächsten und lebendigsten ist?

Doch was rede ich von Andenken? Das Ende des gegenwärtigen Lebens löscht ja alle Erinnerungen aus. Ich weiß von keinem Menschen, den ich vorher gesehen hätte. Zu manchem zieht mich wohl mein Herz mehr hin. Es ist mir, als ob ich in ihm einen alten Freund wiederfände. Aber ich weiß doch nichts davon, daß ich ihn gekannt habe. So wird das Bedürfniß meines Herzens nicht befriedigt. Es ist dahin gerichtet, die Geliebten meiner Seele wieder zu erkennen, mit ihnen meine ehemalige Existenz in der Erinnerung, die gegenwärtige in der

Wir-

Wirklichkeit zu theilen. Ich muß ihnen sagen können: ja du bist es, der mir alles war, der mir ewig alles seyn wird; du bist es, dem ich ganz und immer angehöre.

Sie sehen, Julius, Ihr Traum ist nichts für mich. Er läßt diejenigen Bedürfnisse unbefriedigt, die meinem Herzen die wahrsten und dringendsten sind. Er weiß nichts von Vergeltung und Wiedersehen, die in das System meiner moralischen Begriffe und Empfindungen nothwendig gehören. Er hat nichts — keinen Rath und keine Hülfe für die Wünsche, die ich von meinem Leben nicht trennen kann.

Aber gesetzt, Sie könnten ihn, durch ein künstliches Raisonnement, auch damit in Einstimmung bringen: es würde doch das nicht durchaus werden, woran meine Seele hängt, und was ich in meinem Innern ebendi zu lesen glaube. Ueberdem habe ich Ihnen auch schon freymüthig gestanden, daß mir seine

ganze

ganze Gestalt zu ernst, zu rauh und unfreundlich scheint, als daß ein weibliches Herz sich mit ihm befreunden könnte. Vielleicht vermag es mancher gefühlvolle Mann nicht einmal.

Funfzehnter Brief.

Julius an Emilie.

Daß Sie, beste Emilie, von meiner Wanderung moralisch schädliche Wirkungen befürchten, hat mich um so mehr befremdet, da ich in dieser Hinsicht viel von ihr erwartete.

Eine Meynung, die dem Menschen nicht bloß Unsterblichkeit verheißt, sondern ihm auch zum Siegel dieser Verheißung ein früheres Leben gibt, die seine Existenz, durch eine unübersehbare Reihe der verschiedensten Entwickelungen, dem Höchsten immer näher

entgegen führt, schien mir das moralische Interesse am Menschen nothwendig verstärken zu müssen.

Ehrwürdiger wird mir das freye Wesen, wenn sich die innere Würde, die sich im sittlichen Gesetze offenbart, auch äußerlich in einem selbstständigen Daseyn ausspricht; wenn das Vernünftige nicht mehr der Gewalt der Zeit unterworfen ist, nicht mehr von ihr ins Daseyn gerufen, gepflegt und wieder zerstört wird, sondern sich nur in der Form der Zeit ins Unendliche umwandelt, und in diesen Umwandlungen sich selbst in einer andern Gestalt fortsetzt; wenn die Erzeugung des Organs nicht auch Erzeugung des Geistigen ist, und das letztere in dem ersteren nur sein eigenes Schaffen sichtbar darlegt.

Jeder lebendige Geist trägt Gottheswürde an sich, seine sittlichen Anlagen, die große Bestimmung, die ihm diese verkündigen, fordern mich zu einer unbegränzten Achtung auf.

auf. Aber ich sah ihn geboren werden, ich erinnere mich, daß er einst noch nicht da war. Von außen hat er sein Daseyn empfangen. Die Sonne ist immer auf- und untergegangen; und doch gehört sie nur in die Welt der Erscheinungen; sie weiß nichts davon, daß sie auf- und untergeht. Der Mensch, der alles ermißt, und alles durchdringt, der über alles hinausdenkt und hinausstrebt, der mit seinem Leben zwey Welten umschließt, ist erst jüngst geworden — ein Kind der Zeit. Sonderbares Räthsel! — wo hat sich die Natur wohl so widersprochen? Meine Wanderung löset das Räthsel, hebt den Widerspruch auf, befestiget das Gefühl der menschlichen Größe, das dieser wankend gemacht hatte.

Lebendiger fühle ich sein Elend, tiefer dringt mir sein Ausruf ins Herz, schneller rüstet sich mein Arm zu helfen, wenn mich in jedem Leidenden ein Auferstandener um Hülfe anfleht. Heiliger werden mir die Rechte

des Individuums, kräftiger spricht mir aus ihm die Menschheit, wenn ich weiß, es gehörte ihr immer an, es ist mehr als vorübergehende Erscheinung. Mit Rührung nahe ich mich dem Menschen, der schon lange war und handelte, viele Schätze erwarb, die mir die grobe Hülle verbirgt. Ernsthafter wird mein Wirken auf ihn, wenn ich ihn auf einer so großen und ehrenvollen Bahn antreffe, auf der er so viel gewinnen, und — **alles verlieren kann.**

Nehmen Sie meine Wanderung an: so finden Sie die Menschen nicht bloß durch ihren gemeinschaftlichen Ursprung und Charakter, durch gleiche Anlagen, Bedürfnisse, Rechte, Aussichten, und die Verbindungen, worin sie jetzt stehen, mit einander verwandt. Sie haben schon früher in Verbindung gestanden, früher einander gegeben, und von einander empfangen, früher engere Bündnisse geschlossen, früher schon haben sie Familienverhältnisse, Freundschaft und Liebe an

ein-

einander geknüpft. Es ist vielleicht kein Mensch, auf den ich nicht in mehr als Einer Gestalt, mittelbar oder unmittelbar gewirkt, und dessen Wirkungen ich nicht wieder erfahren hätte. Der Mensch, den ich jetzt hasse, oder der jetzt meine Hülfe verlangt, war vielleicht einst mein Verwandter, Freund oder Wohlthäter: wie dürfte ich ihn länger verfolgen, wie dürfte ich ihn nur kränken, von meinem Wohlwollen ausschließen, ihm mein Mitleid, meine Unterstützung versagen?

Nicht unsre Vorfahren haben die Schrecknisse der Natur bekämpft, ihre rohe Gewalt gebändigt, ihr wildes Ansehen gemildert, Wälder ausgerottet, Felder urbar gemacht, Wüsten angepflanzt, Städte gebaut, das Klima veredelt, Gesellschaften gestiftet, Staaten gegründet, Künste und Wissenschaften erfunden, erweitert und ausgebildet. Die noch jetzt lebende Menschheit hat es gethan. Ihr, der ich allein meinen Dank bezahlen kann, bin ich ihn auch allein schuldig. Ihr gebö-

ren

ren meine Kräfte, mein Verstand und mein Arm; sie hat die ihrigen früher für mich hingegeben. Mit ihr, und für sie zu wirken, ist ein freudenvolles Geschäft für mich; denn es ist unser gemeinschaftliches Werk, dessen Früchte wir genießen. Was kann mich fester an die Menschheit binden, was dem Gefühl meiner Pflichten gegen sie mehr Leben geben, als dieser Gedanke?

Sie meynen, meine Wanderung stehe mit dem Begriffe einer moralischen Vergeltung, wie ihn das sittliche Bewußtseyn eines jeden bestimmt, in Widerspruch. Dies wäre wohl eine der bedeutendsten Einwendungen. Sie verdient näher untersucht zu werden.

Der Tugendhafte hat Ansprüche auf Belohnung. Sie muß ihm werden. Der Lasterhafte verdient elend zu seyn. Auch das darf nicht ausbleiben. Das sind Thatsachen unsers Bewußtseyns, das folgt aus der Natur unsrer moralischen Anlagen. Die ersten und allgemeinsten Begriffe von Sittlich-

keit

keit werden zerstört, so bald man dies aufhebt. Der Mensch kann diesen Glauben nie entbehren; der Staat nicht, zur Erhaltung seiner Ordnung; der Lasterhafte nicht, zu seiner Besserung; der Tugendhafte nicht, um des Muthes willen, dessen er bedarf, um der Opfer willen, die er darbringen soll; die Sittlichkeit selbst nicht, um ihrer Harmonie willen. Dieser Glaube steht bey mir so fest, daß ich ihm gerne jede andre Ueberzeugung — wie viel mehr denn einen Traum — hingebe.

Aber ich sehe nicht, wie diese Wahrheit im mindesten durch den meinigen gefährdet werde.

„Gute und Böse sind auf Einem Wege, „haben Eine Bestimmung Ein Plan ist für „ihr Leben entworfen. Alle sollen sich auf „gleiche Weise ausbilden, zu einer gleichen „Vollkommenheit und Zufriedenheit hinan „reisen.“ Aber nicht alle verfolgen diesen Weg. Nicht alle arbeiten an der Ausführung dieses Planes, nicht alle erreichen ihre Be-

Bestimmung. Nicht alle werden in gleichem Maaße ausgebildet. In allen spiegelt sich das Universum ab, aber nicht allen theilt es sein Bestes und Schönstes wahrhaft mit. Wer nicht selbst für seine Bestimmung thätig und uneigennützig wirkt, wird nie, was er werden soll, darf auf keinen vollkommnen und glücklichen Zustand hoffen. Die Natur mag wohl manches an ihm thun; aber dadurch wird es doch nicht besser mit ihm. Ihm wiederfährt gewiß, dessen er werth ist.

So lange unsre Wanderung über diese Erde geht, rechtfertigt sich die Gerechtigkeit nicht ganz, wie sie sich in unserm gegenwärtigen Leben nicht ganz rechtfertigt. Aber warum soll die vollkommne moralische Vergeltung schon in unsern nächsten Zustand fallen — warum in diesen mehr als in den jetzigen? Wäre der Mensch mit allen seinen Ansprüchen bloß an die nächste Umwandlung seiner Existenz gewiesen: so möchten diese Ansprüche wohl nie befriedigt werden — wenigstens

nigstens nicht in dem Maße, als es die Harmonie des physischen und moralischen Guten oder Bösen verlangt. Es werden auch da Lasterhafte glücklicher — Tugendhafte elender seyn, als sie es verdienen.

Der Zweck der höhern Ausbildung geht auf unsrer Erde dem Zwecke der Gerechtigkeit vor; und nur da, wo beyde sich vereinigen lassen, darf der Gute auf Freuden hoffen, um seiner Güte willen, trifft den Bösen das Elend, das er verwirkt hat. Wo und in wie fern dieses der Fall — was dem unerforschlichen Geiste, der das Weltall regiert, hierin möglich sey — wie möchten wir das beurtheilen, da wir so wenig von dem Plane unsers Lebens wissen!

Es ist wohl möglich, daß der Tugendhafte in dem zunächst folgenden Leben noch nicht schadlos gehalten wird für das, was er hier leiden mußte. Er duldet auch das gerne; weil er weiß, es ist der Preis, um welchen

er

er höhere Güter erkauft. Der Moment der vollendeten Ausgleichung liegt über unsre Erde hinaus. Sind wir einmal über sie weg: so tritt auch alles in ein anderes Verhältniß. Unsre fortschreitende Bildung wird dem Einfluß äußerer Umstände weniger überlassen seyn; und die moralische Weltordnung wird sich nicht mehr als Erziehung offenbaren, sondern sich immer mehr zur Vergeltung entwickeln. Einem jeden wird alles zu Theil werden, dessen er sich — nicht durch einzelne Handlungen, denn diese sind oft ein Werk des Zufalls, sondern — durch das Ganze seiner Gesinnung würdig gemacht hat. Dann wird sich die Gerechtigkeit nicht bloß am Menschen, sondern auch für den Menschen, dem Menschen selbst vernehmbar, verherrlichen; und die Erinnerung an alle abgeflossene Lebenszustände ihn in den Stand setzen, die Wahrheit ihrer Entscheidungen selbst zu fühlen.

Jetzt schon wird dem Guten viel Gutes zu Theil, was er als Lohn, dem Bösen viel

Bö-

Böses, was er als Strafe ansehen müßte, wenn er sich des Vergangenen bewußt wäre. Aber das konnte nicht seyn, wenn nicht seine Ausbildung in jeder Situation verhindert werden sollte. Einst wird dieses Andenken, wenn es ihn nicht mehr stören kann, wieder erwachen. Dann wird er Lohn und Strafe als solche erkennen; dann wird sich auch dasjenige, was hier noch mangelhaft bleiben mußte, zur vollkommnen Harmonie fügen.

Wozu könnte eine tiefere Einsicht in den Gang der Gerechtigkeit auch hier dem Menschen nützen? Ihm ist es genug zu wissen, das Gute werde unfehlbar Gutes — das Böse Böses zur Folge haben, keine Tugend bleibe ohne angemessene Belohnung, kein Frevel entgehe der verdienten Strafe.

Immer folge der Gerechte der Weisung seines Herzens. Immer blicke er muthig aus dem Drucke des Lebens zum Himmel auf. Immer tröste er sich des Bessern, wenn er hier elend ist und ungetröstet bleibt. Immer

hoffe er künftige Freuden, wenn er hier freudenlos leben muß. Immer erwarte er Ersatz für die Opfer, die er darbrachte, Lohn für die Arbeiten, die er hier übernahm. Immer stärke ihn der Glaube an die höhere Welt. Seine Erwartung ist nicht betrogen.

Für einen nicht weniger drückenden Vorwurf würde ich es halten, wenn meine Wanderung mit der Hoffnung des Wiederfindens und Wiederkommens solcher Menschen, die hier Freunde waren, unvereinbar wäre. Was Sie darüber sagen, zeugt von eben so viel Schärfe als Lauterkeit des moralischen Sinnes. Es ist eine, auch in keinem Zuge verfehlte Entfaltung seiner geheimsten und wahrsten Andeutungen. Daher auch unter den Weisen und Guten aller Zeit, die die Aussprüche ihres innern Menschen verstanden, nur Eine Stimme darüber war, daß Verbindungen, von Freundschaft und Liebe geschlossen, unzertrennlich seyen, daß keine Gewalt der Natur, kein Tod sie aufheben dürfe.

Freylich waren die Deutungen, die man dieſer, von jedem Gebildeten tief, aber dunkel, gefühlten Wahrheit gab, nicht immer treffend, die Beweiſe, womit man ſie für den Verſtand unterſtützte, nicht immer ſtringent. Aber das war nur verfehlte Anſicht. Die Wahrheit ruhte, davon unabhängig, im Herzen, alles gegen jene gerichtete Raiſonnement konnte dieſe nicht wegraiſonniren, wohl die Form der Ueberzeugung, aber nicht ſie ſelbſt aufheben.

So kann ich es unmöglich haltbar finden, wenn man ſich auf das Bedürfniß des beſſern Menſchen, auf die Lauterkeit und Heftigkeit des Wunſches, die unſrigen einſt wieder zu finden, den die Natur ſelbſt, und durch dieſe die Gottheit dem Menſchen ins Herz legte, beruft, um darauf den Glauben an die Befriedigung deſſelben zu bauen. Der Hoffnung bedarf ich freylich. Aber dies Bedürfniß kann mir nur ſie, nicht ihre Erfüllung verbürgen. Mein Herz heißt mich

dies

dies als einen Bestandtheil meiner künftigen Glückseligkeit erwarten. So lange ich hier bin, muß ich dieser Weisung meines Herzens folgen. Vielleicht erfreuen mich dort höhere Güter, fesseln mich dort andre, ehrenvollere Verbindungen. Werde ich dann noch die alten zurück rufen? wird mich dann noch das Verlangen der Erde in ihrem Genusse stören? Werde ich den Ewigen anklagen, daß er den Wunsch nicht befriedigte, den er mir für diese Unterwelt ins Herz gab? Ich bin ja unaussprechlich reicher, als ich durch ihn geworden wäre. Der Trost reicht nur bis ans Grab; er tröstet den nicht, der über das Grab hinaussieht. Hier kann ich das Wiedersehen unmöglich von meinem künftigen vollendeten Glücke trennen; hier schaudert mir vor der überschwänglichen Seligkeit, die mich das soll vergessen lehren, was mir das theuerste war. Aber wie, wenn das alles nur so wäre, eben weil ich hier bin, weil mein Herz noch so enge ist? Ich kann die Möglichkeit hiervon nicht läugnen. Der

bloße Wunsch berechtigt mich noch nicht, das Gegentheil als gewiß anzunehmen: so sehr ich mich in meiner gegenwärtigen Beschränktheit zu dem Glauben daran gedrungen fühle. Vielleicht daß die Erweiterung und Erhöhung meines Wesens einst diese Schranken aufhebt.

Es ist nicht sehr beruhigend, bekannte Güter, deren Werth wir erprobt haben, für unbekannte, so glänzend die Phantasie diese auch ausschmücken mag, hinzugeben. Aber auf diesem Wege können wir doch nicht weiter.

Für gewisse Menschen mag eine hierauf gegründete Resignation wohl das Beste seyn, was man ihnen anrathen kann. Aber in andern, und das sind in der That die bessern, macht die Natur höhere Ansprüche. Ihr Wunsch geht weiter als seine Verheißung. Seine Forderungen bleiben auch da, wo er sie nicht mehr verbürgen kann, wo er zwar das Bedürfniß für das Herz, aber keine Gewißheit für den Verstand ankündigt.

Eben

Eben so unhaltbar finde ich einen andern Grund, den man für das Wiedersehen in einem andern Leben anführt, und auf den auch Sie leise hindeuten, daß nämlich ohne die Ueberzeugung davon das Beste, was die Erde trägt, die Verbindungen der Freundschaft und Liebe, gar nicht seyn, und keiner ein Bündniß eingehen würde, das das ganze Herz gefangen nimmt, alle Empfindungen, Wünsche und Kräfte des Menschen anzieht, und nachher doch betrügt.

Auch hier kommt es bloß auf die subjective Ueberzeugung, nicht auf die objective Wirklichkeit an. Die Täuschung, wenn sie nur stark genug war, reichte aus. Gesetzt, wir hätten das Vertrauen auf die ewige Fortdauer dieser Verbindungen bedurft, um diese einzugehen: so war dieses Vertrauen selbst schon genug, wenn es sich auch nachher zeigen sollte, daß es nichts war, worauf wir vertrauten. Die Versehung konnte die Bündnisse der Freundschaft und Liebe für die höhere

Aus-

Ausbildung des Menschen nothwendig, ihre ewige Fortdauer aber dieser Ausbildung hinderlich finden, und dem Menschen den süßen Traum gönnen, um dadurch diese Bündnisse möglich zu machen, oder ihnen den gehörigen Grad von Festigkeit, Wärme und Innigkeit zu geben.

Aber sollten sie denn wirklich ohne das Vertrauen auf ihre Unauflöslichkeit nicht möglich seyn, oder den gehörigen Grad der Festigkeit und Wärme nicht erreichen können? Sollte der Mensch so ängstlich rechnen, wo das Herz, von innerm, lebendigem Verlangen geleitet, wählt und sich hingibt? Der Augenblick des Findens, des gegenseitigen Erkennens der Geister, des Tausches der Herzen, ist ein Augenblick des höchsten Enthusiasmus: wo sollte da die ruhige Reflexion herkommen? Wo Phantasie, Gefühl, Vernunft, der sinnliche und der übersinnliche Mensch in Bewegung sind: sollte da der kalte Verstand verwandter Seelen fragen: Wie

lange werden wir uns haben? In dem feierlichen Momente, in dem sie sich einander weihen, ist der Mensch ganz Geist. Keine Stelle trägt ihn; kein Raum trennt ihn vom andern; keine äußere Welt dringt auf ihn ein; keine träge Materie hemmt den Flug seiner Gedanken, mäßigt das Feuer seiner Gefühle; keine Vergangenheit zieht sich hinter ihn zurück, keine Zukunft dehnt sich vor ihm aus. Die ganze Ewigkeit ist in Eine Umarmung zusammen gedrängt; alles Sichtbare ist untergegangen. Kein Gestern, kein Heute — kein Anfang und kein Ende — kein Werden, kein Wandel, kein Aufhören. Die ganze Natur strömt Einem Zwecke entgegen; er ist erfüllt — Freundschaft der Geister.

Wer bey den Verbindungen der Freundschaft und Liebe noch an etwas anders denken, nach etwas anderm fragen kann, wem sie nicht durchaus ihr eigner Zweck sind — nur sind, um zu seyn, nur angestrebt werden, um sie darzustellen, der hat von dem sittlichen

chen Ideale derſelben noch keine Rundung gehabt. Wer das moraliſche Bedürfniß derſelben fühlt, der fühlt auch den innern Geiſteszwang. Er muß — wenn er auch alles dabey verlöre.

Deſto erhabener und zuverläſſiger iſt die Bürgſchaft, die Freundſchaft und Liebe ſelbſt für die ewige Dauer ihrer Bündniſſe leiſten. Ich gebe das Koſtbarſte, was ich habe — mein Herz, meine Tugend, mein Lebensglück, indem ich mich ſelbſt gebe. Ich kann dies nur für immer geben. Das Ideal der Freundſchaft wäre der abentheuerlichſte Traum, wenn ich je wieder zurück nehmen könnte, was ich gab. Nur an ein gleichgeſtimmtes Weſen kann ich mich verlieren, und mein Verlieren iſt der reichſte Gewinn. Ich bin nun ganz mit ihm eins. Ich habe nun nichts mehr für mich; alles iſt uns gemein. Was ich fortan werde, werde nicht ich — das wunderbare Weſen wird es, das uns umfängt. Alle Bildung, die ich an mich reiße, geht nicht in das Indi-

vidumm, sondern in die Verbündeten über. Ein Ziel unsers Strebens knüpft unsre Herzen unzertrennlich zusammen. Alle Hoffnungen und Aussichten sind auf unsre Verbindung gegründet. Von diesem Standpuncte aus ordnen wir unser Leben. Er ist uns durch unsre sittliche Natur angewiesen, und diese Natur müßte untergehen, wenn wir je von ihm verdrängt werden, wenn wir je aufhören könnten, Freunde zu seyn.

Die äußere Natur mag untergehen, die Sonne aus ihrer Bahn weichen, das Lebendige ein Raub des Todes werden, Seyn der Vernichtung anheim fallen. Nur was ich selbst an mir geschaffen — und vor allem dasjenige, worin ich mein herrlichstes Ideal dargestellt, mein heiligstes Streben realisirt, worin ich mein lebendigstes Leben ausgegossen habe, muß mir bleiben, so lange ich bleibe, so lange ich Ideale denken, und mein Geist fortstreben kann.

Und doch scheint, von der andern Seite, eine ewige Verbindung mit dem höchsten

Zwecke

Zwecke des Menschen, der vollendeten Ausbildung, in Widerspruch zu stehen. Der Mensch soll nicht schlechthin Individuum seyn; er soll die Gattung repräsentiren. Er soll nicht schlechthin das Bild des Freundes — nur einen sehr kleinen Theil der Menschheit — er soll die ganze Menschheit darstellen. Er soll mit allen in Verbindung treten, allen geben und von allen empfangen, sich allen mittheilen, und sich von allen bereichern. So viel Vortreffliches er sich auch erworben, und vom vortrefflichen Freunde angenommen habe: es ist doch immer nur einseitig, das Gepräge Einer Form, unter den unendlich vielen. Die Fülle des Lebens, die sich, in tausend Gestalten, durch die ganze Geisterwelt fortbewegt, soll sein werden. Er darf nicht auf Einem Puncte stehen bleiben. Es soll seyn eine Wechselwirkung der ganzen Menschheit. In diesem Leben kann er nur wenige berühren, mit noch wenigern sich vereinigen. Bleibt er auf diese wenigen eingeschränkt: was soll dann aus ihm werden?

Liegt

Liegt im Begriffe der Freundschaft die absolute Nothwendigkeit einer immerwährenden Vereinigung: dann darf auch hier auf Erden keine Trennung seyn; Schicksal und Tod dürfen keine Herzen aus einander reißen, die sich einmal einander hingegeben haben. Von dem ersten Augenblicke ihrer Verbrüderung an, müssen sie sich nicht allein ewig, sondern auch ununterbrochen angehören. So ist es aber doch nicht. Wie oft weint hier der Freund dem Freunde lange Jahre nach? wie oft umschließt den einen schon frühe das Grab, während der andre noch als Greis um dieses Grab wankt?

So sehr daher auch das moralische Wesen der Freundschaft und Liebe auf die ewige Dauer dieser Verbindungen berechnet seyn mag: so scheint doch die ungestörte und unauflösliche Vereinigung der Herzen noch nicht in die nächsten Zustände unsrer Existenz zu fallen; so scheint es doch nothwendig zu seyn, daß sie in diesen noch oft unterbrochen werde.

Unsre

Unsre Bestimmung fordert allseitige Ausbildung, und diese die mannichfaltigste Vermischung der Menschheit und ihrer Formen, mithin immer neue Verbindungen. Die ewige Wiedervereinigung ist nicht für diese Erde, sie gehört für einen vollkommnern Zustand. Hier bleibt es unser Loos, Freunde zu finden, und wieder zu verlieren, Bande zu knüpfen, zerreißen zu sehen, und andre wieder zu knüpfen, bis wir durch diese verschiedenen Verbindungen alles geworden sind, was wir hier werden konnten, bis wir das Bild der ganzen Menschheit an uns tragen, und zu einer allgemeinen Verbindung mit dem Ganzen reif sind.

Wenn Sie sich das Wiedersehen so denken, wie Sie es doch denken müssen, wenn es nicht mit der Bestimmung des Menschen streiten soll: ist dann meine Wanderung noch damit unvereinbar? Wird nicht der Gedanke vielmehr größer, geistvoller, umfassender? Freylich finde ich da den Freund, der jetzt mein

mein einziger ist, nicht als diesen einzigen. Tausende habe ich gekannt, Tausende erkenne ich wieder; tausend große Bündnisse knüpfen sich wieder an, tausend erloschene Gefühle wachen wieder auf. Die ganze Menschheit ist in dem neuen Zustande mit mir verwandt. Auf alle habe ich, mittelbar oder unmittelbar, gewirkt. Unter allen ist Eine Verbrüderung. Von allen habe ich Erinnerungen in meiner Seele. Die Weisen und Guten aus allen Zeiten und Nationen sind vielleicht einmal meine Freunde gewesen. Jetzt weiß ich es nicht; einst werde ich es wissen. Mit überraschender, unaussprechlicher Wonne werde ich es erkennen, daß die, zu denen ich jetzt in weiter Ferne der Zeit und des Raumes hinüber sehe, die ich an der dunkeln Spur, die mir die Geschichte von ihnen aufbewahrte, sehnend aufsuchte, um sie ins Leben zurück zu rufen, um mich ganz mit ihnen zu befreunden, wirklich einst meine Freunde waren, daß nicht bloß Schwärmerey mich in ihnen verwandte Geister ahnden ließ.

Jetzt

Jetzt kann ich nur den Einzelnen mit voller Wärme umfassen. Ich vermag es nicht zu denken, wie ein endlicher Geist sich dahin erweitern könne, dieses innige Gefühl auf Tausende, auf die ganze Menschheit zu übertragen. Und doch werde, doch muß ich das einst können. Denn ich soll ja alles in, durch und für die Menschheit seyn. Der Freund ist mir ja nur ihr Bild in meiner Schranke, ihr Repräsentant, in dem sie alle ihre Rechte und Ansprüche an mich geltend macht. Es wird noch vieles wirklich seyn, was ich jetzt nicht denken kann.

Früher habe ich Freunde gehabt, und später werde ich Freunde haben. Im irrdischen Leben konnte ich nur Einen, höchstens wenige lieben. Mein Herz war zu enge, mein Gefühl und mein Gesichtskreis zu begränzt. Dort wird das wegfallen. Alle, die mir auf meiner Wanderung begegneten, das ganze Geschlecht — freylich mit dem Unterschiede der nähern oder weitern Entfer-

nung von der Gleichförmigkeit mit meinem Herzen — werden mir seyn, was mir jetzt der Freund ist, und noch unendlich mehr.

So erhebend für mich diese letzte Ansicht ist: so glaube ich doch, daß sie mit meinem ganzen Traume Ihnen nicht genügen werde. Sie haben mir das ja auch noch jüngst angekündigt. Ich konnte es vorher wissen. Sie mußten Ihre ganze Weiblichkeit verläugnen, wenn Sie ihm Geschmack abgewinnen wollten. Und das war in der That ein zu kostbares Opfer. Thun Sie das für keinen Preis in der Welt, für kein Idol der Zeit, für keine Meynung, wenn sie auch von allen verständigen Menschen wäre behauptet worden. Hätte mich diese Hoffnung allein zur Mittheilung meines Traumes bewegen können: ich wäre nie damit herausgerückt. Ich konnte Ihnen das nicht wiedergeben, was ich Ihnen damit genommen hätte. Mit nichts konnte ich diesen Raub an Ihrer Ruhe bezahlen.

In Träumen soll sich, wie ich schon bemerkt habe, unsre Individualität abprägen. Dieser drückt kaum die meinige aus. So angenehm er mich als Speculation beschäftigte: so wenig befriedigt er mein ganzes Herz. Tief müssen seine scharfen Seiten die weibliche Seele verwunden, die ihn in sich aufnehmen will.

Habe ich Ihnen den Unterschied zwischen Wahrheit und Dichtung in einer der wichtigsten Angelegenheiten unsers höhern Menschen bemerklich gemacht, die Ueberzeugung von jener und das Gefühl für sie befestigt, und Ihnen die Aussicht auf das weite Feld eröffnet, das diese mit ihren Phantasieen bevölkern kann, jene in ihrem himmlischen Lichte, und in ihrem heiligen Ernste, diese in ihrem freyen Spiele dargestellt: so wird Ihnen dadurch vielleicht der Mensch mit seinen Verhältnissen in einer andern Gestalt erscheinen; Sie werden auch in andern Dingen das Gewisse vom Ungewissen, das Wesent-

liche vom Zufälligen, das Nothwendige vom Möglichen besser unterscheiden, und von dieser Unterscheidung reichen Gewinn für Ihre Ruhe einernten. Jeder Mensch muß sich darüber einmal aufklären, wenn er ganz aufs Reine kommen will, und der Einfluß, den das auf unsre gesammte Herzensbildung hat, ist größer als wir denken.

Es ist schon etwas, wenn wir über Dinge, von denen wir viel zu wissen wünschen, und doch nur wenig wissen können, würdig träumen lernen. Ein jeder folge darin den Eingebungen seines Herzens. Nur sey die Tugend, die Religion sein Fundament, ein lauterer, edler Sinn sein Führer, ein unverdorbenes Gefühl, und ein gesunder Verstand sein Richter. Nie vergesse er über dem Traume das Wirkliche, nie bringe ihm die Phantasie den großen Beruf seines Lebens, zu handeln, und alles zu werden, was er in seiner Lage werden kann, aus dem Sinne. Träumend wird er dann manche herrliche

Wahr-

Wahrheit finden, die er wachend nie gefunden hätte. Möchte ich doch nur auf Eine solche Wahrheit hingedeutet — eine leise Ahndung davon in Ihrer schönen Seele geweckt haben!

Blätter

dem

Genius der Weiblichkeit

geweiht

von

Friedrich Ehrenberg

Königl. Hofprediger zu Berlin.

Berlin,
bei Karl Friedrich Amelang.
1809.

Vorrede.

Was die erste Abtheilung dieser Schrift, die vermischten Aufsätze, betrifft: so habe ich dabey nur das zu bemerken, daß man nicht alles darin so ansehe, als sey es für die Nachbildung geschrieben. Es wird darin manches zur Sprache gebracht, was Gabe der Natur oder unwillkührlicher Ausdruck eines schönen Gemüthes ist, und durch keine Bildung erreicht werden kann. Reflexionen darüber sind zu würdigen, wie die, welche man über Werke der Kunst anstellt. Sie sollen das Treffliche hervor heben und ausscheiden, den Genuß desselben erleichtern, die einzelnen Züge zum Bewußtseyn bringen, ob sich nicht unbeabsichtigt etwas davon dem Leben mittheile — es, wo es vorhanden ist,

vor Unterdrückung und Entstellung sichern, mitunter auch zu den Bemühungen anleiten, aus denen es sich von selbst entwickelt. Was für die Nachbildung geschrieben ist, macht sich, durch die Behandlung und die hinzugefügten Winke, kenntlich.

Diotime's Selbstgeständnisse, welche die zweyte Abtheilung enthält, wollen die Aufmerksamkeit mehr für die Bildungsgeschichte, als für das Lebensgemählde, mehr für die Verirrung und das Streben, als für die angeborne Gestalt des Gemüthes in Anspruch nehmen. Viel Treffliches kann ein glückliches Naturell, unter dem Einflusse günstiger Umgebungen, in einer weiblichen Seele erzeugen, wie es uns die unvergleichlichen Bekenntnisse in Meisters Lehrjahren darstellen. Doch wird das nur der Stimmung — nicht dem Charakter angehören; es wird sich in einem schönen Sinne und einzelnen schönen Neigungen — nicht in jener durchgreifenden Veredlung des Innern offenbaren,

die alle Fehler zu vertilgen, alle Tugenden zu vereinigen sucht; diese ist nicht möglich ohne ernstliches und überlegtes Arbeiten an sich selbst. Zudem ist nicht allen jenes glückliche Naturell verliehen, und selten sind die Umgebungen so günstig, daß man sich ihrem Einflusse ohne Gefahr anvertrauen kann; die besten Frauen gerathen oft in große Verirrungen, wenn sie sich demselben ganz überlassen. Allerdings ist das Herrliche des weiblichen Charakters größten Theils Werk des edeln Gefühles, der frühen Gewöhnung, der bewahrten Sitte; aber dadurch werden die eignen Bemühungen nicht entbehrlich. Auch das Weib bedarf der anstrengungsvollen Uebung, um seine höchsten Angelegenheiten zu besorgen, um, im Leben für seine Bestimmung, ein wahrhaft edles, zufriedenes und glückliches Weib zu werden, um die köstliche Ruhe des Herzens zu gewinnen. Eine Ansicht des weiblichen Gemüthes und der weiblichen Bildung, die dies verkennt,

scheint sich immer mehr Geltung zu verschaffen; darum ist es jetzt vorzüglich nöthig, daran zu erinnern. Die Selbstgeständnisse machen das Verhältniß der natürlichen Disposition zur freyen Bildung anschaulich, sie deuten die Fehler an, welche sich am leichtesten in das weibliche Herz einschleichen, und die Mittel, durch welche sie bekämpft werden; sie zeigen, wie die Religion in das Innerste eindringen, und von dort aus das Leben veredeln will. Diotime's Stimmung ist ihre Individualität; was sie an sich gethan hat, ist allgemein anwendbar.

Immer grösser wird die Zahl der Jungfrauen, welchen das Elend der Zeit das Glück der Gattinn und Mutter versagt. Möge, in dieser Hinsicht, Diotime lehren, wie das Weib, durch die rechte Pflege des Gemüthes und durch eine gute Anordnung des Lebens, sich auch im ehelosen Stande glückliche Tage bereiten kann.

Inhalt.

I. Vermischte Aufsätze.

1. Schönheit der Seele. . . . Seite 3
2. Edle Einfalt. . . . . — 22
3. Der helle Blick. . . . . — 51
4. Empfindsamkeit und Empfindeley. . — 68
5. Die Freundlichkeit. . . . — 102
6. Das stille Leben. . . . . — 129
7. Das sorgenfreye Gemüth. . . — 160
8. Das Warten. . . . . — 187

9. Die gefährlichen Stunden. . . Seite 215
10. Die schönen Stunden. . . — 243
11. Glaubensstärke. . . . . — 271

II. Diotime's Selbstgeständnisse. . . — 289

I.

Vermischte Aufsätze.

1.

Schönheit der Seele.

Schönheit der Seele — viel genanntes, oft entweihtes Wort für eine herrliche Sache! Habe der moraliſche Ungeſchmack damit methodiſcher Verkrüppelung gehuldigt, die zerrende Eitelkeit an den erborgten Nahmen Prätenſionen geknüpft, die Schwäche unter demſelben ſich Geltung zu verſchaffen geſucht: wir wollen darum den echten Gehalt nicht verkennen. Möge der Geniedrang der Geiſtesleere, der Dünkel energiſcher Ungemeinheit den Kopf ſchütteln: ſie haben das ſchon bey manchem gethan, was ihre Thorheiten überlebt hat, was ſich noch in

seinem Werthe behauptete, als die Dünste und Nebelwolken, die ihr Nichts umgaben, längst von dem Lichte der Wahrheit zerstreut waren. Der richtige Sinn behält sein Recht, und wenn ihm der Genuß desselben auf Augenblicke verkümmert wird — verlieren kann er ihn nie —: so wird er ihm dafür nachher desto reicher und vollständiger.

Was ist die kluge, die geistreiche, die talentvolle, die mit allen Blüthen der Natur und Kunst geschmückte Frau neben dem Weibe mit der schönen Seele! Von jener wendet oft das Herz sich weg, während der Verstand sie bewundert, der Sinn mit Wohlgefallen bey ihr weilt; diesem schließt das Herz sich auf in Verehrung und Liebe. Es leistet uns Bürgschaft für echten Menschenadel.

Während wir noch schwankend und kämpfend mit Zweifeln vor der strahlenden Größe stehen, ruht zuversichtlich und freudig überzeugt unser Blick auf dem Seyn und Leben

der ſchönen Seele. Nur das unzweydeutig Treffliche, das jeder Verhüllung und Verſpiegelung Unfähige, Denken und Thun durch das Gemüth Verklärende, und im Denken und Thun das Gemüth Darſtellende kann als Schönheit der Seele herzerfreuend und herzerweiternd hervortreten; und dann beſchämt es, in ſtiller Glorie, die bedenkliche Kritik und die ſophiſtiſche Abwürdigung. Das Große läßt immer dem Verdachte fremdartiger Beſeelung, unlautrer Beymiſchung und trüglicher Kunſt einigen Raum. Nimbus der Umgebung, Geräuſch der That und Huldigung der Menge ſtellen ſich nicht ſelten der Prüfung entgegen. Schönheit der Seele iſt anſpruchslos, einfach, der Beſchauung offen bis ins Innerſte; ſie iſt nichts, wenn ſie das, was ſie ſcheint, nicht ganz und im Innerſten iſt. Jede Spur des Abſichtlichen, des Nachgeholfenen, des Verdeckten oder des Angeflickten bringt ſie um ihr Weſen und ihre Eindrücke.

Wie das echte Kunſtwerk aus Einem Stücke, von Einem Geiſte gehalten, von Einer Idee durchdrungen iſt, in der es ſein Leben hat: ſo iſt die Schönheit der Seele eine Bildung — und nichts an ihr, was nicht aus dieſer lebensvoll hervorging. Die Größe holt oft von vielen Seiten zuſammen, dem ſie freylich von dem Ihrigen mittheilen muß, damit es das Ihrige werde.

Aber auch, wie dem Schönen in Natur und Kunſt, unter allem, was ſonſt noch vorzüglich genannt wird, der Preis gebührt: ſo iſt unter allem, was ſonſt eine menſchliche Seele ſchmücken kann, ihre Schönheit das Lieblichſte, das Freudenreichſte. Und wenn das Schöne in der Natur und Kunſt gefällt, ſo muß es als Geſtalt einer menſchlichen Seele entzücken. An dem edelſten Stoffe drückt ſich ſein Weſen am wahrſten und reinſten aus. Mit menſchlichen Seelen in Verbindung zu treten iſt ſeine Beſtimmung, die ihm ſeliges

Verwandtschaftsgefühl gegenwärtig hält. Das Weib mit der schönen Seele ist das Beste, was es seyn kann.

Die Schönheit der Seele läßt sich so wenig, als die Schönheit überhaupt beschreiben; mit geheimnißvollem Zauber faßt sie in tausend Gestalten das Herz, und fesselt es am meisten durch die kleinen Züge, die der Zergliederung entschlüpfen, die der gemüthlichen Betrachtung alles, der spähenden Beobachtung nichts sind, und für welche die Sprache umsonst den Ausdruck sucht. Aber bezeichnen läßt sie sich, zur sichern Auskennung, zur Andeutung ihres Ideales, zur Unterscheidung von allem, was ihren Nahmen usurpirt und lügend ihr Gewand trägt — und zur Bestimmung der Stelle, die sie im veredelten Menschenwesen einnimmt.

Wie sich die Schönheit der Natur zu ihrer Ordnung, die Schönheit der Kunst zu ihrem Charakter, die Schönheit des Gedankens zu seiner Wahrheit: so verhält sich die Schönheit der Seele zu ihrer Sittlichkeit. Dort und hier scheint sie dem flüchtigen Blicke, als schickliches und hehendes Gewand, zu spielen um das Wesen; aber dort und hier — das zeigt sich dem aufmerksam weilenden — ist sie nicht bloß mit demselben zusammen- sondern auch daraus hervorgewachsen, mit ihm desselben Lebens theilhaftig — das Aeußere allein und ganz durch das Innere, nur in so fern ein Aeußeres, als es auch ein Inneres ist. Dem Princip, das in der Ordnung, dem Charakter, der Wahrheit, der Sittlichkeit bildet, gehört auch die Schönheit — seine höchste Entwikkelung — an.

Mehr als Sittlichkeit ist die Schönheit der Seele — zunächst ihre Vollendung.

Die Sittlichkeit erhebt sich im Kampfe, die Schönheit der Seele ist Friede; die Sittlichkeit zwingt die widerstrebende Begierde, die Schönheit der Seele ist Freyheit; die Sittlichkeit siegt über den Schmerz, die Schönheit der Seele ist Freude; die Sittlichkeit übt Verläugnung, die Schönheit der Seele ist treues Halten an sich selbst.

Sie ist auch noch etwas andres, als bloße Sittlichkeit; indeß diese von dem Willen erzeugt wird, ist jene Sache des ganzen Gemüthes, und durch das ganze Gemüth sind ihre Anlagen verbreitet. Mit diesen ihr eigenthümlichen Anlagen muß die Sittlichkeit sich vereinigen, oder vielmehr sie muß sich mit und aus diesen entwickeln, damit sie Schönheit der Seele werde.

So gibt es für die Sittlichkeit, ist gleich ihre Natur nur Eine, eine doppelte Ausgestaltung: Erhabenheit und Schönheit

der Seele; jene iſt des Mannes Werth, dieſe des Weibes Trefflichkeit.

Die Form aller Schönheit findet ſich auch in der Schönheit der Seele wieder; der Unterſchied beſteht in der menſchlichen Beſeelung, an der ſie erſcheint. Daher hier Gleichgewicht der Gemüthskräfte, der Gemüthserregungen, der Gemüthsäußerungen, Einheit des allſeitigen, nach jeder Richtung entwickelten Lebens. Von dem Rein-Menſchlichen iſt nichts unterdrückt, nichts zurückgeblieben, nichts zu weit vorgedrängt, oder unverhältnißmäßig verſtärkt — kein augenblickliches Verdunkeln, kein übermächtiges Hervortreten, kein feindſeliges Gegeneinanderſtreben, keine Bevortheilung des Einen zu Gunſten des andern, keine künſtliche Ausgleichung — in jeder Hinſicht friedliches Beſtehen neben einander, gegenſeitige Unterſtützung. In dem, was man iſt und thut,

ist vollstimmige Menschheit, und jeder Ton der Seele damit im Einklange.

Heitre Gemüthsstille ist das Eigenthum schöner Seelen, die Frucht der Uebereinstimmung mit sich selbst.

Aber die *Form allein* macht die Schönheit der Seele nicht; es gehört auch *ein eigenthümlicher Stoff* dazu, Gefühle, Gedanken, sogar Phantasien, Stimmungen und Triebe.

Die Sittlichkeit kann manches *Gefühles* entbehren, das schönen Seelen nicht fehlen darf. Jene will Gesinnungen und Thaten, wozu ihr die Gefühle nur Mittel sind; diese begehrt *im Fühlen selbst* sich abzubilden. Ein weiches Herz, das aber ein andres ist, als ein verzärteltes, empfindelndes Herz, läßt sich von einer schönen Seele nicht trennen. Mitleiden und Mitfreude, tiefes Nachgefühl des Fremden überhaupt, lebhaftere Aufwallung beim Anblick des Schönen und Guten, stille Bewunderung des Vortrefflichen, be-

wegter Aufblick zum Herrlichen, innige Rührung, Wehmuth und Wonne, Empfänglichkeit für alles, was Erinnerung und Betrachtung wecken, was Freundschaft und höhere Liebe das Herz Interessirendes haben müssen dorther kommen.

Nicht allein die Gefühle schöner Seelen sind schön, sondern auch ihr Fühlen ist es — frey von dem Heftigen und Stürmischen, lauter in seinen Quellen, zart in seinen Regungen, leise und sanft in seinen Uebergängen, im richtigsten Wohlverhältnisse mit seinen Veranlassungen — sich selbst verständliches, sich selbst beherrschendes und an sich haltendes Durchfühlen dessen, was ein menschliches Herz zu treffen werth ist, dessen einzelne Momente leicht zu einem gefälligen Ganzen in einander fließen.

Schön, wie das Fühlen, ist das Denken schöner Seelen, ein feines Gewebe, vom sinnenden Verstande und dem freyen, fröhlichen,

warmen Gemüthe im Bunde gearbeitet — reich und einfach, wahr und gefällig. Ihre Gedanken sind Kinder des Lichtes, den tiefen Ernst bergend im freundlichen Schimmer — jeder ein Bild des innern Lebens. Scheint gleich der Geist mit ihnen nur ein ergötzliches Spiel zu treiben, so hat er doch seine Schätze in sie niedergelegt. Wie Blumen sich zu einem Kranze reihen, so entwickeln sie sich aus dem Bewußtseyn; und sinnvoll, wie oft die Blumen im Kranze, sprechen sie des Herzens Geheimnisse aus. In dem, was schöne Seelen gedacht haben ist etwas, dessen jeder sich freut, und was doch der gewandteste Kopf nicht so zu erdenken vermag. Es ist ein Ganzes, in noch anderm Sinne, als das Wahre ein Ganzes ist — wie keine Kunst es vollendet. Und nicht blos das, tausend kleine beziehungsreiche Nebenzüge verrathen den Ursprung.

Das Schöne der Seele muß sich allem mittheilen, was von dieser ausgeht; auch

den Träumen der Phantasie. Zu dem Reinen, Erfreulichen und Mannichfachen gesellt sich das Mäßigende und Haltende; der Himmel lacht in ihnen auf die Erde herab, und die Erde sieht süß verlangend zum Himmel hinauf; einverstanden fallen sie einander an das Herz, und der Umarmung entblühen Paradiese voll Kindlichkeit und Anmuth, Lust und Liebe. Schöne Seelen kennen die Flammen nicht, welche die Leidenschaft in der Einbildungskraft anzündet; denn die Leidenschaft selbst ist ihnen fremd. Unverkümmerten Genuß gewährt der Beschauung, was aus den Bildungen der Phantasie hervortritt — seligen Genuß dem Herzen, wenn es sich der Wirklichkeit vermählt. Fehlt ihm die hohe Genialität, welche Werke angestaunter Kunst erzeugt: so fehlen ihm auch ihre Verirrungen und ihr Zwiespalt, so fehlt ihm nicht jene sanfte, die das Leben versöhnt, und ihm immer neue Reitze giebt.

Der Stimmung ſchöner Seelen iſt die Andacht eine liebe Vertraute. Die feyernde, die mit den Schauern der unſichtbaren Welt die Bruſt durchzittert, mit Gottes- und Unſterblichkeitsgefühl das Herz erfüllt, ſenkt ſich oft auf ſie herab; dann hängt der Blick am Himmel, und Himmelswonne dringt in das Gemüth, verbreitet Verklärungslicht über das ganze Weſen, vollzieht Thaten für die Ewigkeit, und reift an ſeiner Wärme das Köſtlichſte. Indeß auch ſtille Andachtsgefühle ziehen unaufhörlich, wenig ſich ankündigend, aber mächtig bildend, durch die Seele. Andacht ſcheint über jeder Empfindung und über jeder Handlung zu ſchweben. Eine leiſe, wehmüthig heitre Rührung glaubt man an allem, ſelbſt an der Freude wahrzunehmen, über der Erde glaubt man das Leben zu ſehen, das gleichwohl mit ihr in inniger Befreundung ſteht, ihr Entzücken und ihren Schmerz fühlt, das ſich freywillig, liebend, helfend, tröſtend,

ihr anschließt. In der Thräne, die der Erdennoth fließt, strahlt süße Himmelsahnung. Geläutert und erwärmt kehrt der Geist von der Beschäftigung mit Gott zurück zu ihren Erduldungen und Pflichten, um unter diesen stets zu ihm hingewendet zu bleiben.

Was im Tugendhaften festgehaltene Maxime oder schwer errungene Gesinnung ist, das ist in schönen Seelen edler Herzenstrieb, aufgewachsen und genährt an der Unschuld — das Vertrauen Arglosigkeit, eingeborner Glaube, die Demuth Nichtkennen des Anspruches, unbefangenes Selbstbewußtseyn, lebendiges Gefühl des Rechten und Nothwendigen, unverkünstelte Einsicht der Schwäche und der Mängel, die Mäßigung edle Gemüthseinfalt, der Hochsinn Empfinden des Würdigen, Verachtung des Schlechten, die Geduld Bedürfniß der Ergebung, die Sanftmuth echte Milde, in der jede auffliegende Hitze erlischt, die Menschenliebe Wohlwollen

wollen mit Erbarmen und Herzlichkeit vereint, fühlendes Hingeben, selbſtvergeſſenes Beyſtehen, die Freundlichkeit Widerſchein des erleuchteten Innern — alles ein in ſich beſchloſſenes Ganzes, daß man, wie in eine höhere Welt, in das Gemüth ſchaut; alle Fülle der Tugend wohnt da in heiligem und fröhlichem Leben.

Davon iſt nun das Handeln ſchöner Seelen ein Ausfluß — keine Pflichterfüllung; nur ſelten kann ihnen die Vorſtellung der Pflicht kommen, weil ſie das lieben, was die Pflicht erzwingen will. Ihr Handeln enthält, was keine Pflicht gebiethen kann, weil es über der Pflicht iſt — das, wovon die Pflicht ihre Beſeelung erwartet, ſittliche Jugendkraft, Genialität der Tugend. Daher das Leichte und Anſpruchloſe, als ob es nicht anders ſeyn könnte, das Warme und Vollherzige, was faſt mehr noch, als die Hand-

lung ſelbſt erfreut, da es den ſittlichen Lebensgeiſt erfriſcht.

Der wahrhaft guten That gebührt ein hoher Preis, ein höherer der ſchönen, in der die Anſtrengung Luſt geworden iſt. Was dieſe vor jener auszeichnet, das läßt ſich ihr nicht abſehen, noch weniger nachthun; aber die verwandte Seele verſteht darin die verwandte, und vollbringt das Gleiche, geleitet von demſelben Genius.

Schönheit der Seele muß der Anmuth zum Grunde liegen; aber ihr Gebieth iſt von weiterm Umfange; während die Anmuth ſich bloß im Unwillkührlichen ausdrückt, beherrſcht Seelenſchönheit auch das Willkührliche; während jene bloß die Bewegung geſtaltet, offenbart dieſe ſich auch in Handlungen; während jene bloß Formen mittheilt, umfaßt dieſe auch Zwecke; das ganze Leben gehört ihr an, am meiſten das, worauf des Lebens höchſter Adel ruht.

Schönheit der Seele ist nie allein, wie die Tugend, Werk der Bildung; das Wichtigste, und eben das, was sie von der Tugend unterscheidet, muß die Natur für sie thun, und wo die Natur nichts für sie gethan hat, da ist das Ringen um sie vergeblich. Die Natur bringt, in Gedanken, Gefühlen und Herzenstrieben, die Stoffe hervor, aus denen sie sich entwickelt; sie legt, in einem höhern Instincte, das Ebenmaß an, welches das leitende Gesetz ihrer Entwickelung ist.

Unter günstigen Einflüssen von außen, gestaltet sich von selbst das Göttliche zur Schönheit der Seele aus. Aber selten sind die Einflüsse günstig genug, oft wirken sie verunstaltend entgegen. Daher bedarf es bey den meisten der Selbstbildung, deren Geschäft ist, das Vorhandene zu bewahren, und gegen Verderbnisse zu schützen, dem Versäumten nachzuhelfen, das Mangelnde hinzuzufügen, das

zu ſtark Hervorgetriebene zu mäßigen, und alles in das vollkommne Wohlverhältniß zu ſetzen.

Pflege des Vorhandenen ſey dieſe Bildung; dann erſtarkt es, und erweitert ſich mächtig von innen, und nimmt von allem, was mit ihm in Berührung kommt, veredelnd ſo viel in ſich auf, als der Gemeinſchaft mit ihm fähig iſt. Vom Fremdartigſten weiß es ſich manches anzueignen, und aus dem Schlechteſten zieht es Gewinn.

Wie ſich das Schöne nicht nach Regeln machen läßt, ſo läßt ſich auch Schönheit der Seele nicht nach Regeln bilden; der Tact des Gefühles und der beſtändige Blick auf das Ideal müſſen hier alles leiſten. Nach Regeln kann wohl das Gute, aber nicht das Schöne im Guten hervorgebracht werden.

Schönheit der Seele kann nicht einmal Abſicht der Bildung ſeyn, oder es entſtehen verzerrte Nachahmungen, die hier gerade am widrig-

ſten ſind, und ihre Mißgeſtalt keinen Augenblick zu verbergen vermögen. Das Fromm- und Gutſeyn ſey das einzige Ziel des Strebens; denn es iſt unumgängliche Bedingung der Seelenſchönheit. Dazu benutzet, was die Natur Treffliches in Euch gelegt hat — und in weibliche Seelen hat ſie deß viel gelegt —; eben dieſe Natur wird dann, ſtill und langſam, aber ſicher und glücklich, das Gute zum Schönen verklären. Der weibliche moraliſche Werth, blüht immer, wenn nicht Erziehung und frühe Eindrücke zu viel verdorben haben, in Schönheit der Seele auf.

Euch aber, bey denen jenes der Fall iſt, genüge das Fromm- und Gutſeyn; auch darin wird man Euch achten und lieben, der Beyfall Eures Herzens und des Unſichtbaren über den Sternen wird Euch um ſo mehr belohnen, je mehr Ernſt und Anſtrengung Ihr darin aufbiethen mußtet. Die Grimaſſe der Seelenſchönheit aber würde Euch alles nehmen.

2.

Edle Einfalt.

Nicht selten erhebt die Zeit ihre Stimme am lautesten für das, was ihr am meisten fehlt, und was am weitesten aus ihrer Bahn liegt. Man muß das nicht immer für gefühltes Bedürfniß des Bessern halten, obgleich das Vermißte oft das Beßre ist. Das Schaukeln zwischen den Extremen hat etwas Behagliches, indem es die Ermüdung so wohl der Anstrengung als der Einförmigkeit verhüthet. Der Satte wendet sich zu etwas Neuem; die Abspannung fordert von dem Contraste stärkere Reitze; man findet zur Abwechselung ergötzlich, was man lange nicht gesehen oder getrieben hat. Gewöhnlich bleibt es beym Lobpreisen; oder man begnügt sich mit dem Kitzel der

Phantasie; oder man knüpft einen flüchtigen Verkehr an, der aufgegeben wird, so bald man sieht, daß es damit so leicht nicht geht, als man dachte. Zuweilen ist es indeß ernstlich gemeynt, es werden bedeutende Versuche gemacht, bedeutende Schritte gethan; da es aber an Lust fehlt, sich aus dem Alten ganz heraus zu versetzen, und von vorne anzufangen, da man es überdies mit dem Zeitalter nicht ganz verderben mag, so kommen nur verrenkte Gestalten zum Vorscheine, die oft ein noch traurigeres Ansehen haben, als die Verkehrtheiten, wovon man sich lossagen wollte. Manche übertreiben auch, indem sie sich dieser Verkehrtheiten zu erwehren suchen, auf der andern Seite.

So ist es mit dem gegangen, was man Simplicität, edle Einfalt nennt. Ueber dem Bestreben, das gar zu Künstliche abzulegen, sind viele gar zu einfältig geworden, ohne doch die überall durchscheinenden Spuren

der Künſtlichkeit verbergen zu können. Zur Natur wollte man zurück; aber man kannte nur die Natur, wie ſie in der Schule des Zeitalters gebildet iſt — die ſich in mancher Hinſicht nicht viel von der Unnatur unterſcheidet — oder wie die Mode ſie geſtempelt hat, oder man warf ſich, was das Bequemſte war, einer ganz rohen und ſchlechten Natur in die Arme.

Edle Einfalt iſt allerdings Natur — aber nicht gemeine Natur; wie könnte ſie ſonſt eine edle heißen? Sie iſt die Natur in geſunder, kräftiger Entwickelung, hervortreibend zur ſchönen Blüthe, was ihre Keime verhüllen, von ſich ausſtoßend, was, ihr fremd und zuwider, in ſie hinein gebracht werden ſoll, vermeidend jeden Entwickelungsgang, der nicht in ihrer Richtung iſt. Würde nur jeder das, was er, ſeiner reinen Natur nach, und dieſer allein überlaſſen, werden kann, dann würde er gewiß das Beſte. Das

Schlechte dringt sich von außen her auf, falsche oder unverhältnißmäßige Reitze bewirken es. Verbildung ist Ableitung von dem Ursprünglichen, das mit dem Wahren zusammenfällt.

Die edle Einfalt verträgt sich daher mit allem echt Vortrefflichen; denn das echt Vortreffliche liegt immer im Umkreise der Natur, und was nicht im Umkreise dieser individuellen Natur liegt, das ist für dieses Wesen kein echt Vortreffliches, so groß auch sonst sein Werth seyn mag. Daß das Vortreffliche des Menschen Eigenthümliches sey, ohne Vermischung und Verrückung, daß es, ein Erzeugniß des innersten Lebens, aus ihm klar, unverfälscht und geschieden hervortrete: das ist ihre Forderung, und je mehr es dann sich der Vollkommenheit nähert, desto edler ist sie selbst.

Auch verschmäht sie die Hülfe künstlicher Bildung nicht; die Bildung soll das

Werk der Natur beschleunigen, Hindernisse heben, Verderbnisse abwehren, naturwidrigen Einwirkungen entgegen wirken. Nur wolle sie nicht mehr als das; nur unterfange sie sich nicht, dieses Werk, nach eignen Begriffen oder herrschenden Meynungen zu verbessern, zu ergänzen oder umzumodeln; sie thue nichts hinzu, was jene nicht für das Ihrige erkennen kann.

Kultur und Einfalt sind nicht im Widerspruche; wenn jene anders der Natur getreu bleibt; wenn die feinern Verhältnisse, die Bestrebungen und Sitten, die sie erzeugt, nicht, von eigensinniger Willkühr gehalten, dieser Hohn sprechen; wenn sie nicht, wie es allerdings häufig genug geschieht, ihre Fortschritte nach dem Maße ihrer Naturverläugnung abmißt.

Der Einzelne kann freylich nicht ganz umhin, sich dem Zeitalter und der Gesellschaft gleich zu stellen. So nehme er denn von ih-

nen Farbe an; aber Form und Gehalt bestimme sein beßres Selbst. Nie gelüste ihn nach dem, wobey er nicht zu sich sagen kann: so bist du wahr.

Die edle Einfalt erwehrt sich nicht bloß der Entartung, des Verunstaltenden, des zu weit Getriebenen und des falschen Schmuckes; sie erwehrt sich auch des Ueberflüssigen; und dahin muß man alles rechnen, was von der Natur nicht angewinkt ist, was zur Schönheit, zur Würde und Zufriedenheit des Lebens nichts beyträgt. Wie viel aber haben deß nicht vornehmer und gemeiner Müßiggang, Eitelkeit und flache Geselligkeit, die nichts nöthiger hat, als sich pikant zu machen, ersonnen! Wie viele Bestrebungen, Einrichtungen und Gebräuche gehören hierhin! Wie viel leichter würde das Leben, das keuchend an den schweren Lasten zieht, dahin eilen — wie viel mehr Frohmuth, Herzlichkeit, echter Genuß, heitre Lebenslust — wie viel

weniger Sorge, Verkümmerung, Bitterkeit, Mißtrauen, Leidenschaft und Befehdung würden seyn, wenn sie nicht wären? Daß damit nicht alles Conventionelle gemeynt sey, versteht sich von selbst — ohne Conventionelles besteht kein Menschenverkehr, büßt jeder einen großen Theil seiner Annehmlichkeiten ein.

Der Mensch ist überall um so besser, um so größer, um so liebenswürdiger und glücklicher, je einfacher er ist. Vom Weibe gilt das vorzüglich. Sein Herrlichstes gedeiht nur in Einfalt der Seele. Es entfernt sich von der Weiblichkeit eben so weit, als es sich von der edeln Einfalt entfernt. Jede Verkünstelung muß um so mehr an ihm auffallen, um so zerreißender durch sein ganzes Wesen greifen, je mehr die Natur alles an ihm in diejenige Harmonie gesetzt hat, in der es sich allein trefflich entwickeln kann. Edle Einfalt

ist der Inbegriff seiner Tugenden und aller seiner Geistesvorzüge; sie sind nur in so fern echt, als edle Einfalt sie vereinigt und beseelt.

Das Schöne ist da am schönsten, wo es am wenigsten um sich selbst weiß, am wenigsten als Vorzug gelten will; ist aber nicht Unbefangenheit im Werthe, das Haben des Werthes, ohne seine Größe zu kennen, ohne zu ahnen, daß man darin andere übertrifft, daß man mehr ist, als man nun eben seyn muß, nicht Zeichen und Wesen edler Einfalt?

Der Charakter des Geschlechtes hat dem Weibe noch besondre Gränzen angewiesen, die es nicht überschreiten darf, wenn es sich nicht zugleich von der edeln Einfalt verirren will. Ganz Weib — und sich selbst getreu zu seyn: das ist die doppelte Forderung edler Einfalt an dasselbe. Es soll weder über sich hinaus streben, noch aus sich heraus treten, sondern sich so bilden und so leben, wie es vom Genius im Herzen gelehrt

wird — und mit der Wahrheit Anspruchslosigkeit verbinden.

So zige es sich in seinem Wissen, Denken und Glauben.

Es trachte nicht nach Ueberschwänglichem — nach Einsichten, die in die Sphäre der Männer gehören; es beschränke sich auf das, was den Geist wahrhaft bildet, das Herz veredelt, und ihm in seinen Verhältnissen nützlich ist.

Sein Denken sey Lichtblick auf das Leben und seine Verhältnisse, kein intrigantes Spähen, kein Spalten abstracter Begriffe, kein tiefsinniges Grübeln, kein Aufflug zu den Höhen philosophischer Wahrheit, kein Hervorsuchen des Geheimen und Verdeckten. Wohl mag es sich mit den Angelegenheiten beschäftigen, die sich über das Sichtbare erheben; aber nicht, um sie zu ergründen, sondern um

sie gemüthvoll zu seiner Veredlung zu verarbeiten.

Es huldige keinen Vorurtheilen in Dingen, worüber es selbst entscheiden kann, selbst entscheiden muß; eigne Ueberzeugung sey sein Glaube, und hat es diese gewonnen, dann mag die abweichende herrschende Meynung ihm wohl Schüchternheit und Bescheidenheit einflößen, nie aber es bewegen, ihr die eigene Ueberzeugung aufzuopfern. Ueber das Nützliche und Gute sey nicht die Welt seine Lehrerinn, die ihre Künste mit Irrthümern überschwemmt haben; sondern das eigne Herz. Will es nach der Weltweise glücklich seyn, während ihm sein Herz sagt, es könne das nicht; wählt es die lärmende Freude, weil die Weltsitte ihm darin vorgeht, während sein Herz sagt, die stille sey süßer; stimmt es den Urtheilen der Mode bey, während sein Verstand anders urtheilt; will es durch Vorzüge, für welche die Weltehre sich erklärt hat,

ſich auszeichnen, während ſein Gefühl ſie für nichtig erklärt: ſo belügt es ſich ſelbſt, es weicht von der Natur und damit von der Einfalt.

Den Glauben an das Höhere, Unſichtbare hat das Herz geheiligt, und alle Kräfte des Gemüthes zeugen für ihn. Ihm huldigt die edle Einfalt des Weibes, wenn ſie auch nicht alle Dunkelheiten zerſtreuen, nicht alle Zweifel löſen kann. Das Weib müßte von ſich ſelbſt laſſen, um ihn aufzugeben. Bedenklichkeiten, die dagegen erhoben werden, mit Wohlgefallen Gehör leihen, oder gar ſelbſt Zweifel dagegen erregen, iſt weibliche Unnatur.

Die edle Einfalt weiß, als wüßte ſie nicht; ſie dünkt ſich nichts auf ihr Wiſſen, am wenigſten trägt ſie daſſelbe prahlend zur Schau.

Die edle Einfalt des Weibes wird auch in ſeinen Gefühlen ſichtbar, welche natürlich, wahr und anſpruchslos ſind, wie ſein gan-

ganzes Weſen. Sie kennt keine erzwungenen Gefühle. Gewiß gehören die Theaterſcenen des Gefühles zu den elendeſten Künſten, welche der verkehrte Sinn erfunden hat. Man ſchämt ſich, nicht zu fühlen, wo das Fühlen Sitte iſt, und wo andre zu fühlen ſcheinen; man fürchtet, entweder ſein Herz in Verdacht zu bringen, oder ſeine Feinſinnigkeit zu compromittiren. So erborgt man entweder die Sprache des Gefühles, oder man erpreßt das Gefühl mit Hülfe einer regen und gewandten Einbildungskraft, man ſucht ſo lange nach, was wohl hier das Rührende ſeyn möge, bis ſich etwas findet, und führt das dann in allerley Geſtalten ſo lange an ſich vorüber, bis das Herz erweicht iſt, und die Thränen fließen. Eine Heucheley, die man ſich unbedenklich nachſieht, weil man ſie für arglos hält, die aber nichts deſto weniger Gemüthsvergiftung iſt, und zu jeder andern Lüge fähig und geneigt macht. Wo ſie

Platz hat, da iſt die edle Einfalt ſchon entflohen.

Eben ſo verhält es ſich mit dem verſchrobenen Gefühle. Wie viele Weiber zerren an ſich, um ihre Gefühle mit der Gefühlsmode in Uebereinſtimmung zu bringen! Sie tadeln mit, was ihnen gefällt, wenn ihr Zirkel, oder der höhere, oder der Zeitgeſchmack es tadelt, bis ſie ſich alle Freude daran weggetadelt haben, und nun ſelbſt einzuſehen glauben, es ſey doch recht kindiſch geweſen, ſich an ſo etwas zu hängen. Sie rufen mit kaltem Herzen: wie ſchön, wie rührend, wie entzückend! und unvermerkt ſchieben ſich den Gegenſtänden die dunkeln Bilder deſſen unter, was ſie ſonſt wohl gerührt und entzückt hat, wofür ſie nun, ſich ſelbſt täuſchend, jene nehmen. Nach und nach ſöhnt man ſich mit dem Abgeſchmackten aus, und die Carricatur des Herzens iſt vollendet. Eine reiche Quelle mannichfaltiger, tief eindringender, ſich über

das ganze Leben verbreitender Verbildungen unter dem weiblichen Geſchlechte! Sollte dergleichen wohl der unverrenkten Natur begegnen können?

Auf dieſelbe Weiſe entſteht das überſpannte Gefühl. Das reine Gefühl der Natur kann zu ſtark ſeyn, und dadurch die Eintracht des Lebens gefährden; aber überſpannt iſt es nie, das wird es nur durch künſtliches in die Höhe Treiben, durch Entflammung der Phantaſie, oder durch Verweichlichung des Herzens und beſtändiges Leben in Gefühlseindrücken; wobey man entweder das Figuriren mit Gefühlen oder Geiſtesſchwelgerey beabſichtigt, und immer von ſich ſelbſt abfällt. Wer mehr ſeyn will, als er ſeyn kann, ſündigt eben ſo wohl an ſich ſelbſt, als wer andres ſeyn will. In den Gefühlen ſoll am meiſten das Werk der Natur unentſtellt erhalten werden, was indeß die Bildung, welche dieſes Werk in ſeinem eigen-

thümlichen Geiſte faßt, und weiter führt, keineswegs ausſchließt.

Das Weib, das die edle Einfalt in und an ſich trägt, hat ſeine Gefühle für ſich, nicht für die Welt, ſein Herz iſt keinem echt menſchlichen Gefühle verſchloſſen; aber es fühlt immer ſo, wie es nach ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Organiſation fühlen muß, ohne darüber anderwärts Stimmen einzuholen. Es weiß, daß man ſeinem Gefühle keine Gewalt anthun kann, ohne ſich ſelbſt in ſeinem Beſten Gewalt anzuthun. Es beſtrebt ſich nicht, Gefühle zu haben, die ihm fremd ſind, wie man es auch deßwegen verkennen möge. Es ſchämt ſich nicht, zu geſtehen, wo es mit dem Geſchmacke oder der Gefühlsrührung andrer nicht ſympathiſiren kann, wenn darüber auch ſeine Bildung um allen Kredit kommen ſollte. Es will nicht mehr fühlen, als es ihm eigen iſt; darum zerrt es auf keine Weiſe an ſeinen Gefühlen, obwohl ihm die Berichtigung und

Verfeinerung ſeines Geſchmackes, vornehmlich durch vollendete Muſter, eine wichtige Angelegenheit iſt.

Von dem natürlichen Schmerze wird es tief getroffen, und ihm trauert ſeine Seele; die natürliche Freude iſt ihm willkommen, und innig gibt es ihr ſich hin; beyde finden ihren wahren Ausdruck ungeſucht. Es hält ſich nicht für berufen, ſie überall zu äußern; aber es vermag auch nicht, wo ſie im Herzen ſich hinauf drängen, ſie zurück zu halten, ſie zu unterdrücken, oder etwas anders vorzuſpiegeln.

In das Leben ſeines Gemüthes ſind alle ſeine Gefühle ſo verwebt, daß ſie ſich nicht davon abtrennen, und als etwas Beſondres betrachten laſſen; ſie ſind die Pulsſchläge dieſes Lebens. Deßwegen iſt es ihm eben ſo fremd, dieſelben zu zergliedern, als ſich mit denſelben etwas zu wiſſen. Ein Weib, das durch ſeine Gefühle etwas zu ſeyn wähnt, hat ſich noch weiter von der edlen Einfalt verirrt,

als dasjenige, das sich auf sein Wissen etwas dünkt. Der edeln weiblichen Einfalt wird der Gedanke zwar zum Gefühle, aber das Gefühl nie zum Begriffe.

Die Erziehung kann das weibliche Gefühl verfälschen; daraus folgt nicht unvermeidlich der Verlust der edeln Einfalt. Ist nur sonst alles in Ordnung: dann wird der gesunde Verstand späterhin das wieder ausgleichen.

Die edle Einfalt des Weibes nimmt, nicht weniger als die Gefühle, die Bedürfnisse in Anspruch. Sie beherrscht diese, wenn sie sich auf das beschränken, was das Leben fordert — und, im weitern Sinne, was des Lebens echtes Glück erheischt. Nicht viel bedürfen, viel entbehren können, ohne daß das Herz dabey etwas Wesentliches einbüßt, sich mit wenigem begnügen, und dessen innig froh werden: das ist hier der Sinn edler Einfalt.

Freylich hat ſie darin mit großen äußern Erſchwerungen zu kämpfen. Der Luxus der ſteigenden Kultur gewöhnt ſchon frühe an ſo manches, der geſellige Verkehr bringt jeden Augenblick ſo manches entgegen, und nöthigt ſo manches auf, wovon die Natur nichts weiß, daß man faſt nicht umhin kann, unzählige Dinge zu den Bedürfniſſen zu rechnen, und als ſolche zu behandeln, die in der That nicht dazu gehören. Indeß verlangt auch die edle Einfalt nicht, daß die Kultur des Zeitalters ganz verläugnet werde; aber das verlangt ſie, daß man das angebildete Bedürfniß von dem natürlichen unterſcheide, daß man jenem nie die Rechte einräume, die allein dieſem zuſtehen, und daß ſich das Herz, wo es äußerlich jenem nachgeben muß, doch im Innerſten das Gefühl der Freyheit erhalte.

Ueberdies gibt es der künſtlichen Bedürfniſſe viele, die man, aus langer Weile, aus Lüſternheit, aus Hang zum Mancherley, aus

irre geleitetem Streben nach allseitiger Lebenserregung, aus Eitelkeit und Uebersättung, selbst macht; diese sind es, was die edle Einfalt von sich fern hält. Sie kann an dem, was dahin einschlägt, Theil nehmen, und wird es oft — gehorchend bald der Nothwendigkeit, bald der Humanität — aber nie dem mächtigen Triebe; sie wacht über sich selbst, daß ihr das Herz nicht gefesselt werde. Sie ist, in ihren Gedanken und Gefühlen, wie in den vielfachen Befreundungen des Gemüthes mit der engern Welt, die sie umgibt, reich genug, ihre natürlichen Bedürfnisse sind hinlänglich zur Beschäftigung ihrer Thätigkeit und zu ihrem Lebensglücke; sie braucht sich nicht mit Neuem und Unnatürlichem zu beladen, woher ihr mehr Unruhe als Freude entspringen würde.

Was sie über das Erforderliche hat, weiß sie zu gut im Dienste der Pflicht und zum Besten andrer zu verwenden, als daß sie in

Verſuchung gerathen könnte, ſich zu verwöhnen oder zu verzärteln. Das Schlichte, Prunkloſe, Stille iſt ihr immer lieber, als das Hervorgeſuchte, mühſam Zuſammengebrachte, Koſtbare, Geräuſchvolle — Genuß etwas andres, als die Anſtalt dazu, die ſo oft ihren Zweck dürftig erſetzen muß.

Im Charakter hat die edle Einfalt des Weibes vornehmlich ihren Sitz und ihre Haltung; ſie iſt in allem Uebrigen um ſo ſchöner, je mehr ſie ſich des Charakters ermächtigt hat, von ihm aus ſich dem Denken, Fühlen, Bedürfen und Handeln fortdauernd mittheilt, und darin neue Züge des Einfach-Vortrefflichen bildet. Hier offenbart ſie ſich in dem Maße, als die ſittliche Güte Natur geworden iſt; daher am meiſten, wo die Unſchuld unbefleckt und unentweiht erhalten wurde, obgleich auch ſpätere Bemü-

hungen, durch Wegtilgung und Verbeſſerung, nachhelfen können.

Einfalt des Charakters iſt zunächſt vollkommne Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und daraus hervorgehende Wahrheit; aber ſie iſt mehr als das, ſie iſt auch das Helle des Charakters, das Verfließen aller ſeiner Eigenſchaften und Aeußerungen in wenige und einfache Grundbeſtimmungen des Herrlichen, Einheit des innern göttlichen Lebens, worin ſich der Urſprung und der Zuſammenhang jedes Einzelnen leicht nachweiſen, und von welcher aus ſich die Mannichfaltigkeit des Einzelnen leicht überſehen läßt. Nichts ganz Vereinzeltes findet ſich hier; Ein Blick in die Tiefen des Gemüthes, und das Ganze liegt klar vor dem Beſchauer. Nichts Verſtecktes, nichts Räthſelhaftes, nichts Verrenktes, nichts Angeflicktes, nichts ſich feindlich Abſonderndes, heftig Hervorſpringendes, keine Winkelzüge trifft man hier an. Die Rei-

gungen haben ſich verſöhnt, die Selbſtſucht iſt der Liebe unterworfen. Was von außen in dieſen Charakter eingehen ſoll, das muß ihm verwandt ſeyn, ſein Bedürfniß anſprechen, und ſich dann ganz in ſeine Natur umſetzen.

Offenheit und Vertrauen bleiben ihm eigen, wie auch Erfahrungen dieſelben bedrängen, und welche Beſchränkungen in ihrer Erweiſung die Klugheit auflege. Mit der edeln Einfalt beſteht daher nicht jene charakterloſe Halbheit, die bald dieſem bald jenem angehört, bald in unſeligem Schwanken ſelbſt nicht weiß, woran ſie ſich halten ſoll. Was ſie iſt, das iſt ſie ganz, ungetheilt und mit ſeliger Wärme, angefacht von dem Gefühle, daß ſie darin ſich ſelbſt beſitzt.

So duldet ſie denn auch nicht jenes klägliche Doppelleben, das etwas andres für ſich iſt, etwas andres für das Aeußere. Der Charakter dringt durch alle Theile und Lebensäußerungen hervor, und mit ihm der Gedanke

und das Gefühl. Sich verbergen wird der edeln Einfalt ſchwer — ſie muß da ſchon zur Kunſt ihre Zuflucht nehmen, und thut es nur dann, wenn ſie nicht anders kann —; ſich verſtellen iſt ihr unmöglich.

Ihr Handeln iſt immer gemüthvoll — darum wahr. Sie ſpricht und handelt, wie es ihr um das Herz iſt, mit einem kalten und leeren Herzen ſpricht und handelt ſie lieber gar nicht; daher das zarte, wohlthuende Leben und die kindliche Naivität in ihren Aeußerungen. Etwas geheim zu haben unter der Miene der Argloſigkeit, anders zu reden, als ſie denkt, Geſinnungen vorzuſpiegeln, die ſie nicht hat, kommt ihr nicht in den Sinn; und könnte ſich ihr das als Ausweg aus einer Verlegenheit darſtellen, ſie würde ihn verſchmähen, den Widerſpruch mit ſich ſelbſt für empfindliche Selbſtverletzung achtend. Jedes Wort in ihrem Munde, jeder willkührliche Zug in ihrem Geſichte iſt Abdruck des In-

nern; selbst in dem Unwillkührlichen spiegelt sich das Gemüth. Keine Bewegung ist bedeutungslos oder den Sinn der Seele verdekkend. Sie beobachtet, was die Sitte, als Form der Höflichkeit, eingeführt hat, weil die Sitte sich darin selbst wohl versteht; aber sie thut nichts hinzu, was Mißverstand erregen, und noch anders ausgelegt werden könnte, als nach den Regeln der Convenienz; sie heuchelt keine Aufmerksamkeit, und kein Wohlwollen.

Edle Einfalt gibt sich endlich noch in dem zu erkennen, was in dem Leben das Aeußerste ist, in dem Anzuge, in der Sprache und im Benehmen. In allem vermeidet sie das Nachgeahmte, das Ueberladene, das Gesuchte und Manirirte. Sich anschmiegend dem Ueblichen, so weit es ohne Beleidigung des guten Geschmackes geschehen kann, ordnet sie alles mit sicherm Gefühle des Schicklichen,

zu einfacher, anſpruchsloſer, herzerfreuender Schönheit.

Glückliches Weib, in dem dieſe edle Einfalt lebt! Du darfſt die Welt nicht um ihren Glanz, die Kunſt nicht um ihr Gepränge, die Ueberverfeinerung nicht um ihre Glätte beneiden, welches alles meiſt nichts, als Elend iſt. Mehr, als das alles, Schöneres, als das alles, findeſt Du in Dir ſelbſt, und um Dich her. Deinem geſunden Sinne, Deinem richtigen Gefühle, Deinem genügſamen und wohlgeordneten Herzen öffnen ſich überall Schätze, die andern unbekannt ſind, für die andre keine Empfänglichkeit haben. Dir iſt das Leben voll Blüthenſchmuck und Früchte, denn Du haſt Augen, jene zu ſehen, Du haſt Empfindung, dieſe zu genießen. Dir lacht die Freude allenthalben entgege.., weil Du nicht mehr von ihr verlangſt, als daß ſie Freude ſey. Dir wird der Schmerz erträglich, weil

Du ihn ſelbſt nicht vergrößerſt, weil Du ihn immer in ſeinem rechten Lichte, durch welches die Schimmer des Troſtes ſanft gewebt ſind, betrachteſt. Tauſend Schmerzen, unter denen andre wimmern, ſind für Dich keine, weil Du ihre Bedürfniſſe nicht haſt. Tauſend Unfälle können Dich gar nicht treffen, weil ſie an Dir keine Berührungspunkte finden! Du bedarfſt wenig, und das Wenige wird Dir leicht. Du lebſt mit Dir ſelbſt in Frieden, und haſt ein fröhliches Herz; der Zukunft überläſſeſt Du ihre Sorgen, und aus der Vergangenheit ſteigen keine Geſpenſter herauf. Das Wahre, Schöne und Gute leben in Dir, darum biſt Du ſelig, und wer Dich ſieht, der freut ſich.

Wie aber zu dieſer edeln Einfalt gelangen? Schlimm genug, wenn man erſt zu etwas gelangen muß, was man nie verloren haben ſollte — was, als reiner Sinn der Natur,

da am wahrſten beſteht, wo es auch Werk der Natur iſt!

Daher vergeſſe man nie, daß alles Künſtelnde der Sache widerſpricht. Man hüthe ſich, ſie als etwas zu betrachten, wozu man erſt ganz gebildet, oder was, als etwas Neues, zu Erſtrebendes, in das Leben hineingebracht werden müſſe. Alles, was die edle Einfalt in ſich ſchließt, iſt ſchon einmal da geweſen — vieles iſt noch da, von allem ſind noch Spuren übrig; aber vieles iſt aus ſeiner Richtung getrieben, andres iſt verdunkelt, Ueberflüſſiges, Falſches, Verkehrtes iſt hinzu gekommen.

Der rechte Sinn ſoll wiederhergeſtellt werden; und da iſt das Erſte, daß er mit ſeinen Forderungen klar im Gemüthe aufgehe, daß das Bild der edeln Einfalt dieſem gegenwärtig ſey. Dann kommt es hauptſächlich darauf an, wegzuſchaffen, was ſich mit dieſem Bilde nicht verträgt, zu vertilgen

das

das Entſtellende und die Auswüchſe, auszugleichen das Widerſprechende, zur Natur zurück zu lenken, was ſich von ihr abgetrennt hat und entartet iſt.

Freylich kann man das eben nicht ein leichtes und bequemes Geſchäft nennen. Iſt es aber damit einiger Maßen gelungen: ſo arbeitet ſich die Natur von ſelbſt wieder in ihr Urſprüngliches hinein, das halb Erloſchene tritt wieder ins Leben, die verdunkelten Züge heben ſich friſch und kräftig hervor, und was noch Verkehrtes, damit nicht zu Vereinigendes vorhanden iſt, wird nach und nach vollends ausgeſtoßen. Das Sittliche im Gemüthe einigt alles zu einem harmoniſchen Ganzen.

Die vollendete Einfalt aber iſt das Höchſte der Bildung; ſie erſcheint erſt dann, wenn dieſe jede Hülle der Kunſt von ſich abgeſtreift hat, und ihr gediegener Gehalt in der reinen Form der Natur da ſteht.

Dann ist die Einfalt Band und Seele alles Vortrefflichen, die letzte Weihe menschlicher Herrlichkeit.

3.

Der helle Blick.

Der helle Blick entzückt uns, wie am Körper:, ſo auch am Geiſtesauge des Weibes. Eigentlich iſt beydes eins; aus dem trüben Auge des Körpers blickt uns die verfinſterte, aus dem matten die kalte, aus dem unſtät umher irrenden die unruhige, verſchüchterte, aus dem hellen die erleuchtete Seele an. Das Auge des Leibes kann nicht helle ſeyn, ohne daß das Licht der Seele aus ihm ſtrahle; der helle Blick iſt in jeder Hinſicht Seelenverklärung.

Zum hellen Blicke gehört Selbſtſehen. Diejenigen haben ihn nicht, welche gewohnt ſind, andre für ſich ſehen zu laſſen. Auf das, was im Leben das Gemüth intereſſirt, und

gemüthlicher Behandlung fähig iſt, iſt er gerichtet. Darum iſt es nicht genug, daß in täglichen Angelegenheiten ſich Beſonnenheit und eignes Urtheil zeige; auch in denjenigen Dingen müſſen ſie ſich zeigen, welche die Klugheit nicht ſchlichtet, die von den Klügſten oft am wenigſten begriffen, und höchſtens ſo genommen werden, wie andre darüber entſchieden haben, oder wie man in der Jugend dazu iſt angeführt worden. Tauſend Frauen ſind darin unterrichtet, gewandt, hoch-kultivirt, ſie verbinden ſelbſt Geiſt damit, ohne daß man hellen Blick an ihnen rühmen kann. Der helle Blick faßt jedes, liege es nun im Gebiethe des Aeußern oder in der Welt des Innern, feſt in das Auge, und bildet ſich davon ſeine Anſchauung, unbekümmert darum, daß ſie von den Anſchauungen andrer abweicht, und unbeſorgt, ſie mit dieſen in Uebereinſtimmung zu bringen, wenn er das Bewußtſeyn hat, ſie ſey die ihm eigenthümlich wahre.

Ihn ſtellt es auch nicht zufrieden, daß der Schein alle ſeine Begünſtigungen für das von andern Empfangene aufbiethet, daß es der Ahnung, der Stimmung oder der Geſinnung auf mancherley Weiſe zuſagt; er will ſein eignes Zeugniß, damit das Herz des Glaubens leben könne.

Zum hellen Blicke gehört richtiges Sehen, daß ſich keine Nebel täuſchend zwiſchen das Auge und die Gegenſtände legen. Es iſt bekannt, wie bald das Vorurtheil ſich um dieſe ſchlingt, daß ſie ſich nicht anders, denn in ſeiner Form und Farbe darſtellen, bald Geiſtesbefangenheit, Laune und Leidenſchaft jenes bewölken, daß das äußere Licht, ſpielend mit ſeinen Schatten, aus den Eindrücken nur Geſtalten des Truges bildet. Der helle Blick ſieht mit reinem Auge — nichts als die Sache, dieſe, wie ſie iſt; leicht zerſtreut er die falſche Beleuchtung; leicht ſondert er ab den entſtellenden Zuſatz: in ihn ſelbſt geht

nichts ein, als was der Gegenstand ihm mittheilt; er bringt nichts mit, als die allseitige Empfänglichkeit. Was er der Seele zuführt, das verarbeitet sie in ihr Wesen, ohne daß eine Spur davon, die sich mit den folgenden Auffassungen vermischen könnte, in ihr zurück bliebe. Sein Sehen nach Außen ist Hingebung an die Welt — und deren Frucht ihr Abbild in der Seele. Sein inneres Sehen ist inneres Leben, das sich selbst klar wird.

Zum hellen Blicke gehört deutliches Sehen — des Weibes entschiedenes Talent. Ihm legen sich die Gegenstände in ihren Umrissen und Verhältnissen dar; er sieht jedes an der rechten Stelle und in dem rechten Zusammenhange; glücklich ordnet sich ihm alles zur leichten Uebersicht und zur Einsicht, was jedes sey, was es bedeute, was daraus folge, was damit streite, und wie es angewendet werden müsse. Das Einzelne entwickelt sich

in ſeiner Beſonderheit, und reiht ſich dann mit dem Uebrigen an einander zu einem Ganzen, das, voll Licht und Einſtimmung, ſeine Strahlen auf alles fallen läßt, und alles in ſeine Harmonie hineinzieht. Nichts Einzelnes vermag ihn ſo zu feſſeln, daß das Uebrige in Schatten träte oder das rechte Verhältniß des Ganzen geſtört würde.

Der helle Blick iſt Umblick und zugleich Scharfblick — ſelten aber Tiefblick. — Er umfaßt viel, aber mehr in der Gedankenreihe, als in Einem Gedanken; mehr im individuellen Leben, als im abſtracten Begriffe; mit dem Begriffe ſteht immer die Anſchauung vor ihm, er hat jenen nur in dieſer. Die ſchwankende Geſtalt iſt nichts für ihn; er kennt kein Sehen, als das genaue; für ihn gibt es kein Träumen und Schweben, keinen myſtiſchen Nimbus. Zu dem, was er gewonnen hat, findet ſich ungeſucht das paſſende Wort; daher eignet es ſich jedes Mal zur treuen,

keinem Mißverſtande ausgeſetzten Mittheilung.

Die Unterſchiede und Beziehungen erreicht er, ohne ſie zu verfolgen, bis in die feinſten Nüancen; aber ſelten dringt er hinter die Oberfläche, aus dem innerſten Weſen etwas hervor zu holen iſt am wenigſten ſeine Sache. Er iſt mehr Anblick, als Einblick; aber im bloßen Anblicke trägt er reichere Beute davon, als dem weilendſten Einblicke gelingt. Verſteht er ſich nicht auf das Zergliedern: ſo ſtellt ſich ihm alles gleich in der nöthigen Sonderung dar.

Er iſt endlich auch Schnellblick; flüchtig gleitet er an den Gegenſtänden hin, und trägt ihre Geſtalt mit ſich fort, die das trägere Auge, ohngeachtet ſeines langen Hinſehens, bei ihnen zurück laſſen muß. Er ahnet aus dem Vorhandnen das Nächſtkommende, aus dem Offnen das Verdeckte, aus dem Verhältniſſe die Sache, und ſeine Combina-

tionsgabe bringt jedes dahin, wohin es gehört. Darum kann er vieles unbeachtet laſſen, über vieles wegſpringen, ohne daß ihm etwas verloren geht. Zur Hälfte erzeugt ſich ſeine Welt aus ihm ſelbſt, und doch trifft ſie mit der wirklichen außer ihm zuſammen. Selten verrechnet er ſich, und doch rechnet er nicht nach Regeln. Wie es kommen werde, und was in irgend einem Falle geſchehen müſſe, iſt ihm klar; nur die Gründe weiß er nicht anzugeben. Durch Erfahrung gebildet, eilt er der Erfahrung vor; durch Uebung geſchärft, überflügelt er den brütenden Forſchergeiſt mit dem Tacte des Genies. Das kunſtvollſte Gewebe in ſeine Fäden und Verflechtungen aufzulöſen, und ſeinen Sinn zu enträthſeln, koſtet ihm wenig Mühe, weil dies das Geſchäft des Scharfblickes — dagegen fällt ihm ſchwer, einer Verkettung von Schlüſſen nachzugehen, weil dies das Geſchäft des Tiefblickes iſt.

Heller Blick ſetzt voraus **Licht und Leben in der Seele, Freyheit und Innigkeit im Gemüthe.**

Das Licht der Seele muß den Blick erleuchten, damit er für das äußere Licht Empfänglichkeit gewinne; das Licht der Seele muß in den Stand ſetzen, jedes auf die rechte Weiſe anzuſehen, und in die rechte Ordnung zu ſetzen. Wenn nicht in der Seele der Tag ſcheint, dann iſt allenthalben Nacht. Geſammelte Begriffe, richtige Anſichten, Fertigkeit im Verknüpfen und Anwenden, und eine beſonnene, ruhige Stimmung zünden das Licht der Seele an. Wo ſie vorhanden ſind, iſt das Auge aufgeſchloſſen, und geſtaltet ſich in ihm jeder Eindruck zum wahren und beſtimmten Bilde. Vorurtheile, falſche Meynungen, Verwirrung und Unbeſtimmtheit in den Begriffen, ſchiefe Richtungen des Verſtandes, Verſtimmungen des Herzens ſind Seelenverdüſterungen, die das Auge bald ver-

blenden, bald trüben, bald ihm nur halbe, verſchobene, aus einander gezerrte, von der Stelle gerückte Bilder gewähren. Dem lichtvollen Geiſte wird alles Licht, was mit ihm in Verbindung tritt; in alle Räume dringt das Licht, das von ihm ausſtrahlt; und ſelbſt was ſchon im eignen Lichte glänzt, empfängt von ihm die herrlichſte Beleuchtung. Der Seele des Weibes iſt das Licht vorzüglich befreundet, und leicht verklärt ſie ſich in den heitern Lichtſchimmer; möge man dem Lichtbedürfniß nur Nahrung geben, und das Dunkle von ihm fern halten! möge es aber auch ſelbſt ſeinen Tag nicht auslöſchen!

Das Leben in der Seele muß dem Blicke das Leben geben; denn der helle Blick iſt immer auch ein lebenvoller. Fehlt es der Seele an regen Intereſſen, oder arbeiten in ihr keine Kräfte: dann gleitet der Blick kalt an den Gegenſtänden ab, oder er haftet nur an dem Auffallendſten. Der helle Blick

möchte die Welt in sich hineinsehen, daß sie sich an alle Empfindungen des Gemüthes anlege, sich mit allen schönen Trieben vereinige, und so in ihm eine neue Gestalt gewinne, und eignes Leben werde. Wie ist das aber möglich, wenn nicht schon Leben in den Empfindungen und Trieben vorhanden ist? Möge dem Auge noch so viel Licht von innen zuströmen: es bleibt doch matt, wenn das Licht nicht auch Lebenswärme hat; und das vornehmlich entzückt uns am hellen Blicke, daß aus seiner Klarheit so viel frische Lebensäußerung hervorbricht.

Aber das Leben der Seele sey ein einiges und mit sich selbst im Gleichgewichte; es darf ihre Ruhe nicht stören, das Interesse nicht theilen, keine Spannung noch Spaltung erzeugen. Nur Freyheit des Gemüthes bewahrt den hellen Blick. Die zahllosen Gemüthsfesselungen und Entzweyungen, von denen auch das weibliche Leben nicht unange-

taſtet bleibt, tragen die meiſte Schuld, daß der Blick ſo oft trübe iſt. Ohne Sorge und Beengtheit, in heitrer Zuverſicht um ſich ſchauen, jedes nehmen, wie es ſich darbiethet, und es zum Gefälligen verarbeiten: das iſt das Wollen des hellen Blickes. Das Kindlich-Unbefangene macht, daß ſich nichts ihm entzieht, daß alles ſich ihm wahr und echt mittheilt, daß er im flüchtigen Hinſchweben die köſtlichſten Güter gewinnt. Freyheit iſt des Lebens Element, ohne ſie kein Treiben der Kraft — noch weniger Blüthe und Frucht.

Damit ſey indeß das gemüthliche Verweilen bey manchem, was das Herz ſtärker anzieht, ſelbſt das Tiefere der Empfindung, wo dieſe auf ungewöhnliche Weiſe und im Eigenthümlichſten des Gemüthes erregt wird, nicht ausgeſchloſſen. So werde denn der helle Blick auch leuchtender Blick der Freude, trunkener Blick des Entzückens, ſtiller Blick des ge-

heimen Weh's und jener himmliſche Aufblick, der aus den Thränen des Kummers die Verherrlichung der Seele ſchimmern läßt.

Der innige Blick des Gefühles iſt zwar von dem hellen Blicke verſchieden, doch kann er ſich dieſem zuweilen zugeſellen, und er wird es oft bey echt weiblichen Frauen. Auch er hat ſeine Helle, nur eine ſanftere, mehr von der Stimmung gefärbte; ſieht er ſelbſt weniger klar, ſo ſieht man deſto klarer in ihn hinein.

Mit dem hellen Blicke ſind unverträglich: der matte Blick der Gleichgültigkeit, der lauernde Blick der Argliſt, der Feuerblick der Luſt oder der Genialität, der finſtre Blick der Grübeley und der Sorge.

Der matte Blick der Gleichgültigkeit zeugt von Stumpfſinn und innerer Leere.

Seiten wird in der kalten und trägen Seele ein Intereſſe erregt, und nie blitzt dieſes aus dem Auge; ihr Sehen hat nur das Gemeinſte zum Gegenſtande, und auch davon ſprüht kein Lichtfunke in ſie hinein. Etwas ganz andres iſt der ſanfte Blick der Gemüthsſtille, in dem, zwar leiſe, aber unverkennbar, der Geiſt ſich bewegt, und, wie aus der Tiefe herauf ſchaut.

Die Intrigue entehrt und entſtellt das Weib, wie alles Heimliche, Umwundene, auf Nebenwegen Schleichende. Das Helle der Seele iſt auch das Gerade, Unverſchobene, Offne. In dem ränkevollen Gemüthe iſt nichts an ſeiner Stelle; wie ſollte es denn das Aeußere im ſchönen Wohlverhältniſſe finden? Manches ſieht es wohl deutlich genug; aber die eigne Befangenheit und Verzerrung verderben das Licht; das deutlich Geſehene verliert ſich in den finſtern Schlangengängen der Seele, und dieſe zeichnen wieder dem Auge ſeine Richtung vor.

Die freye heitere Ansicht ist ihm fremd, desto geläufiger das Spähen und Lauern. Kein Weilen mit Wohlgefallen, kein ruhiges Sinnen, desto mehr eindringendes Fixiren und unstätes Umherirren, das immer etwas zu suchen scheint, und, ungeachtet der sorgfältigen Selbstbewachung, dem Beobachter nicht entgeht. Einfalt ist im hellen Blicke, dadurch weckt er Lust und Vertrauen. Argliſt im Auge des Weibes scheucht zurück, und macht jede Befreundung unmöglich.

Feuergluth ist nicht immer Lichtglanz; beym Weibe am wenigsten. Die Natur hat gewollt, daß das Licht in ihm leuchte, und unter seinen milden Einflüssen die köstlichen Früchte des Geistes und des Herzens reifen, nicht daß es prasselnd in ihm aufflamme, und verzehrend um sich greife; daher gab sie ihm den hellen — nicht den feurigen Blick. Abscheulich wird das Weib, wenn der Gegenstand einer sinnlichen Begierde

gierde dieſen entzündet, oder wenn wildes Gelüſten des Herzens in ihm brennt. Der feurige Blick der Genialität iſt bey dem Weibe ſelten, und wehe ihm, wenn nicht Charaktermilde ihn beſänftigt! der Feuerblick der Kraft, des Thatendurſtes, des Enthuſiasmus, der Ehre und der Entrüſtung gehört dem Manne. Die Begeiſterung, das Hochgefühl werde im Auge des Weibes himmliſcher Strahl — nicht irdiſche Flamme. Aber dann mag die Flamme in das Auge treten, wenn ſie von dem Unwillen über beleidigte Würde kommt.

Grübeln und mit Angſt ſorgen liegt außer der Thätigkeitsſphäre des weiblichen Gemüthes; beyde vermögen nur den Geiſt zu verdüſtern — nicht ihn zu erhellen; ſie ziehen Wolken um des Weibes Blick, der kein heller ſeyn kann, wenn er nicht ein heitrer iſt. Der finſtre Blick der Grübeley und Sorge ſtört unruhig unter den Gegenſtän-

den, ohne daß ihm etwas klarer werde, während der helle Blick in freundlicher Betrachtung um sie schwebt.

Wohl ziemt dem Weibe zuweilen der würdevolle Blick des Ernstes; nur sey er nicht sein gewöhnlicher, in ihn verwandle sich der helle, wenn Bedeutendes zu erwägen ist, wenn ein großer Gedanke die Seele ergriffen hat, wenn die Andacht sie besucht, wenn das Schicksal gewaltig vor sie hin tritt, oder an ihr vorüber geht.

Das Auge ist des Leibes Licht, sagt der Ehrwürdigste unter den Weisen; ist das Auge gesund, dann wird dein ganzer Körper Licht seyn; hat aber dein Auge einen Fehler, so ist dein ganzer Körper im Dunkeln. Ein wahres, treffendes Wort. Die Seele ist schon nicht mehr gesund, wenn ihr Auge krank ist, mit ihrem Krankheitsstoffe hat sie dieses angesteckt;

aber furchtbar vermehrt ſich nun auch das Uebel durch das letztere. Unreines und Verderbtes häuft es nun in der Seele an; alles, was es ihr zuführt, empfängt von ihm Verunſtaltungen, die zerrüttend und zerſtörend in ihr wirken. Was aber das helle Auge in die helle Seele bringt, das erweitert und bereichert ſie, das erfüllt ſie mit reinem Lichte und nährt ihr Edelſtes, und davon ſtrömt beglückender Segen auf das Leben, das ſich immer mehr zur freundlichen und erfreulichen Wohlgeſtalt ordnet.

4.

Empfindſamkeit und Empfindeley.

Die Empfindſamkeit iſt, ſeit einiger Zeit, theils durch ihre Aftergeſtalt, die Empfindeley, theils durch den Wechſel, welchem, mit den herrſchenden Begriffen und Neigungen zugleich, die Stimmungen der Menſchen unterworfen ſind, in einen etwas übeln Ruf gerathen. Man ſpöttelt über ſie, und ſchämt ſich ihrer, oft ohne recht zu wiſſen, was man verſpottet, und weſſen man ſich ſchämt. Denn wahrlich die echte Empfindſamkeit verdient weder Spott noch ſchämende Verheimlichung, ſo wenig als es in ihrer Natur liegt, ſich laut und öffentlich zu machen, und um ehrende Auszeichnung zu buhlen.

Echte Empfindſamkeit iſt reiner Men-

schensinn; wem sie fehlt, dem fehlt noch etwas Bedeutendes, um ganz Mensch zu seyn, besonders aber, um es im edelsten Sinne zu seyn. Nehmt sie hinweg, und ihr habt, außer einer brutalen Sinnlichkeit, allein noch kalten Verstand und starren, zuweilen eisernen Willen, die nur in seltenen Naturen etwas Großes ausrichten, in gewöhnlichen, nichts als Kleinliches, Gemeines und Verkehrtes — keine schöne Humanität, kein vollkräftiges, vollstimmiges Menschenwesen, nichts von den Bewegungen, durch die der Geist die Höhen erfliegt und die Wonne genießt, in welchen die Menschheit ihrer herrlichsten Beziehungen inne wird.

Die Thräne echter Empfindsamkeit steht auch dem Manne wohl; durch sie gewinnen seine Kraft, sein Ernst und seine That doppelten Werth; durch sie neigt sich seine Größe herab, um Vertrauen zu wecken, um sich mit dem Leben zu versöhnen, und sich

dann als Adel wieder aufzurichten. Dem Weibe aber kann der Mangel derſelben auf keine Weiſe nachgeſehen werden. In ſeiner Empfindſamkeit gründet ſein Schönſtes und Beſtes, ſie iſt der Quell ſeines ſittlichen Lebens.

Das Weib ohne Empfindſamkeit iſt vielleicht unbeſcholten in ſeinem Wandel, aber gewiß nicht hochgeſinnt in ſeinem Herzen. Zu dieſem Herzen läßt ſich keine Zuverſicht faſſen. Die edeln Regungen, von welchen ſchöne Thaten beſeelt ſind, und aus welchen die reiche Bildung des Gemüthes hervorgeht, ſind in dem kalten Herzen erſtarrt. Tiefe des weiblichen Gemüthes iſt nur in der Empfindſamkeit möglich. In allen den Fällen, wo bey den Frauen das Herz den Verſtand vertreten muß, wird die Empfindſamkeit in Anſpruch genommen. Ihr gehören die Antriebe, die den ſchwachen Willen kräftigen zum trefflichen Handeln. Durch ſie wird das Geiſtige

Geistesleben und Geistesfülle, und gewinnen alle Talente Reife. Bey Frauen, denen es an ihr ganz gebricht, sucht man vergebens Anmuth, Innigkeit, Wärme, seelenvolle Gestaltung; weder der Freundschaft noch der Liebe, weder der echten Tugend noch der Religiosität sind sie fähig. Nichts von diesen besteht ohne Gefühlsnahrung. Die Frömmigkeit des Weibes vorzüglich lebt in Gefühlen, wird von Gefühlen auferzogen, ergießt sich in Gefühle, wenn sie am kräftigsten angeregt ist, und geht durch Gefühle in Gesinnungen und Handlungen über.

Die Natur hat des Weibes Herz zur Empfindsamkeit gebildet; wenn ihre Entwickelung ungehindert und unverleitet fortschreitet, dann kommt sie bald unter dem Mächtigsten zum Vorscheine, und der Natur muß große Gewalt angethan werden, Verderbnisse müssen in sie dringen, um jene zu ersticken.

Ihr Werth iſt entſchieden, ihr Weſen und ihre Entartung müſſen wir näher kennen lernen.

Echte Empfindſamkeit iſt die Fähigkeit, geiſtig gerührt zu werden, was theils unmittelbar, durch die Eindrücke, welche Vorſtellungen und Geiſtesgedanken auf die höhere Gemüthsempfänglichkeit machen, theils mittelbar, durch die Bilder, welche ſich in der Phantaſie dazu geſellen, bewirkt wird. Jene ſind das Weſen der echten Empfindſamkeit, dieſe geben ihr die mancherley Geſtaltungen und Farben.

Mangel an Empfindſamkeit iſt nicht immer gänzliche Gefühlloſigkeit, die ſinnlichen Gefühle ſind gewöhnlich deſto ſtärker, wenn jene fehlt; aber er iſt Gefühlloſigkeit gegen das, was nur der Geiſt verſteht und verarbeitet, und was nur an die zartern Saiten des Herzens ſchlägt. Wenn das ſinnliche Weib allein Vergnügen, Schmerz und Ver-

langen kennt: ſo kennt das empfindſame Heiterkeit, Entzücken, Wonne, Trauer, Wehmuth, tiefen Kummer, Seelengram und Sehnſucht. Wenn das ſinnliche Weib faſt allein in der Gegenwart lebt: ſo öffnen ſich dem empfindſamen Vergangenheit und Zukunft, beyde reich an Gefühlen, für welche die Sprache kein Wort hat. Wenn das ſinnliche Weib allein von dem getroffen wird, was die Sinne reitzt: ſo wird das empfindſame tauſendfach bewegt von dem, was der Verſtand denkt, was der Ahnung vorſchwebt, wozu der Glaube hinaufſieht, was ſich, vom Herzen angebethet, nicht emporringen kann zum deutlichen Begriffe.

Das Schauen, das Sinnen, die gedankenvolle Betrachtung, wie das Bilden der Phantaſie, geben der empfindſamen Seele Nahrung, und locken ihre Gefühle hervor, und dieſe Gefühle individualiſiren ſich nicht nur ins Unendliche, nach der Verſchiedenheit

des Reitzes und des jedesmaligen geiſtigen Zuſtandes, ſie verſchmelzen ſich auch unter einander zu neuen Gefühlsſtimmungen. Die Freude und die Trauer finden in jeder Geſtalt bey ihr Eingang, und leben in immer andern Geſtalten in ihr auf.

Was ſich nur auf irgend eine Weiſe mit dem Herzen in Verbindung zu ſetzen vermag, das verfehlt ſeines Eindruckes auf empfindſame Seelen nicht; das Zarteſte und Geiſtigſte darin wird am meiſten von ihnen empfunden.

Die Natur bemächtigt ſich ihrer nicht allein durch die Mannichfaltigkeit ihrer Bildungen, durch ihre Schönheit und Größe, durch ihren Glanz und ihre Milde, ſondern auch durch die Bedeutſamkeit ihrer Producte und Erſcheinungen, durch das Göttliche, was ſie aus ihren Hüllen hervorſchimmern läßt und in Symbolen darſtellt, durch die Vorſtellungen, die ſie weckt, durch die Stimmungen, die ſie einflößt.

Die Kunſt entzückt ſie nicht allein durch die Vollendung ihrer Geſtalten, ſondern auch durch die Ideen und Gefühle, die ſie in ſich ſchließt und durch das, was ſich im harmoniſchen Spiele der Gemüthskräfte an dieſe reiht.

Das Menſchenleben, in ſeinen zahlreichen erſchütternden und ſanft rührenden Ereigniſſen, in ſeinen zahlreichen bleibenden Verhältniſſen und zufälligen Verknüpfungen, in ſeinen Spannungen und Auflöſungen, in ſeinen Trennungen und Einigungen, in ſeinen Verſagungen und Gewährungen, in ſeinen Leiden und Genüſſen, in ſeinen trüben und frohen Wechſeln, iſt vorzüglich geeignet, das Gemüth innig zu beſchäftigen; hier greift die Phantaſie am vielſeitigſten in die Wirklichkeit ein; hier treffen eigne und fremde Begegniſſe zuſammen; hier öffnet ſich die weite Sphäre des Mitgefühles, in welcher die Empfindſamkeit ihre ganze Weichheit und Erregbarkeit zeigt.

Wenn die flache Geselligkeit wenig Berührungspunkte für sie hat, so hat der ernste Blick auf Menschen und ihre Schicksale, so haben Freundschaft und Liebe desto mehrere. Sich in die Freundesseele hinein zu versetzen, jeden Gedanken und jedes Gefühl des Freundes zu theilen, Freundeswerth ganz anzuerkennen, in den Thaten und Genüssen der Freundschaft selig zu seyn, das Beste, was sie geben kann, von ihr zu empfangen: das ist das Vermögen echter Empfindsamkeit. Von ihr empfängt die Liebe das reiche Leben, die süße Wonne und die höchste Veredlung; durch sie wird dieses festes Anschließen, zarter Sinn für jedes Treffliche am Geliebten, Vermischung des Irdischen und des Himmlischen, der Befriedigung und der Sehnsucht; durch sie geschieht es, daß jeder Tag der Liebe Neues bildet, durch Neues erfreut, Neues hoffen läßt.

Religiöse Gefühle sind vorzüglich der

empfindſamen Seele befreundet; nicht allein, daß alles, was im Gebiethe des Glaubens liegt, ſie hervor ruft; ſie geſellen ſich auch zu allem, was, als Erfahrung, Gedanke oder Gefühl, die Seele bewegt, und ziehen es in ihr Licht und in ihre Wärme hinein. Jede Luſt und jeder Schmerz verlieren ſich gerne in fromme Rührung. Erſcheine das Heilige im Worte oder in der That, in der ihm geweihten Feyer oder im Leben; an empfindſame Gemüther wird es ſich nie vergebens wenden.

Die echte Empfindſamkeit ſucht nie ein Gefühl in ſich zu erregen; ſie bedarf deſſen nicht, ſie braucht ſich nur hinzugeben, um zu fühlen. Und wenn auch ihr Stunden der Kälte nicht ganz ungewöhnlich ſind, ſo weiß ſie, daß das Herz keine Gewalt leidet, daß man nicht immer fühlen ſoll, daß der Kopf auch ſeine Rechte hat, daß das Gefühlte überdacht und in das Leben hinübergeleitet,

daß das Gleichgewicht der Gemüthskräfte erhalten seyn will.

Die echte Empfindsamkeit überläßt sich nicht ungerne ihren Rührungen, ihre Gefühle gewähren ihr stärkenden Genuß, und warum sollten sie das nicht so gut, wie die Eindrücke des Sinnes? warum nicht mehr noch, da sie sich auf das Edelste beziehen, während jene, wenn nicht von Schlechtem, doch von Gemeinem kommen? Aber sie hüthet sich vor weichlicher Gefühlsschwelgerey, wobey sie unvermeidlich entarten würde. Dieser Genuß gilt ihr, wie jeder andre, als Belebung der Kraft, und überdies noch, als festere Aneignung des Guten und Schönen. Sie läßt es nicht bey Thränen bewenden; sie thut auch, was sie als würdig erkannt hat, und wozu das Herz sie treibt; sie strebt dem nach, vor dessen Bilde sie weinte; sie ringt nach Vereinigung mit dem, was ihr Bewundrung und Liebe einflößte.

Der Mangel an Empfindſamkeit iſt bey den Frauen immer ein Zeichen von Gemüthslähmung oder von Gemüthszerrüttung, und die Urſachen deſſelben ſind, die phlegmatiſche Kälte des Temperamentes abgerechnet, von der Art, daß ſie noch größeres Unheil nach ſich ziehen müſſen; herrſchende Sinnlichkeit, Kälte des Eigennutzes und des Stolzes und Eitelkeit verdienen darunter vorzüglich bemerkt zu werden.

Bey den meiſten rührt der Mangel an Empfindſamkeit von der herrſchenden Sinnlichkeit her. Die Eindrücke der Sinne ſind bey ihnen zu ſtark, als daß Geiſtesgefühl neben ihnen aufkommen könnte; jene beſchäftigen ſie zu viel und zu lebhaft, als daß ſie nicht dieſes, das nur oft angeregt und belebt ſich behauptet, verdrängen ſollten; jene feſſeln ſie zu ſehr an das Sinnliche, das ſich von ſelbſt darbiethet, als daß dieſes, wozu ſich die Seele erheben muß, ihnen nicht fremd werden

ſollte. Gewohnt, ſich immer unter ſinnlichen Zerſtreuungen, Arbeiten und Ergötzlichkeiten zu bewegen, vergeht ihnen die Fähigkeit, das Geiſtige zu verſtehen und ſich anzueignen, geſchweige die, dafür etwas zu fühlen. Alles verkörpert ſich; nicht bloß die feinern Organe des Herzens verlieren ihre Reitzbarkeit, auch die Phantaſie ſchmiegt ſich der Sinnenluſt an, und vermag dem Herzen nichts mehr zu biethen, als was aus dieſer ſtammt. Empfindeley ſchelten ſie das echt menſchliche Fühlen, wenn ſie es noch ſo vieler Aufmerkſamkeit würdigen, um dafür einen Nahmen zu ſuchen; und nur, wo es der Ton ſo will, wird eine gewiſſe Affectation zarterer Gefühle unterhalten, die aber die Herzenserſtarrung ſchneller und ſicherer herbey führt. Viele glauben erſt dann die rechte Kultur zu beſitzen, wenn ſie die Empfänglichkeit für zartere Gefühle entweder zerſtört, oder in ihre Gewalt

gebracht

gebracht haben, welches Letztere bey Frauen dem Erstern ohngefähr gleich ist.

Die weichsten weiblichen Seelen sind gegen die Verhärtung, welche in der Sinnlichkeit ihren Grund hat, nicht geschützt. Es bedarf dazu eben keiner gröbern Begierde, keines leidenschaftlichen Hanges nach einzelnen Sinnengenüssen; der immerwährende Verkehr mit dem, was nur die Sinne afficirt, der häufige Umgang mit Frauen, die allein dem Sinne leben ist schon hinlänglich, und traurend nimmt man das allmähliche Verkommen unter den sinnlichen Umgebungen an tausend Frauen wahr, die eines Bessern werth waren, wozu die Weichlichkeit und Ueppigkeit des Zeitalters nicht unterlassen, das Ihrige beyzutragen. Oefteres Beschäftigen mit dem Geistigen, öfteres Hingeben an die Bewegungen, die es im Herzen hervorbringt, müssen diesem seine Empfindsamkeit bewahren, und es wird

damit gelingen, wenn nicht die Erziehung zu große Verwüſtungen angerichtet hat.

Seltner erſtickt die Kälte des Eigennutzes in weiblichen Seelen die Empfindſamkeit, weil er ſelbſt hier ſeltner Platz gewinnt; aber wenn es geſchieht, ſo wirkt er auch deſto verheerender. Ein alles auf ſich beziehendes, alles kalt berechnendes Weib, kann kein fühlendes Weib ſeyn; die Klugheit tritt bey ihm an die Stelle des Herzens, und die Rührungen, für die es Anfangs noch Empfänglichkeit hatte, werden entweder um des Vortheiles willen unterdrückt, oder in Kunſtgriffe deſſelben verwandelt. Es muß ſo oft Schritte thun, die das Herz verletzen, daß die endliche Abtödtung deſſelben unvermeidlich iſt. Es muß ſo oft den Wallungen des Herzens Widerſtand leiſten, daß zuletzt alles Widerſtehen überflüſſig wird. Wahre Ungeheuer ſind die Weiber, in denen der Eigennutz die Lebenselemente der Weiblichkeit vertilgt hat.

Auch in der Kälte des Stolzes dauert das weibliche Gefühl nicht aus. Stolze Weiber ſind immer harte Weiber, nicht bloß für fremdes Elend und für fremde Freude, ſondern für alles, was ſonſt noch das Gemüth bewegen könnte. Einzig lebend in dem Gefühle ihres Werthes, laſſen ſie kein andres an ſich kommen, ſie wehren ſelbſt jedes andre ab, fürchtend, ſich darin etwas zu vergeben, oder ihrer unwürdig zu werden, wenn nicht gerade die beſondre Art ihres Stolzes mit gewiſſen Gefühlen in Verbindung ſteht. Die Empfindſamkeit will von außen angeregt ſeyn, das ſtolze Herz aber zieht ſich in ſich ſelbſt zuſammen. Empfindſamkeit verlangt Befreundung, der Stolz iſolirt ſich. Empfindſamkeit iſt Entgegenkommen, Hingebung und in ihren ſchönſten Momenten Selbſtverlieren, der Stolz, zumal der weibliche, hält feſt an ſich ſelbſt. Die zarten Fäden, mittelſt welcher das Gemüth ſich einſaugt in die Welt der

geistigen Gefühle, zerreißen in der Kälte des weiblichen Stolzes; aber schon die Eisrinde um das Herz macht die Gemeinschaft mit den Gegenständen, welche jene einflößen müssen, unmöglich. Bey den Männern geht der Stolz nicht so durch das ganze Wesen, und nimmt leicht die Gestalt der Großmuth an, daher finden wir ihn hier noch häufiger mit einem gefühlvollen Herzen gepaart.

Die Bestrebungen der Eitelkeit lassen das Herz leer ausgehen, und entwöhnen es, für sich Bedürfnisse zu haben. Je eitler das Gemüth wird, desto weniger kann es gerührt werden, desto mehr füllt es sich mit Kleinigkeiten an, und büßt die Empfänglichkeit für dasjenige ein, was nicht zum Gefallen dient. An Außendingen klebt der vereitelte Sinn; was sich an das Herz wenden möchte, sucht darin vergebens Berührungspuncte; und was in ihm erwacht, wird gleich von der widerwärtigen Dispositon überwältigt. Eitelkeit ver-

wickelt das Weib immer tiefer in das Alltägliche des Lebens, in deſſen Umkreiſe nichts iſt, was der Empfindſamkeit Nahrung giebt — vieles, was ſie tödtet. Das eitle Weib wird ſich vielleicht auf eine gewiſſe Kunſt zu fühlen legen, wenn das Fühlen gerade Mode iſt; aber das Gefühl gehorcht nur der Natur, und wo dieſe widerſtrebt, da vermag die Kunſt nur einen erbärmlichen Schein zu erzeugen.

Die Empfindeley iſt übertriebene, ausgeartete, unnatürliche Empfindſamkeit. Sie iſt außer ſich, wo die echte Empfindſamkeit nur mäßig bewegt iſt; ſie iſt entzückt, wo dieſe ſich freut; ſie vergeht in ihrem Weh', wo dieſe nur leiſe trauert; ihre Gefühle erwachen mit großer Lebhaftigkeit, bey Veranlaſſungen, bey welchen dieſe gleichgültig bleibt, Kleinigkeiten, von denen der

gesunde Sinn kaum ahnet, daß sie das Herz beschäftigen können, erschüttern sie.

Kräftiger und großer Gefühle ist sie gar nicht fähig; desto mehr liebt sie die weichen, schmelzenden, das Wehmüthig-Süße, das Sehnen und Schmachten in Gefühlen, das Tändeln und Kokettiren mit denselben; und auch hier haben ihre Gefühle weniger den Charakter der starken Erregung, als der krankhaften Erschlaffung; sie wird weniger von Gefühlen ergriffen, als sie selbst nach Gefühlen hascht, und in Gefühlen sich wiegt.

Bey der echten Empfindsamkeit sind die Vorstellungen und Geistesgedanken, welche auf das Gefühl wirken, die Hauptsache, die Bilder der Phantasie gesellen sich nur flüchtig dazu; deßwegen sind ihre Aeußerungen auch immer der Veranlassung angemessen, obgleich verschieden, nach der Verschiedenheit der Gefühlsstimmung, des Temperamentes und der Reitzbarkeit. Bey der Empfindeley aber rührt

faſt alles von den Bildern her, welche die Phantaſie, von irgend einem Gegenſtande geweckt, ſpielend an einander reiht. Der Gegenſtand ſelbſt hat an ihren Gefühlen meiſt nur ſehr geringen Antheil, und es iſt oft ſchwer, einzuſehen, wie man bey ſolchen Gegenſtänden ſolche Empfindungen haben könne.

Daher kommt es, daß die empfindelnde Frau häufig bey den unbedeutendſten Dingen in Gefühle zerfließt, während das wirklich Rührende ſie kalt läßt; dort iſt zufällig die Phantaſie, an der das Gefühl hängt, in Bewegung geſetzt worden, hier iſt ſie unthätig geblieben. Es liegt ſogar in der Natur dieſes krankhaften Zuſtandes, daß er mehr von Kleinigkeiten, als von dem Wichtigen und Ernſthaften gereizt wird, indem die Phantaſie eine gewiſſe Ruhe verlangt, um ihr Spiel beginnen zu können. Wahres Gefühl haben die empfindelnden Frauen ſelten, all ihr

Vermögen zu fühlen hat ſich an die Träume verloren.

Ihre Gefühle ſind nicht geiſtiger, als die der echten Empfindſamkeit; aber ſie ſcheinen es zu ſeyn, weil die Phantaſie ſie über die Wirklichkeit hinauf gehoben hat. Im Grunde ſind ſie viel ſinnlicher; ihre Anfänge verlieren ſich weit mehr in das Gebieth der Sinnlichkeit — und ſinnlich-üppiger iſt die Unterhaltung, die ſie dem Gemüthe geben.

Zuweilen entſteht die weibliche Empfindeley aus Nervenſchwäche. Doch wird man bey nervenſchwachen Frauen häufiger Empfindlichkeit als Empfindeley antreffen, die letztere nur bey einer ſanften Gemüthsſtimmung und einer regen Einbildungskraft. Der Reitz der Sinne wird hier auch Reitz der Phantaſie, die das Gefühl in ſeine kleinſten Beſtandtheile zerlegt, und jedem derſelben die Stärke des ganzen Eindruckes verleiht. Die Verſtimmung der Nervenſchwäche

macht überdies geneigt, jeden Eindruck zu zergliedern, und ihn der Verarbeitung der Einbildungskraft zu übergeben.

Diese Empfindeley ist eigentlich Unvermögen, den Eindruck zu ertragen, welches sich dadurch zu helfen sucht, daß es ihn in die Phantasie ableitet. Sie äußert sich überall, wo etwas die Nerven überwältigend oder schneidend afficirt, daher vorzüglich beym Unangenehmen und Rührenden; aber auch bey dem Angenehmen, selbst bey dem Schönen, kann sie sich äußern, wenn dieses für die Sinne oder für das Gemüth etwas Angreifendes hat. Ein Laut, eine Ueberraschung, ein leiser Schmerz, ein ungewöhnlicher Anblick vermag schon sie zu erregen, so wohl durch sich selbst, als durch Erinnerungen und Bilder, die sich daran knüpfen. Sie muß allem ausweichen, was mit einem erlittenen Verluste, oder sonst einem erschütternden Auftritte nur flüchtige Berührung hat. Sie

bricht gerne in Klagen und Thränen aus, und verlangt, daß man mit ihr sympathisire, oder sie doch wenigstens bedaure. Krämpfe und Ohnmachten sind bey ihr etwas Gewöhnliches — Familienscenen das wichtigste Ingrediens dazu; wohin besonders frohe und traurige Ereignisse, Feste, Trennungen und Wiedersehen gehören.

Die nervenschwache Empfindeley hat wunderliche Bizarrerien, welche die Zuckungen des kranken Körpers und der kranken Seele zugleich sind, und mehr bemitleidet, als verspottet zu werden verdienen.

Häufiger ist die Empfindeley bloße Gemüthskrankheit, entspringend aus Verzärtelung des Herzens. Weichlichkeit, ohne starke sinnliche Begierden, muß, bey einiger Geistescultur, in Empfindeley ausschlagen. Wo das Gefühl stäts geschont und gepflegt wird, bemächtigt es sich bald aller Gemüthskräfte, zieht die ganze Aufmerksamkeit

der Seele an, und beherrſcht ungetheilt das Bewußtſeyn. Man lebt allein in Gefühlen, und will alles ganz ausfühlen; ſo geſchieht es, daß ſich die Gefühle ins Unendliche ſpalten, zerſetzen und vermiſchen. Was der Verſtand in ihnen ſcheidet, arbeitet ſich bald wieder zum Gefühle um, und alles, was in die Seele einzieht, muß Gefühl werden. Die Schärfe und Feinheit der Gefühle wird immer größer, wie die Zahl der Dinge, welche das Gefühl anſprechen. Das paſſive Fühlen wird Genuß, der Wechſel in den einzelnen Momenten deſſelben ergötzlich, daher auch das Schmerzliche ſüß.

Das Unterſcheidende dieſer Empfindeley iſt: daß die Seele gleichſam in Gefühlen ſchwimmt, gleichviel ob in frohen oder in traurigen, wozu ſich bald die Eitelkeit geſellt, für eine weichgeſchaffene Seele — ein aus zarterm Stoffe gebildetes Weſen zu gelten. Das Tändelnde und Wimmernde iſt dieſer Art

der Empfindeley am meiſten eigen, auch das Idealiſiren aller Lebensverhältniſſe im Kleinlichen, das Schweben in Träumen, die unabläſſige Anſtrengung, alles auf das Höchſte und Feinſte der Geiſtigkeit zu treiben. Was die Wirklichkeit Erſchütterndes hat, iſt ihr zu gemein; das Große und Ernſte zu fühlen, gebricht es ihr an Kraft; aber in alles Ueberſpannte ſucht ſie ſich hinein zu fühlen. Einen Charakter werden Frauen bey dieſer Empfindeley nie gewinnen; Gemüthslähmung und Gemüthszerrüttung müſſen ſich immer trauriger einſtellen.

Oft entkeimt die Empfindeley einzelnen ſinnlichen Gefühlen, Stimmungen und Neigungen, die zu ſehr gepflegt worden ſind, und, da ſie auf der Erde keine Nahrung fanden, ſich an der Phantaſie in die Höhe gerankt haben, dem Lichte nach, in dem ſie beſſer zu gedeihen hoffen. Vorzüglich geht das verliebte Weſen — die echte

Liebe nicht, die, kräftig in ihrem Weſen, die Tändeley verſchmäht — in Empfindeley über, und hat, mehr oder weniger, beſonders in gewiſſen Jahren, faſt immer ſeinen Antheil an der weiblichen Empfindeley. Die Sinnlichkeit buhlt darin mit dem Geiſte, und will ſich an ſeinen Strahlen ſonnen. Das wohlthätige Spiel zahlloſer Liebesregungen eignet ſich alles an, was ihm einiger Maßen verwandt iſt, und die Phantaſie muß jedes dahin geſtalten. Trauer und Wonne und Sehnſucht wechſeln im Herzen. Das Reich des Todes und des Lebens, der Himmel und die Erde, Morgen- und Abendroth, der Mond und die Blumen müſſen dazu Stoff hergeben, und ſich in tauſend Fäden an das Gemüth knüpfen.

Das Schmachtende, Vergehende, Liſpelnde, Träumende, Wehmüthig-Sinnende und Weinerlich-Süße ſind Eigenthümlichkeiten dieſer Empfindeley. Ihre Narrheiten, Launen und

Grimaſſen ſind nicht zu zählen. Zum Glücke iſt ſie bey den meiſten ein vorübergehender Rauſch, wenn er nur nicht ſo oft die Fähigkeit der echten Empfindung ertödtete.

Es gibt auch eine gemachte Empfindeley, welche daher entſteht, daß die Phantaſie ſich, was das Gefühl kitzeln ſoll, ſo lange und ſo oft vorhält, bis die Bilder und Beziehungen hervortreten, die das Herz treffen. Der gewöhnliche Kunſtgriff der Frauen, wenn ſie ſich rühren wollen, oder Thränen nöthig haben, wiederholt und verfeinert, macht das Gefühl immer reitzbarer für die Gegenſtände, bey welchen er angewendet wird; wäre etwa bey ihnen ſelbſt nichts zu fühlen, ſo tragen ſich andere Gefühle auf ſie über; endlich bringt man es zu der Feinheit, der auch das Leiſeſte nicht verloren geht.

Von dieſer Art iſt die Empfindeley, die mit der Mode Schritt halten muß; denn eigentlich ſtirbt die Empfindeley nie aus, ſie

wechſelt nur mit ihren Formen, in die man ſich hinein lieſt und phantaſirt. Sie iſt unter allen die flachſte, und biethet der Beobachtung keine intereſſante Seite dar. Sie muß ſich unaufhörlich ſelbſt exaltiren, darum iſt ſie reich an Worten und Hyperbeln, und, mit der Eitelkeit im Bunde, reich an Mitteln ſich zu produziren. Sie hat keinen Charakter, nimmt nach den Umſtänden eine andre Geſtalt an, und richtet in der Regel alles an den Frauen zu Grunde, woraus ſich ein Charakter bilden könnte.

Sehr häufig iſt die weibliche Empfindeley zur Hälfte etwas Selbſtgemachtes, zur Hälfte äußerliche Manier, wobey denn auch ein wenig von Empfindung ſeyn mag, was aber kaum mit in Anſchlag gebracht werden kann, ſo ſehr verliert es ſich unter dem Erkünſtelten, Nachgeſtümperten, Vorgeſpiegelten, unter den Seelen- und Körper-Grimaſſen. Nicht ſelten ſieht man es den

Frauen an, welche Mühe sie sich geben, recht viel und etwas Ungewöhnliches zu empfinden, und wie dann der übertriebene Ausdruck nachhelfen muß. Die Exclamationen, die Seufzer, die schmelzenden Blicke, die nassen Augen verrathen, bey aller Geläufigkeit, das Erzwungene. Ihr ewiges Wunderschön, Herrlich, Göttlich, ihr Vergehenwollen in Wehmuth und Wonne hat wenig zu bedeuten, und man weiß wie man es nehmen soll. In der Verlegenheit vergreifen sie sich zuweilen, daß auch dem Stumpfsinnigsten das Abgeschmackte nicht entgeht. An den Redensarten aus Romanen und Dichtern, die in der Mode sind, oder es unlängst waren, an dem ewigen sentimentalen Gerede, an dem Theatralischen in ihrem ganzen Benehmen, an den weitläuftigen Anstalten, Effect zu machen, an dem Gezierten und Affectirten erkennt man sie hinlänglich.

Bey manchen ist das ganze empfindelnde Wesen einstudirt — nichts als Rolle,

die

die ſie ſo gut ſpielen, als eine ſolche Rolle ſich ſpielen läßt. Den Kenner täuſcht ſie nicht; er merkt es genug, wie ſie, hinter den Thränen, innerlich lachen und lauern, und wie ſie, wo ſie hingeriſſen ſcheinen, ſich zuſammennehmen, auf Haltung, Anſtand und Ausſchmückung bedacht ſind, und in den Spiegel ſehen. Der Herzensruin dieſer Weiber macht ſie noch gefährlicher als ihre Verſtellungskunſt. Die geringen Reſte von Gefühl, die noch in ihnen ſind, beſchleunigen nur ihr Verderben, da ſie einzig zum Beſten der Eitelkeit, der Intrigue und der Buhlerey aufgewendet werden, wenn anders an ihnen noch etwas zu verderben iſt. Mit tiefer Verachtung muß man auf dergleichen Maſchinerien hinblicken.

Die wirkliche — nicht aufgeprägte — Empfindeley — welche noch etwas Schlimmeres iſt — iſt immer Gemüthsſchwäche, mit der

nichts Gesundes und Kräftiges bestehen kann, die weichlichste Seelenschwelgerey, bey der alles, was im Innern sich regt, nur zu einem kümmerlichen Daseyn gelangt; in gränzenlose Verbildung schlägt sie aus; Eine Schiefheit zeigt sich nach der andern, Eine Verzerrung nach der andern. An jedem Gefühle ist auch das Schwächliche, Ohnmächtige, Kranke unverkennbar.

Zum Wollen und Handeln kommt es bey den empfindelnden Frauen selten; es gebricht ihnen dazu an Kraft, sie haben mit dem Empfinden genug gethan, und müssen den gemeinen Geschöpfen doch auch etwas überlassen. Die echte Empfindsamkeit treibt zum Handeln, weil der reine Eindruck der Sache sie bewegt; die Empfindeley kann es nicht, weil ihre Gefühle nicht wahr, weil sie Producte der Phantasie sind, erzeugt, um damit zu spielen, oder um sie zu zeigen, weil sie nicht in die irdischen Gegenden gehören, wo gehandelt

wird, weil gar nichts Treibendes in ihnen ist. Sie hilft oft dem Elende nicht ab, damit sie sich nicht um die Rührung bringe; sie gibt sich um das Bewunderte keine Mühe, damit sie aus der Ferne besser mit ihm koketiren könne. Sie würde ihren Himmel zerstören, wenn sie sich auf Erden etwas zu schaffen machte. Ihr phantastisches Wesen paßt in kein Erdenverhältniß, deßwegen macht sie für jedes unbrauchbar, weckt in jedem Leerheitsgefühl und Mißbehagen.

Gerne möchte sich die Empfindeley für Schwärmerey ausgeben; aber diese ist, obgleich ebenfalls ausgeartete Empfindsamkeit, weit edler. Sie tändelt und winselt nicht; sie erpreßt nichts von sich; sie verschmäht das Kleinliche; ihre Sehnsucht ist kein Schmachten; von ihren Gefühlen ist sie wirklich ergriffen, diese sind nicht unnatürlich, und bilden am Leben; nur daß sie die Leitung des

Verſtandes von ſich weiſen, und an den Schöpfungen der Phantaſie kleben.

Die Schwärmerey ſchafft ſich beßre Welten, und ſtattet ſie nach den Bedürfniſſen des Herzens aus; es läßt ſich begreifen, wie ſie davon entzückt ſeyn kann. Wenn ſie ſich über das Irdiſche erhebt, ſo geſchieht es in kühnen Flügen, mit feſtem, freylich nicht immer richtig geſtimmtem, Sinne für das Beßre. Es gibt eine ſchöne Schwärmerey, die man dem Weibe nicht allein nachſieht, in der es ſo gar verehrungswürdig erſcheint.

Uebrigens kann man von der Empfindeley, außer wo ſie von Nervenſchwäche herrührt, leicht geheilt werden. Es kommt nur darauf an, daß man die Narrheit darin erkenne, und ſich ihr widerſetze, daß man der Natur ihr Recht über das Herz wieder einräume, das echte Gefühl, wo es erregt wird, feſt halte, und ſich des andern entſchlage. Das Erſte fällt freylich etwas ſchwer; darum muß

mit den Waffen des Spottes gegen sie gekämpft werden, welche allein noch etwas ausrichten, wenn sie sich vertheidigen will. Auch darin unterscheidet sie sich von der Schwärmerey, die der Spott hartnäckig macht.

5.

Die Freundlichkeit.

Freundlichkeit iſt der vereinte natürliche Ausdruck der Heiterkeit und des Wohlwollens; ſoll ſie aber das Herrſchende im Leben werden, und alle Anwandlungen des unfreundlichen Weſens unterdrücken, dann muß noch eine ſanfte Stimmung des Gemüthes hinzukommen, oder vielmehr in der ſanften Stimmung muß das Heitre und Wohlwollende heraufwachſen.

Schon das Sanfte ſpricht ſich leiſe, ſchonend und gefällig aus. Das Heitre verläugnet in Blick und Miene die frohe Stimmung nicht, es möchte ſein Licht über alles verbreiten; leicht bildet es ſich zur Güte, und erſcheint dann als Freundlichkeit. Auch im

Wohlwollen kann die Freundlichkeit ihren Lebenskeim haben, dann muß dieſes aber Liebe geworden ſeyn. Liebe iſt die Verſöhnung des Gemüthes mit ſich ſelbſt, freudige Eintracht des Daſeyns; ſie iſt in ſich ſelig, und das Bewußtſeyn, das ſie von ſich ſelbſt hat — Heiterkeit. Die Liebe will erfreuen durch alles, was ſie iſt und hat; ſie kommt entgegen, ſie forſcht das Bedürfniß aus, ſie verſteht das Gemüth. Zartfühlend ſchließt ſie den Himmel ihres Herzens auf, wenn ſie redet, und wenn ſie handelt. Das Dienen iſt ihr Luſt; ſie fühlt ſich in andre hinein. Ihre Heiterkeit verklärt das alles.

Dann iſt die Freundlichkeit am ſchönſten, wenn ſie zunächſt von der Liebe ſtammt, wenn dieſe das Gemüth beſänftigt und erheitert hat, und ſo die reine Güte ſtrahlend aus ihr blickt, wenn dieſe im Auge glänzt, auf dem Geſichte ſchwebt, dem Drucke der Hand ſeine Wärme, dem Worte und der

That das Liebliche gibt — und allem die frische Beseelung.

Die Freundlichkeit kann sich nicht in jedem Augenblicke in gleichem Maße zeigen. Je heitrer man ist, und je mehr man liebt: desto freundlicher ist man auch. Die freundlichste Frau hat Augenblicke, wo es etwas düstrer in ihr wird — wie wäre das zu vermeiden? — Augenblicke, wo die Liebe nicht ihre ganze Wärme besitzt, wo die Verstimmung mit ihr kämpft: und das bildet sich im Gefühle, wie im Benehmen, ab; aber es bleibt noch genug zurück, worin man die wahre Gestalt des Gemüthes wieder erkennt; ein flüchtiger trüber Nebel zieht an dem Lichte vorüber, ohne das Durchscheinen desselben zu verhindern.

Gegen die, welche man am meisten liebt, ist man am freundlichsten; und es wäre schlimm, wenn man gegen andre eben so freundlich seyn könnte, da hätte die Ver-

ſtellung den Charakter ſchon angetaſtet. Der Weſen, die man vor allen liebt, freut man ſich ja auch vor allen; ihr Daſeyn iſt in der heitern Stimmung mit befaßt; ſie wünſcht man vor allen glücklich zu machen; ihre widrigen Empfindungen fühlt man mit; man kann nicht recht froh ſeyn, wenn ſie es nicht ſind. Die Gewohnheit des Zuſammenlebens mag den Ausdruck der Heiterkeit und Liebe ſchwächen, Mißverhältniſſe mögen ihn zuweilen trüben; doch wohnen ſie ſelbſt im Herzen, und was im Herzen iſt, das offenbart ſich im Ganzen unverkennbar.

Weniger lebhaft, doch innig iſt die Freundlichkeit gegen Fremde, die mit keinem beſondern Intereſſe des Herzens Berührung haben, im geſelligen Leben und im täglichen Verkehre mit Menſchen. An die Stelle der Liebe tritt hier das allgemeine Wohlwollen, der Sinn für Menſchen, das Gutmeynen, was ſelbſt ſchon erheitert, und dem ſich die

natürliche Heiterkeit zugesellt. Die Freundlichkeit ist hier das Menschlich-Schöne in der Höflichkeit, in der Ehrerbiethung und in der Herablassung; sie macht, daß die erste nicht bloße Formalität, herzloses Wesen, die zweyte nicht entwürdigende Selbstverläugnung, die dritte nicht demüthigendes Gnädigthun wird; sie theilt jedem etwas mit, wodurch es uns wohlthuend anspricht.

Gegen Menschen, die uns verhaßt oder zuwider sind, ist es nicht wohl möglich, im eigentlichen Sinne, freundlich zu seyn. Wir fühlen in ihrer Nähe weder Wohlwollen — noch uns selbst erheitert; und was man nicht fühlt, soll man auch nicht zeigen. Indeß haßt der gute Mensch nicht so, daß alles Wohlwollen aus seiner Seele verschwände. Ueberdies kann sich die herrschende Stimmung der Seele nie ganz verläugnen; sie läßt auch da Spuren von sich

blicken, wo sie sich gehindert und beschränkt findet. Heitre Liebe und liebevolle Heiterkeit gehen in das Wesen über, und es muß überall davon etwas zum Vorscheine kommen. Das ist nicht Verstellung, man gibt sich wie man ist. Man verdeckt nicht mit Freundlichkeit den Haß, sondern der Widerwille mäßigt sich in der Freundlichkeit.

Eine bedenkliche Sache ist es indeß um die erzwungene Freundlichkeit, besonders beym Weibe. Das Weib, dem es damit vollständig gelingen — das Freundlichkeit bis zur Täuschung heucheln könnte, während das Herz eiskalt oder glühend heiß ist von Erbitterung, während der Kopf über Planen der Rache brütet, auf Berückung und Schaden sinnt, hätte alle Natur in sich zu Schanden gemacht. Aber so weit bringen es wenige. Eine verlegene Spannung, ein grinsender Zug im freundlichen Lächeln, oder etwas Flaches und Flüchtiges im Benehmen

verrathen bey den meiſten den Abfall von der Wahrheit. Doch zieht auch das empfindliche Verletzungen nach ſich, wie es einen beynahe Ekel erregenden Anblick gewährt. Beſſer — erträglicher und heilbarer die nackte Leidenſchaft, als dieſe gleißende Verkleidung. Welche Talente auch die Weiber zur Verſtellung beſitzen mögen, auf die rechte Falſchheit verſtehen die Männer ſich doch beſſer, weil ſie in ihrem ſprödern Aeußern ſich weniger kenntlich macht, und in ihrem feſtern Innern weniger zerrüttet.

Es gibt eine angebildete Freundlichkeit. Die Erziehung hat ſie, wie ſo manches andre, als Form aufgeprägt; das Herz hat nichts mit ihr zu thun, es fühlt eben ſo wenig von ihr, als es mit ihr im Widerſpruche iſt, weil ſie gar nicht mit dem, was das Herz angeht, in Verbindung gedacht wird, wie der Stempel zwar über den Umlauf des Metalls entſcheidet, aber nicht die

Idee erwecken will, den Gehalt verändert zu haben. Sie ist Sitte, und es läßt sich nicht viel mehr von ihr sagen, als daß sie für den Charakter keine günstigen Aussichten gewährt. Nur bey bedeutungslosen Menschen bleibt sie, was sie ist, reines Gepräge; die bedeutenden suchen sich selbst ein Material dazu, und erst wann dieses gefunden ist, läßt sich der Werth des Ganzen beurtheilen. An die Bedeutungslosigkeit aber knüpft sich leicht Herzlosigkeit.

Es gibt auch eine angenommene Freundlichkeit, und diese muß man oft den Frauen zu Gute halten. Das Innere ist dabey zwar dem Ausdrucke nicht entgegen, aber es hat ihn auch nicht ganz gebildet. In kalten Frauen erlangt weder die Heiterkeit noch die Liebe diejenige Lebhaftigkeit, die sie haben müssen, wenn sie am Aeußern als Freundlichkeit erscheinen sollen. Ihnen ist eigen, beyde in das Innere zurück zu ziehen, und sie nur in Handlungen zu äußern. Diese

mögen ſich allerdings wohl zuſammen nehmen, und alles, was, von Liebe und Frohmuth, in ihnen iſt, aufbiethen, damit es ſich im Geſichte und im Benehmen abbilde, und ſich auf dieſe Weiſe allmählich zur Freundlichkeit gewöhnen. Nur geſchehe das nicht um des Scheines willen; auch darin walte die reine Liebe, die gerne erfreut. Es iſt doch etwas andres, als wenn bloß die Manieren der Freundlichkeit nachgeahmt werden — vielmehr etwas, deſſen wohl die meiſten Frauen bedürfen möchten.

Bey manchen Frauen iſt indeß die Kälte ſo groß, daß man ihnen ſelten oder nie einen freundlichen Blick und ein herzliches Wort abgewinnt, daß ſelten oder nie etwas in ihnen auflebt, das ſich als Freundlichkeit ausſprechen könnte. Sie muß man laſſen, wie ſie ſind, zufrieden, wenn das Herz gut iſt. Freundlichkeit annehmen, hieße hier, ſie der widerſtrebenden Natur ankünſteln, was nie

recht gelingt, und immer bedeutende Nachtheile hat, die selbst das beste Gelingen nicht überwiegen würde. Zu helfen ist nur da, wo die Kälte von Fehlern des Herzens herrührt, aber auch nur durch Umbildung des Herzens.

Schlimmer als das Nichtfreundliche ist das Unfreundliche, wohin das Grämliche und das Mürrische gehören.

Die grämliche Frau trägt immer die Miene des Mißvergnügens und der Klage, weil sie immer mit unangenehmen Vorstellungen beschäftigt ist, von allem widrige Eindrücke empfängt, und alles von der gehässigen Seite ansieht. Der sie unterscheidende Hang zur Selbstquälerey kann sich nicht anders, als in einer finstern Gestalt zeigen. Mit dem besten Willen können grämliche Frauen nicht freundlich seyn, weil es in ihrem Gemüthe unfreundlich ist. Selbst die Güte, woran es manchen unter ihnen nicht ganz fehlt, hat die Zeichen

der Verſtimmung an ſich, und verhüthet nicht die bittern Ausbrüche derſelben. Das Beſtreben, ſie zu zerſtreuen, oder ihnen etwas Angenehmes zu erweiſen, iſt ſo fruchtlos, daß es oft das Uebel nur vergrößert. Frohe Nachrichten und Begebenheiten werden von ihnen mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Unmuth und Aerger empfangen; ſie bemühen ſich, darin Mißfälliges und Mangelhaftes zu finden; ſie halten ſich vor, was noch beſſer ſeyn könnte, und wie viel andres noch ſchlecht iſt, um in ihrer Anſicht der Dinge Recht zu behalten, und ſich der Freude, die ſo ſehr gegen die Farbe ihres Gemüthes abſticht, zu erwehren. Man hört nicht ſelten Vorwürfe, wo man etwas zu ihrer Erheiterung aufgewendet; daß man ſeinen Zweck nicht erreicht, wird deutlich genug und mit Empfindlichkeit zu verſtehen gegeben.

Nur zuweilen kommt das Grämliche von kranker Reizbarkeit, oder von einer gedrückten,

ſorgen-

ſorgenvollen Lage her, weit häufiger ſind ſelbſtgemachte Sorgen, frühe Verweichlichung, innerer Zwieſpalt, Ungenügſamkeit, die Selbſtſüchteley, die Geiſtesbizarrerie, alles auf ſeine Weiſe zu nehmen, und ſich darin zu befeſtigen, die Quelle.

Wenn das Grämliche eine Unart iſt: ſo iſt das Mürriſche Verkehrtheit. Die Verſtimmung des mürriſchen Weibes iſt mehr von der ſauern und verdrießlichen Art — Unzufriedenheit mit allem, die in dem unordentlichen Zuſtande des Herzens gegründet, ſich an allem ausläßt, mehr noch als die Grämlichkeit von Wohlwollen entblößt, mit Empfindungen, welche dem Haſſe verwandt ſind, vermiſcht; darum auch in noch höherm Grade unfreundlich. Seine Miene iſt Erinnerung, aus dem Wege zu gehen.

Das grämliche Weib will immer klagen, das mürriſche immer tadeln, man kann ihm nichts recht machen. Jenes plagt

ſich ſelbſt, und dadurch andre mit; dieſes plagt faſt nur andre, weil es darin Erleichterung ſeines Unmuthes findet, ſein widerwärtiger Sinn iſt nach außen gewendet. Es kann zwar beſſer als jenes einen Schein von Freundlichkeit annehmen, aber er iſt nur Sonnenblick durch Gewitterwolken, und ſeine Unfreundlichkeit dafür deſto empfindlicher. In dem grämlichen Weſen muß man oft die weibliche Schwäche bemitleiden, in dem mürriſchen verabſcheut man die Unnatur. Größer ſind die Entſtellungen des letztern in des Weibes Blick und Benehmen, und tiefer wird das Zurückſtoßende darin gefühlt, jede Spur der innern Verklärung iſt vom Geſichte verſchwunden.

Mag das mürriſche Weſen aus vielen bittern Erfahrungen entſtanden ſeyn; doch würde es ohne Leidenſchaft, ohne vorherrſchenden Egoismus und Selbſtverwahrloſung nicht haben aufkommen können. Der Blick

des ergebungsvollen Leidens iſt zwar ein trüber, aber doch ein freundlicher Blick, dem Religion und Liebe die Milde erhalten und verſchönern.

So gibt es auch einen gewiſſen Ernſt, der zwar an ſich eben nicht freundlich, aber mit der Freundlichkeit nicht ganz unverträglich iſt. Innigen Frauen iſt er vorzüglich eigen; ſie bewahren neben ihm und in ihm Liebe mit Heiterkeit, und zeigen dieſe, wenn ſie unter Menſchen ſind, während der Ernſt den einſamen Stunden angehört. Die Freundlichkeit lacht uns wohlgefälliger und erquicklicher an, wenn ſie über dem ernſten Angeſichte aufgeht, als wenn ihr Licht uns beſtändig leuchtet; in jenem Falle erſcheint noch mehr die Fülle und Reinheit der Lieve.

Der Ernſt, der ſich nicht mit Freundlichkeit verträgt, iſt unweiblich, und ihm entweder Grämliches oder Mürriſches beygemiſcht. Indeß bedarf es ſelbſt bey dem beſſern Ernſte

der Selbstbewachung, daß er nicht in diesen ausarte.

Es ist nicht genug, daß das Weib von unfreundlichem Wesen im Ganzen frey sey; auch die einzelnen Ausbrüche desselben sollen vermieden werden; sie verunstalten die sanfte Natur, sie sind der Liebe entgegen, sie lassen Wirkungen zurück, die sich endlich zum unfreundlichen Wesen befestigen.

Freundlichkeit ist das Licht, das, mit der Anmuth, von der Seelenschönheit ausstrahlt, der Wiederschein des Himmels an der Gestalt des Weibes. Dem unfreundlichen Weibe verschließt sich das Herz; dem freundlichen öffnet es sich, und in jedem, der es sieht, erwacht etwas von Heiterkeit und Wohlwollen. Leichter wird es uns um dieses Herz, wenn wir in ein freundliches weibliches Auge schauen; es ist als ob Lasten von uns abfielen, und als ob alle Nebel sich zerstreuten; der

Unglückliche faßt Vertrauen zu sich und seinem Geschicke, und fühlt frischen Lebensmuth. In der Nähe des freundlichen Weibes kann man nicht verloren geben; man kann aber auch hier keine feindseligen Gesinnungen hägen, die finstern An- und Absichten müssen schwinden, die Zuneigung, die dieses freundliche Wesen uns für sich einflößt, verbreitet ihren Einfluß über unsre Neigungen und Bestrebungen, in ihm scheint sich die ganze Welt versöhnt zu haben.

Welchen Zauber gibt die Freundlichkeit des Weibes seiner Unterhaltung! welch ein leichtes und fröhliches Spiel der Ideen in seiner Seele! welch ein milder Schimmer, in den sie getaucht sind! und welch ein wohlthuendes Spiel der Gemüthskräfte wird dadurch in uns angeregt! welch ein milder Schimmer umfließt auch, was sich in uns entwickelt! Wie oft gibt diese Freundlichkeit den unbedeutendsten Gedanken ein hohes Interesse, vor-

züglich dadurch, daß ſie dieſe dem Leben ſo nahe bringt, und mit weicher Hand in ſeine Angelegenheiten flicht!

An das freundliche Weib wendet man ſich gerne, von ihm holt man ſich gerne Rath und Troſt — und empfängt ſie reich und beſeligend. Freundlichkeit iſt es, was den Worten der Frauen den guten Eingang verſchafft, über den wir uns oft verwundern, was ihnen die überredende, bewegende, heilende, alles Widerſtreben in uns bändigende Zauberkraft verleiht. Freundlichkeit iſt das unbeſchreibliche Etwas, welches macht, daß wir uns und jedes andre vergeſſen; daß wir uns innig an das Weib anſchließen, daß wir in allem, was es ſagt und thut, etwas Beruhigendes oder Erfreuliches antreffen. Durch Freundlichkeit vermag das Weib alles an ſich zu feſſeln, und aus allem zu bilden, was ihm gefällt.

Und wie gewinnt des Weibes Gewähren

durch Freundlichkeit! wie verſchwindet in ihr alles Drückende und Beſchämende, was das Empfangen hat. Der Stolze wird gerne der Bedürftige, damit er von der Freundlichkeit annehmen könne. Und was thut man nicht wieder für die fliehende Freundlichkeit! das Liebſte gibt man, und fühlt nicht, daß es ſchwer zu entbehren iſt, das Mühſamſte übernimmt man, und wird nicht gewahr, welche Anſtrengung es koſtet. Man beeifert ſich, ſich ihr gefällig zu machen, um Einen Blick der Freundlichkeit zu gewinnen, und tauſend zu vergelten. Doch kaum denkt man an Gewinn und Vergeltung, ſo drängt der ſtille Trieb des Herzens.

In der Freundlichkeit gedeiht das Schönſte der Weiblichkeit trefflich. Die Freundlichkeit ſchmiegt ſich, wie an Menſchen, ſo an Sachen, und ſanft neigt ſie ſich allem entgegen, ſanft geht alles in ſie ein, ſanft verarbeitet ſie alles, was der Bildung förderlich werden kann.

Nur für den freundlichen Sinn iſt der ganze Reichthum der Bildungsſtoffe vorhanden, und freundlich einigen ſie ſich in ihm zur freundlichen Geſtalt. Heiterkeit und Liebe wachſen immer freyer im innern Lichte hinauf, und verbinden mit ſich, was nur das Weib adeln und beſeligen kann.

Die rechte Freundlichkeit iſt freylich unwillkührlicher Ausdruck der Heiterkeit und Liebe; aber es wird eine ſeltene Stärke und Reinheit derſelben erfordert, damit ſie das Weſen des Menſchen beherrſchen, und ſich im Ganzen als Freundlichkeit offenbaren. Und ſelbſt dann haben ſie, in einzelnen Fällen, noch oft mit der ungünſtigen Natur, mit der ſtarken Reitzbarkeit, mit dem verwundeten Herzen, mit trübſinnigen Diſpoſitionen und zufälligen Verſtimmungen zu kämpfen. Darum wird immer vieles der Bildung anheim fallen. Wie ſoll ſich nun dieſe einrichten?

Wähnet nicht, es ſey damit etwas gewonnen, daß Ihr lernet Euch freundlich ſtellen. Ihr würdet es vielleicht, durch Uebung und Selbſtbewachung, zu einiger Fertigkeit darin bringen, wobey es indeß mit der Wahrheit Euers Charakters ſchlecht ſtände; Eure Miene würde Freundlichkeit zeigen, während Euch doch gar nicht freundlich zu Muthe wäre; Ihr würdet ſie auch gegen diejenigen zeigen, gegen welche Ihr ſehr unfreundliche Geſinnungen häget. Ihr werdet zuweilen ſehen, daß Frauen durch die Grimaſſe der Freundlichkeit gefallen, aber Ihr werdet auch die Erbärmlichkeit, durch etwas zu gefallen, was man in der That nicht iſt, zu würdigen wiſſen. Nicht allen gelingt das ſich freundlich Stellen. Iſt dabey grämliches oder mürriſches Weſen im Herzen, ſo wird daraus das widerliche Bitter-Süße, das Ihr wohl Gelegenheit gehabt haben werdet, wahrzunehmen.

Dahin müſſet Ihr arbeiten, daß in Euerm Innern der Tag ſey, der ſein Licht über das Aeußere verbreitet.

Beſchäftiget Euch deßwegen oft mit heitern Vorſtellungen; das Heitre iſt Euern Seelen befreundet, und nimmt ſo gerne darin Platz, alles was die Natur in Euch angelegt hat, ſucht das Heitre. Aber es thut ſich auch vieles in Euch hervor, was daſſelbe trüben will; dem dürfet Ihr nicht nachgeben. Der heitern Bilder könnet Ihr nie zu viele um Euch haben; ſie ſollen nicht bloß das Feſtgewand Eurer Phantaſie, ſie ſollen ihr tägliches Kleid ſeyn. Selbſt in den Ernſt Euers Nachdenkens und Euers Strebens verwebe ſich das Heitre. So werdet Ihr nicht allein das Heitre in Euerm Benehmen zeigen, es wird auch in Euch ſelbſt immer heitrer werden.

Machet Euch Eure Verhältniſſe zu Menſchen recht deutlich, beſonders was darin das Herz angeht, und haltet Euch dieſes ſtäts

gegenwärtig. Was an denen, die Ihr kennet, achtungs- und liebenswürdig iſt, das faſſet ins Auge, und blicket hinweg von dem, was Euch an ihnen verſtimmen könnte.

Gewöhnet Euch, in jedem, der Euch vorkommt, nur den Menſchen zu ſehen. Iſt er Euch durch irgend etwas theuer geworden: ſo denket auch daran; ſonſt denket, daß er Euch vielleicht ſehr theuer ſeyn würde, wenn ihr ihn näher känntet, oder daß er noch einmal wichtig für Euch werden kann. Damit, daß jemand ein Menſch iſt, hat er ein ſehr reiches Erbe empfangen; beſäße er gleich ſonſt wenig, und wäre es gleich unter einer ſchlechten Hülle verborgen — die ſchlechten Hüllen bedecken oft das Edelſte. Ihr ſollt auch gegen Geringe und Untergebene freundlich ſeyn, und da wird es ſehr Noth thun, daß Ihr dieſes beherziget.

Ihr habt doch irgend Einen, oder wohl mehrere Menſchen, gegen die Ihr nicht an-

ders als freundlich seyn könnet, weil Ihr sie liebet. Die Stimmung, worein diese Euch versetzen, die Gefühle, die ihre Nähe Euch einflößt, rufet zurück, wenn Ihr unter andern seyd.

Bemerket auch zuweilen, wie der freundliche Sinn der Menschen Euch so wohl thut, das wird demselben in Euch Nahrung geben, und es wird Euch nicht viele Mühe kosten, gegen andre so zu seyn, wie Ihr wünschet, daß man gegen Euch sey.

Wenn Ihr unter Menschen erscheinen sollt: dann schlaget Euch absichtlich aus dem Sinne, was Euch in der Einsamkeit unangenehm beschäftigt — Eure Sorgen, Euern Kummer, Euern Argwohn, Eure Mißverhältnisse. Das ist nicht Verstellung, die menschliche Gebrechlichkeit fordert es; dahin bringt es keiner, daß ihm nie etwas das Herz verenge. Thut aber dergleichen mit Euch selbst ab in der Stille, und nehmet

Euch fest vor nicht daran zu denken im Kreise der Menschen, Euch dagegen frohen und wohlwollenden Empfindungen desto mehr zu überlassen. Man kann über seine Gedanken große Gewalt erlangen, wenn man ernstlich will: Strebet zugleich dahin, daß dessen, was in der Einsamkeit Eure Seele verdüstert, immer weniger — und die Gestalt, in welcher Euer Gemüth unter Menschen erscheint, immer mehr seine eigenthümliche werde.

Die Menschen, gegen die es Euch unmöglich ist, freundlich zu seyn, oder gegen die Ihr es nur im Widerspruche mit Euch selbst seyn könntet, meidet lieber. Nur den Fällen, worin es Euch schwer wird, und in Ansehung welcher Ihr fühlet: Ihr müßtet wohl, dürfet Ihr Euch nicht ganz entziehen; sie werden Euch wohlthätige Uebung seyn. Aber bereitet Euch vor, belebet das Gute und Frohe in Euch, ehe Ihr Euch der Versuchung

nahet. Ein Sieg, den Ihr hier erringet, verleiht hohe Stärke.

Zweyerley habt Ihr außerdem noch zu bekämpfen: die weiblichen Launen und die Heftigkeit, welche aus zu großer Reißbarkeit entspringt.

Glaubet doch ja nicht, so oft es Euch auch von Schmeichlern oder von bethörten Liebhabern gesagt wird, daß die Launen Euch kleiden, oder daß man sie Eurer Schwäche nachsehen müsse, oder daß sie etwas seyen, worüber man nicht Herr werden könne. Sie entstellen und verderben Euch; sie sind gefährliche Feinde Eurer Schönheit und Anmuth; sie zerrütten Euer Gemüth; Frohsinn und Menschenliebe leiden dabey immer. Der Gewinn, den sie Euch verschaffen, ist unsicher und zweydeutig, und wird weit von den Nachtheilen, die sie Euch zuziehen, überwogen. Sie müssen Eure eignen Plagegeister werden,

ſo ſüß auch Anfangs die Gefühle ſind, mit denen Ihr Euch denſelben hingebet.

Daß körperliche und geiſtige Dispoſitionen, die Euerm Geſchlechte eigenthümlich ſind, dahin leicht ausſchlagen, kann man zugeben. Aber die Anwandlungen werden gar nicht wiederkommen, wenn Ihr ſie gleich niederſchlaget, wenn Ihr ihnen nur nicht nachhänget. In Euch herrſchend, ſind ſie immer das Werk der Selbſtverzärtelung, des Eigenſinnes, der Weichlichkeit und der Eitelkeit; dabey gedeiht kein freundlicher Sinn. Die gute Laune, ſo oft ſie auch mit der böſen wechſelt, kann die ſchädlichen Wirkungen der letztern nicht aufheben.

Habt Ihr aufgehört, launiſch zu ſeyn: dann wird es Euch um vieles leichter werden, die Heftigkeit zu beſiegen. Sanft hat die Natur Euer Gemüth gebildet; die Heftigkeit iſt meiſt ſchnelle Laune. Doch gibt es auch Reitzungen zum Heftigwerden, denen man

Gewalt der Seele entgegen bieten muß. Und es wird Euch damit gelingen, wenn Ihr Euch ſelbſt bewachet, wenn Ihr nur Einen Augenblick an Euch haltet und Euch beſinnet, und dann den reichen Lebensverſtand, womit Euch die Natur verſehen, und die Güte, die ſie in Euer Herz gelegt hat, zu Hülfe nehmet. Das Sanfte wird bald allem ſeine Mäßigung mittheilen, und mit der Heiterkeit und Liebe in Freundlichkeit aufgehen.

6.

Das ſtille Leben.

Auf ſtilles Leben hat die Natur in den Frauen alles angelegt. Ihre ſanfte Stimmung fordert eine gewiſſe Entfernung von dem Geräuſche und Gewühle der Welt, mehr Beſchränkung auf ſich ſelbſt, auf wenige geliebte Menſchen, auf enge und wohlthuende Umgebungen; in der Stille findet ſie die ihr angemeſſene Nahrung, und bleibt bewahrt vor den heftigen Erſchütterungen und den empfindlichen Verletzungen, die in dem lauten Tumulte, in dem unruhigen Treiben und in dem blendenden Glanze der Welt ſchwer zu vermeiden ſind. Stille iſt das Element der zarten Gefühle und Neigungen des weiblichen Herzens.

Die Anlagen, welche die Natur dem Weibe verliehen, das Maß und die Art der Thätigkeit, zu welchen sie Körper und Geist an ihm organisirt hat, weisen es an einen kleinen, leicht zu übersehenden und auszufüllenden, wenig beunruhigten und möglichst verborgenen Kreis. Hier können jene Anlagen sich, in eigenthümlicher Richtung, entwickeln, hier kann diese Thätigkeit sich, auf eigenthümliche Weise und an den ihr entsprechenden Gegenständen, erweisen. Die größere Welt ist voll von Interessen und Beschäftigungen, die den wahren Bedürfnissen des weiblichen Geistes und Herzens widersprechen.

Nur in der Stille vermag das Weib sich ganz wohl zu fühlen, weil es nur da ganz mit sich selbst übereinstimmt, nur da sich selbst ganz besitzt, nur da süße Befreundungen stiftet zwischen dem Gemüthe und dem, was außer ihm ist.

Der Hang, sich in weitläuftigen Verbin-

dungen zu bewegen, an den gröſsern Ereignissen der Welt Theil zu haben, auf den Bühnen der Welt zu glänzen, auf ihren öffentlichen Plätzen vornehmlich die Freude zu suchen, ist dem Weibe an sich fremd — obwohl nicht eine Lebhaftigkeit des Geistes und des Gefühles, die sich zuweilen laut zu äuſsern begehrt, die sich auch in der Welt umsehen und darin fröhlich seyn mag, ohne mit Leidenschaft an ihr zu hangen. Wo jener Hang ist, da hat ihn entweder die Erziehung hervorgebracht, oder Eitelkeit, unbegränzte Vergnügungssucht, ungeregelte Begierden, Scheu vor sich selbst, haben ihn erzeugt.

Daſs die Erziehung aus dem Menschen etwas andres, als er urſprünglich ist, machen, daſs sie ihn an das, was ihm sonst zuwider war, gewöhnen, daſs sie ihn an Dingen, die ihm sonst gleichgültig sind, Geschmack finden

lehren, daß sie seiner Thätigkeit neue Richtungen, seinen Neigungen neue Gegenstände, seiner Stimmung ein neues Gepräge geben, daß sie auf diese Weise, Bedürfnisse, die von denen, welche die Natur in ihn gelegt hat, durchaus abweichen, erwecken kann, das bezeugt die Erfahrung, und besonders dient ein großer Theil des weiblichen Geschlechtes dafür zum Beweise. Hat das Mädchen nie die Freuden der Stille kennen gelernt; hat es immer gehört, einsam und unter wenigen Menschen seyn, das sey ganz unerträglich; ist es frühe in die Kunst sich zu ennüyiren eingeweiht worden; hat man es frühe in die Welt eingeführt, und diese mit seinen erwachenden Neigungen verkettet; hat man frühe Absichten und Bestrebungen in ihm erregt, die nur in der Welt befriedigt werden können, und sind dabey Geist und Herz leer geblieben: dann ist es doch nicht zu verwundern, wenn ihm die Stille verhaßt wird, und es sich spä-

ter keine Glückſeligkeit denken kann, als im Glanze und Geräuſche.

Dem eiteln Weibe kann die Stille wenig gewähren; es muß ſie um ſo mehr fliehen, je mehr ſie ihm dasjenige entzieht, was ihm des Lebens höchſtes Gut iſt. Habe die Stille ihr Süßes und Einladendes; die Welt hat mehr, ſie hat Gelegenheiten, ſich zu zeigen, und ſeinen Werth geltend zu machen, ſie hat Bewunderer für ſeine Reitze, Anbether ſeiner Liebenswürdigkeit, Lobredner ſeiner Talente, Schimmer und Huldigungen. Durch Eitelkeit wird auch das beßre Weib oft ſich ſelbſt ungetreu.

Frauen, welche allein dem Vergnügen leben, muß die Stille bald läſtig werden: denn ihre Freuden ſind einfach, Thätigkeit, mäßige Wünſche und ein ruhig geſtimmtes Herz ſind ihre Bedingungen; dafür aber hat das vergnügungsſüchtige Weib keinen Sinn, die Luſt muß immer lauter und

vielfacher werden, wenn ſie ihm genügen — was das Herz auf die Dauer feſſeln ſoll, das muß die Sinne zerſtreuen, und reich an Wechſel ſeyn. Wo die Freude wogt und ſtürmt, wo ihre Laute durch einander wirbeln, wo das Leben das bunte Farbenſpiel ſeiner Geſtalten ausbreitet, wo Eine Ergötzlichkeit die andre verdrängt, da nur verweilt es mit Wohlgefallen. Je mehr das Gemüth unter den Genüſſen der Welt verweichlicht wird, deſto weniger kann es den heitern Ernſt der Stille ertragen; je ſchneller und ungeſtümer man genießt, deſto mehr wird das Gefühl abgeſtumpft, deſto mehr werden immer ſtärkere Reize erfordert, wie ſie nur das wilde Geräuſch der Welt gibt.

Das leidenſchaftliche Weib erträgt ebenfalls die Stille nicht. In ihm iſt ein unaufhörliches Treiben und Drängen, das es in die Welt hineinzieht. In der Stille findet es nicht, was ſeiner Unruhe zuſagt, nicht,

was ſeine aufgewiegelten Kräfte hinlänglich beſchäftigt, nicht, was ſeinen heftigen Begierden Befriedigung gewährt; darum kann es hier nichts, als Leere und peinigendes Mißbehagen fühlen. Sein Gemüth iſt aus dem Gleichgewichte gehoben; darum hat es für den Frieden der Stille keine Empfänglichkeit mehr.

Frauen, endlich, die mit ſich ſelbſt zerfallen ſind, die nicht zu ſich kommen können, ohne allen Unmuth und alle Verſtimmung des innern Zwieſpaltes zu empfinden, die das geheime Bewußtſeyn ihrer Schuld ängſtigt, ſo bald das Getöſe um ſie her ſchweigt, ſehen ſich genöthigt, in der Welt Rettung vor ſich ſelbſt zu ſuchen, ſich in ihrer Unruhe vor ſich ſelbſt zu verbergen, ſich in ihrem Geräuſche gegen die Stimme des Innern zu betäuben.

Immer iſt das Gemüth des Weibes krank, das von dem Hange zum lauten Weltleben

beherrſcht wird; immer iſt der Geiſt verbildet, der daran überwiegendes Wohlgefallen hat; immer iſt das Weib aus ſich ſelbſt heraus getreten, das ſich unter den Geſchäften und Luſtbarkeiten der Welt an ſeinem Platze dünkt. Das an Gemüth und Geiſt geſunde und unverbildete Weib hat Sinn für die Stille, Freude an der Stille, und es hält es für ſein Glück, in der heitern Stille des häuslichen Lebens ſeine Tage beſchließen zu können.

Die Natur hat auch dem Weibe alles mitgetheilt, deſſen es bedarf, damit ihm das ſtille Leben intereſſant werde. Die offne Empfänglichkeit für Eindrücke jeder Art, die Lebhaftigkeit, womit es auffaßt, was ſich ihm darſtellt, die Friſche, womit fröhliche Bilder und zarte Verhältniſſe ſich in ihm abdrücken, der feine Beobachtungsgeiſt, dem nicht leicht etwas entgeht, was werth iſt, ſich mit dem

Leben zu vereinigen, führen ihm einen Reichthum von Gedanken zu, der auch seiner stillsten Einsamkeit Unterhaltungsmittel genug sichert. Seine rege Einbildungskraft zaubert diese Gedanken bald wieder hervor, kettet sie leicht an einander, und bildet daraus gefällige Gestalten, heitre Lebensgemählde, ergötzliche Plane und ganze idealische Welten.

An dem, was der weibliche Geist denkt, was die weibliche Phantasie bildet, hängt immer auch ein Gefühl des Herzens, wodurch es noch mehr geeignet ist, in das stille Leben der Frauen einzugehen.

Wie vieles haben nicht überdies Frauen in der Stille zu überlegen für ihre häuslichen Geschäfte, für die Erfüllung ihrer Pflichten, für die Angelegenheiten ihres Herzens! Wie oft gibt ihnen ihre Lage, ein Schmerz, eine sittliche Gefahr, eine Verlegenheit, das Bedürfniß der moralischen Bildung und der religiösen Gesinnungen etwas zu beherzigen,

wozu Stille erfordert wird! Sehr verwahrloſt oder ſehr verderbt iſt das Weib, das die Stille zu leer, zu einförmig oder zu langweilig findet.

Auch die Gewalt der Stimmung im Weibe verleiht dem ſtillen Leben hohes Intereſſe. Wie viel Feſſelndes iſt ſchon in den innigern Gefühlen des Weibes, und wie viele Vorſtellungen werden durch dieſe erzeugt! welche Beſchäftigung findet es in dem Wechſel und in der Miſchung derſelben! wie kann das Weib ſeinen Kummer und ſeine Freude, ſein Fürchten und ſein Hoffen hin und her bewegen, ſich ſinnend verhalten, und in ein reitzendes Ideenſpiel verwandeln!

Dazu kommt die Fähigkeit der Frauen, ſich mit ihren Umgebungen zu befreunden. Mit flüchtigen Blicke über alles hingleiten, und immer nach Neuem verlangen, das iſt nicht der reine Sinn des Weibes; der reine Sinn des Weibes iſt, das Nahe feſt mit ſich

zu verbinden, und ſein eignes Leben in daſſelbe hineinzubilden. Womit es durch Gewöhnung vertraut geworden iſt, womit ſeine Gedanken und Empfindungen im täglichen Verkehr ſtehen, was es mit allen ſeinen Angelegenheiten in Verbindung gebracht hat, das iſt dem Weibe das Liebſte. Die Phantaſie gibt den todten Gegenſtänden Leben, und verkettet ſie in die Geſchichte des Herzens. Tauſend ſüße Gefühle werden wach, tauſend heitre Bilder fangen an, ſich zu regen, ſo bald es in ihre Mitte tritt. Frauen, denen dies eine fremde Erſcheinung iſt, iſt auch der echte weibliche Lebensgenuß fremd.

Endlich ſoll auch die Liebe das ſtille Leben der Frauen begünſtigen. Die Liebe ſucht immer die Stille; in der Stille wird ihre ganze Wonne gefühlt; in der Stille iſt ſie ihres Reichthums gewiß, hier entfaltet ſie ihr ſchönes Weſen.

Das Mädchen, welches Eltern und Ge-

ſchwiſter liebt, ſehnt ſich nicht nach dem bunten Gepränge der Welt; es hat genug an den Menſchen, an welchen ſein Herz hängt, Zerſtreuung genug an dem, was ſich in dem ſtillen Kreiſe ereignet, Freude genug an den Werken der Liebe, Abwechſelung genug in den Beſchäftigungen, die die Pflicht ihm anweiſt, und wobey die Liebe es leitet.

Das Weib, welches ſeinen Gatten liebt, verlangt nicht nach den Luſtbarkeiten und Huldigungen der Welt; es hat in dem Einen alles, der Seligkeit mehr, als ſein Herz umſchließen und durchfühlen kann; die Sorge für ihn gibt ihm hinlänglich zu thun; der Gedanke an ihn läßt es vergeſſen, was ſonſt ſein Wohlgefallen gewinnen könnte. Die Stunden der Erholung in ſeinen Armen gewähren ihm Genüſſe, in deren Beſitze alle Lüſternheit nach denen, welche die Welt mit großem Gepränge anbeut, vergeht.

Die Mutter, welche ihre Kinder liebt, iſt

nirgends froher, als wo sie von ihnen umgeben ist, und wo nichts sie stört für dieselben, mit und in ihnen zu leben. Ihre Anhänglichkeit, ihre Entwickelung, ihre heitern Spiele, ihre Unschuld und ihre Hoffnungen bilden um sie eine kleine Welt, die aber viel herrlicher ist, als die große da draußen.

Nicht umsonst hat die Natur alle diese Einrichtungen getroffen, die Stille ist die Bestimmung des Weibes. Der Mann soll denken und wirken für die Welt; sein Beruf führt ihn oft dahin, wo das Geräusch am lautesten, das Gedränge am heftigsten ist, wo die Bestrebungen sich am meisten durchkreuzen, und die Leidenschaften am wildesten gegen einander kämpfen. Des Weibes Beruf fällt ganz in das häusliche Leben, dieses aber ist ein Leben der Stille, und in eben dem Maße, als es aus der Stille heraus tritt, um sich mit dem Geräusche und Glanze

der Welt in Verbindung zu ſetzen, legt es den Charakter der Häuslichkeit ab. Des Hauſes Güter ſtill verwalten, des Hauſes Ordnung ſtill bereiten und bewachen, des Hauſes Geſchäfte ſtill verrichten, des Hauſes Genoſſen ſtill verſorgen, und mit ihnen ſtill ſich freuen, im Hauſe ſtill den Wohlſtand befördern, das häusliche Daſeyn, in allen ſeinen Verhältniſſen, ſtill verſchönern: das iſt des Weibes Angelegenheit. Es wird dazu um ſo fähiger ſeyn; je mehr es die Stille liebt, je mehr das ſtille Leben in ihm ſelbſt Mäßigung, Reinheit der Geſinnungen, Fülle des Gemüthes und ſanftes Wohlwollen gebildet hat.

Schon die Jungfrau muß die Stille für ihre Beſtimmung erkennen. Die Stille ſoll ſie auf das künftige Leben vorbereiten, in der Stille werden die Eigenſchaften erworben, wodurch man für das häusliche Leben geſchickt wird; in der Stille reift das Gemüth zu der ſchönen Vollendung und Harmonie, die im

häuslichen Leben Glückſeligkeit gewinnt und ſchafft; in der Stille entwickeln ſich die Gefühle, die das häusliche Leben beſeelen. Dem armen und verwaiſten Mädchen bleibt oft nichts übrig, als die Stille. An den Freuden und Geſellſchaften der Welt hat es nichts zu theilen, es muß ſich glücklich ſchätzen, wenn die Welt ſich um es nicht bekümmert, wenn es ſich in der Stille ſeinen Unterhalt erwerben, ſich in ſich ſelbſt ein genügliches Daſeyn bereiten kann; während der junge Mann verſucht, ſich in der Welt ein Glück zu gründen, und es mit dem feindſeligen Schickſale im offnen Kampfe aufzunehmen.

Die dürftige Wittwe iſt genöthigt, ſich noch weiter als die Gattinn von der Welt zurück zu ziehen. Die Welt will nichts von ihr wiſſen; ſtille Eingezogenheit, die engſte Beſchränkung iſt ihr unvermeidliches Loos, Verborgenheit ihr einzige Ausflucht, und von allen Gütern des Lebens ſind diejenigen,

welche das eigne Herz und der Beſitz weniger geliebten Menſchen umſchließen, für ſie die einzigen. Die kinderloſe, der auch nicht einmal eine Freundinn ward, iſt allein an ſich ſelbſt gewieſen; wohl ihr, wenn ſie ſich frühe mit dieſem Looſe vertraut gemacht hat!

Der Matrone endlich legen ihre Jahre die Pflicht auf, in der Stille zu leben. Was ſie mit der Welt zuſammenhielt hat ſeine Kraft verloren, die Welt kann ihr wenig mehr geben, ſie kann der Welt nichts mehr ſeyn. Der Anſtand will, daß ſie Verzicht leiſte, wenn die Eitelkeit ſie überreden möchte, hier noch eine Rolle ſpielen zu können. Nur in den einfachern Kreiſen duldet man ſie, von den geräuſchvollen und glänzenden ſchließt man ſie aus. Wohl ihr, wenn die Früchte eines erfahrungsreichen und beſonnenen Lebens, wenn die Schätze eines gebildeten Geiſtes und veredelten Herzens, und die

Liebe

Liebe guter Menſchen ſie in die Einſamkeit begleiten!

Es gibt allerdings auch Frauen, die durch ihre Verhältniſſe genöthigt ſind, viel in der Welt zu leben, und keine ſoll ſich der Welt ganz entziehen. Ohne die Frauen würde das geſellige Leben den größten Theil ſeiner Annehmlichkeiten verlieren. Sie müſſen in demſelben die wilde Freude beſänftigen, die Sitte bewachen, die Unterhaltung bereichern; ſie müſſen durch ihr inniges und fröhliches Gemüth die Reitze deſſelben erhöhen. Die Welt hat Anſprüche darauf, ihre Schönheit und Tugend zu ſehen, und an ihrem Adel ſich aufzurichten.

Nur verlaſſe das Weib den Kreis nicht, aus dem es ſich, ohne Verletzung ſeiner Weiblichkeit, nicht entfernen kann. Es miſche ſich nicht in das Weltgeſchäft; es ſtrebe nicht in der Welt bedeutend zu werden; es jage nach

keinem Glücke, das nur in der Welt erreicht wird; es hüthe ſich vor Leidenſchaften, die, vom Weltleben erweckt, immer feſter an die Welt ketten; das Weltleben werde ihm nicht Bedürfniß und Luſt, denn den wahren Frieden wird es nicht in der Welt finden.

Auch die Weltfrau darf nicht vergeſſen, daß ſie, als Weib, für die Stille geſchaffen iſt; es muß ihr keinen Zwang koſten, in die Stille zurückzukehren; ſie muß, in dem Bewußtſeyn, hier ſey ihre Heimath, ſich von ſelbſt dahin zurück ziehen, ſo oft ſie kann. In der Stille finde ſie ihr beßres Selbſt wieder, das ihr in der Welt ſo oft aus den Augen gerückt wird; in der Stille überlege ſie die Erfahrungen, die ſie in der Welt gemacht hat; in der Stille bedenke ſie ihr Herz, und waffne ſich gegen die Verſuchungen, die ſie in der Welt antreffen wird. Hier ſammle ſie innre Kraft, das Geräuſch der Welt zu

ertragen; hier belebe ſie den höhern Sinn, den ſo viele Eindrücke der Welt ſchwächen.

Das ſtille Leben kann nur den verſtimmten Frauen ein *armes* und *finſtres* Leben ſeyn; aber dieſen Frauen wird auch die Welt keine wahren Genüſſe geben, wahre Genüſſe hat ſie nur für diejenigen, die dieſelben in der Stille noch beſeligender antreffen.

Reich iſt das ſtille Leben des unverſtimmten und nicht ganz verwahrlosten Weibes in der Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, mit Gott und mit denen, die es auf Erden liebt, reich in ſeiner ſinnigen Sorge, in ſeinem ordnungsvollen Fleiße, in ſeinen mannichfaltigen häuslichen Arbeiten, reich im Gefühle ſeiner Beſitzthümer, im Bewußtſeyn erfüllter Pflichten und in dem, was ſich unaufhörlich in ſeiner Seele entwickelt. Wäre es auch in dieſem Leben allein auf ſich beſchränkt: doch würde es ein reiches Leben bleiben.

Ein gebildeter Geiſt wird den Reichthum des ſtillen Lebens vermehren, indem er den Sinn für das, was ein ſolches Leben anbeut erweitert und ſchärft, und die Stoffe der Unterhaltung vervielfältigt; indeß iſt jener Reichthum ſchon ohne eine ausgezeichnete Bildung groß, wenn es nur nicht an geſundem Verſtande und einem weichen, empfänglichen Herzen fehlt.

Ein ſo reiches Leben muß nothwendig ein ſeliges ſeyn. Aus allen ſeinen Beſchäftigungen reifen ſüße Freuden, Freuden, die, einfach, wahr und rein, keiner Kunſt und Täuſchung bedürfen, keine Leere und Unruhe zurücklaſſen, keinen Ueberdruß und keine Reue nach ſich ziehen, von keinen Sorgen und Vorwürfen verbittert werden, Freuden die immer mit demſelben Reitze wiederkehren, die, weil ſie im Gemüthe ſelbſt ihren Urſprung haben, von äußerlichen Zufälligkeiten wenig abhangen.

und ſich zuletzt in einen Geiſt der Freude vereinigen, der das ganze Daſeyn beherrſcht.

Das ſtille Leben der Frauen iſt in jeder Hinſicht ein wohlthätiges.

Vor vielen Stürmen des Unglückes iſt das Weib in ſeiner Stille geborgen. Je mehr man mit der Welt zuſammenhängt; deſto mehr muß man ihren wandelbaren Geſchicken anvertrauen, deſto mehr hat man in ihr zu verlieren, von deſto mehrern Seiten kann man angegriffen, deſto empfindlicher kann man verletzt werden. Muß ſich das Weib in der Stille mit wenigerm begnügen; ſo wird es dieſes Wenigern in höherm Grade froh, und iſt ſicherer vor Beeinträchtigungen und Verluſt. Kränkungen, die von Menſchen herrühren, erfährt die eingezogene Frau weit ſeltener, als die, welche ſich mit Geräuſch und Glanz zu umgeben ſucht. Zwar kann auch das ſtillſte Leben nicht allen Kummer

vom Weibe abhalten, mancher Schmerz wird sich auch da tief in sein Herz drücken; aber es wird leichter Trost finden, das feste Halten an sich selbst, die Besonnenheit seines Geistes, die fromme Betrachtung und die ruhigere Gelassenheit seines Gemüthes werden entweder seinen Kummer lindern, oder ihm Stärke verleihen, ihn zu tragen.

Die Widerwärtigkeiten, denen man im Weltleben ausgesetzt ist, wiegeln das Innere auf, und erregen in demselben heftige Kämpfe; sie fordern kraftvollen Widerstand, bald um sie selbst zu besiegen, bald um die Ruhe des Gemüthes zu retten. Der Mann wird durch sie geübt und gestählt, das Weib büßt unter ihnen gewöhnlich die Einheit seines moralischen Lebens ein. Das Unglück, dem man auch in der Stille nicht entgeht, wirkt mehr auf das Gefühl als auf die strebende Kraft; es will erduldet — nicht bestritten seyn, es nimmt die Ergebung in Anspruch, wozu die

Natur des Weibes Herz gebildet hat. Armuth, Verlaſſenheit, Verkennung, harte Urtheile, Krankheit, Trennung von geliebten Menſchen und häusliche Leiden, das ſind die Prüfungen des ſtillen Lebens, die das Weib beſſer überſteht in ſeiner Milde und Innigkeit, als der Mann in ſeinem Ungeſtüm.

Sehr viel kommt bey den Frauen darauf an, daß in ihrem Herzen keine Leidenſchaften erwachen. Bey den Männern iſt die Diſpoſition zu Leidenſchaften in der urſprünglichen Einrichtung der Natur gegründet, das Entſtehen derſelben nicht ſelten von der Entwickelung ihrer Anlagen und von den Eindrücken, die ſie empfangen, unzertrennlich, ſie bedürfen zuweilen der Antriebe, die von dieſen herrühren, um das zu leiſten, was von ihnen gefordert wird; dagegen ſetzt die größere Stärke des Verſtandes und des Willens ſie in den Stand, die Leidenſchaften in Ordnung

zu halten, und, wo es nöthig iſt, zu beſiegen. Bey den Frauen iſt jede heftige Leidenſchaft Entartung, jede verwüſtet das weibliche Herz. Beſonnenes, liebevolles Wirken iſt ihre Beſtimmung, und dies können Leidenſchaften nur ſtören, nie befördern. Das beßre Gefühl iſt ihr Schutz gegen Verirrungen — ſtark genug, die Aufwallungen andrer Gefühle zu unterdrücken, und ein ruhiges Leben zu beherrſchen, aber nicht, den Andrang heftiger Leidenſchaften zurückzuſchlagen, und die ungezügelten zu bändigen. In dem Aufruhre der Leidenſchaften geht das weibliche Gemüth unvermeidlich zu Grunde. Des Weibes Heil beruht darauf, daß es nie die Regungen derſelben in ſich erfahre. Das Weltleben aber erzeugt ſie, durch ſeine blendenden Vorſpiegelungen und betrüglichen Güter. Das ſtille Leben ſoll es gegen ſie in Schutz nehmen; denn ob ſie gleich auch dieſem nicht ganz fremd ſind, ſo hat es doch der Weckungs-

mittel weniger, und es wird ihm leichter, das Aufkommen derselben zu verhindern.

Nicht bloß vor den Verderbnissen der Leidenschaft, auch vor allem, was sonst noch das Herz verdirbt, ist das Weib in der Stille mehr, als in der Welt verwahrt. Die Sinnlichkeit wird hier nicht so vielfach gereizt, und so heftig erschüttert, mit den Gegenständen der strafbaren Begierde bleibt diese selbst unbekannt. Die Veranlassungen und Gelegenheiten, die das schwache Herz verleiten könnten, finden sich hier nicht so zahlreich; die Verhältnisse, die, in ihren künstlichen Verwickelungen, das Herz bestricken, sind hier einfacher; der Anblick des Bösen, der in der Welt das moralische Gefühl abstumpft, ist hier seltener; die Beyspiele des Bösen, von denen man in der Welt hingerissen wird, werden hier nicht so oft wahrgenommen; die absichtliche Verführung wagt sich nicht leicht in das Heiligthum eines stillen Lebens. Ist das stille

Leben dabey ein beſchäftigtes, dem ernſten Nachdenken, der Bildung und der Pflicht geweihtes: dann werden auch die Gefahren nicht zu beſorgen ſeyn, die aus der ſich ſelbſt überlaſſenen Phantaſie entſpringen; doch darf die ſittliche Wachſamkeit nie aufhören.

Von Vorurtheilen wird das Weltleben beherrſcht — und jeder, der ſich in demſelben umhertreibt, mehr oder weniger, davon angeſteckt; es iſt ſehr ſchwer, hier unabhängig zu bleiben von Menſchen und Verhältniſſen, die uns oft die drückendſten Feſſeln anlegen. Daher kommen mancherley Verſtimmungen Verdüſterungen des Geiſtes, Verengungen des Herzens, Umwölkungen des Gemüthes.

Im ſtillen Leben erhält ſich das Weib die Geſundheit des Verſtandes und des Herzens, es beurtheilt jegliches, wie es ſich ihm darſtellt, ſeine Anſichten ſind eigne und natürliche, ſeine Grundſätze die Frucht der Ueberlegung; und wenn dabey auch manche Miß-

griffe vorfallen, ſo ſind dieſe bey weitem nicht ſo bedenklich, wie die Irreleitungen durch die öffentliche Meynung und den in der Geſellſchaft herrſchenden Ton.

In dem ſtillen Leben iſt Freyheit, man gehört darin ſich ſelbſt und ſeiner Pflicht an; und ſich ſelbſt und ſeiner Pflicht ſoll das Weib immer angehören. Je enger der Kreis iſt, in dem man ſich bewegt; deſto weniger hat man Rückſichten zu nehmen, deſto weniger braucht man ſich zu beſchränken und Zwang anzuthun. In dem ſtillen Leben hat das Weib nicht nöthig, eine doppelte Rolle zu ſpielen, wobey immer ſein Herz verletzt, und der Widerſpruch ſchmerzlich empfunden wird.

Die Eintracht des Geiſtes und Gemüthes, das harmoniſche Zuſammenwirken aller Kräfte, richtiges Denken, Fühlen und Wollen gedeihen am beſten in der Stille des weiblichen Lebens. Darum wohnen auch in der Stille

am liebſten der Friede und die ſelten unterbrochene Heiterkeit. Die reinſte und froheſte Stimmung iſt das Eigenthum des ſtillen Lebens.

Endlich begünſtigt das ſtille Leben ganz vorzüglich die Bildung des weiblichen Geiſtes und Herzens. Die Bildung, welche das Weltleben gibt, iſt ſelten echt, nie tief. Männer müſſen freylich durch die Welt, um die Erfahrungen zu machen, von denen die Aufklärung ihres Verſtandes ausgeht; die Beobachtungen hingegen, die den Geiſt der Frauen erleuchten ſollen, laſſen ſich auch in dem engern Kreiſe anſtellen, ſie laſſen ſich überdies hier verarbeiten, aus einander legen, prüfen, mit dem Vorrathe der übrigen Gedanken und Empfindungen verknüpfen, und in das Innerſte des Gemüthes aufnehmen. Das rechte Wiſſen, das lebenvolle Umfaſſen und Durchdringen, das helle Sehen und die

vollſtändige Aneignung ſind das Werk der Stille.

Unter dem Einfluſſe deſſen, wovon die Frauen in der Stille umgeben ſind, und der Stille ſelbſt, entwickeln ſich am beſten die zarten Gefühle der Weiblichkeit; von der Stille empfangen ſie Nahrung und angemeſſene Pflege, während ſie im Weltleben oft überreizt und oft verfälſcht, oft in unnatürlicher Richtung, und oft einſeitig hervorgetrieben werden. Leiſe berührt, treten ſie in der Stille auch leiſe hervor, und gewinnen allmählich die ſchöne und reiche Ausgeſtaltung.

Einfalt und Wahrheit, Sanftmuth und Demuth, Milde und Ergebung — wo kämen dieſe wohl beſſer fort, als im ſtillen Leben, wo ihnen wenig entgegen wirkt, viel zu ihnen ſtimmt, alles ſie fördert? Wo hat man den echt weiblichen Charakter herrlicher geſehn, als bey den Frauen, die in der Stille ſich die Reinheit der Natur bewahrten, und an ihrer

Veredlung arbeiteten? Nur einzelne Bruchstücke dieses Charakters werden wir bey denen antreffen, die immer in der Welt sind.

Die Künste und Fertigkeiten, die den Frauen so sehr zur Zierde gereichen, und wodurch sie so sehr zu erfreuen vermögen, werden meist in der Stille geübt.

Eine Frucht der Stille ist das Edelste im Weibe: sein Glaube, seine Liebe und seine Hoffnung. Die Schicksale, denen die Frauen in ihrem stillen Leben ausgesetzt sind, die Innigkeit des Gemüthes, die das stille Leben erzeugt, die Betrachtungen, womit das stille Leben sie beschäftigt, die Empfindungen, die es in ihnen hervorlockt, die Befreundungen, die es für sie stiftet, die Bedürfnisse, die es in ihnen weckt, die Sorgen, die es ihnen auflegt — dieses alles muß den religiösen Sinn beleben und stärken, und ihn immer mehr zur Frömmigkeit befestigen. In der Welt verliert das Weib nur zu oft Gott

und den Himmel aus den Augen; ſein Herz wird kalt und eitel; höchſtens bleiben einige Regungen für das Unſichtbare zurück, die wenig wirken, und ganz unvermögend ſind, das Gemüth zu beherrſchen. In der Stille, wenn ſonſt keine Verſtimmungen und Verbildungen dies verhindern, hängt ſein Sinn an Gott, ſein Blick am Himmel, und erfüllt ſelige Wärme ſein Herz.

So iſt das ſtille Leben der Frauen ihrer Natur in jeder Hinſicht angemeſſen, in ſich reich und glücklich, und wohlthätig für alles, was das Weib ehrt und verherrlicht.

7.

Das ſorgenfreye Gemüth.

Es gibt eine, den Frauen eigne, Sorgſamkeit, die man ſchön nennen, und zu den weiblichen Tugenden rechnen muß. Sie ſieht dahin, daß alles wohl ſtehe, ſo weit dies nähmlich durch Fleiß, durch kluge Berechnung und Verwendung und gute Einrichtungen jeder Art bewirkt werden kann. Das häusliche Leben, der Verkehr mit befreundeten Menſchen und die Anſtalten zur geſelligen Freude ſind es vornehmlich, worin ſie ſich äußert.

Die ſorgſame Frau wacht darüber, daß nichts umkomme, daß es an keinem Erforderlichen fehle, daß jedes auf das Beſte gethan werde, daß ſich nirgends Verlegenheit

und

und Mißbehagen einſtellen: was heißt das anders, als ſie erfüllt ihren weiblichen Beruf treu und mit Innigkeit? Daraus entwickelt ſich nach und nach das ſorgſame Weſen, Geſchmack an dem Ueberlegen und Beſchicken, eine immer geſpannte Aufmerkſamkeit auf Unbequemlichkeiten und Vortheile, die Fertigkeit, ſchnell wahrzunehmen, ob alles hinlänglich vorhanden, und in der rechten Ordnung — wo etwas zu verhüthen oder zu verbeſſern iſt, ein gemüthliches Leben in dem, was man verrichtet, Haushaltungsgeiſt, Sinn für das Sparen und für häuslichen Ueberfluß, ohne Rückſicht auf großen oder geringen Werth, wenn er nur viel zu zählen und zu verwahren gibt — für Küchen- und Kellerſchätze — und beſonders für alles, was lange hinter dem Schloſſe gelegen. Am intereſſanteſten erſcheint die weibliche Sorgſamkeit, wenn Liebe ſie beſeelt, und ſie in das freundliche Bemühen, es andern bequem und angenehm

zu machen, Läſtiges von ihnen zu entfernen, ihre Wünſche zu befriedigen, und ſie mit Gefälligem zu umgeben hinüber leitet. Das Beſorgte, Sinnige, Gutmüthige, leiſe Ausſpähende und unmerklich Abhelfende in dieſem Bemühen ſpricht noch mehr zum Herzen, als alle Annehmlichkeiten, welche daraus erwachſen.

Daß die weibliche Sorgſamkeit oft ins Kleinliche geht, daß ſie Dinge, an denen nicht viel gelegen iſt, mit einer Anſtelligkeit behandelt, als wenn alles davon abhinge, daß ſie es ſich mehr als billig zu Gemüthe zieht, wo etwas mißrathen iſt, oder nicht gehörig hat herbey geſchafft werden können, und darin eine gewiſſe Beſchränktheit des Sinnes verräth, daß ſie zuweilen etwas Bekümmertes, Peinliches annimmt, daß ſie oft zu viel Umſtände macht, über den Anſtalten den Zweck vergißt, und denen läſtig wird, die ſie erfreuen will: kann man ihr, um des Liebens-

würdigen willen, was ſie ſonſt an ſich hat, wohl zu Gute halten; wenn nur nicht gar zu frühe geſorgt, zu lange hintennach gegrübelt wird, über das, was ſich nicht mehr ändern läßt.

Solche Sorgſamkeit, die zur Erleichterung und Verſchönerung unſers Daſeyns ſo viel beyträgt, der wir die köſtlichſten Gaben des häuslichen und geſelligen Lebens verdanken, zu der ſich gewöhnlich noch ſo viel andre treffliche Eigenſchaften geſellen, und die uns ſo manchen ſchönen Zug der Weiblichkeit enthüllt, iſt der Sorgenfreyheit ſo wenig entgegen, daß dieſe nicht anders, als in jener aufleben kann. Wo das noch nicht gethan iſt, was man ſelbſt zu thun vermag, wie könnte da das Gemüth vernünftiger Weiſe von Sorge frey ſeyn? Die ganz und mit Liebe erfüllte Pflicht ſtimmt erſt zur heitern Freyheit.

Sorgenfreyheit iſt nicht Sorglo-

sigkeit — jene eine Tugend, diese ein Fehler und im Widerspruche mit der schönen weiblichen Sorgsamkeit. Besonnenheit und Wirken sind von der Sorgenfreyheit unzertrennlich, eben diese verscheuchen die umwölkende Sorge; die Sorglosigkeit aber ist entweder Leichtsinn oder träge Nachlässigkeit. Das sorgsame Weib, wenn es sonst nur in seinem Innern recht gestimmt ist, hat die meiste Zeit ein frey und fröhlich Herz, und im Ganzen guten Muth, denn es füllt seinen Kreis aus.

Was aber der Sorgenfreyheit entgegensteht, ist der Hang zum Sorgen, der immer etwas Beklommenes, etwas Dumpfes und Schwüles hat, und mit dem Gemüthe das Leben verdüstert. Die Sorgsamkeit ist größten Theils mit dem Gegenwärtigen beschäftigt, der Hang zum Sorgen allein mit der Zukunft. Jene sucht dem Uebel vorzu-

beugen oder abzuhelfen; dieſer quält ſich mit der Vorſtellung deſſelben, das Wahrſcheinliche, das bloß Mögliche macht ihm mehr zu ſchaffen, als das Wirkliche. Jene thut das Ihrige, und wartet dann ruhig ab, was daraus kommen mag; dieſer kann wenig thun, weil er immer daran denken muß, was ſich wohl noch zutragen, welchen Ausgang dieſes und jenes gewinnen könne, wie man das Bedrängende oder Gefürchtete überſtehen werde. Mit den vernünftigen Gedanken verbinden ſich tauſend Hirngeſpinnſte, um die Noth zu vergrößern.

Das Unruhige, Bange, die Neigung in die Zukunft hinüber zu ſchweifen — nicht um auf ſie Rückſicht zu nehmen, ſondern um ſich ihren unfreundlichen Eindrücken hinzugeben, iſt das Unterſcheidende des Hanges zum Sorgen. Durch ihn wird das Gemüth der Sorge voll und mit all ihrem Schweren, Drückenden belaſtet. Er erzeugt in demſelben verzag-

tes Weſen, beſtändige ängſtliche Richtung auf das Unangenehme, und aus ihm entwickeln ſich unaufhörlich Schreckbilder der Phantaſie.

Die ſorgenvolle Frau kann nie recht froh ſeyn; ſie hat immer etwas, womit ſie kämpft; ſie ſchafft ſich die Sorge ſelbſt, wenn ſie ſich ihr nicht von außen her aufdringt; wo ſie nicht ſieht, ahnet ſie deſto mehr; in dem Argloſeſten glaubt ſie Bedenkliches wahrzunehmen, und die geringfügige Bedenklichkeit wird in ihrem Auge zur drohenden Rieſengeſtalt.

Die weibliche Sorgſamkeit verwandelt ſich indeß leicht in Hang zum Sorgen, wenn nicht Gutmüthigkeit und geſunde Vernunft ſie bewachen. Die genaue Aufmerkſamkeit auf das Kleine gibt dieſem eine Wichtigkeit, wobey man ſich der Sorge nicht wohl erwehren kann, wenigſtens die Unbefangenheit einbüßt. Es knüpfen ſich immer mehr Intereſſen des

Herzens daran, welche die Erwartung ängſtlich ſpannen. Das Peinliche der Verrichtung wird peinliches Umſichſchauen nach Hinderniſſen und Befährdungen, Beengtheit des Gemüthes und endlich zagende Furcht. Ueber dem Beſtreben, daß überall genug ſey, gelangt man unvermerkt dahin, zu glauben, es ſey noch immer nicht genug, wenn ſchon längſt Ueberfluß da iſt; das Genug befaßt das Bedürfniß auf lange Zeit; man will jetzt ſchon ſicher ſeyn, daß es nie fehle. Die Sparſamkeit artet in Kargheit aus, und der Kargheit ſitzt die Sorge unabläſſig auf der Stirne. Die Bemühungen, das Uebel abzuwenden oder zu erleichtern verſtärken nicht ſelten die Vorſtellung deſſelben, und räumen ihr mehr Gewalt über das Herz ein, als recht iſt, woraus wieder die Sorge Nahrung zieht.

Aber auch hiervon abgeſehen, findet der Hang zum Sorgen in der Natur und der Lage der Frauen viele Begünſtigungen.

Bey den meisten ist freylich die Disposition zum Leichtsinne vorherrschend, doch nicht bey allen, und oft läßt er der Sorge noch neben sich Platz. Selten erstreckt sich der Leichtsinn der Frauen über alle ihre Angelegenheiten, gewöhnlich ist noch etwas, das sie mit einiger Aengstlichkeit behandeln, und dem sie mit einiger Aengstlichkeit zusehen. In häuslichen Dingen, wo alles auf ihren Schultern liegt, pflegen sie besonders sorgenvoll-überlegsam zu seyn, wie in allem, was zum Fortkommen in der Welt gehört.

Kein Wunder; das Verwalten und Verwenden ist ihr Geschäft. In geringen Summen geht alles durch ihre Hände. Alles will überzählt, zugetheilt und in seine Ordnung gebracht seyn, darum muß ihnen alles viel wichtiger vorkommen, als den Männern, die im Großen erwerben und ausgeben. Sie merken leichter, wo und wie oft es fehlt, schon wegen ihrer Feinsinnigkeit. Sie wissen

beſſer, welche Verlegenheiten daraus entſtehen — und wie viel dazu gehört, daß es nirgends fehle. Der Kleinhandel des Lebens, neben dem die Sorge immer fortſchleicht, iſt ihre Sache.

Damit verbindet ſich das Gefühl ihrer Schwäche, das zur Schüchternheit und Verzagtheit ſtimmt, und ſich nie genug glaubt ſichern zu können. Der Starke hofft, das Ungemach von ſich abzuwehren, und ſich das Nöthige ſelbſt zu verſchaffen; der Schwache zittert, wo jenes droht, und wo ihm dieſes gefährdet wird; ſchon die bloße Möglichkeit des Einen oder des andern muß ihn beunruhigen, denn was will er dagegen aufbiethen?

Auch iſt das Weib abhängiger als der Mann; es hat in den Glücksſpielen des Lebens mehr zu gewinnen und zu verlieren; ſeine zarte Natur kann eher verletzt werden; tauſend Zufälle, die dem Manne nichts anhaben, bringen ihm Unheil; die häufigen Bey-

ſpiele, daß Frauen aus glänzenden Umſtänden in gänzliche Hülfsloſigkeit verſetzt wurden, müſſen in dem weichen Gemüthe tiefe Eindrücke hervor bringen, und die Frage mächtig anregen: könnte das nicht auch einſt dein Loos ſeyn?

Die Erfahrungen, welche die Frauen von der Ungunſt des Schickſales machen, ihre vielfachen Leiden, tragen nicht wenig bey, den Hang zum Sorgen zu vergrößern. Wem ſchon oft Unangenehmes begegnet iſt, der wird leicht mißtrauiſch und geneigt, Aehnliches wieder zu erwarten. Bey den Frauen geht jede Verſtimmung, jedes ſchmerzliche Gefühl, das bey den Männern die widerſtrebende Kraft aufregt, gewöhnlich in Sorge über; vorzüglich ereignet ſich das mit den Verſtimmungen und ſchmerzlichen Gefühlen, welche aus Zerrüttungen des Körpers entſtehen. Das Kränkeln der Frauen führt, ſchon wegen der er-

höhten Reitzbarkeit der Nerven, ſorgendes Grübeln mit ſich.

Endlich muß noch der ganze und halbe Müßiggang des weiblichen Geſchlechtes mit in Anſchlag gebracht werden. Viele Frauen ſorgen aus langer Weile und aus der üblen Laune, welche der Geiſtes- und Herzensleere eigen iſt.

So leicht ſich der Hang zum Sorgen aus der Natur und den Verhältniſſen der Frauen entwickelt: er bleibt nichts deſto weniger Entartung und Verkehrtheit. Wie der Leichtſinn auf der Einen, ſo ſchweift der Hang zum Sorgen auf der andern Seite ab — und es iſt noch die Frage, welcher von beyden Fehlern ſchlimmer ſey. Beyde erzeugen ihre eigenthümlichen Verderbniſſe; beyde zerſtören die ſelige Eintracht des Gemüthes, das Schöne der Weiblichkeit und das Sanfte, Liebens-

würdige der Tugend; beyde hindern mehr oder weniger alles Gute in der weiblichen Seele.

Doch läßt sich, wie der Leichtsinn, so auch der Hang zum Sorgen mit Erfolg bekämpfen, und Selbstversäumung, wenn nicht Selbstverbildung, trägt immer die Schuld davon, daß er das Gemüth gefesselt hält. Das beweisen die edeln Frauen, die, bey großer Reizbarkeit und in unfreundlichen Verhältnissen, sich über ihn hinaufgearbeitet haben.

Vor allem muß die Selbstsucht geschwächt werden. Bey vielen Frauen ist offenbar das Sorgen nichts, als Folge ihrer selbstsüchtigen Leidenschaften. Sie begehren mit Ungestüm, und wollen nie etwas von ihren Besitzthümern einbüßen; da man aber jeden Augenblick verfehlen und verlieren kann, so müssen sie beständig in Furcht seyn, besonders wenn sich Beeinträchtigungen in der Nähe zeigen. Sie haben nie genug, sie sehen im Ueberflusse schon den drohenden Man-

gel, dadurch wird ihrem Geiſte die Richtung zum Sorgen immer mehr eigen — das Sorgen ſelbſt Lebensgeſchäft und eins mit dem Streben und Bewachen.

Doch laſſen wir dieſe, an denen ſelten etwas zu beſſern iſt. Auch die feinere Selbſtſucht macht zum Sorgen geneigt, indem ſie das Selbſtintereſſe in die Mitte alles Denkens und Fühlens ſtellt, und dem Gemüthe für die Vorſtellungen von Beeinträchtigungen große Reizbarkeit gibt. Wer ſeine individuellen Angelegenheiten nicht hoch anſchlägt, der wird ſich wenigſtens nicht mit unnöthigen Bekümmerniſſen um dieſelben quälen, und wenn er ſeine Pflicht gethan hat, dem Schickſale ſeinen Lauf laſſen.

Das iſt der Hauptunterſchied, des edeln Selbſtgefühles, welches aus dem Bewußtſeyn des Werthes kommt, von der Selbſtſucht, daß jenes, ſtark und gewiß in ſich, mit überwiegender Sicherheit um ſich blickt, dieſe

aber, mit Schwäche ganz und gar behaftet, scheu und verzagt herumlauert, und am meisten nach dem Bedenklichen späht.

Die Sorge kann nicht in die Höhe, wenn ihr nicht die Selbstsucht unter die Arme greift; von der Sorge ganz beherrscht — werden nur eigennützige Gemüther. Je mehr wir uns gewöhnen zur Hingebung an Welt und Menschen, an das, was man erlebt und verrichtet, ohne davon jeden Augenblick, auf sich selbst zurückgetrieben zu werden, desto weniger wird die Sorge uns anhaben; je mehr Selbstentäußerung, desto weniger Sorge, desto leichter das Herz. Beschränkung der Selbstsucht führt zur Resignation, und Resignation ist das Vornehmste der Sorgenfreyheit.

Doch volle Selbstentäußerung, eine Resignation, die, weil sie nicht mehr fürchtet, auch nicht mehr hofft — wer könnte die vom Menschen verlangen? Sich über alles eigne

Intereſſe zu erheben, iſt weder den Kräften noch den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur angemeſſen. So lange wir aber noch Intereſſe haben, wird es auch an Veranlaſſungen zur Sorge nicht fehlen. Vertheilung deſſelben an mehrere Gegenſtände muß, nächſt der Mäßigung, die nachtheiligen Wirkungen verhüthen, die es in dieſer Hinſicht haben könnte. Wer an Einem mit ganzer Seele hängt, von Einem alles erwartet, der vermag nie ohne Sorge zu ſeyn, weil es ſo wenig bedarf, ihm dieſes Eine zu beſchädigen oder zu entreißen. Wie ſollte man dem wechſelvollen Spiele des Zufalles gefaßt zuſehen, wenn Ein Wurf vielleicht über das Heil des Lebens entſcheidet? Bey den Frauen iſt es ohnehin etwas Unnatürliches, daß Ein Intereſſe ausſchließend, oder mit großem Uebergewichte über die andern in ihnen herrſcht. Ein nach allen Seiten hin gerichteter und geöffneter Lebensſinn ward ihnen

verliehen, und an die Erhaltung deſſelben der Friede und der ſchöne Genuß des Lebens geknüpft. Darum iſt es geſchehen, ſo bald irgend ein Intereſſe aus dem rechten Verhältniſſe tritt, und die Empfänglichkeit für das Uebrige, was werth geweſen wäre, in ihrem Gemüthe einen Platz zu finden, und die Einheit deſſelben vollenden mußte, ſchwächt.

Zum Glücke wird es den Frauen nicht ſchwer, erloſchene Intereſſen wieder herzuſtellen, ſelbſt neue zu erzeugen; ihrem feinen Beobachtungsgeiſte, ihrer zarten Empfindung, ihrer lebhaften Phantaſie, ihrer Fähigkeit ſich anzuſchließen gelingt es bald, ſich mit Gegenſtänden, die ihnen bisher fremd waren, in Befreundung zu ſetzen. Je weiter ſie es darin gebracht haben; je zahlreichere Quellen der Hülfe und des Genuſſes das Leben ihnen öffnet; je mehr Gegenſtände hier ihr Wohlgefallen freundlich feſſeln: deſto weniger dürfen ſie fürchten, je ganz zu verarmen, und

mit

mit deſto leichterm Muthe werden ſie an Unfälle denken, die ihnen das Eine gefährden, weil ihnen ja noch ſo viel bleibt.

Das Intereſſe der Liebe mag indeß eine Ausnahme machen; wie es auch die Natur gewollt hat, die daſſelbe in der weiblichen Seele über alles andere hinauf hob. Herrſchend ſogar, und jedes andre ſich unterwerfend, kann es den Hang zum Sorgen nicht begünſtigen. Die Liebe, zumal die weibliche, iſt ſorgſam, daß ſie dem Geliebten ein genügliches und fröhliches Daſeyn bereite; aber das Enge und Drückende der Sorge iſt weit von ihr, heiter und ſelig vertraut ſie ihrem Genius. Nichts, als der Verluſt oder das Unglück des Geliebten könnte ſie ängſtigen; indeß an jenen denkt ſie nicht, ihr iſt, als ob ſie den Geliebten immer behalten würde, und dieſes hofft ſie ſelbſt von ihm abzuwenden, oder ihm reichlich zu vergüten. So offenbart

ſich auch hierin, wie nahe die Sorge der Selbſtſucht verwandt iſt.

Die Vertheilung des Intereſſe's ſchließt die Sorge noch nicht ganz aus. In ſolchen Gemüthern, die einmal eine Richtung zum bekümmerten Grübeln genommen haben, könnte ſie wohl gar dieſelbe vermehren, indem ſie ihre Gegenſtände vervielfältigt. Deßwegen muß man auch jener Richtung dadurch entgegen arbeiten, daß man ſich, genießend und wirkend, recht in die Gegenwart hinein lebt.

Das Sorgen, wenn nicht etwa außerordentliche Umſtände es aufregen, iſt ein Beweis, daß die Gegenwart unſer Inneres nicht hinlänglich beſitzt und ausfüllt; in den Augenblicken, wo uns das Leben in ſeinen Gütern und Ereigniſſen befriedigt, ſind wir nicht geneigt, uns mit der Zukunft viel abzugeben, am wenigſten, unangenehme Vorſtellungen davon zu unterhalten. Das gilt vorzüglich

von den Frauen, denen der Gedanke an die Zukunft immer etwas fern liegt, und mit einiger Mühe herübergeholt werden muß, da hingegen das Gegenwärtige, welches die Sinne in Anſpruch nimmt, ſie mächtig anzieht. Selten iſt auch die Gegenwart ſo arm oder ſo freudenlos, daß ſie ſich nicht im Beſitze des weiblichen Herzen zu behaupten vermöchte, wenn ſich dieſes nicht ſelbſt von ihren Schätzen wegwendet; und wäre ſie es wirklich, dann wird das Auge eher hoffend als fürchtend in die Zukunft blicken. Nicht die dunkeln kummervollen Stunden, ſondern die Stunden der Leere, der Nichtbefriedigung, des halben Mißbehagens, des loſen Zuſammenhanges mit ſich ſelbſt und ſeine Umgebungen pflegen zur Sorge zu ſtimmen. Würden dieſe aber wohl häufig vorkommen, wenn man die an ſich ſo einfache Kunſt, die Gegenwart zu genießen beſſer verſtände, wenn man nicht ſo viele Annehmlichkeiten derſelben überſähe, wenn nicht

an ſo vielen andern der Blick flüchtig hinweg eilte, wenn man nicht ſo manches als etwas Gemeines betrachtete, was die köſtlichſten Freuden umſchließt?

Lernet alſo die Gegenwart recht kennen, lernet Euch mit Euerm Fühlen, Sinnen und Denken an ſie anſchmiegen, und ganz in ihr leben, nur nicht ſo, daß Ihr vergäßet, was Euch in Anſehung der Zukunft obliegt; überlaſſet Euch jedem gefälligen Eindrucke derſelben, ſuchet ſelbſt ihre Lichtſeiten auf, und unterdrücket die Gedanken, die Euch in das weite unbekannte Gebieth des Wahrſcheinlichen und Möglichen führen wollen: dann wird ſich Euch ſelten die Sorge nahen.

Mehr noch, als der Genuß, müſſe Euch das Wirken mit der Gegenwart verketten. Beſtändige nützliche Geſchäftigkeit vertreibt die finſteren Vorſtellungen, und gibt frohen Muth, heitre Zuverſicht; während die Unthätigkeit das Herz verſtimmt, und aus Langerweile

Sorgen ausbrütet. Aber nur diejenige Geschäftigkeit vermag das zu leisten, die einen vernünftigen, würdigen und interessanten Zweck hat, die sich an Ordnung bindet, und davon nicht ohne Noth abweicht, die Phantasie zügelt, die Aufmerksamkeit fest hält, und die Kräfte hinlänglich anstrengt. Das träge Vegetiren und das gedankenlose, bloß mechanische Treiben so vieler Frauen, der geistige Müßiggang, der sich mit den meisten weiblichen Arbeiten verträgt, und die Freyheit des willkührlichen Gedankenspieles, welche diese gestatten, sind oft die nächsten Veranlassungen des unnöthigen Sorgens. Die gebildete Frau wird auch der unbedeutenden Verrichtung den Ernst und den Geist des Geschäftes mitzutheilen, oder andres daran zu knüpfen wissen, wodurch es dem Geschäfte gleichkommt, und alle Vortheile desselben gewährt. Frauen, die sich mit Grillen herumschlagen, haben entweder ihren weiblichen Beruf noch nicht in

seinem Umfange und nach seiner Wichtigkeit gefaßt, oder es fehlt ihnen an Willen und Lust, demselben Genüge zu leisten.

Ist die Geschäftigkeit von Pflichtachtung und Pflichtliebe beseelt, so wird sie in noch höherm Grade der Sorgenfreyheit des Gemüthes förderlich werden. Wie vieles in unserm Daseyn das Schicksal auch antasten möge, Eins ist doch für dasselbe unverletzbar: unsre Pflichttreue. Das Festeste im Leben ist die Pflicht, und in wem diese zur Liebe geworden ist, der kann, für sein Bestes wenigstens, ohne Sorge seyn; wie es ihm auch ergehe, was er durch sie hat und ist, das wird ihm nie entrissen werden, daran wird er sich immer aufrichten. Der Erfolg dessen, was wir im Dienste der Pflicht vollbringen, bleibt allerdings ungewiß; aber das bekümmert das edle Weib nicht, dessen Herz der Pflicht angehört. Das Bewußtseyn, ihr sich mit lauterm Sinne hingegeben, und geleistet zu ha-

ben, was in ſeinem Vermögen ſtand, iſt ſein Himmel; es bildet im Innern ein wohlthätiges Sicherheitsgefühl in Beziehung auf jede andre Angelegenheit.

Dieſes Sicherheitsgefühl kann ſich aber erſt dann recht wohlthätig äußern, wenn es klare Zuverſicht der vernünftigen Ueberzeugung wird, das heißt, wenn ſich in ihm religiöſer Glaube und religiöſe Geſinnung offenbaren. Hat gleich das Herz den eigentlichen Hang zum Sorgen von ſich abgelöst; ſo gibt es doch Dinge, die es ängſtigen können, ängſtigen müſſen. Mangel am Nothwendigen, Verluſt des Unentbehrlichen, Unfälle, wogegen kein menſchliches Gemüth gleichgültig iſt, Uebel, welche mit großen phyſiſchen Schmerzen verbunden ſind, wecken, bey aller Selbſtentäußerung, bey der weiſeſten Vertheilung des Intereſſes und bey der glücklichſten Stimmung, bange Beſorgniſſe, wenn man ſich das ſehr wahrſcheinliche Eintreffen derſelben

nicht länger verbergen kann; und wie könnte man verlangen, daß das Gemüth gegen die Schrecken derſelben ganz abgehärtet ſey? Das bisher Genannte wird zwar bewirken, daß man ſich ſelbſt keine Sorgen ſchafft, aber daß man auch da, wo die Sorge ſich aufdringt, dem wirklichen Unglücke gegenüber, ruhig bleibe, das kann allein Religion bewirken, darin vermag ſie, was dem flüchtigſten Leichtſinne ſelten und ſchlecht gelingt. Sie allein macht das Gemüth ganz frey, indem ſie die Feſſeln des Irdiſchen von ihm abnimmt — ganz fröhlich, indem ſie ihm Vertrauen zu der höhern Macht einflößt, die alle ſeine Angelegenheiten auf das Beſte ordnet, alle ſeine Lebensereigniſſe auf das Weiſeſte fügt, die alle Sorge, von der es bekümmert werden könnte, trägt. Ich habe das Meinige gethan, das, worüber ich keine Gewalt beſitze, wird Gott lenken; was die Zukunft auch bringen möge, es iſt von der ewigen Liebe über mich beſchloſſen, ich werde

nie verlaſſen ſeyn, das gütige Weſen, das mich in Bedrängniſſe führt, wird mir auch darin beyſtehen, wird mich auch daraus erretten, wird ſie in beglückende Wohlthat für mich verwandeln; ich will getroſt abwarten, was mir begegnen ſoll, bin ich nur gut und meiner Pflicht getreu, dann kann es mir nie ſchlecht ergehen, das Dunkle wird ſich ſchon lichten; dem, der für mich ſorgt, übergebe ich alles: das iſt Sprache des frommen Herzens.

Ja, das fromme Herz iſt das immer und in jeder Hinſicht ſorgenfreye, ſeine Sorgenfreyheit iſt nicht Bethörung, ſondern weiſe Beſonnenheit, der Sonnenſchein im Gemüthe, der ſein mildes Licht und ſeine ſanfte Wärme über jede Lebensäußerung verbreitet. Wenn unter dem Drucke der Sorge ſo manches ſchöne Daſeyn untergeht, oder zur Ungeſtalt verkrüppelt: ſo geht in ihr alles Herrliche fröhlich und in reiner Entfaltung auf.

Aus Liebe, Freude, Thätigkeit und frommer Pflichttreue muß die Sorgenfreyheit ſich erheben; aber die Vollendung der Liebe, der Freude, der Thätigkeit, der frommen Pflichttreue und der geſammten höhern Bildung iſt nur in dem Gemüthe möglich, das von der Sorge frey geworden iſt.

8.

Das Warten.

Unter den Gemüthsfertigkeiten, welche die echte Lebenskunſt ausmachen, iſt das Warten-Können Eine der wichtigſten. Die meiſten Veränderungen, die für unſer Schickſal von einiger Bedeutung ſind, entwickeln ſich langſamer, als wir es wünſchen; ſie werden oft ſchon frühe vorher geſehen, und treten erſt ſpät ein. Das gilt nicht bloß von den größern, von denen wir wohl vermuthen konnten, daß ſie Zeit fordern würden, es gilt auch von den kleinern, denen wir einen raſchern Gang glauben anſinnen zu dürfen. In Berechnungen, die wir für ganz zuverläſſig halten, täuſchen wir uns nicht ſelten; wir verſprechen uns von den Kräften,

Hülfemitteln und Anſtalten, die uns zu begünſtigen ſcheinen, von den Einrichtungen, die wir ſelbſt getroffen, mehr, als wir ſollten; wir vergeſſen die Umſtände, welche die Sache aufhalten oder gar vereiteln können. Nicht ſelten bilden wir uns ein, dem Ziele ganz nahe zu ſeyn; und Zufälle, an die wir nicht gedacht, verurſachen Zögerungen, die uns nicht allein an ſich läſtig ſind, ſondern uns auch in die peinlichſte Ungewißheit verſetzen, ſo daß wir jeden Augenblick meynen, jetzt müſſe es kommen, und doch unaufhörlich an einen neuen gewieſen werden, der uns vielleicht wieder leer ausgehen läßt.

Den Frauen iſt das Warten-Können in noch höherm Grade Bedürfniß, als den Männern, weil ſie mehr von Menſchen und Ereigniſſen abhangen, weil ſie weniger für ihr Schickſal zu thun vermögen. Vieles, was jene ſich ſelbſt verſchaffen, muß ihnen kommen. Vieles, was jene aufſuchen dürfen, muß ſich ih-

nen entgegen bringen. Manches entscheidende Moment in ihrem Leben wird von Umständen herbeygeführt, welche zu leiten, zu beschleunigen, oder nur zu veranlassen, ihnen nicht vergönnt ist. Auch die Kleinigkeiten, welche abgewartet seyn wollen, und sich oft so schwer abwarten lassen, sind im weiblichen Leben zahlreicher; fast bey allem, was Frauen erfahren und verrichten, muß, in irgend einer Hinsicht, gewartet werden. Die Natur, die mit ihnen die in einigen Stücken uns voraneilt, bleibt in andern, die doch zu jenen gehören, desto weiter zurück. Um so viel früher sie das Verlangen weckt, um so viel später folgt häufig die Befriedigung, gleich als ob es recht darauf angelegt wäre, sie im Warten zu üben.

Frauen, welche die Kunst zu warten nicht verstehen, sind gewiß sehr unglücklich. Im Leiden wird offenbar das Gemüth mehr, als von dem Schmerze selbst, von der Aufmerk-

ſamkeit auf den Abfluß der Zeit beunruhigt. Das Zählen der Stunden und Minuten, das Ueberrechnen, wie lange es nun ſchon gedauert habe, und wie lange es wohl noch dauern möge, erzeugt vornehmlich jene heftigen Bewegungen und Verwirrungen des Gemüthes, jenes unmuthige Sträuben und jene Ausbrüche der Erbitterung, woraus die quälendſten Empfindungen entſpringen, und wobey das gelaſſene Erdulden durchaus unmöglich wird. Man hat ſchon ein Beträchtliches gewonnen, wenn man über ſich erlangt hat, ſeine Gedanken von dem ungewiſſen oder verziehenden Ende des Schmerzes abzuziehen, und ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen allein zu beſchränken. Man leidet weniger, angenehme Vorſtellungen finden leichter Eingang, und man wird geneigter zu hoffen; die Zeit ſelbſt dünkt uns nicht ſo lang, wenn wir uns nicht ſo viel mit ihr beſchäftigen.

Aber auch ſolche Zuſtände, mit denen wir

alle Urſache haben zufrieden zu ſeyn, werden uns unerträglich, wenn wir mit Ungeduld auf etwas warten, wäre dieſes gleich an ſich höchſt unbedeutend. Man kann ſich des Gedankens an das Erwartete nicht entſchlagen, und jede Erinnerung daran erzeugt Gefühle, die uns widrig aufregen. Unwille und Verdruß peinigen uns unabläſſig; wir ſuchen gefliſſentlich auf, was unſerm Aerger Nahrung gibt, und dieſer theilt ſich allem mit, was wir denken und vornehmen; alles iſt uns im Wege, nichts gewinnt uns Geſchmack ab, das Intereſſanteſte ſtößt uns zurück; jeder erfährt unſre unfreundliche Laune. Zuweilen iſt uns noch ſchlimmer zu Muthe, als wenn uns ein großes Mißgeſchick getroffen hätte.

Mögen uns unſre Umgebungen des Unterhaltenden und Zerſtreuenden noch ſo viel anbiethen: wir werden deß nicht froh, die Verſtimmung raubt uns alle Empfänglichkeit dafür; ſelbſt von Annehmlichkeiten, die weit

mehr werth sind, als das, worauf wir warten, wenden wir uns kalt hinweg; sie dienen wohl gar eher, uns noch mehr zu erbittern, indem wir wahrnehmen, was wir über dem Warten einbüßen, als uns zu besänftigen. Der Ungeduldige findet eine Art von Genugthuung darin, gegen sein Schicksal ungerecht zu seyn. So geht uns manche köstliche Freude verloren, weil unser Herz ihr verschlossen ist.

Gehört das, worauf wir warten, zu den wichtigern Lebensveränderungen, denen wir Jahre lang vergebens entgegen harren: dann wird natürlich dieser Einfluß der Ungeduld noch weit nachtheiliger. Immer gespannt auf das Eine, worin man sein ganzes Glück anzutreffen glaubt, achtet man wenig oder gar nicht auf das, was das Leben sonst Schönes und Anziehendes hat, gewöhnt man sich immer mehr zu einem grämlichen Wesen, in welchem, mit dem heitern Lebenssinne, alles Liebenswürdige untergeht.

Die

Die ſtille Beſchäftigung mit nahen erfreulichen Ereigniſſen gewährt oft ſüßern Genuß, als der erlangte Beſitz deſſen, worauf die Hoffnung gerichtet war. Das kann aber nur der erfahren, der das ungeduldige Warten zum ruhigen Abwarten herabgeſtimmt hat.

Selten wird man durch das, worauf man lange mit Ungeduld gewartet hat, befriedigt; wir ſchreiben die Bewegungen, welche in uns vorgehen, heimlich der Wichtigkeit der Sache zu; wir glauben uns von dieſer um ſo mehr verſprechen zu dürfen, je länger es damit gedauert hat, und je beſchwerlicher uns dies geworden iſt. Das Beſte genügt uns nicht, weil es nicht an unſre übertriebene Vorſtellung reicht. Ueberdies geſtattet uns die verdrießliche Stimmung, worein das Warten uns verſetzt hat, nicht, des Erlangten recht froh zu werden; die widrigen Empfindungen, mit welchen ſich der Gedanke deſſelben einmal

verkettet hat, mischen sich trübend und verkümmernd in den Genuß.

In der Ungeduld des Wartens wird manche Stunde unthätig hingebracht, in welcher viel Nützliches hätte geschehen können. Man ist zu nichts aufgelegt, weil das Gemüth ganz von Einem erfüllt ist; man kann nichts mit Besonnenheit verrichten, weil der Geist unablässig unter wechselnden Gefühlen hin und her gezogen wird; man hat keine Lust, etwas vorzunehmen, und ist, wenn ja etwas vorgenommen wird, unfähig, dasselbe zu einiger Zufriedenheit zu vollenden; man greift zu diesem und jenem, um alles wieder wegzuwerfen. Oft könnten wir selbst zur Erfüllung unsrer Erwartungen etwas Beträchtliches thun, wenn wir nur die gehörige Ruhe dazu hätten. Und wie viel andres wird versäumt, das nicht versäumt werden sollte! Nach und nach lernt man, sich von Umständen abhängig zu betrachten, von welchen man

es gar nicht iſt, und ſich von den Eindrücken, die man empfängt, beherrſchen zu laſſen, und wird zuletzt aller Kraft, ſich ſelbſt zu beſtimmen, verluſtig. Das paſſive Leben ſo vieler Frauen, in welchem ſie ſich nur dann zu etwas verſtehen, wenn ſie dazu getrieben werden, und nichts vollbringen mögen, wenn ſich das mindeſte Ungelegene dabey zeigt, iſt gewöhnlich eine Folge der Gewalt, welche die Ungeduld des Wartens über ſie hat. Daß auf dieſe Weiſe mehr geträumt als gelebt wird, iſt von ſelbſt klar.

Warten muß man auch können, um was durch uns geſchehen ſoll, oder was unſrer Leitung anvertraut iſt, recht zu beſorgen. Gewiß liegt eben ſo viel daran, daß man den rechten Zeitpunct abwartet, als daran, daß man ihn nicht vorbey gehen läßt; und die Ungeduld verurſacht eben ſo viel Nachtheile, als die Trägheit. Gar manches, woraus Treffliches hätte werden können, verunglückt

den Frauen, weil ſie es zu ſehr beſchleunigen wollen, was beſonders in der Erziehung von großem Schaden iſt. Bald wird etwas früher begonnen, als die Vorbereitungen getroffen ſind, bald etwas ſchneller zu Ende geführt, als die Natur der Sache es verträgt, woraus nichts, als Unreifes, Verkrüppeltes, Unbrauchbares, Beklagenswerthes hervorgehen kann. Wer dagegen die Kunſt zu warten verſteht, der paßt alles leicht der Natur und den Umſtänden an, und ſieht das Meiſte zu ſeiner Freude gelingen.

Wird die Ungeduld des Wartens oft gereizt: dann pflegt ſie auch nicht ohne verderblichen Einfluß auf den ſittlichen Zuſtand des Herzens zu bleiben, wie jede Verſtimmung das zarte Leben weiblicher Gemüther verletzt. Der Liebe und Ergebung arbeitet jene Ungeduld von mehreren Seiten her entgegen; die Milde und Freundlichkeit erhalten ſich nicht lange von ihr unangetaſtet; das

friedliche Beysammenseyn der Kräfte und Empfindungen wird gestört. Eine bittre Grämlichkeit setzt sich immer fester; der Charakter bekommt immer mehr Schärfen. Empfindlichkeit, Verschlossenheit, Kälte, Mißtrauen, ungefälliges Zurückziehen in sich selbst, Eigensinn und Trotz stellen sich nur zu bald ein.

Die Kunst zu warten ist demnach eine überaus wichtige, aber auch eine nicht leichte Kunst. Wenn sie den Frauen leichter zu werden scheint, als den Männern: so rührt dies zum Theil daher, daß sie von Jugend auf mehr darin geübt werden, zum Theil daher, daß sich die Ungeduld des Wartens bey ihnen nicht so ungestüm äußert, als bey den Männern, die sich in ihrer Thätigkeit aufgehalten sehen; das verdrießliche Mißbehagen, das heimliche Grollen, die mürrische Laune fallen weniger in die Augen, als die heftige Entrüstung. Die Schwierigkeiten sind für die

Frauen nicht geringer, als für die Männer; und wenn in einigen Stücken der Vortheil auf ihrer Seite ist, so stehen sie auch wieder in andern zurück.

Die Ungeduld des Wartens entspringt aus einem gewissen Gefühl der innern Leere, welches gewöhnlich darin seinen Grund hat, daß die Vorstellung des Erwarteten, durch ihre Lebhaftigkeit, den Sinn von allen andern abzieht, und allein an sich fesselt, während sie doch nicht deutlich und stark genug ist, um ihn ganz zu beschäftigen. Der Gedanke an das, was uns bevorsteht, liegt so tief in unsrer Seele, und hat sich unsrer so sehr bemächtigt, daß wir an nichts andres denken können; da er aber noch nicht in Erfüllung gegangen ist, sondern um das Künftige, Unbestimmte schwebt, gibt er uns zu wenig zu thun, als daß wir uns befriedigt fühlen könnten. Er läßt uns nicht los, und füllt uns doch auch nicht aus: das ist die

Urſache unſers Mißbehagens, welches um ſo größer ſeyn muß, je mächtiger der Trieb zur Thätigkeit in uns wirkt.

Iſt das Erwartete endlich gekommen, ſo wird es uns Anfangs von mehrern Seiten anziehen und in Bewegung ſetzen, aber allmählich macht uns die Gewohnheit gleichgültiger, die Lebhaftigkeit der Vorſtellung erliſcht in eben dem Maße, als unſer Intereſſe an der Sache geringer wird. Wir ſind nun wieder frey, unſer Sinn ſchließt ſich wieder für die ganze Welt auf, und wir können unſern Geiſt richten, wohin es uns gefällt.

Die Lebhaftigkeit der Vorſtellung rührt aber nicht immer von der Heftigkeit des Wunſches her; ſonſt möchte freylich den Männern das Warten wohl ſchwerer fallen, als den Frauen; denn daß ihre Wünſche feuriger und unbändiger ſind, läßt ſich nicht läugnen. Im Gegentheile ſind die Veränderungen, denen

man mit Ungeduld entgegen ſieht, ſelten ſolche, welche den Wünſchen ganz entſprechen, und von denen man vorher weiß, daß und wie ſie denſelben entſprechen; mit dieſen kann ſich die Phantaſie in der Erwartung angenehm beſchäftigen, wodurch die Verſtimmung verhüthet wird. Weit häufiger ſind es ſolche, die, an ſich unbedeutend, durch die vorhergehenden Zurüſtungen oder durch die Spannung, in die wir uns ſelbſt verſetzten, Wichtigkeit erhalten haben. Man bemerkt, daß Ereigniſſe, mit denen wahrſcheinlich, uns zur Zeit noch unbekannte, Unannehmlichkeiten verbunden ſeyn werden, wie überhaupt diejenigen, von denen wir die Umſtände, das Detail, die Beſchaffenheit, den Einfluß auf unſer Wohl im Ganzen und auf unſre einzelnen Bedürfniſſe und Intereſſen erſt erfahren ſollen, am meiſten ungeduldiges Erwarten erregen. Die Neugierde hat gewöhnlich an dieſem großen Antheil, ſie treibt die Einbildungskraft un-

aufhörlich zu der Vorstellung hin, die dem Geiste noch so wenig Beschäftigung gibt.

Daß in dieser Hinsicht das Warten für die Frauen eigne Schwierigkeiten hat, bedarf keines Beweises. Bey vielen Dingen, die sie nicht erwarten können, wollen sie nichts andres und nicht mehr, als wissen, wie alles dabey seyn, und welchen Ausgang es nehmen wird; daher gedulden sie sich eher wo wichtige, aber einfache Entscheidungen bevorstehen, als wo es Kleinigkeiten gilt mit einem recht bunten Allerley und mannichfachem Wechsel; daher wird es ihnen leichter, das Ende eines Schmerzes, als den Anfang einer Lustpartie abzuwarten.

Dem Manne kommt beym Warten sehr zu Statten, daß er immer etwas zu thun hat, was alle seine Kräfte in Anspruch nimmt, daß das Bedürfniß der Thätigkeit ihn spornt, und daß er oft selbst zur Erfüllung seiner Erwartungen beytragen muß. Ist er nicht

etwa ein kraftloser Weichling, oder ist nicht gerade das Verlangen sehr stark: so kann ihm nicht einfallen, auf den Abfluß der Zeit zu achten; das Interesse seiner Verrichtungen sichert ihn gegen die Langeweile. Leicht wird ihm daher das Warten, wenn es ihn nicht hindert, seinen Verrichtungen nachzugehen; aber schwer, wenn die Verzögerung seine Thätigkeit aufhält, oder wenn er sich einbildet, er könne nicht eher etwas thun, als bis diese Angelegenheit beendigt sey.

Die Frauen sind weniger durch ihre Verrichtungen gefesselt; sie können sich bey denselben mehr den Spielen der Phantasie überlassen, und die Vorstellung des Erwarteten ausbilden; nichts stellt sich ausfüllend zwischen den gegenwärtigen Augenblick und den, wo das Ziel erreicht seyn wird, wenn sie nicht selbst etwas dazwischen stellen.

Aber dazu ist ihnen, in ihrem vielseitigen Lebenssinne, ein treffliches Talent verliehen.

Das Einzelne tritt für ſie weniger, als für die Männer, aus der Harmonie des Ganzen heraus; es koſtet ihnen nicht viel, ſich an alles anzuſchmiegen, und an allem etwas zu finden, was ſie anziehend beſchäftigt. In jeder Lage gibt es Gegenſtände und Ereigniſſe genug, die ſie zu zerſtreuen vermögen. Der Gedanke an das, worauf ſie warten, iſt ſelten ſo lebhaft, daß er ihnen den Sinn für das Gegenwärtige rauben könnte. Es wird ſchon etwas Beträchtliches erfordert, um ſie ganz aus der Ordnung des Lebens zu werfen. Sie dürfen ſich meiſt nur den Eindrücken, die ſie empfangen, hingeben, um ruhiger zu warten. Und dieſe Hülfe ſteht ihnen für alle Fälle zu Gebothe, ſelbſt für diejenigen, wo die Männer ſich vor Ungeduld nicht zu laſſen wiſſen. Freylich werden davon nur die Innigen und Gefühlvollen Gebrauch machen; aber auch dieſen allein darf man das Warten anſinnen.

So geschieht es, daß die Frauen im Leiden mehr Geduld zeigen, als die Männer. Diese werden dadurch in ihrer Thätigkeit beschränkt, ohne daß das Leiden selbst ihren Geist auszufüllen vermag; zu dem Gefühle des Schmerzes gesellt sich das Gefühl der Leerheit. Jene beschäftigt der Schmerz hinlänglich, sie fühlen nur ihn, und dieses Gefühl überwiegt die Vorstellungen, woran die Erwartung sich knüpft. Zudem fehlt es auch nicht an andern Mitteln, die Sinne und die Einbildungskraft zu unterhalten.

Aus dem Gesagten ergibt sich, wie man sich das Warten erleichtern könne. Arbeitet dem entgegen, wodurch die Natur und Eure Lage Euch das Warten schwer machen; benutzet die Unterstützungen, welche beyde Euch anbiethen.

Vor allem, stimmet Eure Vorstellungen von dem, worauf Ihr wartet, herab. Von der Stärke dieser Vorstellun-

gen rührt ja zunächst die Ungeduld des Wartens her, und daß sie meist viel zu hoch sind, läßt sich bald einsehen. Sie sind dies aber immer deßwegen, weil wir sie uns nicht recht deutlich gemacht haben.

Erinnert Euch daher oft daran, daß kein Ereigniß unsers Lebens reiner Gewinn seyn kann, daß keines unsre Wünsche ganz befriedigt, daß jedes seine Mängel und Unannehmlichkeiten hat, und daß ein Theil der Wichtigkeit, die wir künftigen Dingen zuschreiben, auf die Rechnung unsrer Einbildungskraft kommt, daher wir sie auch stäts anders und geringer finden, als wir sie uns vorgemahlt hatten.

Fraget Euch, was das denn eigentlich sey, worauf ihr so ungeduldig wartet und warum Ihr Euch so viel davon versprechet. Beobachtet diejenigen, die dessen schon theilhaftig geworden sind, und sehet, ob sie darum größerer Zufriedenheit genießen. Denket zu-

rück an Euch ſelbſt, ob Ihr Eurer erfüllten Erwartungen recht froh geworden ſeyd, und ob nicht vielmehr bey dem Beſten bald Gleichgültigkeit ſich einſtellte. Verſetzet Euch in Gedanken in die Zeit, wo Ihr das Ziel erreicht haben werdet, und erforſchet, wie Euch da zu Muthe ſeyn möge.

Beleuchtet doch einmal mit ruhigem Nachdenken die Meynung, es ſey viel daran gelegen, daß das Erwartete bald oder jetzt eintrete; es wird ſich vielleicht zeigen, daß es beſſer iſt, es geſchehe erſt ſpäter.

Unterdrücket die Vorſtellung der Zukunft, ſobald ihr merket, daß ſie zu lebhaft werden, und ſich zum unruhigen Warten anſetzen will.

Und um Eure Neugierde zu mäßigen, haltet Euch vor, wie vieles ſich, in allem, was Menſchen begegnet, gleich — und wie vieles darin unbedeutend iſt, wie Eure geſpannte Aufmerkſamkeit ſo oft, in ähnlichen

Fällen, nichts Intereſſantes davon gebracht hat, wie Ihr wahrſcheinlich auch hier wenig ſehen, hören, genießen werdet, was Ihr nicht ſchon geſehen, gehört und genoſſen hättet, und wie Euch das Neue bald etwas Altes wird geworden ſeyn.

Beſchäftigen möget Ihr Euch wohl mit künftigen angenehmen Ereigniſſen, wenn Ihr anders mit Sicherheit, auf das, obgleich ſpäte, Eintreffen derſelben rechnen könnet. Aber Euer Sinn ſey mehr auf die Sache, als auf die Entwickelung derſelben und auf die Zeit, die darüber abfließt, gerichtet. Die ſtille, innige Unterhaltung der Einbildungskraft, die nur nicht zu ſehr ſchmücken darf, wird die Zeit angenehm ausfüllen, die Euch ſonſt durch ihre Leerheit läſtig ſeyn würde. Ihr werdet Euch das Erwartete von verſchiedenen Seiten und in verſchiedenen Beziehungen vorſtellen, und dadurch wird die Vorſtellung ſelbſt von ihrer Stärke verlieren.

Ihr werdet mit Eurer Phantasie in dem Erwarteten leben, und das Erscheinen weniger lebhaft herbeysehnen, da Ihr schon näher damit bekannt und befreundet seyd. Auch dies wird Eure Neugierde beschränken, indem die Phantasie gewisser Maßen die Erfahrung ersetzt. Der Vorgenuß der Hoffnung besänftigt immer die Unruhe der Erwartung. Man gibt das, worauf man gewohnt ist hoffend zu blicken, noch nicht auf, wenn es nicht so bald wirklich wird, als man sich einbildete.

Wäre indeß von dem, worauf Ihr wartet, noch ungewiß, ob es sich je zutragen werde, dann würde es besser seyn, Eure Gedanken ganz davon abzuziehen, und die Erinnerung daran möglichst zu meiden. Ueberhaupt erfordert diese Beschäftigung der Phantasie mit dem Gegenstande der Erwartung große Vorsicht, damit die Unruhe derselben nicht dadurch vermehrt werde.

So nachtheilig es ist, während des Wartens,

tens, an die Zeit zu denken, die ſchon darüber vergangen iſt, und vielleicht noch darüber vergehen wird: ſo nützlich iſt es, ſich gleich Anfangs damit vertraut zu machen, daß die Erwartung erſt nach einiger Zeit erfüllt werden kann. Setzet Euch das Ziel lieber zu fern als zu nahe, und ſinnet darauf, wie Ihr Euch, dieſe Zeit hindurch, ſo beſchäftigen wollet, daß es Euch gar nicht einfalle, auf ſie ſelbſt zu reflectiren. Wählet Euch für dieſelbe intereſſante Arbeiten, wodurch Ihr es ſo gar dahin bringen könnet, daß Euch das Verſpätete noch zu frühe kommt. Erinnert Euch an die vielen zufälligen Hinderungen, welche die Sache noch weit länger aufhalten können, als ſich vermuthen ließ, und ſorget dafür, daß es Euch auch in dieſem Falle nicht an Mitteln fehle, die Zeit auszufüllen. Hat man ſich einmal dem Mißmuthe, daß man doch ungebührlich hingehalten werde, überlaſſen;

dann ſind alle weitern Bemühungen vergebens, nichts will in der Seele haften. Dem muß deßwegen ſchon frühe vorgebeugt werden, und dann iſt es ſo ſchwer nicht, ſich an etwas andres ſo zu verlieren, daß man das Warten nicht bemerkt. Freylich wird man ſich dabey einige Gewalt anthun müſſen, denn immer will das ungeduldige Herz davon; aber bey anhaltender Uebung gibt ſich auch das bald von ſelbſt.

Die Hauptſache bleibt, das Gefühl der innern Leere zu verhüthen. Nichts iſt dazu nützlicher, als Gewöhnung zu einer beſtändigen, angeſtrengten und regelmäßigen Thätigkeit, welche die ganze Aufmerkſamkeit an ſich zieht, und keine Zeit läßt, über die Langſamkeit der Menſchen und des Geſchickes zu grübeln. Ihr müſſet immer beſchäftigt ſeyn, bis das Erwartete eintrifft, und ſo beſchäftigt, daß auch die lebhafteſte Verſtellung Euch darin nicht ſtören kann. Und

da es mit dem Eintreffen oft länger dauert, als man geglaubt hat, da man zuweilen dadurch in ſeinen ordentlichen Verrichtungen aufgehalten wird: ſo iſt es ſehr nöthig, daß Ihr lernet, Eurer Wirkſamkeit beliebige Richtungen geben, und Euch die Fertigkeit erwerbet, kleine Zeitabſchnitte, die zwiſchen bedeutenden Momenten ausfallen, nützlich anzuwenden. Laſſet ja nicht den Gedanken in Euch aufkommen, es ſey nicht der Mühe werth, darin etwas zu beginnen; dadurch würdet Ihr nicht allein einen koſtbaren Theil Euers Lebens verſchleudern, ſondern Euch auch für die vielen Gelegenheiten, bey welchen gewartet werden muß, unfähig machen, etwas vorzunehmen. Iſt es Euch aber eigen geworden, jeden leeren Augenblick zu irgend etwas zu benutzen: dann werden ſich Euch auch hier Dinge genug anbiethen, über deren Beſorgung die Zeit unvermerkt verfließt.

Erhaltet Euch überdies den reinen Le-

bensſinn, durch welchen Euch die Natur das Warten hat erleichtern wollen. Bewahret Euch vor der Verſtimmung und der Herzenskälte, worin man zu Erwartungen ſeine Zuflucht nehmen muß, weil die Gegenwart das Gemüth zu wenig anregt. Sehr oft wird die Vorſtellung deſſen, was man erwartet, allein dadurch ſo lebhaft, daß das Vorhandene uns zu wenig intereſſirt, daß wir nicht wiſſen, wo wir mit dem ausgetrockneten Herzen, mit dem einförmigen, reitzloſen Leben hin ſollen. Wir können uns an nichts hängen, darum müſſen wir warten, und unſre Ungeduld iſt darum ſo groß, weil das Erwartete jetzt unſer Alles iſt. Das müſſe Euch nicht begegnen, und nur als Folge trauriger Verbildung und innerer Herzenszerrüttung kann es Euch begegnen. Bleibet Ihr einfach und mit Euch ſelbſt in Uebereinſtimmung: dann wird auch die Welt Euch immer friedlich und freundlich ſeyn, ſie wird

Euch von allen Seiten entgegen bringen, was Euer Herz wohlthuend feſſelt, was den zu mächtigen Wünſchen vorbeugt, und was Euch zerſtreut, wenn irgend eine Vorſtellung ſo ſtark geworden iſt, daß ſie Euch die Verwirklichung nicht mehr ruhig abwarten laſſen möchte. Ihr werdet alles abwarten können, wenn Ihr genug habt, was Euch lieb iſt.

Endlich wird auch noch die fromme Ergebung vorzüglich zur Erleichterung des Wartens beytragen. Der Egoismus iſt immer ungeduldig, weil er verlangt, daß ſich alles nach ſeinem Sinne fügen ſoll; die Ergebung ſchickt ſich in das Unabänderliche, im Bewußtſeyn der Schwäche, ſelbſt dann, wenn es ein Läſtiges wäre; die Gewohnheit, ſich gefallen zu laſſen, befreundet ſie damit, und läßt ſie da Gutes bemerken, wo die Ungeduld nichts als Schlimmes und Unerträgliches antrifft.

Es gibt ein Anſchmiegen an die Einrich-

tung der Welt und den Gang der Dinge, wobey das Gemüth ſtäts in einem glücklichen Gleichgewichte bleibt, wie auch ſeinen Wünſchen mitgeſpielt werde. Dies iſt Euch Frauen ſchon in die Natur gelegt; und durch Vertrauen zu dem Weſen, das alle menſchlichen Angelegenheiten mit der höchſten Weisheit und Güte beſorgt, das jene Einrichtung auf das Beſte getroffen hat, und jenen Gang auf das Wohlthätigſte lenkt, werdet Ihr es zur hohen Seelenruhe verſtärken. Möge die Milde dieſes frommen Sinnes, mit dem Zuverſichtlichen, Getroſten, Freudigen, was ihr anklebt, immer mehr das Herrſchende in Euerm Gemüthe werden!

9.

Die gefährlichen Stunden.

Kein Mensch ist sich immer gleich. Dazu wird erfordert nicht allein, daß man sich einen durchaus festen Charakter erworben, sondern auch, daß dieser Charakter unser ganzes Wesen durchdrungen, sich alle Gefühle und Neigungen angebildet habe, und sie, bis in das Kleinste herab, nach sich gestalte; wer sollte aber das wohl von sich rühmen können?

Jeder erfährt den Wechsel der Stimmungen, und der, davon abhangenden, Ansichten, Meynungen, Wünsche, Antriebe und Vorsätze. Man ist zu Zeiten so sehr andrer Mensch, daß man sich selbst nicht wieder kennen würde, wenn man nicht mit sich fortlebte, und wenn

man auf seinen innern Zustand recht reflectirte. Wie vieles auch in uns fest geworden sey; manches wird immer noch schwanken, gehen und kommen, jetzt diese, dann jene Farbe haben. Und wäre auch darin uns etwas gewöhnlich geworden, so schließt das doch nicht aus, daß oft Fremdartiges, wohl gar Entgegengesetztes es unterbreche, und sich seiner Stelle bemächtige.

Zwar läßt sich nicht sagen, daß wir zu gewissen Zeiten besser oder schlechter seyen als sonst — denn das geht unser Innerstes an, es ist das Bleibende in uns, was weiter keinen Wechsel kennt, als daß man, in gerader Richtung, entweder fortschreitet oder zurück kommt —; wohl aber, daß das Gute, wie das Schlechte, sich zu gewissen Zeiten stärker regt, unser Gemüth mehr in Bewegung setzt, sich in Empfindungen, Entschließungen und Thaten lebhafter ausdrückt, und daß wir für jenes, wie für dieses, wo es sich

uns von außen her mittheilen möchte, zu gewissen Zeiten mehr Empfänglichkeit haben.

Dies muß von allen, denen es um ihre sittliche Bildung Ernst — und denen die Ruhe ihres Herzens theuer ist, sorgfältig beachtet werden; vorzüglich aber von den Frauen, denn diese sind, durch ihre körperliche und geistige Constitution, mehr, als die Männer, jenem Wechsel unterworfen, er hat, bey der geringern Stärke ihres Willens, auf ihre moralische Verfassung größern Einfluß.

Daher rühren die vielen Stunden im weiblichen Leben, die man gefährlich nennen muß.

Gefährlich verdienen allerdings auch diejenigen Stunden genannt zu werden, wo die äußere Lage das Herz mit schweren Versuchungen bestürmt; weit mehr aber noch diejenigen, wo das Herz selbst sich vom Bessern abwendet, und zum Bösen geneigt macht.

Der lockendste Reitz biethet vergebens

seine Macht auf, wenn das Herz gegen ihn gewaffnet — und der unbedeutendste Umstand kann siegendes Verführungsmittel werden, wenn das Herz schwach ist. Ueber ein edles Gemüth vermag das Aeußere nur dadurch etwas zu gewinnen, daß eine unglückliche Disposition desselben ihm zu Hülfe kommt; diese haben die meisten Frauen anzuklagen, welche, einst schuldlos, von der richtigen Bahn gewichen sind, wohin sie ohne dieselbe nichts würde gebracht haben. Die Geschichte ihres Falles ist die Geschichte ihrer Verstimmungen.

Wer sein Herz behüthet, der behüthet zugleich sein Leben. Aber wie auch das Leben bewacht werde: die Beste ist nicht gegen das Verderben gesichert, wenn sich nicht die größte Sorgfalt auf die gefährlichen Stunden des Herzens wendet.

Gefährliche Stunden ſind alſo zuvörderſt diejenigen, wo das Herz dem Schlechten wenig Widerſtand leiſten kann, weil die Gefühle, die Ueberzeugungen, die Grundſätze, die edeln Triebe, durch die es bekämpft werden muß, größten Theils ihre Wirkſamkeit verloren haben.

Wem könnten ſie wohl unbekannt ſeyn, die Stunden der Geiſtesbefangenheit, wo das reine Licht der Seele gleichſam ausgelöſcht iſt, wo ihr alles in einem trüben Nebel erſcheint, der nichts recht unterſcheiden läßt, und die Täuſchung mehr als die Wahrheit begünſtigt, wo die vernünftige, allſeitige Ueberlegung ihr faſt unmöglich — wo ihr das Nächſte in weite Ferne gerückt wird, wo ſie kaum einen deutlichen Gedanken faßt, noch weniger ihn feſt hält, wo immer einzelne Bilder ſich vordrängen, gerade diejenigen am meiſten, die ſie verwirren und verunreinigen,

wo sie sich zuletzt dem stumpfsinnig hingibt, was sie am meisten fliehen sollte, gegen welches das Beste in ihr sich auflehnt, und dessen sie sich wirklich Anfangs aus allen Kräften zu erwehren suchte? — die Stunden der Verblendung, wo ihr das Ausgemachteste ungewiß, das Einleuchtendste falsch zu seyn dünkt, wo sie nicht sieht, was sich ihr aufdringt, und zu sehen glaubt, was nicht da ist, wo sie gerade an das nicht denkt, was hier allein bedacht werden müßte, wo ein unbegreifliches Etwas sich ihrer so bemächtigt hat, daß sie sich davon nicht befreyen kann, daß ihre ganze Thätigkeit, der natürlichen Richtung derselben zuwider, dadurch bestimmt wird? — die Stunden des Leichtsinnes, wo sie nur den Empfindungen der Gegenwart angehört, die ihr keinen Rückblick, keinen Blick vor sich hin, keine ernste Erwägung gestatten, wo sie, verloren an das, wovon sie eben ergriffen wurde, alles

von sich stößt, was sie darin beschränken will, alles vergißt, was sie sonst in Anschlag zu bringen pflegt, wo das Gewissen nur leise und ungehört spricht, wo der Unterschied des Rechten und Verkehrten sich entweder ganz verdunkelt, oder sich ihr als unbedeutend darstellt, wo ihre stärksten Interessen zum Schweigen gebracht sind, und die flüchtige Lust sie fortreißt, wohin es ihr gefällt? — die Stunden der Kälte, wo sie nichts fühlt für das, was sie sonst innig bewegt, hoch erfreut, tief erschüttert, wo das Herz matt und leer bleibt bey allem, was sie sonst aufregte, anzog, begeisterte, wo sie, ungeachtet aller Anstrengung, dem keinen Geschmack abgewinnen kann, was sie sonst ungetheilt beschäftigte, wo die heiligsten Wahrheiten, die rührendsten Ereignisse sie gleichgültig lassen, und dieses alles denn nun auch seine Kraft verliert, das Verderbliche von ihr abzuwehren? — die Stunden der Verdros-

ſenheit, wo ſie ſich zu nichts entſchließen mag, ſich zu nichts aufgelegt fühlt, wo ſie ſich des Nachdenkens entſchlägt, weil es Mühe koſtet, wo ſie jedem Scheine traut, ſich von den Umſtänden treiben läßt, und ſich kaum auf das beſinnt, was ſie thut, damit ſie nur leicht davon komme, und ſich nicht ſelten dem Schlimmen am erſten ergibt, weil es ſich am meiſten von ſelbſt darbiethet!

Gefährliche Stunden ſind, zweytens, ſolche, in welchen das Herz mehr, als gewöhnlich für ſchädliche Eindrücke empfänglich iſt, die Stimmung deſſelben dieſen zuſagt, ihnen leichtern Eingang verſchafft, oder ihre Wirkung vergrößert. Dahin gehören die Stunden der erregten Sinnlichkeit, die Stunden der erhöhten Reitzbarkeit, die Stunden des finſtern Mißmuthes und die Stunden der überwallenden Gutmüthigkeit.

Es gibt Stunden, wo man gleichsam ganz in den Sinnen lebt, wo alle sinnlichen Empfindungen wach sind, und die edlern Kräfte des Geistes schlafen, oder sich in diese zurück gezogen haben, wo die schlaffe Weichlichkeit zu allem geneigt macht, was sinnliche Lust verspricht, wo das Herz jeder Einladung offen steht, und begierig auffaßt, was ihm schmeichelt. Da bedarf es denn nur eines aufmunternden Wortes, eines lockenden Vorganges, eines leisen äußern Antriebes, einer günstigen Gelegenheit, eines Blickes auf den, die Leidenschaft nährenden, Gegenstand, um das schwache gefangen zu nehmen. Und wann fehlt es wohl an Umständen, die damit auf dasselbe eindringen?

Es gibt Stunden, wo man von vielen Dingen stärker afficirt wird, als es sich mit der gesunden Verfassung der Seele verträgt, wo das Angenehme uns entzückt, und aus uns selbst heraus versetzt, — das Widrige,

ſey es auch noch ſo unbedeutend, uns ſchmerzlich ergreift, uns tief kränkt, uns heftig erbittert, und zur wilden Entrüſtung empört. Das innere Gleichgewicht iſt dann aufgehoben, unſre Anſicht iſt getrübt, unſer Wünſchen und Streben aus der natürlichen Richtung geworfen. Das Meiſte wirkt anders auf uns, als es ſollte; wir ſind unſrer ſelbſt nicht mehr mächtig; der Affect drängt uns mit wildem Ungeſtüm zu dem, was das Gewiſſen verurtheilt; wir handeln feindſelig gegen die Menſchen und gegen den guten Genius in uns, und die Unordnung des Gemüthes geht leicht in völlige Zerrüttung über.

Nicht beſſer iſt es mit den Stunden, wo man ſeinem unfreundlichen Geſchicke grollt. Gutes Vernehmen mit unſerm äußern Zuſtande und Heiterkeit der Seele gehören dazu, daß die Blüthe des Vortrefflichen ſich in uns entfalte. Das Gegentheil davon, das Ueberworfenſeyn mit ſeiner Lage und ſeiner Umgebung, ertödtet

nicht

nicht allein in uns ſelbſt das Beßre, ſondern verwandelt auch alles in Gift, was uns wohlthätig werden könnte. Das Erfreulichſte erzeugt dabey Kälte und Mißbehagen, was uns mit uns ſelbſt verſöhnen ſollte, befördert die Entzweyung, und was uns wirklich verwundet, zerſtört jedes ſchöne Gefühl. Nichts aber wird in ſolchen Stunden mehr geſchwächt, als der Glaube und die Liebe, welche die Quelle des höhern Lebens ſind — nichts mehr geſtärkt, als das Mißtrauen und die Selbſtſucht, auf deren Boden jedes Schlechte fortkommt, jedes Gute verdorrt. Der Kummer kann zwar das Gemüth verklären, aber der Mißmuth kann es nur verfinſtern.

Auch die Stunden der überwallenden Gutmüthigkeit werden dem Herzen dadurch gefährlich, daß ſie es für ſchädliche Eindrücke empfänglich machen. Die weibliche Gutmüthigkeit gibt ſich gerne allem hin, was an ſie Anſprüche macht; ſie läßt ſich gerne an-

ziehen, bestimmen und leiten, ja sie trägt sich nicht selten dem entgegen, was sich ihrer ermächtigen will; sie leiht selbst dem Stimme, was sich leise bey ihr meldet. Nichts ist ihr fremder, als Verdacht; sie traut dem Scheine, und glaubt immer das Beste; unschuldig däucht ihr zu seyn, was den Samen des Verderbens in sein Inneres birgt; sie kann sich nicht vorstellen, daß dasjenige etwas Schlimmes sey, wodurch man sich andern gefällig erweist. Sie gestattet der Empfindung, in ihr zu wirken, und im Worte hervorzutreten, ehe sie dieselbe geprüft — und lernt oft erst dann ihre wahre Beschaffenheit kennen, wenn der Krankheitsstoff sich schon durch alle Theile des innern Lebens verbreitet hat. Wie viele Frauen sind durch sie um ihr Köstlichstes betrogen worden!

Gefährliche Stunden sind, endlich, diejenigen, welche im Herzen selbst Neigungen entwickeln, beleben, oder zum Ausbruche brin-

gen, denen ſich das Böſe angekettet hat: die Stunden der Lebhaftigkeit, der ausgelaſſenen Fröhlichkeit und des unthätigen Hinbrütens.

In den Stunden, wo unſer ganzes Weſen in einer höheren Erregung iſt, wo alle Kräfte ſich zu äußern ſtreben, wo ein Gedanke ſchnell den andern, eine Empfindung ſchnell die andre verdrängt, thut ſich neben dem Guten auch manches Schlechte hervor, und es iſt ſchwer, zu verhüthen, daß dieſes über jenes Vortheile gewinne; die ſchlummernden Neigungen werden wach, es zeigen ſich andre, die bisher im Keime verſchloſſen lagen, und nicht einmal geahnet wurden; jeder vorhandene Trieb empfängt größere Stärke; was ſonſt anderm unterworfen war, wird das Mächtigſte; was bisher zurück gehalten ward, dringt mit Gewalt heraus; Worte werden geſprochen, Handlungen verübt, Schritte gethan, deren traurige Wir-

kungen keine Reue wegtilgt; man wird in verderbliche Verbindungen verwickelt, von denen man sich nicht leicht wieder befreyen kann.

In den Stunden, wo das Leben lachend und jauchzend dahin eilt, wo jeder Pulsschlag Lust, jedes Gefühl Wonne ist, und süßer Rausch bis zum Taumel das Herz erfüllt — wie bald ist es da geschehen, daß das Schuldlose zur Schuld wird? wie bald hat sich da die Neigung über das Maß erhoben, in welchem allein sie neben dem Frieden des Herzens besteht? wie oft treffen da Gedanken und Empfindungen an gefährlichen Stellen zusammen? wie oft geht da aus zufälligen Vermischungen hervor, was nach und nach das Innerste des Lebens zerstört? O, es bedarf so wenig, daß die heitre Farbe der Freude die schwarze des tiefen Seelenkummers werde. Die ausgelassene Fröhlichkeit gränzt nahe an das strafbare Gelüsten, und nimmt zudem nicht

selten dem Geiste die Besinnung, wodurch es ihm möglich wäre, dieses zu unterscheiden und abzuhalten. Als Engel des Lichtes erscheint das Verbrechen dem bethörten Herzen, und das Mahnen des guten Genius wird nicht vernommen.

In den Stunden des unthätigen Hinbrütens muß die Phantasie die Unterhaltung des leeren und unbeschäftigten Herzens besorgen. Wird sie sich aber nicht lieber an das, was das Herz ergötzt, indem es den sinnlichen Neigungen schmeichelt, als an das Widrige, Unfreundliche oder Gleichgültige wenden? werden nicht unter den gefälligen Bildern auch Bilder der Sünde seyn, die nun, mit allem ihrem Zauber ausgestattet, in der Stille an ihrem Schimmerlichte aufgenährt, das Herz verunreinigen und in das Leben übergehen?

Die gefährlichen Stunden alle haben das gemein, daß in ihnen das Herz, vermöge sei-

ner Schwäche oder seiner unglücklichen Dispoſition, entweder zu einzelnen Fehltritten verleitet wird, die wieder andre nach ſich ziehen, zu immer größern und zahlreichern Verirrungen führen, das Schlechte fördern, das Gute entkräften, und endlich dem Verderben überliefern — oder Eindrücke in ſich aufnimmt, die ſich allmählich der ganzen Art zu denken und zu empfinden mittheilen, unvermerkt, aber mächtig, in der Seele fortarbeiten, und einen geſunden Theil nach dem andern anſtecken. Die Folgen ſolcher gefährlichen Stunden für das Herz und Leben des Weibes, das ſo ſchwer von dem wieder abläßt, dem es ſich einmal ergeben, ſo ſchwer wieder aus ſich wegſchafft, was ſich einmal in ſeine Natur gemiſcht hat, ſo ſchwer wieder verbeſſert, was darin einmal ſchlecht geworden iſt, laſſen ſich gar nicht berechnen.

Eine wichtige Angelegenheit iſt es daher, für jede Frau, die ſich den Frieden des Lebens

zu erhalten wünscht, darauf zu denken, wie sie den Nachtheilen entgehen möge, welche die gefährlichen Stunden ihr bereiten.

Nichts ist hier nöthiger, als daß Ihr Euch selbst recht kennen lernet, um zu erfahren, welche von den Zuständen des Gemüthes, durch die manche Stunden zu gefährlichen werden, Ihr, vermöge Eurer individuellen Constitution vornehmlich zu fürchten habt, und welche unter diesen am meisten.

Diejenigen, welche für die Eine gar nicht bedenklich sind, weil es ihr an Empfänglichkeit dafür fehlt, oder weil dieselben bey ihr das rechte Maß halten, oder weil ihre schädlichen Kräfte sich an den Gefühlen und Neigungen des Herzens brechen, sind es für eine andre in hohem Grade, weil sie bey ihr oft wiederkehren, in ihr Inneres tief eingreifen, und sich leicht über alle Bewegungen desselben verbreiten. Welche diese letztern bey Euch seyen: das müsset Ihr zu erforschen suchen;

indem Ihr Euch sorgfältig in den Stunden beobachtet, wo irgend eine Stimmung in Euch herrscht, und zusehet, von welcher Art sie ist, wie sie entsteht, woher sie Nahrung nimmt, wie sie auf Euch wirkt, und wodurch sie Euch lieb wird; indem Ihr an die Stunden zurück denket, die das Beßre in Euch verdunkelten, die in Euch weckten, oder Euch mittheilten, was zu Eurer Verschlimmerung gereichte, die Euch Eure sittliche Schwäche fühlen ließen, oder Euch Eure Pflicht aus den Augen rückten — und Euch deutlich machet, was da in Euch vorging, welche Gedanken und Empfindungen da in Euch arbeiteten, und welche, die wach hätten bleiben sollen, einschliefen; indem Ihr endlich Euch darüber unterrichtet, was in Eurer Gemüthsart etwa, auf der Einen Seite, den Leichtsinn, die Lebhaftigkeit, die Fröhlichkeit, die sinnliche Erregbarkeit, auf der andern Geistesbefangenheit, Kälte, Verdrossenheit,

üble Laune, unthätiges Hinbrüten begünſtigen könnte.

Wenn vielen Frauen unbekannt iſt, wie einzelne Verirrungen oder ihr ſittlicher Verfall im Ganzen ſich von unglücklichen Stunden herſchreiben: ſo hat das unſtreitig allein darin ſeinen Grund, daß ſie noch nie ernſtlich über ſich nachgedacht; jene Verirrungen und dieſer Verfall ſelbſt ſind ihnen verborgen geblieben, darum iſt auch ſo wenig für ihre Rettung zu hoffen.

Die gefährliche Stimmung thut ſich ſo unzweydeutig kund, daß es nur des unpartheyiſchen Blickes bedarf, um ſie zu unterſcheiden.

Suchet dann aber auch die Zuſtände, die Ihr für gefährlich erkennet, möglichſt zu verhüthen. Diejenigen, welche Euch unfähig machen würden, dem Schlechten Widerſtand zu leiſten, müſſen gar nicht in Euch aufkommen. Und es ſteht

bey Euch, dieſes zu bewirken: denn, obgleich oft die Urſachen derſelben außer dem Gemüthe liegen, wo ſie ſich weder entdecken noch erreichen laſſen; ſo könnet Ihr doch dem vorbeugen, daß ſie ſich der Seele bemächtigen, und dieſe verwirren, Ihr könnet Einrichtungen treffen, wodurch ſie im Entſtehen unterdrückt werden, und oft werden ſie gar nicht einmal entſtehen, wenn Ihr ſie nicht ſelbſt begünſtiget. Alles beruht darauf, daß Ihr in Eurer Lebensweiſe und in Euerm Innern gute Ordnung haltet, daß die Eintracht und Angemeſſenheit in Euerm Denken, Fühlen und Handeln nicht geſtört wird, und daß jedes mit ſich ſelbſt im Gleichgewichte iſt. Bey völliger Geſundheit des Kopfes und des Herzens wird es wenig gefährliche Stunden für Euch geben.

So werden die Stunden der Geiſtesbefangenheit, der Verblendung und der Verdroſſenheit ſelten ſeyn, wenn Ihr Euch gewöhnet, bey allem, was Ihr vornehmet, und was

Euch begegnet, ein deutliches Bewußtſeyn Eurer ſelbſt zu haben, und mit ungetrübter Beſinnung zu Werke zu gehen, wenn Ihr Euch richtige Einſichten und ein unbefangenes Urtheil erwerbet, und Euch davon immer leiten laſſet, wenn Ihr nicht duldet, daß die Empfindungen des Körpers den Geiſt benebeln, oder ſeine Thätigkeit ſchwächen, wenn Freyheit des Geiſtes, heller Blick und friſcher Muth Euch eigen ſind, wenn Ihr Euch jedem weichlichen Zögern entreißet, und ſtäts raſch angreifet, was zu thun iſt; — ſelten die Stunden des ſchädlichen Leichtſinnes, wenn der Ernſt Euch gehörig vertraut geworden, wenn Ihr die Wichtigkeit Eurer Angelegenheiten recht erwogen habt, wenn Euer ſittliches Gefühl Lebhaftigkeit und Schärfe beſitzt, wenn Ihr Gewalt an Euch übet, Euch zu Ueberlegungen zu nöthigen, wo es erfordert wird; — ſelten die Stunden der Kälte, wenn Ihr die höhern Intereſſen des Herzens,

von denen die Wärme kommt, nicht verſäumet, wenn die Selbſtſucht ſie Euch nicht entfremdet, der Weltſinn ſie nicht verdunkelt, wenn Ihr Euch dagegen oft und innig mit ihnen beſchäftiget, ſie feſt an die Verhältniſſe und Ereigniſſe Euers Lebens knüpfet, und Euch vor Gemüthszerrüttung verwahret. Noch mehr vermöget Ihr wider die Stunden des trägen Hinbrütens; Ihr dürfet Euch dieſen nur nicht hingeben; und Ihr werdet Euch auch nicht dazu verſucht fühlen, wenn regelmäßige Thätigkeit Euch Bedürfniß und Luſt iſt, wenn Ihr mit frohem Sinne zu Euern Verrichtungen eilet, und wenn es Euch in den Stunden der Muße nicht an Mitteln der nützlichen und anziehenden Unterhaltung fehlt.

Wenn andre Zuſtände, aus welchen gefährliche Stunden zu entſpringen pflegen, ſich nicht ganz verhüthen laſſen, zum Theile auch nicht unterdrückt werden dürfen: ſo könnet

Ihr denſelben doch eine ſolche Bildung geben, vermöge welcher ſie aufhören, gefährlich zu ſeyn. Weniger iſt zu fürchten von den Stunden der erregten Sinnlichkeit, wenn ſich der Geiſt dieſer ſanft anſchmiegt, wenn ein edles Gefühl ſie beherrſcht, wenn Ihr in Freuden des Geiſtes das antreffet, was andre bey einer üppigen Sinnlichkeit ſuchen müſſen; — weniger von den Stunden der erhöhten Reizbarkeit, wenn Vernunft und eine milde Stimmung des Herzens ſie beſänftigen; — weniger von den Stunden des finſtern Mißmuthes, wenn das Licht der Religion in die Nacht des Gemüthes fällt, und die unruhigen Bewegungen deſſelben zur ſtillen Trauer, zum gelaſſenen, ergebungsvollen Dulden mäßigt; — weniger von den Stunden der Lebhaftigkeit, der Fröhlichkeit und der überwallenden Gutmüthigkeit, wenn Beſonnenheit und Pflichtgefühl ſich ihnen mitgetheilt und

ihnen Gestalt gegeben haben. Dahin sey Eure Selbstbearbeitung gerichtet; denn nur allmählich werdet ihr es, bey unermüdetem, zweckmäßigem Fleiße, immer mehr dahin bringen.

Darum seyd Ihr, wie viel Ihr auch schon in dieser Hinsicht gethan habt, noch nicht vor einzelnen gefährlichen Stunden gesichert; die regellosen Zustände, die sie erzeugen, werden sich Euch oft wider Euern Willen mit verderblicher Gewalt aufdringen. Hierauf müsset Ihr gefaßt seyn, und Euch schon vorher mit demjenigen versehen, was Euch gegen die Gefahren derselben waffnen kann. Kennet Ihr Euer Herz; dann wisset Ihr auch, wie dasselbe verwahrt werden muß, und welche Seiten desselben Ihr vorzüglich zu decken, welche Wahrheiten und Gefühle Ihr vorzüglich zu beleben habt.

Am meisten kommt aber auf Euer Benehmen in diesen Stunden selbst an.

Habet Acht auf die Eindrücke, die Ihr empfanget, auf die Empfindungen, die in Euch erwachen, auf die Gedanken, Neigungen und Wünſche, die ſich in Euch entwickeln, unterſcheidet ſorgfältig, was Euch darin der Pflicht abwendig machen, zu Unerlaubtem bewegen, für das Schlechte gewinnen will. Haltet an Euch, wo ihr merket, das rechte Maß möchte hier leicht überſchritten werden; verdoppelt Eure Beſinnung und Euern Ernſt; präget Euch noch feſter ein die Regeln, die Ihr befolgen, und die Fehler, die Ihr vermeiden müſſet. Kämpfet gegen den mächtigen Reitz mit aller Kraft des entſchloſſenen Willens; unterdrücket ſchnell das Unlautre und Verführeriſche; weilet nicht bey dem Bilde, das in Euch ſtrafbare Wallungen erregt. Erhellet und ſtärket dagegen Eure Seele an den Bildern des Schönen und Edeln; erneuert und befeſtiget Eure Entſchließungen. Und ſollte etwa doch Kälte in Euer Herz gedrungen ſeyn: ſo

ſuchet, durch angelegentliche Betrachtungen und Erwägungen, die Wärme deſſelben wiederherzuſtellen, und was ihr hinderlich iſt, hinwegzuſchaffen. Oeffnet dieſes Herz den großen Gedanken, wodurch die Religion es erhebt und dem Böſen verſchließt. Der unverwandte Blick zum Himmel wende von Euch ab die Bethörungen der Welt. Die fromme Stimmung, welche die Erinnerung an den Allgegenwärtigen einflößt, und leiſe Aufmerkſamkeit auf die Erinnerungen des Gewiſſens laſſen Euch nie aus der Gemeinſchaft mit dem Guten kommen, und die Verſuchung zum Schlechten überwinden.

Zahlreiche Mächte ſind in Euch dem Guten befreundet, es iſt nur nöthig, daß Ihr Euch derſelben bewußt werdet, und ſie aufbiethet. Die gefährlichen Stunden können ſie zurück drängen; aber bey Euch ſteht es, ſie hervorzuziehen, und dadurch jenen den Sieg zu vereiteln. Nur ſchonen dürfet Ihr Euch nicht,

nicht, an Strenge gegen Euch ſelbſt darf es nicht mangeln. Und wohl verlohnt ſich das der Mühe; denn es gilt ja einem Kleinode von unſchätzbarem Werthe.

Endlich, wenn eine gefährliche Stunde vorüber iſt, prüfet, was ſie bey Euch gewirkt hat. Ungeachtet der redlichſten Anſtrengung, könnte ſie Euch zu kleinen Verſehen gebracht, oder ſonſt Nachtheiliges in Euch zurück gelaſſen haben. Wohl Euch, wenn Ihr das bey Zeiten gewahr werdet, um jene auszugleichen, dieſes zu vertilgen, und mit der Ordnung des Herzens die Klarheit des Lebens herzuſtellen! Unterſuchet daher, wie Ihr in einer ſolchen Stunde gefühlt, gedacht und gehandelt habt, ob dieſes auch in allen Stücken dem Sinne für das Heilige, Rechte und Gute gemäß war, was durch dieſe Stunde anders in Euch geworden iſt, und wie Ihr die Veränderung beurtheilen müſſet. Seyd dabey redlich gegen Euch

ſelbſt, und ſäumet nicht, zu vollbringen, was die erlangte Einſicht Euch lehrt.

Auf dieſe Weiſe werdet Ihr nicht allein den Nachtheilen gefährlicher Stunden entgehen, ſondern auch durch dieſelben in Eurer Veredlung gefördert werden.

10.

Die ſchönen Stunden.

Es gibt auch Stunden im menſchlichen Leben, die ein volles Recht auf den Nahmen der ſchönen haben. In dem Leben guter Frauen ſind ſie am zahlreichſten, weil hier alles friedlicher zuſammenſteht, glücklicher in einander greift, und ſich leichter fortbewegt, das Gute und Erfreuliche inniger empfunden wird, weil darin weniger ſcharf Gezeichnetes, ſtark Hervorſpringendes, mächtig Ergreifendes, weniger Sturm der Leidenſchaften und Kälte der Selbſtſucht, mehr ſanfte Wärme und mehr heitres Licht iſt, als im Leben der Männer.

Schöne Stunden ſind nicht ſolche, welche die Hoffnung oder der Beſitz eines gewünſch-

ten äußerlichen Gutes bereitet. Die Hoffnung, auf eine bestimmte Sache gerichtet, ist selten rein freudige Stimmung; bald trübt sie die Ungewißheit der Sache, bald die Unruhe des Verlangens. Der Besitz pflegt in den ersten Augenblicken ungestüme Freude zu erregen, die schnell genug der Gleichgültigkeit und dem satten Ueberdrusse Platz macht. Nicht an etwas Einzelnem, am wenigsten an einer einzelnen Aeußerlichkeit, hängt der echte Genuß; das Einzelne theilt das Gemüth, das Aeußerliche hindert es gewöhnlich, seiner eignen Reichthümer froh zu werden. Des äußerlichen Gutes ist immer genug da, alle Stunden des Lebens zu schönen zu machen; wäre nur auch in gleichem Maße die Empfänglichkeit da, und das, woraus im Innern das Schöne quillt, um seine Lichtschimmer über das Leben auszugießen. Die schöne Stunde ist der Ausdruck einer schönen Stimmung, die jede Umgebung nach sich gestaltet,

und aus allem, was sie berührt, Nahrung zieht.

Schöne Stunden sind auch nicht solche, worin sich etwas Ungewöhnliches mit uns zuträgt, worin wir auf eine besondre Weise bereichert, gerührt, erhoben werden; es sind nicht Stunden der überströmenden Fülle, des lauten Jubels, des trunkenen Entzückens. Gewöhnlich fehlt in solchen Stunden gar viel, dessen das Schöne ungern entbehrt, und sind sie, auf der andern Seite mit vielem überladen, was das Schöne ungern erträgt. Einfach, ohne künstliche Vorbereitung, ohne Ansprüche, im Aeußerlichen kaum durch irgend etwas sich unterscheidend von den übrigen, wenn nicht eben durch ihre scheinbare Unbedeutendheit, still und klar, aber köstlich und selig dem Herzen ist die schöne Stunde.

Schöne Stunden sind solche, wo man sich in dem Rein-Menschlichen des Daseyns innig wohl fühlt, wo dieses harmonisch unser We-

sen durchdringt, in Milde läutert und sanft hebt, es sind solche, wo das Leben in uns, besonders aber das höhere des Gemüthes wach ist, und sich ungehindert äußert, wie der unverstimmte Trieb es verlangt, so daß es, mit allen seinen einzelnen Regungen, in ein süßes Bewußtseyn aufgeht. In solchen Stunden hat man ganz sich selbst, und empfindet ganz das Glück, ein Mensch zu seyn. Sie machen daher auch bey den Frauen (die Männer müssen in ihrer, oft mühseligen, Thätigkeit leben) das eigentliche wahre Leben aus. alles andre ist nur verkümmernde Zuthat, Schatten des Lebens, der sich freylich von dem Lichte nicht trennen läßt.

Heiterkeit ist immer die Gestalt der schönen Stunden; der Vollgenuß des wahren Lebens — wie könnte der anders als heiter seyn? Man ist zufrieden mit sich selbst, offen für jeden gefälligen Eindruck; jedes Gefühl des Herzens, jede That wird zur

Freude, die Luſt der Gegenwart Rückblick und Ausſicht.

Der ſchönen Stunden in ſeinem Leben gedenkt man immer mit Wohlgefallen. Ihr Bild erliſcht unter allen am wenigſten in der Seele, und ihre Farben bleiben immer friſch. Aus den Dämmerungen der Kindheit und Jugend ſchimmern ſie glänzend herauf, um die Stunden zu erhellen, die dunkel dahin ſchleichen, um uns zu bereichern, wenn wir uns arm fühlen. Möchte alles in unſerm Gedächtniſſe untergehen, wenn nur die Stunden bleiben, die wir ſchön verlebt haben; ſeyen ihrer wenige, ſie wiegen doch weit auf alles, was uns Angenehmes begegnet iſt. Wenn andre uns mit Wehmuth und Sehnſucht erfüllen; ſo entzücken ſie uns in ruhiger Betrachtung.

Die ſchönen Stunden des Lebens gewähren uns ein ſichres Gefühl deſſen, was wir ſeyn ſollen, was wir immer zu ſeyn wünſchen

müſſen. Aus ihnen erheben ſich die Ideale der Menſchlichkeit. Sie muß man im Andenken behalten, um vom innern Triebe den rechten Weg geleitet zu werden, und das Edle nicht bloß im Bilde zu ſchauen, mit dem Verſtande anzuerkennen, ſondern ihm auch das Herz zu weihen. Sie ſind der Seele gewiſſe Verheißungen des beſſern Lebens — ihr Genuß iſt Unſterblichkeitswonne.

In den ſchönen Stunden des Lebens gewinnt auch das Edle im Weibe raſchern Fortgang; ſie ſind Epochen ſeiner Herzensbildung. Wenn die gefährlichen Stunden ſeiner Tugend zur Läuterung — ſo gereichen die ſchönen ihr zur Kräftigung und vielſeitigern Entfaltung. Ein ſchöner Zug nach dem andern legt ſich in ſeinem Gemüthe an, und alles umſchlingt feſter die Liebe.

Solche ſchöne Stunden entſpringen nun zuförderſt aus der guten Verfaſſung des Kör-

pers und des Geiſtes im Ganzen; es ſind Stunden des körperlichen und des geiſtigen Wohlgefühles.

Wenn nichts die Einheit der Wirkungen ſtört, die das köperliche Leben ausmachen, wenn ſie im richtigen Verhältniſſe zu einander ſtehen, ſich leicht zuſammenfinden, und gegenſeitig fördern: ſo kündigt ſich das in einem ungemein heitern Bewußtſeyn an. Man fühlt ſich leicht und frey, als ob man alles Läſtigen, Feſſelnden und Beengenden entbunden wäre. Alle Kräfte ſtreben, ſich zu äußern; aber dieſes Streben hat nichts Unruhiges, nichts Aengſtliches. Man blickt um ſich in eine Lichtwelt, und die Gegenſtände, die vorher Nebel verhüllten, haben ſich aufgedeckt, und ſtehen da im fröhlichen Schimmer. Selbſt das Uebel verliert ſeine dunkle Farbe; man denkt über Schwierigkeiten weg; man ſieht in den Hinderniſſen Förderungsmittel; man fürchtet das Bedenklichſte nicht mehr; man

kann keiner Beſorgniß Raum geben. Hoffnungen, auf die man längſt reſignirt hatte, wagen ſich als Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten wieder hervor; das Günſtigſte und Erwünſchteſte erwarten, dünkt dem glücklichen Herzen nicht zu kühn. Bey dem Widrigen kann man nicht weilen, die Phantaſie trägt darüber hin. Man freut ſich über alles, über die Menſchen, über ſeine Lage, über ſeine Geſchäfte, über das freundliche Leben, und über die unbedeutendſte Kleinigkeit darin; man möchte alles an ſein Herz drücken, und allem ſeine Freude einhauchen; man iſt zu jeder Verrichtung aufgelegt; und jede geht glücklich von Statten; mit Luſt treibt man jede Arbeit, die vorkommt. Jeder Gedanke iſt ein Kind des Lichtes, ein fröhliches Weſen, von Fröhlichem geboren; Schiefes, Einſeitiges, Spitzfindiges denkt man da nicht; das Einfache gilt da mehr als der künſtliche Schein. Alle Neigungen haben ſich beſänf-

tigt, nichts Leidenſchaftliches iſt mehr in ihnen und nichts Selbſtſüchtiges; Wohlwollen iſt ihr Seele; haſſen, anfeinden kann man keinen Menſchen, wohl aber an jedes Ergehen innigen Antheil nehmen; Neid und Mißtrauen vermögen nicht aufzukommen. Man liebt das Wahre und Rechte mit der uneigennützigſten Liebe, und begreift kaum, warum man nicht immer und allein davon geleitet wird, begreift am wenigſten, wie man ſich mit ihm in entſchiedenen Widerſpruch ſetzen kann. Man iſt erwärmt für das Gute; man möchte ihm weihen, was man iſt und hat; man gelobt ihm ewige Anhänglichkeit, und faßt die ernſtlichſten Vorſätze. Empfindungsvoller, froher, als je, wird die Beſchäftigung mit dem Höchſten und Beſten der Weſen, ſich dieſes vergegenwärtigen, es gleichſam zu ſich hinab ziehen, ſich mit ſeiner Vortrefflichkeit erfüllen, das gewährt dem Herzen unausſprechliches Entzücken.

Das Wohlgefühl des Körpers theilt sich dem Geiste mit; aber dieser muß Empfänglichkeit dafür haben; er darf nicht in sich selbst zersplittert, nicht von Gewissensvorwürfen beunruhigt, von heftigen Begierden empört, durch innere Schäden verletzt, durch Vorurtheile mit sich entzweyt seyn, sonst möchte die angenehme Stimmung des Körpers nur dienen, ihm sein eignes Elend fühlbarer zu machen.

Unter den schönen Stunden sind unstreitig die schönsten die, welche in dem vollkommnen Zustande des Geistes selbst ihren Grund haben. Es gibt eine Eintracht aller Seelen- und Gemüthskräfte, ein verhältnißmäßiges Zusammenwirken der Sinne, der Phantasie, des Verstandes, des Gefühles und des Willens, dessen man sich nicht so deutlich bewußt wird, daß daraus Zufriedenheit mit sich selbst entspringen könnte, das sich aber in einem unbestimmten seligen Empfinden offenbart. In

dieſem Empfinden verſchwinden die Mängel, ſelbſt die Uebel unſers Körperlebens; es kann uns über drückende Leiden erheben, und ſo gar dem herben Schmerze Süßigkeiten verleihen. Aeußere Unannehmlichkeiten erhöhen oft ſeinen Genuß, ſtatt ihn zu verbittern. Mit ihm hat ſich der Himmel in unſre Bruſt geſenkt, und wir erfahren daran recht, wie wenig wir in unſerm Beſten der Erde angehören. Es iſt ein Zeichen, daß wir ganz wahr, ganz eins mit uns ſelbſt ſind.

Die ſchönen Stunden des Lebens ſind aber auch oft das Werk einzelner edler Stimmungen; wie die Stunden der frommen Erhebung, der höhern Wärme, der innigern Liebe und der frohern Pflichtthätigkeit.

Sehet eine wahrhaft fromme Frau in der Stunde, wo ihr Herz ſich mit Gott unter-

hält, wo ſich alle Empfindungen dieſes Herzens zu ihm hinwenden, wo ſie ihm die Tiefen deſſelben aufſchließt, wo ſie vor ihm ihr Gemüth erforſcht, ihm ihre Fehler bekennt, wo ſie ganz fühlt, wie die Befriedigung aller ihrer Bedürfniſſe, wie ihr Geliebteſtes und Troſtreichſtes, wie das, ohne welches ſie nicht leben möchte, in ihm iſt, wie von ihm jedes Gut und jeder frohe Augenblick des Daſeyns kommt, wie in ihm alles ſich vereinigt, was ſie verehrt, und deſſen ſie ſich freut, wie ſie an ihn ewig ſich halten, auf ihn ewig ſich verlaſſen kann — wo Ehrfurcht, Anbethung, Demuth, Ergebung und Vertrauen ihre Bruſt erweitern, und das alles nur ihre Tugend erhöht, ihr Weſen verklärt, wo ſie der genaueſten Vereinigung mit Gott wonnevoll inne wird, und himmliſche Kräfte ſich in ihr regen — oder betrachtet ſie nur in der Stunde, wo ſie ſich den irdiſchen Verhältniſſen entzieht, um in der Stille über ihre heiligen Angelegen-

heiten nachzudenken, wo sie in dieser Beschäftigung Beruhigung, Stärkung des guten Sinnes, eine beßre Seelenstimmung fühlt, wo sie ihren Dank, ihre Wünsche und Vorsätze laut werden läßt, wo die Gedanken der Gottheit, der Tugend und ihrer Bestimmung die deutlichsten und gefühltesten in ihrer Seele sind: und saget dann, ob man diese Stunde nicht zu den schönsten des Lebens zählen müsse?

Gewiß gilt dasselbe von den Stunden der höhern Wärme. Es sind diejenigen, wo das, was über das Gemeine der Erde emporsteigt, was recht eigentlich dem Geiste angehört, worin das Leben des Geistes strömt, das Gemüth mächtig ergriffen hat — Stunden, wo man mit frommer Bewundrung bey allem Trefflichen still steht, wo das Milde und Große in der Natur, das Würdige im Menschenleben, das Heilige in der Geschichte, das Edle einer That, das Herrliche eines Charak-

ters die Seele gefeſſelt hält, und von ihr gefeyert wird, wo ein Ziel, des ernſteſten Strebens werth, ſie begeiſtert, wo ſich mit tiefem Gefühl ſich dem anſchließt, was in allem ihrem Suchen und Sehnen gemeynt iſt — Stunden, wo, im Kreiſe gleichgeſtimmter Menſchen, alle Quellen des Lebens ſpringen, alle ſeine Pulſe ſchlagen, alle ſeine Gefühle ſich im fröhlichen Jubel miſchen, wo alle Momente des Innerſten angeregt ſind, und alle ſeine Laute einklingen in die Harmonie der Seele — Feſtſtunden der Freundſchaft, wo man dem verwandten Weſen an das Herz fällt, und alle Reichthümer des Lebens ſich auflöſen in den Einen unausſprechlichen Beſitz — Stunden, wo man reden kann von den Geheimniſſen im Gemüthe, von dem lange ſorgfältig Verſchloſſenen und Verwahrten, von dem, an ſeinem Eigenthümlichſten Aufgenährten, mit der Ueberzeugung, ganz verſtanden zu werden, das

Beſte

Beſte ſeines Weſens zu theilen, und künftig gemein zu haben.

Schöne Stunden führt auch die innigere Liebe herbey.

Man liebt nicht immer wie man möchte. Das an die Erde gefeſſelte, von der Selbſtſucht vielfach beſtrickte Herz wird oft von beyden ſo ſehr ſich ſelbſt entwendet, daß ihm der eigenſte Sinn ein fremder zu ſeyn dünkt, daß es die ihm eigenſte Richtung und Handlungsweiſe von ſich erzwingen muß. Das beßre Weib hört auch da nicht auf, im Geiſte der Liebe zu leben; aber ihr Trieb, ihre Freudigkeit, ihre Beſeelung ſind nicht in ihm. Man iſt kälter, härter, unthelnehmender, unfreundlicher gegen die Menſchen; man fordert mehr, man leiſtet weniger, als man ſollte. Dagegen gibt es auch Stunden, wo alles, was im weiblichen Herzen für die Menſchen ſpricht, mit vorzüglicher Stärke erwacht, wo man jedem wohl will, jeden glücklich zu machen

wünſcht, in jedem ein Weſen erblickt, das auf unſer Intereſſe, auf unſern Beyſtand Anſpruch hat, wo die Freude und der Schmerz andrer dem weichern Gemüthe ſich tief eindrücken, ſeine Betrachtungen mit ſeinen Empfindungen beſchäftigen, wo man den Kummer andrer ſo gerne lindert, ihrem Bedürfen ſo gerne abhilft, zu ihrem Beſten ſo gerne etwas thut, wo die Liebe das Gefühl, den Gedanken, das Wort und die Handlung bewegt.

Wahrlich, das ſind ſchöne Stunden! Iſt man wohl glücklicher, als wenn man beglückt, wenn das Beglücken Drang des Gemüthes iſt? In der Armuth und den Verengungen der Selbſtſucht kann man nimmer glücklich ſeyn; deſto mehr in der Fülle und den Erweiterungen der Liebe. Stunden, die uns ſelbſt trübe dahin ziehen, erheitern ſich, wenn das Herz ſich öffnet, und in Liebe dahingibt. Das Weib wird nie ganz elend ſeyn, ſo

lange es die Fähigkeit zu lieben noch nicht eingebüßt hat.

Endlich müſſen zu den ſchönen Stunden im weiblichen Leben die Stunden der frohern Pflichterfüllung gerechnet werden — die Stunden, wo Euch, was Ihr thun ſollet, klar vor der Seele ſteht, und wohlgefällig die Seele anzieht, wo Ihr es für das erkennet, was Ihr am liebſten thut, wo Euer Herz Euch das ſtärker empfiehlt, als irgend eine Anpreiſung es vermöchte, wo Ihr in dem Thun ſelbſt den beſten Lohn findet, wo Ihr wahrnehmet, wie Ihr in Eurer Geſchäftigkeit mit Euch ſelbſt übereinſtimmet, wie durch ſie Ordnung und Freude geſchaffen wird, wo Ihr mit ſtillem Fleiße, mit friſchem Muthe und einer Luſt, die ſich jeden Augenblick erneuert, Euerm Werke nachgehet, und gleichſam in dem lebet, was Ihr verrichtet, wo das hellſte Bewußtſeyn Euch ſagt, eben wie Ihr es machet, indem Ihr Euch ſelbſt genüget,

müſſe es ſeyn — die Stunden, wo Ihr auf das wohl vollbrachte Werk auf die Mühe, die überſtanden, die Schwierigkeiten, die beſiegt ſind, zurück — auf das Gute, das daraus hervor gegangen, hinblicket, wo Ihr innig fühlet, Ihr dürfet jetzt mit Euch zufrieden ſeyn — die Stunden, wo Ihr der gelungenen ſchweren Edelthat, der hohen Selbſtüberwindung, der beſtandenen Prüfung, des ausgeführten Vorſatzes, der bewieſenen Treue Euch freuet. Gewiß um keinen Preis würdet Ihr dieſe Stunden in Euerm Leben miſſen.

So ſind die ſchönen Stunden des Lebens. Sorget dafür, daß derer in Euerm Leben recht viele ſeyen. Ganz hängt das freylich nicht von Euch ab; vieles iſt darin Sache der unerklärbaren Stimmung, des unerklärbaren Wechſels in den Körper- und

Geisteszuständen; aber Ihr vermöget doch auch viel dazu beyzutragen.

Oefter werden Euch die Stunden des körperlichen und geistigen Wohlgefühles erscheinen; wenn Ihr Euch an eine vernünftige Lebensordnung gewöhnet; wenn Ihr im Arbeiten, Ruhen und Genießen das Maß haltet, das Eurer Constitution das allein zuträgliche ist; wenn Ihr das vermeidet, wovon Ihr nachtheilige Einflüsse erfahret, wornach Ihr Euch dumpf, verdrossen, umnebelt fühlet, dasjenige zur rechten Zeit und Stunde thut, was Euch, dann verrichtet, heiter und aufgelegt macht, wenn Ihr besonders die glücklichen Morgenstunden zu benutzen versteht; wenn Ihr Euch vor Leidenschaften, heftigen innern Erschütterungen und vor allem hüthet, was das Gleichgewicht der Seele stört; wenn gesunde Verstandesaufklärung, und mehr noch, edle Herzensbildung Euch ernste Angelegenheit ist, und Ihr Euch die Empfänglichkeit

für das Gute und Schöne im Leben bewahret.

Häufiger werden Euch die Stunden der frommen Erhebung erſcheinen; wenn der religiöſe Sinn in Euch recht lebendig bleibt; wenn Ihr ein gutes Vernehmen zwiſchen dem höchſten Weſen und Euerm Herzen unterhaltet; wenn Ihr jeder Einladung zu frommen Betrachtungen willig folget, und Euch durch das Beſchwerliche, Unfreundliche, was ſie zuweilen zu haben ſcheinen, nicht zurück ſchrecken laſſet. Oft werden gerade die Stunden die genußvollſten, die nicht ohne eine gewiſſe Abneigung ſind begonnen worden. Aber es gibt Stunden, wo Weltſinn, Weltſorgen, Weltbegegniſſe die Seele ſo verdüſtert, oder ſo vereitelt haben, daß alles, was da in ſie eingeht, von ihrer unwürdigen Stimmung entſtellt wird, und daß ſie ſich nur mit dem peinlichſten Zwange zu Beſchäftigungen anhält, die dieſer ganz entgegen ſind — was

denn allerdings nicht geeignet iſt, für die Sache zu gewinnen. Solche Stunden ſeyen nicht die Stunden Eurer Andacht; wartet lieber ab, daß die ungünſtige Stimmung vorüber gehe, thut aber auch, was Ihr vermöget, ſie zu vertreiben. Deſto mehr ſeyen es die hellen und frohen — auch die Stunden des ſtillen Kummers, die das religiöſe Nachdenken mit ſeinem Troſte erfüllen, und ihnen dadurch ſüße Reitze ertheilen kann.

Häufiger werden Euch die Stunden der Wärme und der Liebe erſcheinen; wenn Ihr fliehet, was das Herz erkältet, das Gemeine, Oberflächliche und Leere im Weltleben, das Mißtrauen und was Euch ſonſt vom Menſchen abſondern könnte; wenn Ihr der Selbſtſucht und dem Stolze nicht geſtattet, in Euerm Herzen Platz zu nehmen; wenn Ihr die Gefühle rege erhaltet, wodurch jedes Treffliche Euch rührt, wodurch Menſchen Euch intereſſiren, und von welchen die Begeiſterung,

das Wohlwollen, die Uneigennützigkeit, das echt menschliche Wesen ausgehen.

Und wie Ihr bewirken könnet, daß die Stunden, welche frohe Pflichtthätigkeit und das Andenken an sie beglückt, häufiger werden, das ist von selbst klar.

Genießet innig jede schöne Stunde in Euerm Leben. Darum kommen sie im Leben herauf, daß sie es erheitern, daß sie für das Düstre, Widerwärtige, Verhaßte in demselben schadlos halten, daß sie im Gemeinen das Edlere offenbaren, und durch Ahnung des Bessern, freudiges Hoffen des Bessern wecken sollen. So gebet Euch denn ganz dem hin, was Euch hier erheitert: es ist ja das Schuldlose, Reine, wie könnte es Euch sonst so wohl thun? Verkümmert Euch den Genuß nicht durch unangenehme Erinnerungen und Besorgnisse. Vertreibet die Aengstlichkeit, die Euch oft die herrlichsten Feste des Lebens mit dunkeln Wolken umzieht. Wer-

ſet willig von Euch, wovon eben dieſe Stunden Euch befreyen wollen, das Ueberflüſſige, Laſtende, Quälende. Seyd nur das, ſeyd es bis in das Tiefſte Eueres Gemüthes, wozu ſie Euch auffordern und bilden.

In ſchönen Stunden muß Euer Herz das ſammeln, wovon es viele andre, weniger freundliche hindurch lebe; und habt Ihr ſie wohl zugebracht, ſo werden ſie, wenn ſie lange entflohen ſind, noch Eure Tage erheitern, das Andenken an ſie wird Euern Kummer mildern, und mittelſt dieſes Andenkens wird es Euch oft gelingen, Euch neue ſchöne Stunden zu ſchaffen.

Aber laſſet es Euch auch nicht leid ſeyn, daß ſie ſo flüchtig ſind. Das iſt das Loos alles Schönen auf Erden, die Bedingung, unter welcher das Schöne hier aufblüht. Wenn die intereſſante Beſchäftigung, die frohe Unterhaltung Euch nicht mehr anziehen, dann verſuchet auch nicht

ihnen durch künſtliche Mittel Reitz zu geben. Die Natur will, daß das jetzt aufhören ſoll, und ſie läßt nichts von ſich erzwingen. Alles, was ihr anwendet, um die ſchönen Stunden jetzt noch zu verlängern, würde nur dienen, die Empfänglichkeit für dieſelben zu zerſtören. Die ſchönen Stunden ſind nicht die einzigen, die wir würdig zubringen, unſre Bildung macht auch ernſte nöthig. Die das Herz beſeligende Andacht muß zuweilen in Erwägungen übergehen, die weniger erfreulich ſind, was ſie in uns erzeugt, muß auch wirken in Thaten, die Anſtrengung koſten. Die Wärme und die natürliche Dispoſition des Wohlwollens verlaſſen oft das Gemüth, damit es ſich ſelbſt zum Edeln anhalte, und ſich dadurch zu einer höhern kräftigern Liebe erhebe. Die Pflichtthätigkeit iſt oft eine beſchwerliche, damit man in der Selbſtüberwindung, im Gehorſam und in der Treue geübt werde.

Wachet dabey über Euch, daß, im

Genuſſe der ſchönen Stunden, kein gefährlicher Dünkel und kein vermeſſenes Selbſtvertrauen Euer Herz beſchleichen. Faſſet darum, weil dieſe Stunden Euch oft beſuchen, keine beſondre Meynung von Euch, haltet Euch darum nicht für beſſer. In den meiſten Fällen würde das eitel Betrug ſeyn; denn in den meiſten Fällen ſind ſie nicht das Werk Euers Verdienſtes, ſondern der guten Natur in Euch. Wären ſie indeß auch eine Folge deſſen, was Ihr ſelbſt an Euch gewirkt habt, ſo bliebe es doch gefährlich, Euch das ſelbſt zu ſagen. Die ſchöne Unbefangenheit, die edle Anſpruchsloſigkeit des Weibes ginge darüber verloren; die Einbildung würde bald zu der Wahrheit noch vieles hinzuthun; ein Euch unnatürlicher Stolz würde ſich Eurer bemächtigen; thörigte Sicherheit könnte Euch um alles bringen, was Gutes in Euch iſt, und Euer Herz gänzlich zu Grunde richten.

Freuet Euch der ſchönen Stunde nur recht, dann werdet Ihr gewiß nicht von der Demuth weichen; die Freude wird in Euch ſtill, natürlich, einfach — dankbar wird Euer Blick auf Gott gerichtet ſeyn, ſein Geſchenk werdet Ihr, was Ihr auch ſelbſt dazu beygetragen hättet, gerührt in derſelben erkennen, und das wird Euerm Genuſſe, indem es ihn erhöht, alle Nachtheile benehmen, welche ſonſt daraus entſpringen könnten.

Suchet, endlich, die ſchönen Stunden Euers Lebens für Eure ſittlich religiöſe Veredlung wohlthätig zu machen. Schon von ſelbſt wirken ſie dazu viel, noch weit mehr aber, wenn Ihr mitwirket.

Haltet die Gefühle für das Wahre und Gute, für Gott und die Menſchen, die ſie Euch eingeflößt haben, feſt, und verwebet ſie mit den Gedanken und Ereigniſſen, welche

Eure gewöhnlichsten sind, damit sie Euch recht oft wieder begegnen.

Setzet, was da in Euch vorgeht, durch stilles, sinniges Denken in vielfache Beziehung zu Euerm Leben und Verhalten; machet davon Anwendungen auf Eure Pflichten, auf Eure Fehler, auf Eure herrschenden Neigungen. Präget Euch die Wahrheiten, die Eure Gesinnungen beseelen, und Eure Handlungen leiten sollen, tiefer ein. Erhebet Euch zu kräftigen Vorsätzen, und wiederhohlet sie nachher oft.

Lernet hier, wie gute Stimmungen in Euch entstehen, damit Ihr sie hervor zu rufen vermöget, wo Ihr derselben vorzüglich bedürfet.

Benutzet die Kraftlosigkeit, worin sich jetzt das Schlechte befindet, es tiefer niederzudrücken.

Fühlet Euch ganz in die Seligkeit eines glücklichen Verhältnisses zu Gott und eines

ſchönen Lebens hinein, damit Euch das ein beſtändiger mächtiger Antrieb zum Beſſern werde.

Entwickelt die Ideale des Edeln, nach denen Ihr Euch bilden müſſet, ſtellt ſie klar und lebendig vor Euch hin, damit ſie, als freundliche Sterne, Euch immer vorleuchten.

Erneuert den Bund mit Euerm Genius, in welchem, wenn Ihr ihm treu ſeyd, jede Trefflichkeit an Euch gedeihen muß.

Die Wonne, die Ihr in ſchönen Stunden genießet, werde Licht des beſſern Lebens, das nie wieder untergeht, aber mit ſeinen Strahlen immer mehr das Innere durchdringt, und alles Nächtliche darin zerſtreut.

11.

Glaubensſtärke.

Unter die Eigenſchaften, welche das treffliche Weib auszeichnen, gehört auch Glaubensſtärke.

Glaube iſt in dieſer Beziehung Zuverſicht zu dem, wovon der Sinn keine Kunde hat, wovon aber das Herz zeugt, worauf die Anlagen, die Bedürfniſſe, die edlern Gefühle und Triebe der Natur hindeuten, was man nur dadurch verwerfen kann, daß man den weſentlichen Beſtimmungen des echt menſchlichen Bewußtſeyns widerſpricht, daß man das Würdigſte und Beſte, die Gegenſtände der reinſten Liebe verläugnet und aufgibt. Sie verdient dieſen Nahmen vorzüglich dann, wenn ſie ſich weniger auf Einſichten des Ver-

ſtandes, als auf die Ausſagen des Herzens ſtützt — wenn ſie in ihrem Weſen Sache des Herzens iſt.

In dem Herzen des Weibes ſind die Zeugniſſe, woran der Glaube ſich hält, ſtärker und entſchiedener ausgedrückt, alles, was ſich in ihm bewegt, arbeitet zum Glauben hin; darum wird auch von ihm mehr, als vom Manne, Glaube gefordert; darum ſoll bey ihm mehr, als bey dieſem, der Glaube Sache des Herzens ſeyn.

Der Glaube des Weibes iſt ein Vernehmen ſeiner ſelbſt, Ergebung an die Stimme ſeines Innern; der Unglaube des Weibes wäre Losreißen von ſich ſelbſt, Auflehnen gegen ſich ſelbſt.

Wenn der Glaube gleich immer von dem ausgeht, was im Innern verſiegelt iſt: ſo vermag doch der Verſtand den Gründen deſſelben nachzuſpüren, ſich ſeinen Zuſammenhang mit dem Leben des Gemüthes aufzuklären,

klären, ſeine Beſtätigung in der Erfahrung aufzuſuchen, und die einzelnen Erfahrungen damit in Uebereinſtimmung zu bringen; indeß muß er am Ende wieder zum Herzen zurück, damit die gewonnene Einſicht lebendiger Glaube werde.

Der weibliche Verſtand iſt weniger organiſirt, zum Glauben mitzuwirken. Nur ſeltne Frauen finden auf dieſem Wege Befriedigung; die meiſten, die ſich auf denſelben wagen, gerathen in gränzenloſe Verirrung, und büßen, mit der richtigen Anſicht, die Ruhe des Gemüthes ein. Glücklich ſind die zu preiſen, die dem Herzen vertrauen; denn auch in Betreff des Glaubens iſt wahr, daß aus dem Herzen das Leben kommt.

Die Forſchungen des Verſtandes führen in ein weites, oft unabſehbares Feld. Zu bedauern wären wahrlich die Frauen, die ihnen ſo wenig Zeit widmen können, die ſo wenig dazu gebildet werden, die ihre Beſtimmung in

eine ganz andre Sphäre weist, wenn sie von dorther ihr Heil erwarten müßten. Aber es liegt ihnen näher, es liegt in ihnen selbst, das Bedürfniß desselben schließt es schon in sich. Möchte das doch keine verkennen! ein Weib ohne Glauben ist unaussprechlich elend.

Des Weibes Glaube ist zuvörderst Glaube, daß es einen reinen Werth, etwas an sich Gutes und Liebenswürdiges gebe, worauf alle Bestrebungen gerichtet seyn sollen — Glaube an Tugend, an das Sittlich-Schöne, an ein Ideal des Herzens — Glaube an ein Höher und Besser, dem man sich in lautrer Verehrung weihen könne.

Darauf gründet sich der Glaube des Weibes an sich selbst, der Glaube, daß jenes Gute seinem Gemüthe nicht ganz entfremdet sey, daß es ihm nicht an Kräften fehle, sich zu demselben zu bilden, daß seine

redlichen Bemühungen nicht vergebens seyn werden, daß es um seiner Schwäche und Fehler willen nicht verloren geben dürfe.

Dieser Glaube ist um so fester, je mehr das Herz sich selbst getreu blieb, je mehr man schon für seine Veredlung gethan hat, je mehr man, der Bedenklichkeiten nicht achtend, frisch und fröhlich bey seinem Werke ist, und sich durch Erfahrung von dem überzeugt, was man vermag. Den Weibern, welche immer über ihre Ohnmacht klagen, ist es vielleicht nie mit der Verbesserung ihrer Fehler Ernst gewesen.

In den edelsten Frauen spricht sich der Glaube an sich selbst selten deutlich aus; aber er lebt in ihnen, und eben darum kommt er nicht zum Gedanken. Er äußert sich als Muth des Nicht-Zweifelns, und in dieser Gestalt kann er der weiblichen Anspruchslosigkeit keinen Eintrag thun.

Aus dem Glauben an sich selbst entspringt

der Glaube an andre. Wer in sich selbst das Edle antrifft, und sich des noch Edlern fähig fühlt, der traut dasselbe auch andern zu. Der Verdacht, so häufig er sich auch unter den Frauen zeigt, ist bey ihnen eine widernatürliche Stimmung, was sich schon dadurch verräth, daß er ihnen, so lange sie sich noch nicht an ihn gewöhnt haben, sehr schmerzlich wird. Selbst häufige Erfahrungen von menschlicher Schlechtigkeit werden eine gute Frau zwar vorsichtig in ihrem Benehmen, aber nicht mißtrauisch im Herzen machen. Sie wird sich in jedem neuen Falle bescheiden, daß es hier doch wohl anders seyn kann; und glauben ist ihr Bedürfniß; reich fließt in ihrem Gemüthe des Glaubens Quelle, um so reicher, je besser sie selbst ist. Wie widrig das Weib, das es dahin gebracht hat, mit Wohlgefallen Mißtrauen zu hägen und zu verbreiten!

So ist denn auch dem guten Weibe

fremd, gegen das, was sich als Tugend ankündigt, Bedenklichkeiten zu erregen, Mängel daran aufzusuchen, unreinen Absichten, die dazu mitgewirkt haben möchten, nachzuspüren — ein Geschäft, das, nicht seines Amtes, ohne Nutzen und Freude, höchstens dienen kann, sein Inneres zu verwunden. Gerne läßt es die scheinbar würdige That gelten — denn die Ehre der Menschheit glänzt darin, sie entzückt das edle Herz; wenn es nicht genöthigt wird, sie für bloß scheinbar zu halten, wenn sie sich nicht selbst dazu einleuchtend herabsetzt.

Die volle Entwickelung des weiblichen Glaubens ist die, worin er als religiöser Glaube erscheint, als Glaube an den Himmel und seine Offenbarung, als Glaube an Gott und Gottesleitung in der Welt und im Menschenleben, an die Erleuchteten und Frommen, die, Bothen der Gott-

heit, zu den Menſchen geredet haben, an jede Gottesſtimme, in der Natur, in den Schriften der Weiſen und im Gewiſſen — endlich als Glaube an ein beßres Leben.

Sollte es wohl unter den, einiger Maßen gebildeten, und nicht durch Männer irre geleiteten, Frauen, Eine Einzige geben, in der nicht der Glaube wohnte! Und laſſet auch Männer an ihnen verbildet; laſſet dieſe gegen ihren Glauben alle Gewalt der Ueberredung, die den weiblichen Verſtand bethören kann, aufgebothen, und ihnen Einwendungen gegen denſelben beygebracht haben, die ihnen unauflöslich ſcheinen; laſſet ſie ſelbſt ſich einbilden, ſie glaubten nicht: doch wird es ſich in entſcheidenden Augenblicken zeigen, daß der Glaube in ihnen noch tief wurzelt. Auch jene verwilderte Frau, die allen Lüſten der Welt lebt, die ihr Gewiſſen eingeſchläfert hat, und ſich gerne des läſtigen Glaubens entledigen möchte, erfährt, daß er ihr überlegen

iſt; ſie hat nicht mehr gekennt, als ihn im Taumel des Weltlebens verdunkeln und ſchwächen; in den Stunden der Beſinnung ſind ſeine Aeußerungen unverkennbar.

So verhält es ſich aber mit ſehr vielen. Der Weltſinn läßt den Glauben nicht aufkommen, und Macht im Gemüthe gewinnen; ihre ſinnliche Stimmung drängt ihn zurück; ihre Lebensweiſe, die ſo ganz mit ihm im Widerſpruche iſt, wendet ſie von ihm ab. Alles wirkt ihm entgegen, nichts unterhält und fördert ihn; und doch bedarf er der Nahrung und Pflege, wenn er ſich unter ſo viel Fremdartigem behaupten ſoll. Sie vergeſſen der Angelegenheiten, welche der Glaube umſchließt, und werden ſich dieſes nur dann bewußt, wenn ſich jene einmal zufällig anmelden, wo ſie denn auch wohl das Eine und andre vernehmen, was er von ihnen fordert.

Bey den meiſten kränkelt der Glaube zwar nicht an dieſer Entkräftung; aber es iſt doch

in ihrem Gemüthe nicht viel anders, als ob kein Glaube bey ihnen wäre; der Glaube lebt nicht in ihnen. Sie glauben zwar ihrem Herzen, aber das Herz nimmt an dem Glauben nicht Antheil, er wirkt nicht auf das Herz zurück, er hat die Gefühle nicht bey sich, die dem lebendigen Glauben eigen sind, daher er sich kaum von dem bloßen Verstandesglauben unterscheidet.

Zum lebendigen Glauben gehört Innigkeit des Gemüthes, Einheit und Haltung desselben, Stärke des religiösen Sinnes, rege Empfänglichkeit für das Beßre, mächtiges Bedürfniß der Hülfen, welche der Glaube leistet.

Lebendig wird der Glaube nur da, wo man viel mit sich selbst lebt, und sorgfältig auf die Stimmen des Herzens hört, aufmerksam umher schaut nach dem, worin der Glaube sich bewährt, oft und ernstlich über das nachdenkt, worüber der Glaube aufklärt

und beruhigt, die Gegenstände des Glaubens sich in vielfachen Beziehungen und unter rührenden, feyerlichen Umgebungen vergegenwärtigt, sich eignes Gefühl seiner Beseligungen zu verschaffen sucht — wo man an seiner sittlichen Veredlung unablässig arbeitet.

Vom Weibe gilt es gewiß: je besser das Herz, desto lebendiger der Glaube.

Auf diese Weise können Frauen den Glauben dahin bilden, daß er das Deutlichste, das Gewisseste und Mächtigste in ihrer Seele wird; und dies ist es, was die weibliche Glaubensstärke ausmacht.

Ob sich gleich der Glaube über die Erfahrung erhebt, so gereicht ihm doch die Erfahrung oft zur Bestätigung. Es gibt Fälle, wo es schwer ist, ohne die Bestätigung der Erfahrung zu glauben, weil diese hier mit den Gegenständen unsers Glaubens in so naher Verbindung steht, daß wir uns einbilden,

ſie könne ihn weder verläugnen noch verbergen, wenn es anders mit ihm ſeine Richtigkeit habe. Und doch offenbart ſich keine Spur davon, weil wir nicht ſcharfſichtig genug ſind, die feinere Beziehung wahrzunehmen, das tiefer Verhüllte zu entdecken. Die Glaubensſtärke wird dadurch nicht irre gemacht; ſie hält an dem Zeugniſſe des Herzens. Ihre Probe iſt: nicht ſehen und doch glauben — und ſie ſelbſt in ſolchen Momenten Seelenſtärke.

Zweifel liegen eigentlich außer der Richtung des weiblichen Geiſtes. Das Weib ſucht keine Zweifel, es achtet ihrer meiſt da nicht einmal, wo ſie ſich ihm entgegenſtellen; doch dringen ſie ſich ihm zuweilen auf, daß es ſie weder löſen, noch ſich ihrer entledigen kann. Der ſchwache Glaube wird dadurch wenigſtens verwirrt. Die Glaubensſtärke erſchüttert kein Zweifel; denn feſt iſt der Grund, auf den ſie gebaut hat. Iſt

ſie nicht im Stande, die Schwierigkeit zu heben: ſo ſchreibt ſie das der beſchränkten Einſicht, der Kurzſichtigkeit des Verſtandes zu, und erwartet getroſt die vollſtändige Aufklärung von der Zeit. Sehr oft auch löſt ſie den Zweifel durch die That; das Handeln im Glauben macht, mehr, als alles, das Herz gewiß, und zieht der Geheimniſſe viel aus dem Nebel in das Sonnenlicht der Erfahrung.

In der That vornehmlich muß Glaubensſtärke ſich erweiſen — darin, daß man den Glauben frey bekennt, welchen Unannehmlichkeiten man ſich auch ausſetzt, daß man dem Glauben freudig Opfer bringt, dem Glauben duldet, und im Glauben Unterwerfung übt, im Glauben, unter großen Schmerzen, Kraft empfindet, ruhig zu tragen, und im Glauben alles leiſtet, was er vorſchreibt.

Aus der Glaubensſtärke erhebt, in ihr erwärmt ſich die Liebe — Liebe zu allem

Vortrefflichen, Liebe zum Ideale der Bildung, Liebe zum Höchſten und Beſten der Weſen, Liebe zu den Menſchen, Liebe zur Wahrheit, Liebe zur Pflicht, und dieſe Liebe hört nimmer auf; ſie ſteigt immer höher, ſie äußert ſich immer freyer, ſie erzeugt immer ediere Früchte.

Zu der Liebe geſellt ſich die Hoffnung. Mit der Zuverſicht, womit die Glaubensſtärke hinauf und in das eigne Herz blickt, blickt ſie vor ſich hin in die Zukunft; und wenn es um ſie ganz Nacht wäre, dort ſchimmert ihr Licht. Es wird beſſer: iſt das Wort der Verheißung, das ihr alles verkündigt, alles verbürgt. So lange auch ihr Hoffen mag hingehalten worden ſeyn; ſie läßt doch nicht davon, ſie weiß ſo ſicher, daß es Erfüllung werden wird, als ſie von ſich ſelbſt weiß. In dieſem Hoffen hat ſie hohen Muth, wo die Pflicht mit Gefahr verbunden iſt; ſie traut dem Rufe des Herzens, der Würde

der Tugend, dem Schutze der Allmacht, der Leitung einer anbethungswürdigen Weisheit, der Vergeltung einer ewigen Liebe. Das Theuerste kann sie auf das Spiel setzen, wenn es dem Besten gilt, und sie das Gewisseste im Auge hat.

II.

Diotime's
Selbstgeständnisse.

Du wünſcheſt, geliebte Anthonie, daß ich Dir von meinem Seyn und Leben etwas Schriftliches mittheilen möchte. Ob ich gleich nicht glaube, daß darin etwas Beſondres ſey: ſo finde ich doch auch nichts, das mich abhalten könnte, Deinen Wunſch zu erfüllen.

Es iſt angenehm, den Weg, den man zurück gelegt, wenn man damit einiger Maßen zufrieden ſeyn kann, in der beſtimmten Vergegenwärtigung, welche die ſchriftliche Mittheilung verlangt, noch einmal zu überſchauen; und für mich liegt etwas — ich weiß nicht, ſoll ich ſagen Tröſtliches oder Süßes? — darin, mein Innerſtes der vertrauten Freundinn zu enthüllen, von demjenigen meines Weſens, Fühlens und Thuns, worin ich am

meiſten ich ſelbſt war, ein Bild in ihre Seele fallen zu laſſen. Wir beſitzen den Menſchen, der uns kennt, wie wir ſind, mehr, wir lieben ihn inniger. Ich habe immer mit Intereſſe in ein menſchliches Leben geſchaut, das nicht ganz ſchlecht war, wenn auch nichts darin hervorſtach. In dem meinigen hat es nicht an Willen und Bemühungen gefehlt; der Ernſt und die Wirkungen hätten größer ſeyn können.

Du hoffſt, von dieſem Aufſatze für Deine heranwachſenden Töchter einen nützlichen Gebrauch zu machen. Mögen ſie denn aus meinen Verirrungen lernen, ſich vor ähnlichen hüthen. Vielleicht kann auch in manchen Fällen mein Verhalten ihnen gute Rathſchläge geben, und ihnen zu einer richtigen Anſicht des Lebens behülflich ſeyn.

Von Jugend auf war meine Gemüthsart ſanft und ſtill. Wenige Dinge machten hef-

tige Eindrücke auf mich, wenige waren im Stande, mich aus mir ſelbſt heraus zu werfen, und die dieſes gekonnt hätten, ſuchte ich von mir fern zu halten.

Selten gränzte meine Freude an geiſtige Trunkenheit, ſelten habe ich tiefen, erſchüttern= den Kummer gefühlt, ob es gleich an Ereig= niſſen, die meinem Herzen ſtark zuſetzten, nicht gefehlt hat; — deſto öfter aber ein ge= wiſſes Selbſtverlieren in Gram und Beängſti= gungen. Nur Kränkungen von Menſchen, worin mir etwas Abſichtliches zu ſeyn ſchien, oder die mich eine üble Stimmung gegen mich vermuthen ließen, griffen mich mächtig an; ich konnte Tage lang darüber grübeln. Auch miſchte ſich dabey zuweilen etwas Bitte= res in meine Empfindungen, weil ich mir einbildete, einiges Recht auf Schonung zu haben; ich vergaß indeß bald wieder — nicht weil ich wollte, ſondern weil mein Ge= müth keine widrigen Aufwallungen ertrug.

Gewöhnlich aber war mein Zuſtand, bey ſolchen Begegnungen, Gefühl der Verlaſſenheit, der Zurückſetzung, dem ich mit einigem Wohlgefallen nachhing, eine Art von Mitleiden mit mir ſelbſt, was ich auf keine Weiſe billigen kann. So war es nicht ſchwer, in dem Gleichgewichte des innern Lebens zu bleiben, das die erſte Bedingung glücklicher Tage iſt. Ich habe einer günſtigen Natur ſehr viel zu verdanken.

Ich liebte es, mich mit Dingen zu beſchäftigen, die mir ſanfte Empfindungen verſchafften, welche eben nicht immer angenehm zu ſeyn brauchten, wenn ſie nur das Herz leicht bewegten, und mit meiner jedesmaligen Diſpoſition überein kamen. Die Phantaſie ließ dieſes Bedürfniß nicht leer ausgehen; ich wußte aber auch die Gegenſtände in der wirklichen Welt zu finden, die es zu befriedigen vermochten.

Da meine Eltern im Sommer auf dem

Lande wohnten, ſo ſtiftete ſich bald ein ſeli-ges Bündniß zwiſchen der Natur und mei-nem Herzen. Für ihre Schönheit im Ganzen hatte ich nicht ſo viel Sinn, als für das, was in ihr lebt, vornehmlich für Pflanzen und Blumen. Unter ihnen waren einige meine Lieblinge, mit denen ich mich ſinnig unterhielt, denen ich nicht bloß eine Seele, ſondern auch jeder einen eigenthümlichen Charakter lieh, wodurch ſie fähig wurden, die verſchiedenen kleinen Intereſſen meines Herzens zu theilen. Eine neue Entfaltung betrachtete ich als etwas Erfreuliches, das ſie erlebten, und freute mich über ſie und mit ihnen. Ueber ihr Hinwelken betrübte ich mich ſehr, theils weil ſie von mir abſchieden, theils weil ſie des ſüßen Lichtes und Lebens jetzt entbehren ſollten.

Ich war gern für mich allein, wo ich über allerley nachdachte, was mir zugeſtoßen war, und mir allerley vorſtellte, was mir

noch begegnen könnte, wobey ich zuweilen tief in die Träumerey verſank, und oft ſonderbare Gedanken hatte. Da mir nie viel erzählt worden war, was der kindlichen Phantaſie Stoff und Richtung hätte geben können; ſo mußte die meinige aus ihrem Eignen erzeugen, und die Geſtalt meines Herzens konnte ſich beſſer daran ausdrücken.

Doch war mir der Sinn für das Aeußerliche nicht verſchloſſen. Die Neigung zur Stille hinderte mich nicht, zuweilen Menſchen aufzuſuchen, um unter ihnen zu ſeyn. Ich hatte Wohlgefallen an Menſchen; nur mußten ſie das Leben mit mir ſelbſt nicht ſtören, nicht mit rauher Hand in mein Gemüth greifen. Die Eindrücke, welche ich von ihnen empfing, erregten mein Inneres, und dieſes mochte ſich wieder im Verkehre mit ihnen offenbaren.

An andern mußte ich mich aufrichten, darum war mir die Meynung andrer, und noch mehr

ihre Geſinnung gegen mich wichtig. Ich wünſchte auch zu gefallen; aber ich kann nicht ſagen, daß dieſer Wunſch ſehr lebhaft geweſen wäre, und etwas über mich vermocht hätte. Ich wollte immer rein und mit einer gewiſſen Nettigkeit gekleidet ſeyn, doch mehr um meiner ſelbſt, als um andrer willen. Das Schmutzige, Häßliche verurſachte mir unbehagliche Empfindungen; ein wohlgeordneter, freundlicher Anzug ſtimmte mich heiter.

Indeß hatte ich darin meine eigne Weiſe. Als ich mir einen Theil meiner Kleidungsſtücke ſelbſt verfertigen konnte, war immer vieles daran meine Erfindung. Man lobte es meiſt, was ich nicht ungerne hörte, doch veränderte ich ſelten, wenn man es tadelte. Meine Schweſtern hielten ſich mehr nach der Mode; alles war an ihnen ſchöner, glänzender, mehr, wie es die Welt verlangt; aber es ſchien mir oft nicht zu ihrem Weſen zu

paſſen, ich meynte, es könne ihnen ſelbſt nicht gefallen.

Luſtbarkeiten waren mir eben nicht zuwider; ich konnte mich ſo gar recht darauf freuen, nur durften ſie nicht zu laut und bunt ſeyn. Gleichwohl hatten ſie in jüngern Jahren etwas Fremdes für mich; mir war ſelten recht wohl, wenn ſie vorüber waren, mir war, als ob ich anders geweſen wäre, als ich ſeyn konnte, ſeyn ſollte, als ob ich etwas bereuen müßte, wenn ich mir auch nichts vorzuwerfen hatte.

Die wilden Knaben, mit denen ſich meine Schweſtern oft herumtrieben, konnte ich nicht leiden, ob ich gleich mit vieler Schonung von ihnen behandelt wurde. Auch unter den Mädchen, die ich kannte, waren wenige, an die ich mich anſchließen, mit denen ich herzlich ſeyn konnte; doch ergötzten mich die Lebhaften und Luſtigen unter ihnen, und ich wollte ih-

nen wohl, ob ſie mir gleich nicht in gleichem Grade zugethan waren.

Frühe zeigte ſich bey mir ein Hang zur Schwermuth, der mich nie ganz verlaſſen, aber mich auch nicht unglücklich gemacht hat. Das Traurige wirkte ſtärker auf mich, als das Frohe, und vieles, was meine Geſpielinnen lächerlich fanden, verſetzte mich in nachdenkliche Stimmung. Beſonders brachten Scherze gewöhnlich ein, ihrer Natur ganz entgegengeſetztes, eignes Gefühl bey mir hervor, dem ich keinen Nahmen zu geben weiß. Es war nicht das Beleidigende, das oft in den Scherzen liegt, was dies verurſachte, denn ich fühlte daſſelbe bey den harmloſeſten, die niemand übel deuten konnte, auch war es nicht der Contraſt des Leichtfertigen mit meiner Gemüthsart. Es kam mir vor, als ob ſie mir in dem Leben und in den Angelegenheiten der Menſchen etwas zeig-

ten, das mir wehe that, als ob ſie an etwas erinnerten, was ich bedauern müßte; indeß iſt mir das nie recht klar geworden. Ich konnte Anfangs mit lachen; aber kaum beſann ich mich, ſo war auch der Ernſt da. Vielleicht rührte er daher, daß der Scherz eine Geringfügigkeit menſchlicher Dinge vorauszuſetzen ſcheint, an denen ich gerne eine hohe Wichtigkeit wahrgenommen hätte. Auf jeden Fall iſt der Hang der Schwermuth darin nicht zu verkennen. Der frohe Sinn der Jugend iſt nicht geneigt, die Sachen ſo anzuſehen.

Die Vorſtellung des Sterbens hatte beſondre Macht, mein Gemüth ſchmerzlich-angenehm zu bewegen. Alles rief ſie mir ins Gedächtniß, und ſie war mir nichts weniger, als läſtig. Furchtbares fand ich darin gar nicht; vielmehr dünkte mich, das Sterben müſſe etwas Süßes ſeyn, ich dachte dabey an das Einſchlafen, aber meine Phantaſie

that noch etwas hinzu, das ich nicht zu beſchreiben vermag. Vom Himmel lebte ein heitres Bild in meiner Seele, daß ich mich oft hinauf ſehnte, nicht bloß wenn mir etwas fehlte, ſondern auch wenn ich recht vergnügt war; auf der Erde glaubte ich könne es nie ganz gut ſeyn. Das Schmerzliche beſtand darin, daß ich von ſo vielem abſcheiden ſollte; aber auch das war nicht reiner Schmerz.

In meinem fünften Jahre ſtarb mein einziger Bruder, um den ich viel weinte. Bey dieſer Gelegenheit ſagte man mir vom Sterben, was man Kindern zu ſagen pflegt, auch, daß er jetzt ein Engel ſey. Ich ſuchte mich oft zu überreden, ich werde bald ſterben, weil es mir gar zu ſchön vorkam, ein Engel zu ſeyn, und weil man dann auch um mich weinen würde. Uebrigens hatte ich das Leben recht lieb.

Der Hang zur Schwermuth äußerte ſich auch dadurch, daß ich mich gerne an traurige

Vorfälle, die ich erlebt, an das Mangelhafte, was den Freuden, die ich genoſſen, anklebte, an das Unglück andrer Menſchen erinnerte, und mir allerley Widerwärtigkeiten, die mir begegnen — Verluſte, die ich erleiden könnte, aus: und mich ſelbſt in unfreundliche Lagen hinein dachte. In meinen froheſten Stunden war etwas Wehmüthiges, und ich glaube, daß ohne dieſes das Frohe für mich nichts geweſen wäre.

Fröhlich konnte ich gewiß auch ſeyn, und war es oft — weit öfter, als eigentlich trübſinnig. Ich war es am liebſten im Stillen und für mich, ich war es aber auch mit Menſchen und unter Menſchen. In der wehmüthigſten Stimmung hatte ein fröhliches Geſicht nichts Widriges für mich, im Gegentheil wurde ich meiſt davon umgeſtimmt. Es war mir eben ſo natürlich und gemüthlich, in andern zu leben, als in mir ſelbſt. Fröhliche Geſellſchaften, die den Ton meines Herzens

trafen, konnten mich zur Ausgelassenheit fortreißen, und mich meiner selbst beynahe vergessen machen; doch ward auch dann meine Freude nicht ungestüm, ich trat nicht aus mir heraus, ich that nichts, worin man mich hätte verkennen können. Indeß bekam es mir nie recht wohl. Am besten war mir zu Muthe, wenn ich mich über das Leben freute, über die Pflanzen und Blumen, oder wenn ich mich freute, und selbst nicht wußte worüber.

Mein Herz war unbeschreiblich weich; es kostete eben so wenig, ja noch weniger, mich zu rühren, mich zu verwunden, als mich zu erfreuen.

Eine finstre Miene versetzte mich, wenn ich gleich fest überzeugt war, sie gelte mir nicht, in die größte Unruhe; ich mußte darüber grübeln, was sie wohl bedeuten möchte; ich fühlte eine schwere Last auf mir, und

wußte nicht, was ich alles thun ſollte, um zu ſchonen und mich gefällig zu erzeigen.

Sprach jemand ein hartes Wort zu mir: ſo konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, wenn mir auch ganz deutlich war, es ſey nicht ſo gemeynt. Ich habe mir das oft vorgehalten, und mir alle Gewalt angethan; aber ich vermochte nicht, es zu hindern; ich mußte in die Stille und weinen, es verging einige Zeit, bis ich mich gefaßt hatte, und dann war es, als ob ich beleidigt hätte, und das durch Freundlichkeit wieder gut machen müſſe. Doch fühlte ich Anfangs eine gewiſſe Scheu vor den Menſchen, die hart zu mir geſprochen hatten, und dieſe verurſachte, daß ich ſtill war, welches mir zuweilen als heimliches Nachtragen ausgelegt wurde. Hätte man doch da in mein Inneres ſehen können; es war gewiß voll Liebe, und vielleicht nie mehr von Liebe bewegt, als in ſolchen Augen-

blicken. Eben weil ich liebte, that das Harte meinem Herzen ſo wehe.

Die meiſten Menſchen begreifen den Zuſtand eines weichen Herzens nicht, ſie halten die Empfindlichkeit deſſelben für Verwöhnung oder für Eigenſinn; ſo mußte auch ich deßwegen manche Vorwürfe erdulden.

Es ging mir ſehr nahe, wenn mir etwas abgeſchlagen wurde, nicht um der Sache willen — denn entbehren und mich ſchicken wurde mir leicht, ſondern um des Mißverhältniſſes willen, worein ich mich dadurch zu Menſchen verſetzt ſah; meine Empfindung war Sympathie, ſie war, als wenn ich jemand etwas verſagt, und dadurch beleidigt hätte.

Die Weichheit meines Herzens hat mir lange und viel zu ſchaffen gemacht; mancherley Verlegenheiten und große Leiden meines Herzens ſchreiben ſich daher; ſie hat mich von Men-

ſchen entfernt, die mir etwas hätten ſeyn können; ſie hat ſpäterhin wichtige Fehler erzeugt und verſtärkt.

Die Erziehung ſollte auf dieſe nachtheilige Schwäche allerdings aufmerkſam ſeyn, denn ſie kann dieſelbe noch ohne viele Mühe heilen. Aber das barſche Durchgreifen iſt wahrlich das Mittel nicht; könnte es ja etwas wirken, ſo würde es zum Schlimmen ſeyn, es würde das Herz abſtumpfen. Schonung iſt durchaus erforderlich. Man lerne das weiche Gemüth verſtehen; man veranſtalte, was die Beſinnung beſchleunigt; man komme dem Kampfe gegen ſich ſelbſt zu Hülfe; man ſuche, was es empfindlich getroffen hat, in Vergeſſenheit zu bringen; man führe der Seele ſchnell andre Vorſtellungen zu, die ſie hinlänglich intereſſiren, daß ſie allmählich die Richtung bekomme, welche darüber hinweg — oder davon abgeht, daß ſie ſich nach und

nach

nach gewöhne, Vorfälle, die ſo bald abgethan ſind, gering zu achten.

Meine Mutter war eine ſehr fromme Frau. Harte Schickſale hatten frühe ihr Herz auf Gott hingelenkt, aber auch in ihre Anſichten und Empfindungen etwas Düſtres gemiſcht. Die Begriffe von den Wahrheiten der Religion, welche in ihrer Jugend in Deutſchland herrſchten, waren auch die ihrigen, und ſie hatte ſich ſo ganz in dieſelben hinein gefühlt und gelebt, daß ſie ſich nicht davon trennen konnte, daß ſie gefliſſentlich von ſich abhielt, was ſie darin ſtören wollte. Die religiöſen Schriften, welche ſie fleißig las, waren voll von einer unfreundlichen Aſcetik; die Sünde war darin gleichſam der Mittelpunct, von dem alles ausging, und um den ſich alles bewegte. Zuweilen hatte ſie große Ruhe im Gemüthe; aber im Ganzen doch

mehr Gedrücktes, Niedergeſchlagenes, Peinliches, als Freudiges.

Sie ſprach zu mir oft und mit Herzlichkeit von religiöſen Dingen, und es war ihr ein Troſt, bey mir eine Empfänglichkeit dafür zu finden, die ſie bey meiner Schweſter vermißte. Ich hörte ihr gern zu, und nahm das Meiſte willig in meine Seele auf, weil ich ſchon etwas gefühlt hatte, was dem ähnlich — mir aber noch nicht deutlich war. Eine neue Welt öffnete ſich mir, die ich bald lieb gewann, und in der ich mich anzubauen wünſchte. Was ſie mir in heitern Stunden von Gott und dem Himmel ſagte, das zog mich ganz an, es ging mir ins Herz, und ich konnte mich lange damit im Stillen beſchäftigen.

Ob gleich meine Mutter vermied, die Vorſtellungen, denen ein finſtrer Ernſt anklebt, zu berühren, weil ſie einſah, daß ſie für mein Alter noch nicht gehören: ſo floß doch zuwei-

len etwas davon mit ein, was ich mir nicht anzueignen vermochte. Mein Hang zur Schwermuth wußte ſich mit meinen Gefühlen für Gott zu verbinden, und ihnen ſeine Farbe mitzutheilen, die aber nichts weniger, als mißfällig und abſtoßend war. Sie verengten und quälten mein Gemüth nicht, ſie erweiterten und lichteten es. Das Traurige war mir angenehm, das Aengſtliche, Beklommene, Gebeugte war mir zuwider, frey wollte meine Seele ſeyn.

So gewöhnte ich mich nach und nach, in den Unterredungen mit meiner Mutter, welche religiöſe Dinge betrafen, nur auf das zu merken, was meinem Herzen zuſagte, und die Religion bildete ſich in mir ſo aus, wie es der natürlichen Stimmung und den Bedürfniſſen deſſelben angemeſſen war, ſie ward dadurch ganz mein Eignes — Bild meines Lebens.

Unter andern war ich nicht im Stande,

die Sünde mit meinem Begriffe von Gott in irgend einen Zuſammenhang zu bringen. Ich verſtand nicht einmal recht, was Sünde ſey. Nicht, als ob ich nicht auch Unarten und Fehler gehabt hätte; aber ich dachte und fühlte das nicht dabey, was man bey der Sünde denken und fühlen ſoll. So bald ich das Unrechte in meinem Benehmen einſah, war es mir leid, und ich nahm mir feſt vor, mich künftig davor zu hüthen, weil ich meine Eltern nicht betrüben wollte, und weil ich es nun wirklich verabſcheute, weil ſich in meinem Herzen etwas dagegen auflehnte.

Meine Mutter gab ſich viel Mühe, mich dadurch vom Böſen abzuhalten, daß ſie mir einſchärfte, Gott habe es verbothen, und man werde ihm mißfällig, man lade eine Schuld auf ſich, wenn man es begehe; aber das war meiſt umſonſt, es haftete nicht, es fiel mir nicht ein, in den Augenblicken, wo ich es beherzigen ſollte, und wenn es mir

einfiel, ſo hatte mich ſchon etwas andres abgehalten. Viel mehr wirkte ein Bloßes: das iſt ſchlecht, das darfſt du nicht thun. Auch fiel mir, wenn ich ein Unrecht begangen, ſelten ein, daß das mein Verhältniß zu Gott verändert, daß ich ihm etwas abzubitten habe. So lange ich mich gerne mit Gott unterhielt, glaubte ich mit ihm in einem guten Vernehmen zu ſeyn, und ich ahnte nicht, daß das je aufhören könne. Der Friede der Unſchuld war noch in mir, ich war noch eins mit mir ſelbſt, darum auch eins mit Gott. Erſt da, wo das Herz ſich von ihm abgewendet hat, wo das Gewiſſen klagt, wird uns, mit der Sünde, das Geſetz deutlich.

Ich vermochte mir von Gott nicht mehr vorzuſtellen, als daß er ein Weſen ſey, welches, weit beſſer als alle Menſchen, alles Gute was ich je gedacht und empfunden, und was mein Denken und Empfinden noch nicht erreichte, in ſich vereinige. Das Uebrige ge-

ſtaltete die Phantaſie, ſo gut ſie es vermochte, und wie es der jedesmalige Zuſtand meines Herzens verlangte. Meine liebſten Gefühle ketteten ſich an die Begriffe, die ich mir von Gott machte; wenig war darin klar, deſto ſtärker wurde mein Inneres davon bewegt, deſto reichern Stoff fand ich zur Unterhaltung mit ihm, deſto inniger konnte ich mich daran ergötzen.

Das war auch alles, was ich wollte. Ich hatte nichts mit Gott auszugleichen, nichts in Beziehung auf ihn zu beobachten. Vor meinem ſechszehnten Jahre iſt mir nicht in den Sinn gekommen, was ich von Gott wußte auf mich anzuwenden, Forderungen an mich daraus herzuleiten, oder Erwartungen daran zu knüpfen.

Vieles wurde mir zwar, ſchon vor dieſer Zeit, beym Religionsunterrichte geſagt, was mich dahin hätte leiten können; aber ich weiß nicht wie es zuging, daß ich nichts davon zu

Herzen nahm, ich verſtand es, ich merkte es mir, ich vertraute es meinem Gedächtniſſe an, aber als eine Sache, die auf mich weiter keine Beziehung habe, womit es genug ſey, daß ſie erlernt werde.

Daſſelbe begegnete mir mit allem, was in der Religion Begriff iſt, oder erſt Begriff werden muß, um auf das Herz zu wirken; es blieb mir fremd, ob mich gleich in mancher Hinſicht dieſer Unterricht intereſſirte.

Ich bin mir nicht bewußt, je die Neugierde in Anſehung des Unſichtbaren und Zukünftigen gehabt zu haben, die man gewöhnlich bey Kindern antrifft, wenn davon frühe zu ihnen geredet wird. Meine Schweſtern, denen die Sache gewiß weniger am Herzen lag, hatten immer etwas zu fragen, wenn ſie der Mutter zuhörten. Ich fragte nie, achtete meiſt kaum auf die Antwort; aber ich dachte mir ſelbſt manches aus, wie es ſich wohl verhalten möchte, und war zufrieden,

wenn mein Herz darin etwas fand, unbekümmert darum, ob es ſich auch wirklich ſo verhalte. Manches mochte ich gar nicht genau wiſſen, um es deſto beſſer zu fühlen. Bey Manchem vertrat das Fühlen die Stelle des Wiſſens, ich merkte nicht, daß ich nicht wußte, ich glaubte zu wiſſen, und es nur nicht ſagen zu können. Was ich dann in mir hatte, das machte mich glücklicher, als in andern Fällen die deutlichſte Einſicht.

Selten habe ich Gott um etwas gebethen; nie anders, als in großer Noth. Ich kann davon keinen Grund angeben, als daß es nicht in der Richtung meiner Seele war, daß es nicht zu dem Verhältniſſe ſtimmte, in welches ich mich zu Gott geſetzt hatte. Ich wollte mit ihm umgehen, er ſollte in mein Herz blicken und alles erfahren, er ſollte ſich mir wieder mittheilen; die Hülfe in einzelnen Fällen ſuchte ich eher allenthalben, als bey ihm; nichts, dem nur ein Schein von Eigennützig-

keit anklebte, durfte meine Empfindungen beflecken. Den großen Abstand zwischen ihm und mir fühlte ich, und hägte tiefe Ehrerbiethung; doch war mir auch seine Nähe gewiß, und ihm immer näher zu kommen, mich immer mehr an ihn zu verlieren, in ihm mein Leben zu führen, das war das Streben meiner Seele, das war mir der Weg zur Seligkeit, das mir das ewige Heil, wovon meine Mutter sprach.

Der Unterhaltung mit ihm waren nicht bloß meine heitersten Stunden geweiht; ich dachte auch an ihn bey allem, was ich vornahm, und was mir begegnete. Ich sagte ihm meine Empfindungen, meine Freuden, meine Verlegenheiten, meine Noth, meine Wünsche und meine Hoffnungen. Weiter ging ich nie, das Uebrige schien sich von selbst zu verstehen; ich hatte das Zutrauen zu Gott, daß er das Beste thun werde, ohne mir dessen deutlich bewußt zu seyn.

Was mir lieb war, und mich froh machte, lenkte vorzüglich mein Gemüth zu Gott, und es machte mir Vergnügen, es auf allerley Weiſe mit ihm in Beziehung zu bringen, und zu ihm davon zu reden. Wenn mich etwas ſchmerzte, ſo ſuchte ich in der Unterhaltung mit ihm mehr Zerſtreuung, als Troſt.

In den Augenblicken aber, wo der Hang zur Schwermuth ſeine Gewalt an mir übte, war wohl meine Beſchäftigung mit dem Unſichtbaren am innigſten; ich fand hier ſo vieles, was den Zuſtand meines Gemüthes nährte und zugleich beſänftigte; meine Seele war trunken von ſüßer Träumerey; ich war ſelig im Schmerze, Traurigkeit und Entzücken, Erdenweh und Himmelswonne floſſen in einander; ich war mir ſelbſt entriſſen. Dieſe Augenblicke gehören zu den köſtlichſten meines Lebens: aber ich bin eben ſo wenig im Stande, ſie zu beſchreiben, als ſie mir

jetzt wieder zu verschaffen. Nur die Erinnerung ist mir geblieben, und wird mir immerfort einen schönen Genuß gewähren.

Sehr lebhaft waren meine Gefühle nicht, aber sie waren innig; sie erhoben meine Seele nicht, aber sie erfüllten sie; sie erschütterten sie nicht, aber sie bewegten sie sanft. Der erste Morgenstrahl der Liebe war es, der, in meiner Seele aufgegangen, erwärmte und hervortrieb, was die Natur angelegt, was die Sorge der Mutter gepflegt hatte. Liebe, wie sie in der Kindheit jedes Weibes erscheint, das von dem Weltverderben noch nicht ist angetastet worden, bestimmte mein Verhältniß zu Gott, beherrschte und bildete alles, was ich für ihn fühlte, und in Beziehung auf ihn wollte; darum begriff ich die Sünde und das Gesetz nicht, darum hatte ich nichts von ihm zu fordern, darum wollte ich immer an ihn denken, und in ihm leben.

Ach, wäre es doch nie anders geworden! ich war ſo glücklich.

* * *

Das iſt die Geſtalt meines Weſens und Lebens bis in mein ſechszehntes Jahr.

Um dieſe Zeit ging eine bedeutende Veränderung in meinem Innern vor, welche ſich zuerſt durch Gleichgültigkeit gegen die Beſchäftigungen, die ſonſt meine liebſten geweſen waren, ankündigte. Es war mir nicht mehr Bedürfniß, mich mit Gott zu unterhalten; ich fühlte ſo gar eine gewiſſe Abneigung dagegen; und wenn ich mich zuweilen über das Sichtbare erheben wollte, ſo koſtete es mir große Anſtrengung, und ich ſank bald wieder zurück. Dagegen waren alle meine Sinne geöffnet; was zu dieſen ſprach, war mir nur allzu verſtändlich, während mir der höhere Trieb des Herzens immer unverſtändlicher wurde.

Jetzt erſt lernte ich das Doppel-Weſen des Menſchen kennen; feindlich trat in mir aus einander, was vorher eins geweſen war, und leider merkte ich das nicht eher, als bis das Schlechtere mich in Beſitz genommen hatte.

Die Welt zog mich unwiderſtehlich an, und gab mir doch ſo wenig; ich fand an Zerſtreuungen Wohlgefallen, ob ſie mich gleich nicht befriedigten; ich ſuchte das Geräuſch, das ich ſonſt ſo wenig liebte, weil ich mir ſelbſt fremd geworden war. Ich konnte mich in den geiſtloſeſten Geſellſchaften bewegen, ich konnte mich mit Menſchen umtreiben, die für das Gemüth keinen einzigen Berührungspunct haben, ich konnte Stunden lang über die gemeinſten Dinge, über Dinge, die mich gar nicht intereſſirten, ſprechen, über das Nichts der großen Welt konnte ich Worte machen, wobey ich weder dachte noch fühlte, und war erträglich unterhalten, wenn nur ein

buntes Allerley an meinen Sinnen vorüber ging, wenn ich nur meiner ſelbſt los — wenn nur die Zeit hingebracht wurde.

In der Stille drangen ſich mir nachher wohl einige Betrachtungen auf, die Mißbehagen an mir ſelbſt erweckten, aber ich vermochte nicht, mich wieder in die frühere Stimmung zu verſetzen. Was ſonſt meine einſamen Stunden angenehm ausgefüllt hatte, ließ mich jetzt kalt, ſie riefen Erinnerungen an eine beßre Zeit zurück, die mir läſtig waren; darum vermied ich, allein zu ſeyn, und gewann dem, wovor mir Anfangs ekelte, Geſchmack ab, weil es mich auf irgend eine Art hinhielt, und mich verhinderte, an mich ſelbſt zu denken.

Die Natur war todt für mich, ich begriff kaum noch, was mich ſonſt an ihr entzückt hatte; nur ſelten fiel ein ſchwacher Schimmer des Lichtes, das ſie einſt umfloß, in mein Auge, aber er wärmte nicht. Einförmig und

reizlos dünkten mich jetzt die Plätze, auf denen mir einst in tausend Gestalten die Freude blühte.

Auch den Menschen verschloß sich mein Sinn. Früher machte ich wenig Unterschied zwischen dem, was andre und was mich betraf; wie konnte ich mich betrüben, wenn jemand etwas fehlte, wie aufmerksam war ich auf Kleinigkeiten, aus welchen jemand etwas Angenehmes oder etwas Unangenehmes erwachsen konnte! wie tief rührte mich menschliches Elend! wie gern entbehrte ich um zu helfen und mit welcher frohen Geschäftigkeit half ich, wenn ich konnte, mit welcher Bewegung klagte ich es dem unsichtbaren Freunde, wenn ich nicht konnte! Jetzt war das nicht mehr so, ich hatte immer für mich selbst etwas einzurichten, worüber ich andre vergaß; ich gewöhnte mich, sie als Wesen zu betrachten, von denen ich Vortheil ziehen könnte. Eine Ergötzlichkeit brachte mir den angreifend-

ſten Jammer, wovon ich Zeuge geweſen war, leicht aus dem Gedächtniß. Wenn ich daran dachte, oder davon ſprach, ſo regte ſich wohl einiges Gefühl in mir, aber nur auf Augenblicke; Schilderungen wirkten noch eher als die eigne Erfahrung. Ich wich dem Unglücke aus, wo es mir begegnete; ich ward ärgerlich, wenn ich ihm nicht ausweichen konnte, und äußerte meinen Unmuth durch finſtere Mienen und heftiges Anfahren, weil es mich in meiner gewöhnlichen Stimmung ſtörte. Wenn es auf das Geben ankam, ſo gab ich wohl, um das Klagen und Bitten, um die widrigen Vorſtellungen von mir zu entfernen; aber mit Verdruß und ohne Theilnahme.

Dieſer ward ich immer unfähiger; es war etwas zwiſchen mir und den Menſchen, das mich hinderte, in ihren Zuſtand einzugehen; ich vermochte nicht einmal mir denſelben zu vergegenwärtigen; ſelbſt an dem, was Menſchen, die ich liebte, zuſtieß, nahm ich wenig

aig Antheil. Meiner kranken Schweſter zu warten, verurſachte mir viel Beſchwerden; ich that, was man von mir forderte, aber das Herzliche, Willige, die Liebe fehlte, und mit ihr dasjenige, wodurch leidenden Menſchen unſer Beyſtand ſo erquickend wird. Mein Herz war nicht bloß kalt, es fing auch an hart zu werden.

Was ſonſt Frohſinn in mir geweſen war, wurde jetzt Leichtſinn; die Innigkeit, das geſetzte, beſonnene Weſen, die ruhige Klarheit des Bewußtſeyns waren unter den Welteindrücken ganz verſchwunden; dieſe beſtimmten mich, riſſen mich fort, und ich liebte es, mich beſtimmen und fortreißen zu laſſen. Das Ueberlegen fand ich von Tag zu Tage unbequemer. Nichts Ernſthaftes mochte in meiner Seele haften; ich handelte, wie es mir einfiel; ich beging Eine Unbeſonnenheit nach der andern, ſelbſt ſolche, die mich härtern Urtheilen bloß ſtellten, als ich verdient.

Wie war es auch anders möglich, da das von mir gewichen war, was dem Leben seine Haltung gibt? Ich war zu allem zu bewegen, was nicht gegen die Empfindungen stritt, die sich mir am tiefsten eingeprägt hatten. In manchen Fehler, der an sich meinem Herzen fremd war, gerieth ich bloß, weil ich mich so leicht leiten ließ. Manches Wort ging aus meinem Munde, was man von mir nicht gehört haben würde, wenn ich vorher mit mir selbst zu Rathe gegangen wäre. Ich trieb mit, was andre trieben, äußerte mich unanständig über Dinge, die mir ehrwürdig seyn sollten, tadelte und beleidigte Menschen, und wußte selbst nicht was ich that.

Man sagte mir Schmeichelhaftes über meine Gestalt, über mein Benehmen, über meinen Verstand; ich glaubte, daß ich gefallen könne, und legte es jetzt darauf an.

Ach, kein Mädchen sollte sich gegen den verführerischen Reitz der Eitelkeit gesichert wähnen.

Die Schwäche unſers Herzens macht es nöthig, daß wir uns an etwas Aeußerlichem halten, welches uns die Richtigkeit unſrer Einſicht, die Wahrheit unſers Werthes verbürge, uns vor Verirrungen bewahre, und uns in der Bildung zum Vortrefflichſten unterſtütze. Wir finden dieſes in dem Urtheile der Welt, über welches wir uns nicht ohne Selbſtverletzung hinwegſetzen können. Die Rückſicht auf daſſelbe wird uns wohlthätig, ſo lange es das Urtheil der Weiſern und Beſſern iſt, ſo lange wir es dabey nicht an redlicher Prüfung fehlen laſſen, ſo lange das eigne Bewußtſeyn nicht ſeine höhern Rechte verliert, und ſo lange wir den Beyfall der Welt nicht zu hoch anſchlagen. Aber wie oft lobt die Welt an uns, was ſie nicht loben ſollte, wie oft lobt ſie uns unverſchämt, wo wir kaum Billigung verdienen, wie oft lobt ſie das Unbedeutendſte, das Gehaltloſeſte am meiſten, während ſie, was uns wirk-

lich zur Ehre gereicht, kaum der Aufmerkſamkeit würdigt? und wie ſchwer iſt es da, die nöthige Unbefangenheit zu erhalten, das Wahre und Falſche in ihren Lobſprüchen zu unterſcheiden, die Aufwallungen des Selbſtgefühles zu mäßigen! wie leicht bethört uns da die Eigenliebe, wie leicht wird da das geſunde Urtheil beſtochen, wie leicht bildet man ſich ein, das zu beſitzen, was die Menſchen uns vorlügen, wie leicht kommt man dahin, daß man, wenig bekümmert um das an ſich Gute und Liebenswürdige, nur nach dem ſtrebt, was Beyfall erwirbt, wenn man, einmal in das zerſtreute Leben verſtrickt, die Vortheile gewahr wird, welche der Beyfall verſchafft, wenn man das Angenehme, ſich gehoben zu ſehen, einmal gefühlt hat!

Das war, leider! auch mein Fall. So wenig ich zur Eitelkeit Anlage hatte; ſie ſchlich ſich doch in mein Herz, die Welt drang ſie mir auf, was ihr früher entgegen arbeitete,

war jetzt zu ſchwach, und was einer beſſern Entwickelung werth war, was früher eine beſſre Richtung genommen, wurde ihr Opfer und förderte ſie.

Ich dünkte mich etwas auf Eigenſchaften, von denen mir nicht viel mehr als der Schein übrig geblieben war; ich ſuchte durch Dinge zu glänzen, die ich in der That geringſchätzen mußte; ich liebte andre — nicht mehr um ihrer ſelbſt, ſondern um der Auszeichnung willen, wozu ſie mir verhalfen, und bemühte mich um dieſelben nur in ſo fern, als ich mir dieſe davon verſprechen konnte. Ich ſchmückte mich nicht mehr für mich, ſondern für die Welt; das Reinliche und Nette mußte dem Schimmernden, Koſtbaren und Modiſchen Platz machen. Ich wollte Verſtand zeigen, und wurde pedantiſch, altklug, vorwitzig und unerträglich; ich kritiſirte und moraliſirte, und verfiel in das Abgeſchmackte, wo ich meine beſte Weisheit zur Schau trug. Ich

wollte für gebildet gelten, und ſprach unverſtandene Worte nach, empfindelte und raiſonnirte nach Gelegenheit, und beging Eine Albernheit nach der andern. Ich wollte Grazie haben, und künſtelte an meiner Sprache, an meinen Bewegungen, an meinen Stellungen, ich liſpelte, zirpte, ſchmachtete, zierte mich, maß genau ab, grimaſſirte — und in allem war erſtaunlich viel Ungeſchick. Bloß den Reſten meiner geſunden Natur habe ich es zu verdanken, daß es darin nicht ſo weit mit mir kam, wie mit manchen andern.

Indeß vermochten ſie doch nicht, zu verhüthen, daß die Unwahrheit in der Art mich darzuſtellen tiefer in meinen Charakter eindrang. Ich lernte mich verſtellen, Geſinnungen vorſpiegeln, die ich nicht hatte, Gedanken äußern, von denen ich nicht überzeugt war, Verſicherungen von mir geben, bey denen ich nichts fühlte. Doch von jener bösartigen Falſchheit, die unter dem Scheine

des Wohlwollens zu ſchaden ſucht, mit äußrer Freundlichkeit die geheime unfreundliche Abſicht bedeckt, iſt mein Herz frey geblieben. Auch kann ich bezeugen, daß ich es mit niemand böſe gemeynt, daß ich niemand vorſätzlich wehe gethan, daß ich niemand meinem Vortheile aufgeopfert habe.

Wollte Gott, ich könnte auch ſagen, ich habe niemand Böſes nachgeredet, über niemand ungerecht geurtheilt, keines Menſchen Fehler und Schwächen mit einigem Wohlgefallen an das Licht gezogen! Aber ich vermag nicht zu läugnen, daß ich es zuweilen gerne hörte, wenn von andern etwas, wobey ſie nicht von der beſten Seite erſchienen, erzählt, wenn auf kleine Mängel und Uebereilungen hingedeutet, wenn ihre guten Eigenſchaften ein wenig in den Schatten geſtellt, wenn ihr Benehmen nicht zum Günſtigſten ausgelegt wurde. Ich that auch wohl das Meinige in ſcharfen Bemerkungen, in ſchlim-

men Vermuthungen, in bedenklichem Schweigen und in Entschuldigungen, die das Uebel ärger machten, hinzu, ich entschied unbedachtsam lieblos, der Tadel war mir geläufiger, als das Lob, ob ich mir gleich nicht vorwerfen kann, von jemand etwas verbreitet, oder über jemand etwas gesagt zu haben, was seinen Charakter herabsetzte; Verläumdungen und Lästerungen sind nie in meinen Sinn, geschweige über meine Lippen gekommen. Das Beyspiel riß mich, in meinem Leichtsinne, dahin; ich fand an einer Beschäftigung Gefallen, die in die langweiligsten Gesellschaften einiges Leben bringt, und das Herz von so vielen Seiten anregt. Doch muß ich auch gestehen, daß die Eitelkeit mit im Spiele — daß es mir angenehm war, durch die Verkleinerung andrer, mich selbst zu heben, daß die Vorzüge andrer Mißvergnügen bey mir weckten, daß die gute Meynung, die man von ihnen hägte, mir im Wege stand, daß

ich davon Nachtheile für mich befürchtete, daß mir ihre Fehler eine Art von Beruhigung über die meinigen gaben, daß es mir Herzenserleichterung gewährte, wenn ich das Schlimme, was ich von ihnen wußte oder dachte, sagen konnte. Dabey fiel mir der Schade, den ich ihnen zufügte, nicht ein; ich hielt das nicht für etwas so gar Arges, wie es wohl den Meisten unsers Geschlechtes ergeht; ich verband auch einige Schonung damit, und war besorgt, daß man es nicht allzu übel aufnahm.

Die frühere Weichheit meines Herzens wurde, bey diesem Verfalle desselben, eine Quelle neuer Fehler. In manchen Stücken hatte man mir zu viel nachgesehen, und ich bildete mir ein, diese Behandlung fordern zu können; ich wollte meinen Willen haben, und wurde ungehalten, wenn man mich daran hinderte. In andern war man mich zu hart angegangen, und der Gram darüber ging

endlich in Unmuth, in Mißtrauen und Bitterkeit über; ich befestigte mich um so mehr in meinem Selbst, je mehr ich mich von Menschen angefeindet — je mehr ich bey ihnen Uebelwollen zu entdecken glaubte, je weniger sie geneigt waren, meine Art zu denken und zu handeln zu respectiren.

Wenn ich sonst still über mich selbst trauerte, wo man mir unfreundlich begegnete, so ereiferte ich mich jetzt über die Begegnung, und setzte mich immer mehr mit den Menschen in Widerspruch. Was man mir sonst als Eigensinn und Trotz, mit Unrecht, ausgelegt hatte, wurde es nun wirklich. Ich bestand oft um so fester auf einer Sache, je unvernünftiger sie war, und je weniger ich mir selbst Gründe dafür angeben konnte. Man mußte mir unvermerkt nahe legen, wozu man mich bewegen wollte; was mir ausdrücklich befohlen wurde, mochte ich eben deßwegen nicht leisten. Rathschläge, die man mir gab,

hörte ich an — und that was mir beliebte; wer ſich mir zum Rathgeber aufdringen wollte, durfte nur für immer auf meine Abneigung rechnen. Ich vollbrachte viel lieber das Beſchwerliche, worauf ich von ſelbſt kam, als das Leichte, worum man mich bat.

Ein hartes, beleidigendes Wort brachte mich im höchſten Grade auf. Tage lang trug ich das heimliche Grollen mit mir herum; oft vergaß es ſich dann, nur mußte man nicht weiter von der Sache ſprechen; oft aber mußte ich durch eine Freundlichkeit gewonnen werden, die an meiner Kälte ſchwere Proben zu beſtehen hatte, und dann konnte ich nicht unterlaſſen, ſelbſt über den Vorfall zu reden, und mein Recht weitläufig zu entwickeln.

Bey dem allem war öftere üble Laune unvermeidlich. Unzufrieden, grämlich, reizbar, geneigt zum Aerger, verdroſſen, konnte ich mich in nichts fügen, war ich zu nichts aufgelegt, beklagte ich mich über alles, und

zeigte oft eine Heftigkeit, die das gerade Gegentheil meiner frühern sanften Gemüthsart war.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß die Zeit, in der sich diese Veränderung mit mir zutrug, für unser Geschlecht eine sehr bedenkliche ist. Viele Mädchen nehmen da eine Stimmung an, in der man ihre ursprüngliche Natur nicht wieder erkennt; in vielen Mädchen von dem besten Herzen nistet sich da etwas ein, was der Grund ihres völligen Verderbens ist. Kälte, Herzensleere, Hang sich zu langweilen, und sich den gemeinsten Zerstreuungen zu überlassen, erzeugen, nächst den Fehlern, die sie in mir hervorbrachten, noch tausend andre, wie das Naturell die Empfänglichkeit dafür bestimmt.

Woher diese Erscheinung? Etwa daher, daß um diese Zeit das Bedürfniß, sich anzuschließen und mitzutheilen eine vorzügliche

Stärke erlangt, während es gerade hier so selten und so schwer Befriedigung findet? oder daher, daß jetzt Wünsche und Neigungen erwachen, die dem innern Leben eine neue Gestalt geben müssen, deren Beschaffenheit aber größten Theils von Umständen und Eindrücken, welche öfter nachtheilig als vortheilhaft sind, abhängt? oder daher, daß die Seele jetzt mehr in die Sinne zieht, die von allen Seiten erregt und genährt werden? oder daher, daß die Welt jetzt aus den Nebeln, die sie bisher bedeckten, ans Licht tritt, um in allen ihren Reitzen, mit allen ihren Reichthümern und Verheißungen der trunkenen Seele zu erscheinen, die, noch unbekannt mit ihren Mängeln, Täuschungen und Leiden, den Nachschimmer der Jugend und die Beleuchtung einer heitern Phantasie über sie verbreitet, worin sie jeder Lust des Herzens schmeichelt, daß die dunkeln Ahnungen, die süßen Träume sich nach und nach zu deut-

lichen Vorstellungen entfalten? oder endlich daher, daß man jetzt anfängt, Absichten zu haben, und Absichten nachzugehen, die das, in seiner Unbefangenheit, selige Herz umwölken, die das freye, hingegebene Gemüth umstricken, fesseln, beengen, zu allerley Mühe und Sorge führen, und Kunst an die Stelle der Natur setzen? Ich wage nicht zu entscheiden; die Erfahrung ist unläugbar, und ich wünschte, daß man ihr mehr Aufmerksamkeit und Beherzigung schenken möchte.

* * *

Meine Verirrungen waren groß; wer bloß auf das Aeußere meines Lebens sah, mußte sagen, ich sey nicht mehr ich selbst. Viel Böses war an und in mir, und zu vielem andern waren die Keime vorhanden; selbst mein Inneres hatte eine beträchtliche Veränderung erlitten. Indeß war der Grund meines Herzens noch nicht verdorben; wer bis

auf dieſen ſchaute, konnte in den Entſtellungen die urſprünglichen Züge meines Weſens noch erkennen. Ich hatte Gott nicht verloren; es ſtand nur etwas zwiſchen mir und ihm, was ihn mir verbarg, was mich hinderte, mich ihm zu nahen — das war mein froſtiges Weltweſen, die Vereitlung meiner Seele. Es gab noch der Uebertretungen genug, welche mir, bey dem ſtärkſten Reitze, unmöglich geweſen ſeyn würden, die ich wirklich vermied, weil ſie wider mein Herz waren; aber die feineren Regungen des Gefühles waren ausgelöſcht. Ich liebte das Gute noch, aber nicht innig genug, der Sinn für daſſelbe hatte ſeine Schärfe eingebüßt. Der beßre Geiſt war nicht von mir gewichen; aber er herrſchte nicht mehr in mir, er war nicht mehr mein Führer, ich vernahm ihn nicht oft, und wenn ich ihn vernahm, verſtand ich ihn ſelten.

Auf dieſem Wege konnte ich nicht fortge-

hen, ohne mir ganz untreu zu werden, und das Heil meines Lebens zu verscherzen.

Das fühlte ich dunkel. Die feindliche Trennung meines Wesens kündigte sich in Mißgefühlen, Selbstanklagen, Verwirrungen und Beängstigungen an, wenn ich mir Zeit und Ruhe ließ, zu mir selbst zu kommen. Mein Zustand war sehr peinlich, aber eben deßwegen vermied ich, auf denselben zu reflectiren; ich hätte das nicht vermocht ohne die schmerzlichsten Empfindungen, die ich scheute. Ich wollte mich nicht über ihn aufklären, weil ich besorgte, Entdeckungen zu machen, die noch verdrießlicher wären, als was ich schon wußte. Ich floh vor meinem Bilde, ich floh vor allem, was daran erinnerte, und hielt es für ein Glück, daß meine Zerstreuungen mich gewöhnlich in dem Augenblicke dahin rissen, wo ich mich meiner selbst nicht mehr erwehren konnte.

So waren zwey Jahre vergangen, als mir der Tod meine Mutter nahm; ſie ſtarb nach ſechsmonatlichen unſäglichen Leiden. Dieſe hatten mich genöthigt, mich der Welt etwas zu entziehen, mein Herz war wieder weicher geworden, ich empfing tiefere Eindrücke, aber weiter kam es auch nicht. Der Schmerz und der Beyſtand waren es allein, was meinen beſſern Theil in Anſpruch nahm.

Ueber ihren Tod betrübte ich mich innig; ich wurde gewahr, was ich an ihr verloren, wie viel Urſache ich gehabt hatte, ſie zu lieben. Anfangs wirkte das nicht mehr, als eine ſtille Traurigkeit, in der ich ſo ganz Gefühl war, daß ich meinen Zuſtand darüber vergaß. Dabey war zwar der Vortheil, daß die Bilder, durch welche die Welt in mir lebte, ſich verdunkelten, daß die Forderungen der Eitelkeit einige Zeit ſchwiegen, daß ein gewiſſer Ernſt meinen Leichtſinn mäßigte, daß ich mich weniger heftig — und meine Stim-

mung ſich weniger dem Wechſel unterworfen zeigte; doch würde das nur für einige Zeit geweſen ſeyn, und wenig an mir geändert haben, wenn ich hier wäre ſtehen geblieben.

Die Vorſehung hatte beſchloſſen, durch dieſen Vorfall meine Rettung zu bereiten. Wie der Schmerz ſich beſänftigte, ging meine Seele unvermerkt zum Nachdenken über; wogegen ich mich ſonſt immer geſträubt hatte, dazu ward ich jetzt ſanft geleitet.

Meine Mutter hatte in den letzten Jahren einer großen Seelenruhe genoſſen, ihre trüben Anſichten von den höhern Angelegenheiten des Menſchen hatten ſich gelichtet, das Bekümmerte und Gedrückte ihres Gemüthes hatte einem freyen, aufgerichteten Weſen Platz gemacht, ihre Andachtsübungen waren heitrer geworden; wozu wohl die Erfahrungen, die ſie von den Wirkungen der Religion an ſich ſelbſt machte, das Meiſte beygetragen.

Ich habe mehrere Menſchen gekannt, bey

denen religiöſe Vorſtellungsarten, verbunden mit der natürlichen Dispoſition ihrer Seele, Beengtheit und Niedergeſchlagenheit hervor gebracht hatten, und immer gefunden, daß ihr Herz ſich froher ſtimmte, und ihren Meynungen eine gewiſſe Milde gab, die freylich der Beſchaffenheit derſelben widerſprach — was ihnen glücklicher Weiſe nicht bewußt wurde — ſo bald die Religion in das Einzelne ihres Lebens eingriff, und ſich auf das, was ihnen begegnete, was ſie dachten, was ſie thaten anwendete. Nur ſo lange, als ein verſtimmtes Gefühl oder der falſche Begriff an ihr Gewalt üben, kann ihr freudiger Geiſt verkannt werden; er tritt aber ſiegend hervor, wenn ſie aus ſich ſelbſt heraus, ohne anderweitigen Einfluß, ſo wirkt, wie ſie im Innerſten des Menſchen begründet iſt; und das iſt da gewiß der Fall, wo man mit Gemüth lebt, wo das Leben ſelbſt ſich eine innige Gemeinſchaft mit dem Gemüthe ausge-

mittelt hat, und ſolcher Geſtalt ſeine wahren Bedürfniſſe vernommen werden.

Die Gelaſſenheit, womit meine Mutter die größten Schmerzen ausſtand, war bewundernswürdig; ſelten habe ich ſie klagen — nie ſich beklagen hören. Ihre Leiden waren ihr Prüfungen Gottes, deſſen Rathe ſie ſich willig unterwarf; ſie hoffte zuverſichtlich, den Segen davon zu erfahren; auf Gott war ihr Blick unabläſſig gerichtet. Am meiſten aber half ihr die gute Verfaſſung ihres Gemüthes, das Ungemach ertragen. Mit hoher Freudigkeit ſprach ſie oft von ihrem Glauben und von ihren Erwartungen. Innig mit ihrem Gott beſchäftigt bis zum letzten Augenblicke, von Himmelsgefühlen verklärt, ſtarb ſie, wie man ermüdet in den Schlaf ſinkt.

Das Bild, das davon in mir zurück blieb, und immer in mir bleiben wird, beſchäftigte meine Betrachtung, nachdem ich mich etwas geſammelt hatte. Dabey fiel mir mein Zu-

ſtand wieder ein, und ich konnte nicht unterlaſſen, Vergleichungen anzuſtellen, die mir mein Elend ganz zu erkennen gaben, die mir deutlich zeigten, wie viel ich durch meine Entfernung von Gott eingebüßt hatte.

Die Vorſtellung des Todes war ſeit meiner Kindheit nie recht lebhaft in mir geworden, ich hatte ſie von mir geſtoßen, als eine Sache, womit es noch Zeit wäre; eigentlich hatte ich auch noch keinen tiefen Eindruck davon bekommen. Dieſen gab mir der Tod meiner Mutter, und weckte mich dadurch zu Ueberlegungen, die ich längſt hätte anſtellen ſollen. Ich beſann mich auf die Welt, und was mich darin anzog, und fand, daß manche Dinge mehr Beherzigung verdienen, als ich ihnen ſchenkte, viele die Bedeutung nicht haben, die unſre Eigenliebe und Verblendung ihnen leihen. Ich lernte das Leben würdigen und das Eitle der Eitelkeit einſehen.

So begriff ich denn wohl, daß es anders

mit mir werden könne — werden müsse; aber das war noch nichts Entschiedenes, Festes; ich fühlte, wünschte, verlangte, aber ich wollte nicht. In den Tiefen meines Herzens lag noch etwas, das mich hinderte zu wollen, das in mir einen geheimen Kampf verursachte, welcher eine Zersplitterung meines Wesens zur Folge hatte, die meine Verwirrung auf das Höchste trieb. Ohne Hülfe war es nicht möglich, hier einen Ausweg zu finden.

In unserm Hause lebte seit vielen Jahren, unter dem Nahmen Woldemar, ein Mann von mittlern Jahren, gesetztem Charakter, vieler Erfahrung, reifer Menschenkenntniß und feinen Sitten. Das Leben hatte ihn, in den verschiedensten Verhältnissen und durch die verschiedensten Ereignisse, gebildet. Durch vielfaches Mißgeschick war seinem Aeußern ein Ernst aufgedrückt worden, der

nahe an das Finstre gränzte, mit dem jedoch sein Herz nichts zu schaffen hatte. Man würde ihn für kalt und verschlossen haben halten müssen, wenn nicht ein Schimmer von Freundlichkeit, der die wahre Beschaffenheit seines Innern nicht verkennen ließ, über diesen Ernst wäre verbreitet gewesen, und ihn zuweilen ganz erheitert hätte. Sein Gemüth war in sich gekehrt, aber es reichte hoch und umfaßte viel. Seine nicht günstige Meynung von den Menschen stimmte ihn zum Mitleiden mit ihrer Schwäche; und so übel ihm auch war mitgespielt worden, es war doch keine Bitterkeit — nur sanfte Trauer in seiner Seele. Er trug sich nicht entgegen; aber er zog unwiderstehlich an, indem er ein Gefühl einflößte, das Achtung und Liebe zugleich war. Wer ihn kannte, war ihm von Herzen zugethan, und vertraute ihm unbedingt.

Woldemar besorgte die Erziehung mei-

ner jüngern Geſchwiſter, und auch ich war unter ſeiner Leitung aufgewachſen.

Mir war er, in meiner Kindheit, beſonders zugethan; auf meine Bildung wendete er vorzüglichen Fleiß, und ſchien ſich darin glücklich zu fühlen. An ſeiner Hand durchwandelte ich Felder und Fluren, und dann lehrte er mich immer etwas, was das Gemüth in mir nährte, was mit Sorgfalt verwahrt und verarbeitet wurde. Dabey wußte er meinem Sinne für das Unſichtbare die rechte Pflege zu geben.

Ich beſaß eine unbegränzte Anhänglichkeit an ihn, und ſagte ihm alles. Indeß war er mir, in der Zeit meiner Verirrungen, wie ſo vieles, gleichgültig geworden. Seine Unterhaltung kam mir langweilig vor, ſeine Gegenwart weckte in mir Erinnerungen, die mir unangenehm waren. Ich vermied ihn, wo ich konnte, ohne daß es, meiner Meynung nach, auffiel; und wo ich nicht konnte,

heuchelte ich das vorige Weſen, ſo gut es mir gelingen wollte. Aber es gelang, aller aufgewendeten Mühe ungeachtet, nicht ſonderlich; der Zwang war nicht zu verbergen; ihn betrog ich auf keinen Fall. Auch er zog ſich zurück, was mir eben nicht ungelegen war; doch hatte er mich nicht aufgegeben. Oft ruhte wehmuthsvoll ſein Blick auf mir, und ſetzte mich in große Verlegenheit. Zuweilen warf er etwas in meine Seele, was ſeine Wirkung nicht verfehlte. Ich verſtand ihn, aber das entfernte mich deſto mehr von ihm. Die Scheu, welche ich vor ihm hatte, ging endlich in eine Empfindung über, die ich nicht beſchreiben kann, es war eine Art von Haß, mit Hochſchätzung und Furcht vermiſcht, und durch dieſe motivirt.

Was jetzt in meinem Innern ſich bewegte, entging ihm nicht; es ſchien ihm auch nicht unerwartet zu kommen. Er näherte ſich mir

unmerklich, mit aller, dem feinen Manne eignen Delicateſſe; zufällige Umſtände führten uns zuſammen, unbedeutende Angelegenheiten wurden beſprochen, mein Zuſtand gar nicht berührt, ich hatte das Herz nicht, ihn zur Sprache zu bringen. Er kannte ihn aber beſſer als ich ſelbſt, und wußte nicht ſelten in die gleichgültigſte Unterredung etwas einfließen zu laſſen, was für mich heilſame Arzney wurde, ohne daß ich das Abſichtliche darin wahrnahm; er wußte Gedanken und Empfindungen hervorzurufen, kleine Ereigniſſe zu veranſtalten, die das Beßre, was in mir erwacht war, ſtärkten, die aus dem Schwanken, worin ich mich befand, dasjenige heraushoben, was in mir feſt werden mußte, und die gute Richtung meiner Seele endlich entſchieden.

Ich fand wieder einiges Wohlgefallen in der Beſchäftigung mit Gott, und wünſchte ſehnlichſt, daß dieſes Wohlgefallen nicht durch

ſo manche ungünſtige Stimmung beſchränkt werden möchte. Ich ſuchte das vorige Verhältniß wieder anzuknüpfen, aber es wollte nicht gelingen; ich fühlte zu ſehr, daß es unterbrochen geweſen war, daß ſich Fremdartiges bey mir eingeniſtet hatte. Unter dem Vorwande, mich über den Tod meiner Mutter zu beruhigen, lenkte Woldemar das Geſpräch auf religiöſe Gegenſtände, und gab ihm dann leicht Wendungen, die meinem Zuſtande angemeſſen waren; ſeine Worte griffen ein, ſie erwärmten mich, was meine Betrachtungen ſelten vermochten. Doch ward ich bald inne, daß es das Alte nicht wieder werden könne.

Ich entſchloß mich endlich, mich Woldemarn ganz zu entdecken. Er kam mir liebreich entgegen, er ermunterte mich, Muth zu faſſen, und ertheilte mir Winke, die eben ſo ſehr geeignet waren, dieſen Muth zu beleben,

als meine Bemühungen zu leiten, indem sie mich über das Wesen der Sache, die mich jetzt bekümmerte, und die ich bisher nur durch meine Gefühle kannte, aufklärten, und mir zum weitern Nachdenken behülflich waren.

Die Religion meiner Kindheit, sagte er, sey allein Betrachtung, Stimmung und Gesinnung gewesen, und habe nichts andres seyn können. In diesen bestehe freylich das Wesen der Religion, und es sey die höchste Stufe der religiösen Bildung, daß sie durch dieselben das Gemüth beherrsche, durchdringe und heilige, zur Seligkeit in Gott. Aber bey dem, in so vieler Hinsicht eingeschränkten und gebrechlichen, Menschen kündigen sich, mit dem Fortschritte seiner Entwickelung, Bedürfnisse an, deren Befriedigung er von der Religion erwarten — und von ihr wirklich empfangen müsse, um sich zu jener Stufe erheben zu können. Daraus entstehen Beziehungen der Religion zum Menschen, die man

von dem Weſen derſelben nicht trennen dürfe, wenn man zu ihrem vollen Beſitze gelangen wolle. Die Unſchuld kenne dieſe Bedürfniſſe noch nicht; deßwegen könne die Religion bey ihr nicht mehr ſeyn, als ein Hinwenden des Herzens zu Gott, und man bemühe ſich vergebens, ein Verhältniß wieder herzuſtellen, was mit der Zeit von ſelbſt eine andere Geſtalt gewinne. Für den erwachſenen Menſchen, beſonders nach den Verirrungen, von denen keiner frey bleibe, gebe es keinen andern Weg zum ungetheilten und ſeligen Leben mit Gott, als den, daß man jene Bedürfniſſe erforſche, die Beziehung der Religion auf dieſelben ausmittle, und nach den Forderungen, die daraus hervorgehen, ſich unabläſſig bearbeite. Unter jenen Bedürfniſſen ſey das der Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, die durch Reinigung und Veredlung aller Neigungen bewirkt werde, das vornehmſte, das die andern alle in ſich ſchließe, und dieſes

ſpreche ſich am ſtärkſten und deutlichſten durch das Gewiſſen aus. Man begreife erſt dann die Religion ganz — und das, was uns in ihr am meiſten beſchäftigen ſolle, wenn man ſie durch das Gewiſſen und in ihrem Verhältniſſe zu dem Gewiſſen und zu den edlern Grundtrieben ſeiner Natur erkannt habe. Vor allen Dingen müſſe ich daher mich ſelbſt zu verſtehen ſuchen, das Eine, was Noth iſt, in meinem Herzen ſelbſt entdecken, wobey mir die gegenwärtige Verfaſſung meiner Seele ſehr zu Statten kommen würde. Zudem empfahl er mir das Leſen des neuen Teſtamentes, vorzüglich der Evangelien und einiger andern religiöſen Schriften, die er mir mittheilte.

In der That war mir dieſe Seite der Religion bisher dunkel geblieben. Ich habe ſchon geſagt, daß ich in dem Unterrichte über dieſelbe zwar viel davon gehört, aber es nicht beherzigt hatte. Die Aufgabe war ſchwer;

indeß ging ich mit großem Intereſſe daran, und die Bücher leiſteten mir gute Dienſte. Es herrſchte nicht einerley Geiſt in denſelben, und bald häufte ſich in meinem Kopfe ein Chaos von Begriffen, in welche es Mühe koſtete, Licht und Ordnung zu bringen. Ich befragte fleißig mein Herz, und es gelang, mich zu orientiren. Die einfachen, klaren Ideen des Evangeliums ſprachen in gleichem Maße meinen Verſtand und mein Gemüth an, und beſtimmten das Reſultat meines Nachdenkens, das ich hier mittheile, weil es bey allen meinen fernern Beſtrebungen zum Grunde lag.

Sinn für Gott, gemüthvolle Anerkennung Gottes in allem, wodurch er ſich offenbart, Verehrung Gottes, Liebe zu Gott, Ergebung an Gott iſt die echte Religion des Menſchen; ſie äußert ſich in der freudigen Beſchäftigung mit ihm, woraus die ſelige Gemeinſchaft des Herzens entſpringt.

Dazu ſind die Anlagen in jedem vorhanden, ſtärker oder ſchwächer, nach der natürlichen Diſpoſition und der ſittlichen Beſchaffenheit des Gemüthes; in dem Verwilderten ſind ſie unterdrückt, in dem Verwahrloſten nur unvollkommen entwickelt. Der richtig geſtimmte Menſch empfindet immer etwas davon, wo darauf hingewirkt wird, ſo bald er eine Vorſtellung von Gott hat; ſelbſt ehe er eine Vorſtellung von ihm hat, erzeugt das Gefühl Ahnen Gottes, Hinſehnen nach Gott, den dunkeln Glauben des Herzens, der den Glauben des Verſtandes beſeelen muß.

Aber das Gefühl iſt noch nicht Religion; es wird erſt Religion, wenn es ſich zur Geſinnung befeſtigt.

Gott offenbart ſich in der Natur, in den Ereigniſſen der Welt, im Leben der Menſchen; allenthalben weht der Odem des Herrn, jedes Schöne, Große, Gute zeugt von ihm, iſt Ausdruck ſeines Weſens, Spur ſeines Lebens.

Aber

Aber auch das Gewiſſen iſt Stimme Gottes, und die Religion läßt durch daſſelbe ernſte Forderungen an den Menſchen ergehen; es gibt Pflichten, die durch ſie geheiligt ſind. Sie iſt alſo nicht bloß Zuſtand des Herzens, ſondern zugleich etwas Thätiges, eigenthümliche Geſtalt des Gemüthes und der Handlungsweiſe.

Das Gewiſſen verkündigt ein Geſetz der Religion, durch deſſen Befolgung ſich der Sinn für Gott, die Anerkennung Gottes, die Verehrung Gottes, die Liebe zu Gott, die Ergebung an Gott bewähren ſoll. Hat der Menſch erſt des Gewiſſens Spruch vernommen, dann kann er nicht anders mit Gott in Gemeinſchaft treten, als durch ein Gott gefälliges Leben.

Nur der kindlichen Unſchuld iſt ein bloßer Umgang des Herzens mit Gott möglich; weil ihr das Gewiſſen noch nicht deutlich gewor-

den, weil ſie ſeine Beziehung auf Gott noch nicht kennt.

Aus dem Gewiſſen geht hervor die Aufgabe der ſittlichen Veredlung, der Bildung aller Neigungen zur Uebereinſtimmung mit dem Gewiſſen, der Bildung zur Tugend, welche die höchſte Angelegenheit des religiöſen Menſchen iſt. Von der Religion läßt ſich das ernſte Streben ſo wenig als das gewiſſenhafte Handeln trennen.

Tugendhaft wird man nicht von ſelbſt, auch nicht auf der Stelle, dadurch, daß man es will; allein durch unermüdete Selbſtbearbeitung kann man es werden. Auch für denjenigen, der nie übertreten hätte, würde die Religion die Aufgabe der ſittlichen Veredlung haben: denn Tugend iſt mehr, als Rechtſchaffenheit, ſie iſt Liebe zum Guten, die den ganzen Menſchen durchdringt und beſeelt, die ihn für alles Gute begeiſtert, die ihn dem Guten weiht, ſie iſt Leben des Guten im

Gemüthe, Trieb und Bedürfniß des Guten, Freudigkeit in der Uebung deſſelben; dahin ſind auch die Forderungen des Gewiſſens gerichtet. Noch wichtiger und umfaſſender wird die Aufgabe der ſittlichen Veredlung für den ſündhaften Menſchen; ſeine Verirrungen, ſeine böſen Herzenseigenſchaften ſcheiden ihn von Gott; Beßrung und Heiligung müſſen ihn mit Gott wieder verſöhnen, ohne das Ringen darnach kann er keine Religion haben.

Die Religion des Evangeliums dringt mit vorzüglichem Ernſte auf die Ablegung alles ſündigen Weſens, auf Kampf gegen das Böſe, auf Unterdrückung des Unordentlichen und Verkehrten in den menſchlichen Begierden, auf unabläſſiges Trachten nach höherer Vollkommenheit. Mit ihr verträgt es ſich am wenigſten, die Gottſeligkeit auf müßiges Beſchauen, auf innige Rührungen, auf ſüße Herzensgefühle, auf bloße Beſchäftigung der Einbildungskraft zu beſchränken.

Sie enthält aber auch Anleitung zu dem, was sie verlangt, Kräfte und Hülfsmittel; sie beruhigt das Gemüth über seine Bekümmernisse, und über sein Mißverhältniß zu Gott, daß es frey und fröhlich für sein Heil sorgen könne.

Das Eigenthümliche, was die Religion des Evangeliums von der Religion der Vernunft unterscheidet, ist die Geschichte der Anstalten Gottes zu Veredlung der Menschheit. Gott erscheint in ihr als das Wesen, dem der Mensch ähnlich werden soll; Jesus als der Mittler zwischen Gott und der Menschheit, als der Menschlich-Göttliche, durch den man zu Gott kommt, dessen ganzes Bemühen darauf gerichtet war, die Menschheit zu Gott zu führen, das Einverständniß zwischen der Erde und dem Himmel wieder herzustellen, und jene zu einem Uebungsplatze für diesen zu weihen.

Liebe, des Glaubens Frucht, Liebe zu

Gott, Liebe zu Jesus, Liebe zu den Menschen soll die Seele der christlichen Tugend, das Band der Vereinigung mit Gott seyn. Wenn die Tugend ganz Liebe geworden ist, und in dieser Gestalt alle Neigungen des Herzens in sich aufgenommen, nach sich gestaltet hat, dann ist der Mensch reif zum völligen Leben in Gott — seine Liebe ist dieses Leben — die echte Gottseligkeit.

Allen Anlagen und Kräften unsrer Natur wohnt der Trieb bey, sich zu erhöhen, zu erweitern und zu stärken; und da dasjenige, was von dem Schöpfer selbst herrührt, was die Menschheit in uns ausmacht, nicht anders als gut seyn kann, so kündigt sich gewiß auch in jenem Triebe der Wille des Schöpfers an. Die Religion nimmt uns durch das Gewissen für eine große Bestimmung in Anspruch, welche darin besteht, daß wir uns, nächst der Tugend und mittelst derselben, jede Art menschlicher Vortrefflich-

keit erwerben, und darin immer vollkommner werden ſollen. Unſre höchſte Aufgabe iſt: allſeitige harmoniſche Entwickelung unſers ganzen Menſchenweſens, Vollendung im Wahren, Schönen und Guten, deren reiner Genuß uns zur Seligkeit werde.

Dafür eröffnet uns die Religion eine unendliche Ausſicht; wir ſollen nie aufhören, immer weiter ſtreben, unſer Selbſtbewußtſeyn ſoll ſich in gleichem Maße immer mehr zur Seligkeit verklären. Wir leben jetzt ſchon zum Theil in einer unſichtbaren Welt, um ſo mehr, je ernſtlicher und thätiger wir uns unſrer Beſtimmung weihen. In ihr wurzelt unſer wahres Daſeyn; alles übrige iſt Erſcheinung, Schatten, Traum; es verſchwindet, aber nicht das eigentliche Selbſt. Für das Unſichtbare iſt kein Tod, nur Wechſel der Hüllen, Erhebung auf höhere Stufen; bis es ſich aller Feſſeln und Beſchränkungen entledigt.

Jetzt war ich im Stande, meine sittliche Verfassung recht zu beurtheilen; jetzt enthüllte sich mir aber auch die weite Entfernung meines Herzens von Gott; ich erschrak vor dem Gedanken, wie viel es kosten würde, mit ihm wieder in ein erträgliches Verhältniß zu kommen, wovon meine Ruhe abhing. Ich sah deutlich, was ich zu thun habe, es fehlte nicht an ernstlichem Willen; aber der Muth entsank mir, die Möglichkeit begriff ich nicht, wie es anzufangen sey, war mir dunkel. Meine Bücher sagten darüber wenig, und das Wenige fand ich nicht anwendbar; sie behandelten diese Angelegenheit, als etwas, das keine Schwierigkeiten habe, indem sie theils das Ziel zu niedrig steckten, theils auf die Bedürfnisse des Herzens und seine Schwächen keine Rücksicht nahmen, sie wohl gar verkannten. Sie fertigten mich mit einigen Rathschlägen ab, die auf keine Weise eingreifen wollten. Was die Bibel hierüber sagt,

ſchien mir etwas andres zu ſeyn, und mehr mit dem übereinzukommen, was ich wohl von meiner Mutter gehört hatte.

In dieſer Verlegenheit griff ich zu den Schriften, welche von ihr am fleißigſten waren geleſen worden. Hier wurde überall auf eine völlige Veränderung des Sinnes, auf Erneuerung des Herzens, gedrungen, die ganz das Werk einer höhern Gnade ſey, aber von Seiten des Menſchen Buße und Glauben vorausſetze, wozu indeß wiederum von oben herab mitgewirkt werden müſſe. Das Erſte, was gefordert wurde, war: ein, durch lebhaftes Gefühl ſeines Sündenelendes, zerknirſchtes und zerſchlagenes Herz, eine Selbſtdemüthigung, die ſich alles Böſen Schuld gebe, und nichts Gutes mehr übrig laſſe, die in Mißfallen, ja in einen Abſcheu und Ekel an ſich ſelbſt übergehe, in welchem man ſich als das allerunwürdigſte Geſchöpf erſcheine, wo denn in dem geängſtigten und

gequälten Herzen das Bedürfniß der Hülfe erwache, und das Licht des Himmels in diesem Bedürfnisse den Glauben anzünde, der die Hülfe ergreife, welche von nun an unwiderstehlich die Erneuerung und Heiligung wirke.

Dahin konnte ich es, bey der größten Anstrengung, nicht bringen; so sehr ich auch geneigt war, dem allem meinen Beyfall zu geben, da es einiger Maßen zu meinem Zustande paßte. Mein Elend fühlte ich wohl, ich fühlte es schmerzlich, aber dieses Gefühl durchdrang mich nicht, es war Traurigkeit, aber nicht Zerknirschung. Auch war ich nicht im Stande, es immer bey mir zu unterhalten, oft äußerte es sich nur in leisen Regungen.

Mit der Selbstverdammung wollte es noch weniger gelingen; ich konnte mir nicht abläugnen, daß, so vieler Fehler ich mich auch anklagen mußte, ich doch auch von vielen, wozu es nicht an Reitz und Verleitung

gefehlt, frey geblieben, daß noch Gutes in mir sey. Mich ganz zu verwerfen, wie es verlangt wurde, schien mir Heucheley, Läste-rung der Menschheit und Gottes zu seyn.

Ich wartete vergebens, daß die Gnade nun weiter helfe.

Des Glaubens war ich mir bewußt; aber er wirkte nichts.

Dies alles beunruhigte mich sehr. Jetzt zum ersten Mahle in meinem Leben bethete ich mit tiefer Inbrunst, mein Herz drang mich, zu bethen, und ich war ja in dieser Angelegenheit ausdrücklich an Gott gewiesen; aber auch das war vergebens.

Woldemar hatte mich, seit einiger Zeit, mir selbst überlassen; ich mußte mich wieder an ihn wenden. Er meynte, in den Büchern, die er mir geliehen, werde zwar diese Ange-legenheit zu leicht abgefertigt, ich habe mir aber dieselbe zu schwer machen lassen, und

mich mit etwas gequält, was mir nicht habe gelingen können, weil es ſich zu meiner Natur nicht ſchicke. Die Forderungen der Schriften, die ich zuletzt geleſen, ſeyen zum Theile zu ſtark ausgedrückt, da man ſie auf Stellen der Bibel gegründet, ohne von dieſen abzuziehen, was der lebhaften Sprache des Morgenlandes gehöre; zum Theile, und dem Weſentlichen nach, ſeyen ſie zwar wahr, aber auf Menſchen berechnet, zu denen ich mich nicht zählen könne. Man müſſe nähmlich unter den Menſchen, die bisher noch nichts zur Verbeßrung ihres Innern gethan haben, zwey Klaſſen unterſcheiden. In einigen, vielleicht in den meiſten, ſey ein dem Guten entgegenſtrebendes Prinzip, worin ſich Sinnlichkeit und Selbſtſucht vereinigen, das Herrſchende; dieſe werden im Ganzen von ihrer Luſt und von ihrem Vortheile geleitet, das Angenehme und Nützliche beſtimmen ihre Denkungsart und ihre Handlungen, und

nur zuweilen gewinne das Gute einigen Einfluß auf ſie, ohne daß man das ihrem Willen oder ihrer Liebe zuſchreiben könne. Dieſe verſinken in alle die Laſter, zu denen Luſt und Vortheil ſie reitzen, die Umſtände ſie drängen. Ihr Sinn ſey auf das Schlechte gerichtet, und ihnen könne nicht anders geholfen werden, als durch eine gänzliche Umbildung des Sinnes, welche an die Stelle der Sinnlichkeit und Selbſtſucht das Gefühl für das Rechte und Gute ſetze, was, bey ihrer großen Verworfenheit, ohne ein tiefes Gefühl ihres moraliſchen Elendes, ohne eine lebhafte Anerkennung ihres Verderbens, das im Innerſten ihres Weſens ſeinen Sitz — und das ganze Weſen angetaſtet habe, ohne ein daraus entſpringendes mächtiges Bedürfniß der Hülfe, ohne ein inbrünſtiges Hinwenden zu Gott nicht möglich ſey, indem dadurch erſt das Beßre ſich der Seele tief eindrücke, über ſie Gewalt bekomme, und der

Trieb erwache, alles zu thun, was zur Vertilgung des Böſen nöthig iſt. Indeß laſſe auch das ſich nicht erzwingen; bey Menſchen, denen es um das Heil ihrer Seele Ernſt ſey, ſtelle es ſich während der Erwägung ihres Zuſtandes von ſelbſt ein, und könne in ſo fern als Werk der Gnade angeſehen werden, die es in jedem wirke, nach dem Maße, als er deſſen bedarf. Die Gefühle können nicht in allen gleiche Lebhaftigkeit haben, welches von dem beſondern Naturell abhange; daher man ſich hüthen müſſe, darnach den Ernſt und die Kraft der Beßrung zu beurtheilen. Anders verhalte es ſich mit der zweyten Klaſſe, die aus Menſchen beſtehe, welche nie ganz aus der Verbindung mit Gott gekommen, ob ſie ihn gleich oft aus den Augen verloren, in denen nie die Liebe zum Guten erſtorben, ob gleich oft erkaltet ſey, die immer das Gute gewünſcht, auch gewollt, und in vielen Fällen vollbracht, ob ſie gleich auch oft der Macht

des Schlechten nachgegeben, und in manche Verirrung gerathen seyen. Bey diesen bedürfe es keiner gänzlichen Umkehrung der Denkungsart, da dasjenige, was den guten Menschen regieren soll, wirklich, nur verdunkelt, geschwächt, zurück geschoben, in ihnen lebe; es komme vielmehr darauf an, dasselbe ans Licht zu ziehen, zu stärken und herauf zu heben. Die Wirkung dieser Bemühung sey der Glaube, der hier nicht erst aus Zerknirschung und Selbstverdammung hervorgehe. Freylich werde die Einsicht, daß man den rechten Weg verlassen, das Gefühl der Fehler und Gebrechen, einen gewissen Schmerz erzeugen, wie ich das an mir selbst erfahren; aber dieser Schmerz könne nicht so lebhaft seyn, wie bey lasterhaften Menschen; auch müsse man darauf kein großes Gewicht legen; im Gegentheile hätten reitzbare Gemüther sich in Acht zu nehmen, daß er nicht zu lebhaft werde, daß er nicht das leidende, gedrückte,

peinliche Weſen erzeuge, welches die Fortſchritte im Guten erſchwere, ja ihnen nicht ſelten unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg lege. Freylich werde man ſich und Gott ſeine Fehler mit Beſchämung geſtehen, ohne Rückhalt und Verheimlichung; aber man werde ſich auch nichts anſchuldigen, deſſen man ſich nicht bewußt — und ſich nicht tiefer herabſetzen, als es der Wahrheit gemäß ſey; ein Schritt weiter führe zur Heucheley und zum geiſtlichen Stolze. Der Glaube, auf den es hier ankomme, ſey allerdings mehr als Ueberzeugung; er ſey lebendige, gefühlvolle, angewendete Ueberzeugung; er ſey Stärke des höhern Sinnes im Menſchen, innige Vereinigung der religiöſen Wahrheiten mit den Kräften und Trieben des Gemüthes, ein ſolches Verhältniß der Seele zu Gott und ſeinen Anſtalten, worin ſie ſein Daſeyn und Wirken gleichſam an ſich ſelbſt erfahre, und dieſer Anſtalten als einer Thatſache des innern Le-

bens inne werde. Er entſpringe aus der deutlichen Erkenntniß des moraliſchen Bedürfens, aus andachtsvollem Nachdenken über religiöſe Wahrheiten und aus dem Bemühen, ſie feſt an alle Angelegenheiten des Lebens zu knüpfen. Er erwärme dann das Herz für alles Gute; er leite und befeure zu allen Bemühungen, welche die ſittliche Veredlung erfordre; er erzeuge jetzt nicht erſt die Liebe, ſondern er ſey eins mit ihr, und offenbare ſich, oft ohne daß man es ſelbſt wiſſe und beabſichtigt habe, in der Vermeidung des Böſen, in der Uebung herrlicher Tugenden; er vertreibe aus dem Gemüthe alles Beengte, Niedergeſchlagene, und erfülle es, in dem Maße, als er ſelbſt ſtark ſey, mit Freudigkeit. Das ſey das Wirken der himmliſchen Gnade in der Seele des Gläubigen. Indeß mache dieſe doch die fernere Selbſtbearbeitung nicht überflüſſig; zu tief ſeyen manche böſe Neigungen und Angewöhnungen im Herzen des Menſchen eingewur-

wurzelt, als daß ſie ohne Bekämpfung im Einzelnen verſchwinden, zu abweichend ſeyen manche Tugenden von der natürlichen Richtung dieſes Herzens, zu mühſam ſey ihr Dienſt, zu viel gehöre dazu, bis ſie ſich ſeiner ganz bemächtigt haben, als daß ſie ohne angelegentliche Bildung die Natur des Menſchen werden könnten.

* * *

Das Wichtigſte, was ich jetzt zu thun hatte, war, meiner Stimmung mit Gott mehr Klarheit und Leben zu verſchaffen, damit ich des liebenden Glaubens theilhaftig würde, von welchem Woldemar zu mir geredet hatte, und wovon ich wohl etwas in mir verſpürte, das aber nur Diſpoſition, erſte Regung genannt werden konnte.

Die Anlage, die ſich in meiner Kindheit ſo entſchieden äußerte, war durch die Eindrücke der letzten Zeit nicht bloß in ihrer Ent-

wickelung aufgehalten, ſondern auch geſchwächt worden. Meine Verhältniſſe zu Gott erſchienen mir, nach den neuen Einſichten, die ich erlangt, in einem weitern Umfange; Gegenſtände von reichem Gehalte und von tiefer Bedeutung, mit denen ich mich bis hierhin ſo gut wie gar nicht befaßt hatte, waren mit denſelben in Beziehung gekommen. Ich mußte mich auf dieſem Felde völlig orientiren, ich mußte dafür ſorgen, daß das, was mein Verſtand gewonnen hatte, mit in die Stimmung meines Herzens eingehe; ich mußte mich eben ſo ſehr um Aufklärung, als um Erwärmung bemühen.

Ich erkannte zwar bald, daß ſich dieſe Dinge nicht auf ſo beſtimmte Begriffe bringen laſſen, als die Gegenſtände der äußern Erfahrung, daß das Beſtreben, ſich dieſelben ganz zu verdeutlichen, nur zur Verwirrung, zur Herabſetzung derſelben und zu Widerſprüchen führen könne, da die Begriffe, welche

wir dazu benutzen möchten, von dem Sichtbaren und Endlichen hergenommen sind, und auf das Unsichtbare, Uebersinnliche, Unendliche keine andre, als eine beschränkte Anwendung leiden, da sie zu nicht mehr verhelfen, als zu unvollkommnen bildlichen Darstellungen; ich lernte das heilige Geheimniß ahnen und ehren, und fühlte, daß eben dieses es sey, was den Menschen über sich selbst erhebe, was ihm die Unendlichkeit seines Wesens versichere, und wovon die edelsten Bewegungen seines Herzens herrühren, daß die Religion zu etwas Gemeinem herabsinke, so bald sie aufhöre, Geheimnisse zu haben. Aber ich mußte mir doch etwas davon vorstellen, diese Dinge mußten doch auch eine äußere, menschliche Seite haben; wie hätten sie sonst in Beziehung zu mir kommen, und auf mein Leben wirken können?

Das war es, wornach ich forschte; ich las, dachte, sprach mit Woldemar und mit

einigen gut gesinnten Männern und Frauen, denen es um das Höchste des Menschen Ernst war, und die wir, bey unserm Winteraufenthalte in der Stadt, zu sehen pflegten.

Mein Vater war ein sehr rechtschaffener und, in gewissem Sinne, religiöser Mann; er bemerkte die gegenwärtige Richtung meiner Seele mit eben dem Wohlgefallen, womit er die Stimmung meiner Kindheit wahrgenommen hatte. Aber er war zu sehr in das Weltgeschäft verwickelt, als daß ihm die Religion eine Angelegenheit hätte werden können; er hatte mehr Geist, als Gefühl, mehr — wie soll ich es nennen? — Grundsätze, Gewissen, Ehre, angewöhnte Handlungsweise, als Glauben.

Auch bey meinen dem Glauben gewidmeten Bemühungen, zeigte sich bald der Hang, alles dem Gemüthe zuzueignen. Auf halbem Wege wurde der Begriff Empfindung. Manches hätte mir deutlicher werden können —

vielleicht werden ſollen —; aber das Herz ſtand mir im Wege. Es bedurfte keiner beſondern Sorge, daß das Gedachte in meine Stimmung übergehe, es knüpfte ſich von ſelbſt an alles, was mich im Leben intereſſirte, an alle Fäden meines Herzens, und erregte in mir die mannichfaltigſten Zuſtände, die alle etwas Angenehmes hatten, und meine Wärme vermehrten.

Die Beſchäftigung mit Gott wurde immer lebhafter, und gewährte mir immer mehr Vergnügen — ein Vergnügen, reiner und würdevoller, als das, welches ſie mir früherhin verſchaffte, eben ſo ſehr von dieſem verſchieden, als meine Art mit Gott umzugehen von der verſchieden war, der ich mich als Kind ergeben hatte.

Ich überzeugte mich aus Erfahrung, daß religiöſe Vorſtellungen, durch öftere Betrachtung derſelben und durch Vergegenwärtigung deſſen, was an ſie erinnert, durch Erwägung

der Bedürfnisse, die in ihnen Befriedigung finden, durch Verkettung mit unsern schmerzlichen und frohen Gefühlen, eine Stärke gewinnen können, die dem Weltsinne hinlänglich gewachsen ist. Ob ich mir gleich dieser Stärke noch nicht bewußt war: so bemerkte ich doch, daß ich mich derselben näherte, daß in mir immer mehr das Bessere wach wurde, daß ich das Gute immer inniger liebte, und daß es reichlicher in mir wirkte.

Die Aussicht, die ich vor mir hatte, machte mich heiter; ich faßte Zutrauen zu mir selbst, weil ich auf Gott vertraute.

Mit den Bemühungen, die meiner Seele den Glauben gaben, verband ich andre, die mich meine Fehler kennen lehren sollten.

Meine Hauptgebrechen kannte ich wohl; wie hätten sie mir verborgen seyn können? ohne daß ich es wollte, warf das Gewissen sie mir vor. Aber diese Kenntniß genügte

mir nicht; um ſie mit Erfolg zu bekämpfen, mußte ich ſie in ihren einzelnen Zügen, in ihren beſondern Ausgeſtaltungen, in dem Detail ihrer Erſcheinungen, worin gewöhnlich der vollſtändige Aufſchluß über ihre Beſchaffenheit und über die Mittel der Heilung enthalten iſt, ich mußte ſie nach ihrem Zuſammenhange und nach ihren Quellen kennen.

Ich ging gewiß mit redlichem Ernſte an die Erforſchung meines Innern, ich hatte den feſten Willen, mich nicht zu ſchonen, nichts zu verheimlichen, nichts zu beſchönigen; deſſen ungeachtet, erfuhr ich oft, außer den Schwierigkeiten, die an ſich ſchon mit dieſem Geſchäfte verbunden ſind, auch diejenigen, welche Eigenliebe, Furcht und Betrug des Herzens mir in den Weg legten. Auf manche Fragen ſchien mein Herz keine Antwort zu haben; ich konnte es wenigſtens nicht darüber zur Sprache bringen. Oft zog es ſich vor dem Blicke des Verſtandes zurück; oft drängte es

in ſeine Tiefen hinab, was ans Licht ſollte; oft ſchob es die beßre Seite vor, um die Aufmerkſamkeit von der ſchlimmern abzulenken; oft ſcheuchte es mich zurück, indem es mich ahnen ließ, was ich zu beſorgen hätte, wenn ich hier genauer ſähe; oft wiegte es mich durch die Eitelkeit in den Schlaf, die mich glauben machte, dieſes oder jenes Gute, was man von mir rühmte, ſey zu entſchieden, als daß es noch einer weitern Unterſuchung bedürfe. Bald kleidete es ſich in täuſchenden Schein; bald hatte es Ausflüchte, Vorwände und Entſchuldigungen, die ich nur gar zu geneigt war, gelten zu laſſen.

Aber ich ließ mich nicht abſchrecken, ich verdoppelte meinen Fleiß, ich beobachtete auf das ſorgfältigſte, und trug jedes Mal etwas Wahres davon; und wenn dieſes gewöhnlich mit Dunkelm und Irrigem vermiſcht war, ſo ward es durch ſpätere Unterſuchungen auf-

geklärt und berichtigt. Wie ſich auch manches zu verhüllen ſuchte, es mußte doch hervor. Ich muſterte mein ganzes Verhalten, ſo weit ich es mir erinnerlich war, ich vergegenwärtigte mir die Bewegungen und Zuſtände meines Innern, ſo weit ich mich darauf beſinnen konnte, beſonders die geheimern, und verglich alles mit dem Bilde eines tugendhaften Sinnes und Lebens, das ich jetzt in der Religion fand. Zuweilen auch legte ich die Geſetze der Tugend zum Grunde, um mir bey jedem einzelnen bewußt zu werden, wie ich es damit gehalten. Ich begnügte mich nicht mit dieſem oder jenem Falle, in welchem ich von denſelben in Anſpruch genommen wurde, ſondern ich beachtete mein Verhalten in verſchiedenen Lagen und unter verſchiedenen Umſtänden, wo ich oft bemerken konnte, wie unrichtig mein Urtheil geweſen ſeyn würde, wenn ich mich auf das beſchränkt hätte, was ſich mir zuerſt darſtellte.

Sich ſelbſt recht und ganz kennen lernen, iſt wahrlich keine leichte Sache; in gewiſſer Hinſicht mag es wohl der ſchwerſte Theil der moraliſchen Bildung ſeyn. Man gelangt dazu nicht in einigen Tagen oder Wochen; das ganze Leben gehört dieſem Geſchäfte nicht weniger, als es der moraliſchen Bildung überhaupt gehört; immer iſt noch etwas zu berichtigen, zu verdeutlichen, genauer auszuforſchen. Aber ſo viel, als man braucht, um mit der Verbeſſerung ſeiner Fehler den Anfang zu machen, kann man bald erwerben, wenn man es ſich nur angelegen ſeyn läßt.

Die Veränderung meines Zuſtandes hatte ſchon begonnen, als ich zuerſt an der Feyer des heiligen Mahles der Chriſten Theil nahm.

Ich kannte, ich verehrte, ich liebte den Erlöſer der Menſchen, meine Seele hing an ihm mit Bewundrung und Entzücken, mit Gefühlen, die ich mit nichts vergleichen kann,

was ich ſonſt wohl gefühlt habe. Schon lange hatte ich das Bedürfniß empfunden, mich ihm auf eine Weiſe zu nahen, die das alles in mir entwickelte, und ins volle, klare Leben triebe, was ſich dunkel in mir regte.

Als eine ſolche Handlung dachte ich mir die, welche Jeſus in ſeiner Todesnacht, unter der Ahnung eines nahen ſchauderhaften Endes, in der wehmüthigen Stimmung des Abſchiedes, mit dem heitern Blicke auf jene Welt zu ſeinem Andenken, zum Sinnbilde der Vereinigung mit ihm und der gegenſeitigen Liebe ſtiftete — jene Handlung, in der ſich alle weichen und alle ſtarken Gefühle, alle ſanften und alle erſchütternden Eindrücke der Religion begegnen — jene Handlung, in der das Sichtbare ſich an das Unſichtbare, die Zeit ſich an die Ewigkeit zu verlieren ſcheint. Aber ich mochte das nicht ausdenken, ſo wie ich die Theilnahme an dieſer Feyer abſichtlich aufſchob. Ich wollte mich für ſie läutern,

ich wollte etwas Feſtlich-Heiliges in die Zukunft hinſtellen, daß ich im Blicke darauf einen Haltungspunct für mein noch ſchwankendes ſittliches Leben hätte; ſie ſollte mir ein leuchtender Moment ſeyn, der, nach beyden Seiten hin, ſeine Schimmer verbreite. Ich erwartete von dem Gedanken, daß mir darin etwas Geheimnißvoll-Großes, eine neue Offenbarung des höhern Daſeyns, ein köſtlicher Genuß bevorſtehe, eine gewiſſe Erhebung und Stärkung, wovon ich mir keine genaue Rechenſchaft geben kann.

Der Tag war ſchon lange beſtimmt, und ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Ereigniß meines Lebens mich in dieſe Spannung verſetzt hat. Mit einem ängſtlich-freudigen Klopfen des Herzens ſah ich ihm entgegen. Je näher er kam, deſto mehr wünſchte ich, ihn weiter hinaus zu rücken, aber ich wagte es nicht. Er erſchien mir wie die Auflöſung eines Schickſales, zu der ich nichts thun

könne — und wenn ich es könnte, nichts thun dürfe, als erwarten.

So wenig ich auch die Stimmung, worin ich mich befand, froh nennen kann; so sind mir doch noch immer die Wochen, die jenem Tage vorher gingen, die gehaltvollsten, die geliebtesten, und in gewissem Sinne auch die glücklichsten meines Lebens.

Endlich kam er, und ich war ruhiger, als vorher. Der rührende Vortrag des Predigers setzte mein Herz in eine sanfte Bewegung; aber es war nichts von dem, was ich in der Erwartung gefühlt hatte. Ich hätte mir Vorwürfe darüber machen mögen; aber ich konnte nicht dazu gelangen; es war eine Stille und Klarheit in meiner Seele, die jeden Vorwurf beschwichtigte.

Der größte Theil der Versammlung entfernte sich, eine kleine Anzahl blieb zurück. Jetzt begann der einfache Gesang, und mir

wurde wieder unausſprechlich bange, wobey mir zuweilen war, als ob alles von mir genommen, als ob ich in höhere Gegenden des Lichtes und des Friedens hinaufgerückt wäre; doch dauerte das nur Augenblicke.

Als ich vor den Altar trat: da löſete ſich auf einmal mein Herz; eine tiefe Trauer und eine nahmenloſe Seligkeit erfüllte mich, worin aller Schmerz der Erde und alle Wonne des Himmels zugleich über mich gekommen zu ſeyn ſchienen.

Dieſe Empfindungen machten bald einem Zuſtande der höchſten und hellſten Beſonnenheit Platz; alles, was ich über Gott, über Jeſus, über mich ſelbſt, über die Ewigkeit gedacht hatte, war meiner Seele wunderbar gegenwärtig, wie wenn ſie von den Schranken der Zeit entbunden geweſen wäre. Ich gelobte Gott, ich gelobte dem Erlöſer der Welt ewige Liebe, und der Tugend ewige Treue, und war gewiß, daß ich es halten

würde. Meine Thränen floſſen; da waren meine Kräfte erſchöpft, meine Knie wankten, ich war nicht im Stande, meine Stelle wieder zu erreichen, und wurde krank nach Hauſe gebracht.

Mehrere Wochen war ich genöthigt, das Bette zu hüthen, und es währte lange, bis ich mich wieder erhohlt hatte.

Während meiner Krankheit hatte ich, obgleich die Schwäche mich ſehr reißbar machte, große Geduld bewieſen, ich war gegen jeden ſanft und freundlich — und von meinem Eigenwillen waren kaum einige Spuren zu merken geweſen. Ich kann nicht ſagen, daß ich dabey Anſtrengung aufgewendet, oder daß ich in religiöſen Vorſtellungen Troſt geſucht hätte, alles war Stimmung, ich konnte nicht anders ſeyn.

Bey meiner Geneſung zeigte es ſich, daß mit meinem Gemüthe eine bedeutende Um-

wandlung vorgegangen war. Mein Herz war weicher als je, ich nahm an der geringſten Kleinigkeit innigen Antheil, ich vergaß mein eignes Leiden, wenn denen, die mich umgaben, etwas fehlte. Eine ſanfte Rührung blieb fortdauernd in meiner Seele herrſchend, ſo daß ich oft weinte, ohne zu wiſſen warum; die Thränen hatten etwas Stillendes, Erquickendes. Es koſtete mich in den meiſten Fällen nicht viel, nachzugeben, ich kam gefällig entgegen, auch dann, wenn man forderte, ich ertrug manches, was mich ſonſt aufbrachte, und es fiel mir nicht ein, zu fragen, ob mir auch darin Unrecht geſchehe; ſelbſt wo mir offenbar Unrecht geſchah, konnte ich gelaſſen bleiben, ich konnte ſo gar bey harten Worten und empfindlichen Kränkungen mich mäßigen. Ich hatte etwas Ruhiges und Unbefangenes, das auch nach der völligen Herſtellung nicht wieder verſchwand, zugleich etwas Geſetztes und Nachdenkliches in mir,

das

das dem Leichtſinne und der Eitelkeit großen Abbruch that.

Dieſes alles, was ich nicht ſo ſehr der Krankheit, als der Gemüthserſchütterung, welche dieſer vorherging glaube zuſchreiben zu müſſen, war indeß im Ganzen noch wenig, die Verkehrtheiten meines Herzens äußerten ſich nicht mehr ſo ſtark, aber ſie ſaßen noch tief. Ich fing jetzt an, die Kenntniſſe, die ich mir von mir ſelbſt erworben hatte, zu benutzen. Ich bedachte die einzelnen Fehler, deren ich mir bewußt war, oft und lebhaft, und nahm mir feſt vor, mich vor ihnen zu hüthen; ich vergegenwärtigte mir die Fälle, wo ich dazu gereitzt werden könnte, und gelobte Gott und mir, hier ernſtlichen Widerſtand zu leiſten; ich ſammelte mir Gedanken, die ich ihnen entgegenſetzen wollte; ich ſann auf Hülfsmittel, womit ich die Bilder und Eindrücke, die mir gefährlich waren, zerſtreuen oder ſchwächen könnte; ich vermied

die Gelegenheiten, wo ich meiner nicht ganz gewiß seyn durfte; ich zog mich aus den Gesellschaften zurück, die meinen Leichtsinn genährt, und mich in demselben mit fortgerissen hatten zu dem, was mein Herz nicht billigte; ich verwahrte vorzüglich die schwachen Seiten meines Herzens; ich befließ mich der Besonnenheit bey allem, was ich verrichtete, und was mir begegnete; ich wachte über mich selbst, wo ich wußte, daß etwas zu besorgen war; ich prägte mir die Regeln, nach denen ich mich zu richten hatte, tief ein, und prüfte mich nach denselben täglich. Auch unterließ ich nicht, täglich einige Bemerkungen über mich selbst aufzuschreiben, theils, um mir die Sache anschaulicher und wichtiger zu machen, theils auch, um mir eine Uebersicht meines sittlichen Zustandes und seiner Veränderungen zu verschaffen, und in meine fernere Bildung Zusammenhang zu bringen. Mir ist nicht unbekannt, was man gegen

dieſes Verfahren einwenden kann; aber ich glaube, daß der entſchiedene Vortheil den möglichen und zufälligen Nachtheil überwiege. Warum ſollte man ſich ſeiner Fortſchritte im Guten nicht freuen? warum ſollte man ſie nicht deutlich wahrnehmen können, ohne ſtolz zu werden? Wahrlich wer redlich gegen ſich ſelbſt iſt, der wird des Demüthigenden mehr finden, als des Schmeichelhaften; das Langſame ſeiner Fortſchritte, die Mängel, welche dem Beſten in ihm noch ankleben, werden ihm gewiß Beſcheidenheit einflößen. Dünkel und Selbſtgefälligkeit können nur in denen entſtehen, welchen der wahre Ernſt fehlt, und bey dieſen möchte überhaupt die ſittliche Bildung nicht ſonderlich gedeihen.

Ich merkte wohl, daß ich auf dieſem Wege weiter kam; aber nicht ſo, wie ich es wünſchte. Ich vergaß meine Vorſätze oft; ich konnte nicht alle Verſuchungen meiden, und was ich ihnen entgegen zu ſetzen hatte,

war oft nicht ſtark, oft mir nicht genug gegenwärtig; mein Herz war zuweilen nicht hinlänglich verwahrt, es wurde überraſcht und beſtürmt, und erfuhr erſt nachher, wie ihm geſchehen war; die Beſonnenheit verließ mich nicht ſelten. Zwar erkannte ich bald, wo ich gefehlt hatte, und beſchloß, mehr auf meiner Huth zu ſeyn; aber ich fehlte doch wieder von neuem.

Um meiner ſelbſt ſicher zu werden, um ganz aus der Gemeinſchaft mit dem Böſen zu kommen, um im Guten die Fertigkeit zu erlangen, die zum Weſen der Tugend gehört, und wodurch dieſe ſich in die Liebe auflöst, mußte ich die Neigungen angehen, aus welchen meine Unarten entſprangen.

Mit der Weltliebe wurde es mir nicht ſchwer. Ach, ich hatte ſie ja nie geliebt; ſie hatte mein Herz beſtrickt und es gequält. Durch ihren Betrug war es ihr gelungen,

ich blieb ihr ergeben, weil die höhere Liebe in mir erkaltet war, ich ſtürzte mich in ihre Zerſtreuungen, um mir ſelbſt zu entrinnen. Jetzt war mein Herz wieder für das Beßre warm, Gott war meinem Herzen wieder theuer, ich kannte und genoß eine ediere Unterhaltung, ich durfte den Umgang mit mir ſelbſt nicht mehr ſcheuen. Das gehaltloſe Weſen war mir von Herzen verhaßt.

Deſto ſchwerer wurde es mir mit dem, was die Welt in meinem Gemüthe geweckt, und was ſich nun mit ſeinen Gefühlen in Verbindung geſetzt, was ſich durch Gewohnheit befeſtigt hatte — vor allem mit der Eitelkeit. Sie war zwar einiger Maßen geſchwächt; doch lieh ich noch vielen Dingen einen Werth, den ſie nicht haben; noch verwendete ich auf viele Dinge eine Aufmerkſamkeit, die ſie nicht verdienen, und verſäumte darüber das Beßre; noch ſtrebte ich mehr als billig zu gefallen, ich wollte durch das gefallen, wodurch

man nur dann gefällt, wenn man es nicht darauf anlegt, oft durch dasjenige, wodurch man gar nicht gefallen soll.

Es hatte guten Erfolg, daß ich über den Werth der Dinge, denen die Welt ihren Beyfall zollt, und über den Werth der Urtheile, in welchen sie diesen ausspricht, selbst zu denken anfing, daß ich mir vorhielt, wie manches, womit ich mir etwas dünkte, höchst unbedeutend, oder ein zufälliges Geschenk der Natur sey, was mir auf keine Weise angerechnet werden könne, und wie das Uebrige durch Mängel entstellt werde, die mir nicht gestatten, mir etwas darauf zu Gute zu thun, daß ich die Vorzüge, welche den Menschen wahrhaft ehren, unterscheiden lernte, mich in diesen ausbildete, und im Genusse derselben mich gewöhnte, sie mehr für mich, als für die Welt zu haben, daß ich nicht bloß diejenigen, welche meiner Eitelkeit schmeicheln wollten, entschlossen zurück wies, sondern auch

die Gedanken und Empfindungen, welche von ihr herrührten, ſchnell unterdrückte.

Das Schlimmſte blieb freylich der Reiz des Gefallens, und die Vortheile, die davon abhangen; dagegen war kein andres Mittel, als Reſignation, wobey freylich die Uebung etwas half, aber nicht viel und nicht ſchnell. Hier habe ich unabläſſig kämpfen müſſen, und es iſt mir nur in dem Maße beträchtlich leichter geworden, als die höhere Stimmung Kräfte gewann, die mich über das Aeußerliche wegſetzten, und als innere Beſitzthümer und ſteigende Zufriedenheit mit mir ſelbſt mich für die Gunſt der Welt ſchadlos hielten. Man lernt den Beyfall der Thoren erſt dann verachten, wenn man in der Liebe des Guten feſt auf ſich ſelbſt ruht.

Mit der Eitelkeit verlor ſich der Hang zum Tadeln, die Geneigtheit, über andre Uebles zu hören und zu ſagen; denn die Geſellſchaften, wo das Ton iſt, beſuchte ich

nicht mehr. Ich nöthigte mich überdas zur Aufmerksamkeit auf das Lobenswerthe an Menschen, ich lernte mich dessen freuen, und von ihrem Fehlerhaften hinweg sehen; ich erinnerte mich, wie unangenehm es mir wäre, wenn man nachtheilige Gerüchte von mir verbreitete, oder hart über mich urtheilte, und welch eine häßliche Unart das sey, wie tief man sich dadurch herabsetze; ich suchte etwas andres zur Sprache zu bringen, wenn etwa die Rede auf dergleichen fiel, um auch nicht durch Vertheidigung zu schaden.

Der Versuchungen, mich anders zu geben, als ich war, wurden nun weniger; es war in mir etwas erwacht, was mir das Wahrseyn zum Bedürfnisse machte. Indeß war von der schlechten Gewöhnung noch etwas da; sie verleitete mich zuweilen, wo ich nicht bedachte; zuweilen wandelte mich sogar eine gewisse Lust mich zu verstellen an, gegen die ich die ganze Stärke meines sittlichen Gefüh-

les aufbiethen mußte. Doch ward mit der fortgehenden Bildung auch mein Sinn immer einfacher und gerader, das Künſtliche und Umwundene mir immer verhaßter. Wahr ſeyn, wo Menſchen dadurch wehe geſchieht, oder wo bedeutende Nachtheile zu beſorgen ſind, das koſtet mir noch immer einige Mühe. Ich halte die Lüge für etwas Widernatürliches; allein eben darum iſt es ſo ſchwer, wieder davon abzukommen, wenn man ſich ihrer oft bedient hat; ſie ſcheint ſo leicht durchzuhelfen, und ſo wenig zu ſchaden, darum glaubt man, es nicht ſo genau damit nehmen zu müſſen. Wohl denen, die in ihrer Jugend vor ihr verwahrt worden ſind!

Der Leichtſinn verſchwand zum Theile nach und nach von ſelbſt; er lag nicht in meiner Natur; das zerſtreute Leben hatte ihn erzeugt, und ich war darin vielleicht am meiſten mir ſelbſt ungleich geworden. Mit dem Sinne für das Höhere kam Zuſammenhang

in mein Inneres, der die Eindrücke, die ich empfing, bestimmte, und ihre Gewalt über mich beschränkte; ich war ernster, bedächtlicher, überlegsamer geworden, seit ich wieder mir selbst angehörte, besonders aber, seit ich mir meine sittliche Bildung zum Geschäft gemacht hatte; meine Stimmung und meine Vorsätze trieben mich, meine Schritte zu bedenken.

Doch war noch nachzuhelfen. In der heitern Aufgeweckтheit, vorzüglich unter Menschen, denen ich wohlwollte, vergaß ich mich; gewisse lebhafte Empfindungen rissen mich hin, ehe ich mich besinnen konnte, am meisten in solchen Dingen, für die ich mir noch keine Verhaltungsregeln eingeprägt hatte, in denen mir das Sittliche noch nicht recht deutlich war, über die mich erst hinterher mein Gewissen belehrte. Indeß ließ ich mir die Zurechtweisung nicht umsonst gegeben seyn; ich merkte mir, wo ich aus Uebereilung andern

oder mir ſelbſt geſchadet; ich ſuchte an dem, was mir unbedeutend ſchien, das auf, wodurch es wichtig wurde; ich brachte die kleinen Vorfälle des Lebens mit meinen Grundſätzen und Entſchließungen in Verbindung; ich ſah mir aber auch nichts nach, wenn mir gegenwärtig war, was ich thun mußte; und es ging beſſer.

Ob ich mich gleich ſeit meiner Krankheit nachgiebiger zeigte, ſo war doch mein Eigenſinn noch nicht ganz gebrochen. Er war Verirrung des weichen Herzens, und ſchwer von dieſem zu trennen. In dem, was meine empfindlichen Seiten berührte, hatte ich meine eignen Abſichten und meine eigne Weiſe, für die ich wenigſtens Schonung begehrte. Bedenklicher noch war was der Eigenſinn in mir erzeugt, und was ſich nachher für ſich feſtgeſetzt hatte, die unfreundliche Stimmung gegen Menſchen, der Hang zum Mißtrauen und die große Reizbarkeit.

Ich hatte viel dagegen zu kämpfen; ich mußte mir vorhalten, wie ungebührlich das Verlangen sey, daß sich alles nach mir richten, daß sich jeder in meine besondre Art, deren Fehlerhaftes ich mir nicht zu verbergen vermochte, schicken solle, während jeder andre das mit gleichem Rechte für die seinige verlange; ich mußte mich auf den Standpunct andrer stellen, um von dort aus wahrzunehmen, wie sie sich nicht anders benehmen konnten; ich mußte mir oft sagen, dasjenige, was ich übeln Gesinnungen gegen mich zuschrieb, sey meist Irrthum, Unvorsichtigkeit, augenblickliche Aufwallung, höchstens Eigennutz mit Mangel an nöthiger Rücksicht; ich mußte mich an die guten Eigenschaften derer erinnern, gegen die ich Widerwillen gefaßt hatte; ich mußte mich erinnern, daß man mir doch auch vieles zu Liebe thue, daß man mir vieles erweise, was ich nicht verdiene; ich mußte mich aufmerksam machen, wo ich

durch die That überführt wurde, jemand unrichtig beurtheilt, und selbst ohne Schonung gehandelt zu haben; ich mußte meine Empfindlichkeit mehr aussetzen, um sie zu schwächen, und die Umstände begünstigten mich darin, sie ließen mich fühlen, was mein Herz einiger Maßen an eine härtere Begegnung gewöhnte; ich mußte mir vornehmen, an mir zu halten bey lebhaften Eindrücken, ich mußte meiner Seele Gedanken und Bilder aneignen, die mich zerstreuten, wenn ich von etwas zu heftig ergriffen war; ich mußte mir Strafen auflegen, wenn ich wieder Auffahrendes und Ungestümes hatte blicken lassen.

Die Hauptsache aber mußte von Innen heraus bewirkt werden. Die sanftere Stimmung des Herzens trieb oft den Affect zurück; ich hatte überwunden, wenn sie das immer vermochte. Darum suchte ich in mir Vorstellungen und Empfindungen zu unterhalten, die sie durch ihren Gehalt oder durch ihren

milden Charakter beförderten. Die wachsende Kenntniß meiner selbst machte mich demüthig, die Religion lehrte mich Selbstverläugnung, das Evangelium besonders bildete durch die Ansicht, die es mir von den Menschen, von ihrem Verhältnisse zu Gott und unter einander gab, und durch die Gefühle, die es mir einflößte, mein Herz zur Menschenliebe, es erhöhte mein Mitgefühl zum lebendigen Bewußtseyn der allgemeinen Lebensgemeinschaft.

Die böse Laune wich dem frohen Muthe, wie es mit dem Zustande meiner Seele besser — und in meinem Gemüthe mehr Ordnung wurde. Nur zuweilen fühlte ich noch eine gewisse Kälte, die ihren Einfluß über mein ganzes Wesen verbreitete, und mich mit mir selbst in das schlimmste Vernehmen brachte. Auch machten mich die Erfahrungen von meiner Schwäche, das Langsame in manchen Fortschritten, die häufigen Rückfälle, die viel-

fachen Schwierigkeiten, welche ſich der Ausführung meiner Vorſätze entgegenſtellten, nicht ſelten im höchſten Grade mißvergnügt. Zu andern Zeiten, wo es mir wohl gelang, beſonders wo ich etwas Beträchtliches über mich gewonnen hatte, wo ich mit mir zufrieden ſeyn durfte, war ich deſto glücklicher. Ich lernte endlich, mit unſäglicher Mühe, die große Kunſt, Geduld mit ſich ſelbſt zu haben.

* * *

Die Liebe des Geſchlechtes war mir bisher ſo gut wie unbekannt geblieben. In den Jahren, wo ſie zuerſt vernehmlich zu werden pflegt, trieb ich mich unter Zerſtreuungen herum, die das Herz von jedem höhern Intereſſe ausleerten; und vielleicht hatte ich mich in dieſe hineingeworfen, weil ſich in mir etwas regte, worüber ich nicht mit mir einig werden konnte, worüber ich [illegible] der

Welt Aufſchluß zu erhalten hoffte. Die Aufmerkſamkeit junger Männer ſchmeichelte mir, aber nur als Opfer für die Eitelkeit; manche unter ihnen waren mir nicht gleichgültig, aber ich wußte keinem den Vorzug zu geben; ich liebte es, mich mit ihnen zu unterhalten, aber mehr, weil ſie mir gefällig waren, als weil ich mich durch ſie auf eine angenehme Weiſe angeregt fühlte, mehr weil unter meinen Bekannten viel davon verhandelt wurde, weil gewiſſe dunkle Erwartungen in mir geweckt waren, als weil ſie mein Herz angezogen hätten. Ach, das Herz hatte in dieſer Zeit faſt nichts mehr an mir. War vom Heirathen die Rede, wie das unter jungen Mädchen oft der Fall iſt; ſo mochte ich gerne mit darüber ſcherzen, aber nichts Ernſtliches dabey denken, nur die Neugierde fand hier ein wenig Hinhaltung. So kam es mir wenigſtens vor, ob es nicht auf dem Grunde meines Herzens anders ausſah, wage ich nicht zu

ent-

entſcheiden. Wir Frauen ſehen ſelten auf den Grund des Herzens, am wenigſten bey uns ſelbſt. Getroſt kann ich behaupten, daß kein unreines Gefühl, kein unreines Bild meine Seele befleckt hat. Zweydeutigkeiten verſtand ich nicht, und habe auch nie die geringſte Luſt geſpürt zu fragen.

In den erſten Zeiten meiner Sinnesände-rung war mein Herz auf andre Weiſe zu ſehr beſchäftigt, als daß ſich Empfindungen und Wünſche, die mit meiner höchſten Angelegen-heit nicht in Beziehung ſtanden, hätten entwik-keln können. All' mein Sehnen, war auf Eins gerichtet, vielleicht aber war darein manches andre übergefloſſen.

In dem Hauſe meines Vaters war viel Geſellſchaft. Ich mochte ohngefähr achtzehn Jahre alt ſeyn, als ein junger Mann in daſ-ſelbe eingeführt wurde, der in meinem Herzen neue Bewegungen verurſachen ſollte.

Sein Aeußeres war nicht ſchön, aber ein-

nehmend, es intereſſirte, mehr, als durch ſeine Geſtalt, durch den Ausdruck eines tiefen und reichen Gefühles und einer Fähigkeit, ſich mit Menſchen und Dingen durch reine Theilnahme des Gemüthes zu befreunden, die eben ſo ſehr von einem guten, als von einem vielſeitig gebildeten Herzen zeugt. Es war etwas Edles in ſeiner Haltung und in ſeinem Benehmen, was nur die Erhebung der Seele über das Gemeine zu bewirken vermag; Stolz war es nicht, auch nicht Selbſtgefühl, aber Verachtung des Schlechten, und ein entſchiedener Sinn für jedes Hohe und Würdige kündigte ſich darin an und ein gewiſſer Gleichmuth, der nicht leicht zu erſchüttern iſt. Seine muſterhafte Aufführung und ſeine anerkannte Geſchicklichkeit hatten ihm allgemeine Achtung erworben.

Ich fühlte mich durch ein unbekanntes Etwas ſanft zu ihm hingezogen. Ich ſah, ich hörte ihn gerne, ich mochte nur ihn ſehen,

nur ihn hören — und ihn immer. Mich dünkte, er ſage mir mehr, als andre, ob ich gleich nicht wußte, worin dieſes Mehr beſtehe. Ich begriff ihn beſſer, ich konnte mir das Seinige beſſer aneignen, ich hatte immer etwas daraus gelernt, immer etwas daraus genommen, was werth war, behalten zu werden, was wirklich in mich überging. Ich freute mich, wenn ich wußte, er werde kommen, und fühlte eine gewiſſe Leere in mir, wenn er weg war; doch war darin nichts Leidenſchaftliches.

Auch er ſchien mich auszuzeichnen, er ſchien mich zu ſuchen unter andern, und das, ſo ſehr er ſich ſonſt in der Gewalt hatte, nicht immer verbergen zu können, es ſchien ihm zuweilen Mühe zu koſten, ſich außer mir noch um jemand zu bekümmern.

Es war keine vollkommne Uebereinſtimmung der Gemüther unter uns. Ich konnte dem Aufſchwunge ſeiner Seele nicht immer

folgen; manches in dem ſie ganz lebte, war mir ein Geheimniß; für manches, was mich innig beſchäftigte, ſchien er ſich nur aus Theilnahme und Gefälligkeit zu intereſſiren; manches lag ihm am Herzen, wovon ich mein Gemüth abgezogen hatte. Doch konnte ich mit ihm über Dinge ſprechen, worüber mich ſonſt niemand verſtand, doch trafen unſre Gedanken und Empfindungen oft wunderbar zuſammen, und es hatte zuweilen das Anſehen, als ob dasjenige, worin wir von einander abwichen, uns noch mehr zu einander hinzöge.

Wir waren bald einander unentbehrlich geworden; wir behandelten das, als etwas unter uns Ausgemachtes, und redeten nicht davon, auch dachte ich nichts Beſondres dabey, es fiel mir nicht ein, mich über dieſe Sache zur Rechenſchaft zu fordern. Wir kamen uns unvermerkt näher; unſre Mittheilungen gewannen eine gewiſſe Vertraulichkeit;

wir bezeichneten einander unſre Empfindungen bey Gegenſtänden der Natur und Kunſt, bey Ereigniſſen, in Lagen des Menſchenlebens, bey dem, was wir laſen und dachten. Doch ſagten wir nie, was wir einander waren. Es ſtellte ſich ſo gar eine gewiſſe Scheu ein, wo unſer Verhältniß nur von ferne berührt wurde. Auch an Wilibald, ſo hieß der junge Mann, merkte ich dieſe Verlegenheit.

Indeß entwickelte ſich nach und nach in meiner Neigung etwas, das ich noch nie gefühlt hatte, was ſich aber in den herrſchenden Zuſtand meiner Seele gut fügte, was mit dem Eigenthümlichſten und Geheimſten meines Weſens zuſammen zu hangen, was mir die Vorbereitung zur Auflöſung eines dunkeln Räthſels zu ſeyn ſchien. Ich war wunderbar bewegt, ich mochte gern allein ſeyn, und mich in Träume verlieren, die den verſchiedenſten Inhalt hatten, in die Wilibald aber immer mit verwickelt war, die ſich oft

weſentlich auf ihn bezogen. Meine Seele ſuchte — und kannte den Gegenſtand nicht; ſie trauerte, nicht finden zu können, und doch war in ihrem Suchen ſelbſt etwas Süßes.

Sein Bild lag mir immer im Sinne, und verknüpfte ſich mit allem, was ich Intereſſantes dachte, und was mir Intereſſantes begegnete; ich beſchäftigte mich oft damit, mir einzelne Züge deſſelben zu vergegenwärtigen und auszumahlen, und fand darin eine angenehme Unterhaltung. Wenn ich etwas an mir bemerkte, oder etwas vorhatte, worüber ich bey mir ſchon zur Entſcheidung gekommen war, fragte ich mich, wie er wohl darüber urtheilen würde, und es war mir lieb, wenn ich mir ſeine Beyſtimmung glaubte zuſagen zu dürfen.

Unſer Umgang wurde geſpannter; das Herz ſchlug mir ängſtlich, wenn er herein trat; ich mußte mich beſinnen, ein Geſpräch

anzuknüpfen, ob ich ihm gleich so viel mitzutheilen hatte. Nicht selten wurde allerley angefangen, und gleich wieder aufgegeben, weil es damit nicht gehen wollte. Auch dann, wenn wir uns endlich gefaßt hatten, zeigte sich eine Zurückhaltung, die gegen die vorige Vertraulichkeit sehr abstach. Ich fürchtete, etwas zu äußern, das ich nicht äußern dürfe, und doch war er mir nie so theuer gewesen, doch hatte ich nie mehr gewünscht, ihm mein Innerstes aufzuschließen.

Jetzt merkte ich, daß ich liebte, daß ich geliebt wurde. Wir verstanden uns, ohne uns zu erklären.

Wilibalds Lage war so beschaffen, daß er noch an keine Heirath denken durfte, ich wußte das, und billigte, was er, in Beziehung auf unser Verhältniß, zu thun für gut fand, um so mehr, da er darin so glücklich meinen Sinn traf. Es gelang ihm das Verlegene daraus zu entfernen, und eine zu große

Annäherung zu verhüthen; er wußte das mit einer Leichtigkeit und Feinheit einzurichten, daß es schien, als habe es sich von selbst gemacht, als habe die Liebe es uns gelehrt.

Unsre Unterhaltung gewann etwas Ruhig-Klares, das die Offenheit begünstigte — Ergießungen des Herzens verhüthete, unser Umgang das Ansehen eines freundschaftlichen Verkehres, was im Herzen mehr war, lebte darin still fort, und trat nur zuweilen in etwas Sinnvollem hervor.

Wir kannten beyde die Gränze, in der wir uns halten mußten, so genau, als wenn wir uns darüber verabredet hätten, und fühlten uns nicht versucht, sie zu überschreiten. Wir sahen uns seltener; aber unser Beysammenseyn wurde lehrreicher, bildender, und erhielt Reitze, die es bisher nicht gehabt hatte. Wir lernten einander genauer kennen; wir schätzten an einander immer mehr das Beste; wir liebten einander durch das Zarteste und Gei-

ſtigſte unſers Weſens. Unſer Verhältniß wurde immer mehr Verein der Seelen, und zog die heiligſten Angelegenheiten in ſich hinüber; die Sinnlichkeit hatte hier nicht die mindeſten Anſprüche. Das Schonende, Aufmerkſame, Verbindliche, Achtungsvolle in unſerm Verkehre verlieh demſelben Süßigkeiten, die dem Rauſche der Liebe fremd ſind; Beſonnenheit machte uns fähig, ſie ganz, ſie ſo zu genießen, daß ſie ſich fortdauernd erhöhten.

Ich war überaus glücklich; eine neue ſelige Welt war mir aufgegangen, in der ich alles, was mir am Herzen lag, verſchönert wieder fand. Die Bemühungen meiner ſittlich religiöſen Bildung verloren etwas von ihrem Ernſte — nichts von ihrem Intereſſe. Ich arbeitete an mir mit großer Heiterkeit, und der Wunſch, meinem Freunde zu gefallen, verdoppelte meinen Fleiß, begünſtigte den Erfolg.

So erlangte unſer Verhältniß endlich eine

Geſtalt, wobey an eine nähere äußere Verbindung kein Gedanke war. Wir konnten uns in einer ſolchen etwas anders ſeyn, als wir uns jetzt waren; aber das mochten wir nicht, das Gegenwärtige erfüllte und befriedigte unſre Seele, daß es uns als das Einzige vorkam, was uns angemeſſen ſey, was die Natur mit uns gewollt habe.

Das Schickſal rief ihn in eine ferne Gegend, und nach zwey Jahren erhielten wir die Nachricht von ſeinem Tode.

Sein Bild war in meiner Seele zurück geblieben; ich beſchäftigte mich oft mit ihm, aber ohne Unruhe, ohne Verlangen, ich wollte ſeiner werth bleiben, ich wollte immer etwas von ihm im Gemüthe haben. Ich ging in Gedanken ohngefähr ſo mit ihm um, wie ich in der Jugend mit Gott umgegangen war. Es kam eine Stille in mein Gemüth, bey der ich mich unbeſchreiblich wohl befand, und

was sich im Umgange mit ihm entwickelt hatte, stand noch in frischem Leben, in fröhlichem Wachsthum.

Sein Tod betrübte mich nicht sehr, aber er gab meinem Innern einen Anstrich von schwärmerischer Wehmuth, mein Herz wollte zuweilen brechen; ich sehnte mich hinüber. Die Welt wurde mir immer gleichgültiger, ja ich hielt für gut, mich ganz von ihr zurück zu ziehen. Ich erschien in der Gesellschaft nur, wo ich dazu gezwungen war; es kostete mich viel, auf eine erträgliche Art Theil zu nehmen, und mich hinzugeben; ich mußte mir das als Pflicht vorstellen.

Um diese Zeit geschahen an mich mehrere Anträge, worunter manche vortheilhaft genug waren, und auch einigen Anschein hatten, mir wenigstens ein zufriedenes Leben zu verschaffen, daß sie wohl werth gewesen wären, näher beherzigt zu werden. Aber mein Herz sagte mir nichts, und ohne mein Herz wollte

ich meine Hand nicht hingeben. Keiner der jungen Männer, die mich ihrer Aufmerkſamkeit würdigten, glich meinem vollendeten Freunde, keiner konnte mir etwas von den Empfindungen einflößen, die ich ſo innig für ihn gehägt hatte, keiner mein innerſtes Weſen ſo berühren wie er. Auch lebte er noch zu ſehr in meinem Andenken, als daß ich fähig geweſen wäre, ein andres Bild, neben das ſeinige, in mein Herz zu ſtellen.

Indeß ward mir noch eine harte Probe beſchieden. Eduard Hohenau kehrte, nachdem er ſich auf Reiſen, in England, Frankreich und Italien, umher getrieben, und in den Hauptſtädten dieſer Länder mehrere Jahre zugebracht hatte, in ſeine Vaterſtadt zurück. Alles ſprach mit Entzücken von dem blühenden, kräftigen, freyſinnigen Manne, der die Kunſt zu leben aus dem Grunde verſtehe, und ſich in der Ausübung derſelben eine bewunderns-

würdige Fertigkeit erworben habe. Er durfte in keiner Gesellschaft fehlen. Weiber und Mädchen drängten sich um ihn.

Ich sah ihn und war hingerissen, meine Sinne, meine Phantasie, mein Herz waren bezaubert; ich befand mich in einem Zustande, von dem ich nie eine Ahnung gehabt.

Es war in seinem Wesen etwas Hohes, das eine Art von Ehrfurcht erweckte; Feuer blitzte aus seinen Augen, seine Bewegungen waren lebhaft, doch voll Sicherheit und ruhiger Haltung, sie kündigten den Mann an, der über große Kräfte Gewalt besitze, der mächtige Leidenschaften spielend regiere, der überall mit seinem ganzen Wesen Theil nehme. Ein Gefühl der Ueberlegenheit war in allen seinen Aeußerungen, was jedoch niemand drückte, weil es sich mit der gefälligsten Humanität verband. Kein Gebieth des Lebens war ihm fremd geblieben; Geist beseelte seine ausgebreiteten Kenntnisse, und liebte, sich in

Paradoxien auszuſprechen; ſeine Urtheile hatten etwas Eigenthümliches, für das man ſich intereſſirte, wenn man ihm gleich nicht beyſtimmen konnte; ſein Witz machte ſeine Unterhaltung angenehm. Er verachtete die Welt, aber er ließ ſie ſich gefallen, und genoß ſie. Er behandelte alles mit der Leichtigkeit der Geringſchätzung, mit dem Reitze des Intereſſe's, mit der Eleganz der Bildung: mit der größten Gewandheit bewegte er ſich in allen Formen.

Der Eindruck, den er auf mich gemacht, war ihm nicht unbemerkt und gleichgültig geblieben; er zeichnete mich aus, und es war mir mehr als ſchmeichelhaft, von ihm ausgezeichnet zu werden. Ich faßte bald eine heftige Leidenſchaft. Er behauptete auch hier die Ruhe des Weltmannes; aber es war nicht zu verkennen, daß er etwas für mich fühlte.

Ich war mit ihm in Verbindung, ich war an ihn gefeſſelt, ich hatte das Geſtändniß

ſeiner Liebe erwiedert, und weiß ſelbſt nicht wie. Ich war nicht im Stande, darüber zu reflectiren, ich lebte ganz in der Einen Empfindung. Der Ausdruck ſeiner Gefühle, die ganze Art mit mir umzugehen, und auf mich zu wirken waren ſo, daß ſie mich immer mehr beſtricken mußten; ob das Abſicht oder Natur war, vermag ich nicht zu entſcheiden.

In der erſten Zeit ſchien er nur für mich da zu ſeyn, und in meine Geſinnungen und Gemüthsſtimmungen ganz einzugehen. Doch kam es mir zuweilen vor, als ob die rechte Berührung fehlte, als ob in ſeiner Wärme etwas Künſtliches wäre; nur das wurde ich nicht gewahr, daß meine Geſinnungen und Gemüthsſtimmungen nach und nach etwas Fremdes in ſich aufnahmen, daß ihre Geſtalt ſich nach und nach veränderte. Welch ein Unterſchied zwiſchen meinem Verhältniß zu Wilibald und dem zu Eduard. Dort war ich beſonnen-ſelig und mit allen meinen Angele-

genheiten in guter Ordnung; hier war ich trunken, ich vergaß oft, was meine höchste Sorge seyn sollte, der Gedanke an Gott wollte sich an meinen Zustand gar nicht anknüpfen lassen, und ich hatte Mühe, mir das zu verbergen.

Eduard hatte es so einzuleiten gewußt, daß ich mit der Welt allmählich wieder in Verbindung trat; ich fand so gar Geschmack an derselben; ich überredete mich, in sie zu gehören, und, unbeschadet meines Herzens, eine Rolle in derselben spielen zu können. An seiner Seite gefiel ich mir in den glänzenden Zirkeln. Endlich riß er mich ganz in ihre Wirbel hinein.

Ich fühlte wohl, daß mir an der Bildung für die Welt noch vieles mangelte, aber was dieses sey war mir nicht deutlich; ich überließ mich dem Geliebten um so williger, der mich ganz für sie zurecht zu setzen suchte.

Zu meinem Glücke war ich noch nicht verblen-

blendet genug, um nicht bald einzuſehen, wohin dieſe Bemühungen führten. Mit Entſetzen wurde ich inne, was es mit dieſer Weltbildung für eine Bewandtniß hat, daß nichts Geringeres, als Aufgebung meines Heiligſten, völlige Verwüſtung meines Herzens, Entäußerung von allem, was ich mir mit ſo großen Anſtrengungen erworben hatte, von mir gefordert wurde. Ich unterſuchte meine Gefühle für Eduard, und fand daß ſie nicht Liebe ſeyen, nicht Liebe ſeyn könnten, aber ich fand auch, welche Macht ſie über mich erlangt hatten. Die große Verſchiedenheit unſrer Denkungsart, unſers Wollens, unſers Geſchmackes, unſrer Neigungen, unſrer Grundſätze wurde mir klar. Auch er liebte mich nicht, konnte mich nicht lieben. Was ihn an mich gezogen hatte, vermochte ich nicht zu erforſchen; vielleicht war es dies, daß ein Weſen von meiner Gemüthsſtimmung ihm eine neue Erſcheinung war, der wir uns eine

Zeit lang hingeben, um davon andre Erregungen zu erhalten, wenn die gewöhnlichen anfangen, uns durch ihre Einförmigkeit zu ermüden; vielleicht war es Luſt, zu verſuchen, wie es ſich mit einem ſolchen Weſen leben, und was ſich daraus bilden laſſe; es war gewiß nichts von dem, woraus die Liebe entſpringt.

Ich begriff, daß es vergebens ſey, uns über eine Sache zu täuſchen, die ſich bald von ſelbſt offenbaren mußte, daß eine ſolche Täuſchung uns unglücklich machen, daß ſie mich ins Verderben ſtürzen müſſe. Meine Empfindungen waren nicht ganz rein, ſie waren nicht edel, die Sinnlichkeit hatte den größten Antheil an denſelben. Ich faßte den Entſchluß, mich loszureißen, und führte ihn glücklich aus.

Es hatte mir große Ueberwindung gekoſtet. Die Leidenſchaft hatte mein Inneres ganz in Beſitz genommen, und alle ſeine Kräfte auf-

gewiegelt; es war nichts Geringes, ſie zu unterdrücken, und die Lücke, die dadurch in mir entſtand, auszufüllen. Die Religion gab mir Muth und Standhaftigkeit; das Bewußtſeyn, es gelte der Rettung meines beſſern Selbſtes, dem Heile meiner Seele, ſtärkte mich; und ich empfand bald, wie ſich die Selbſtverläugnung durch innere Freude belohne, wenn die erſten Schwierigkeiten beſiegt ſind.

Unſre Verbindung war längſt bekannt, man ſah es als etwas Gewiſſes an, daß wir uns heirathen würden, und wartete mit Ungeduld darauf, daß es geſchehe, indem man ſich davon etwas Ungewöhnliches und reichen Stoff der Unterhaltung verſprach. Daher erregte unſre Trennung großes Aufſehen, es wurde viel darüber vermuthet, geredet, bemerkt, wovon mir manches zu Ohren kam, das mir empfindlich war. Indeß dauerte das nicht länger, als einige Tage; die Geſell-

ſchaft freute ſich, daß Eduard ihr wieder ganz angehörte, und was noch einige Anſprüche glaubte machen zu können, hoffte.

* * *

Ich fing jetzt an, ernſtlich über meine künftige Lage nachzudenken. Mein ſechs und zwanzigſtes Jahr war zurück. Es war nicht wahrſcheinlich, daß ich noch viele Anträge bekommen, und noch weniger, daß einer für mich annehmlich ſeyn würde.

Der Gedanke, ledig zu bleiben, hatte bis jetzt nichts Mißfälliges gehabt; es war mir oft ſo geweſen, als ob ſich dies für mich ſchicke, als ob ich dazu beſtimmt ſey, und als ob ich mich dabey allein wohl befinden könnte. Meine Schweſtern waren bis auf die jüngſte verſorgt. Das Vermögen meines Vaters ſicherte mir, auch nach ſeinem Tode, kein reiches, aber ein hinlängliches Auskommen.

Indeß meine Natur war zur Liebe gebildet; ich bedurfte, mich anzuſchließen, mich mitzutheilen, Theil zu nehmen, mich in andre hineinzufühlen, von andern zu empfangen, für andre etwas zu thun, was ihnen nicht allein nützlich wäre, ſondern worin ſie auch meinen Sinn vernähmen, wodurch etwas von mir in ſie überginge; ich bedurfte, mit Weſen zu leben, die ich die meinigen nennen könnte.

Dabey lag das widerliche, zurückſtoßende Bild der alten Jungfer in meiner Seele, das ſich uns einprägt, wenn wir unſre Begriffe von dem beſtimmen laſſen, was ſich uns gewöhnlich darſtellt, ohne in das Innere zu gehen, die Urſachen zu erforſchen, und die Umſtände mit in Anſchlag zu bringen. Ich ſah, wie man dieſe, meiſt unglücklichen, Geſchöpfe in der Geſellſchaft behandelt, wie man die ſchmerzlichen Gefühle, welche das Alleinſtehen, das Leere ihres Lebens, die bittre

Laune, nicht ſelten auch immerwährendes Kränkeln, eine drückende Lage und das Bewußtſeyn, ihr Unglück ſelbſt verſchuldet zu haben, erzeugen müſſen, durch Spott und durch Anſpielungen, die noch kränkender ſind als Spott, vermehrt — wie ſie ſich nirgends an ihrem Platze befinden, und wie die Verlegenheit, wohin ſie ſich ſtellen ſollen, ſie Thorheiten begehen läßt, die man ihrem Verſtande, wenn nicht gar ihrem Herzen anrechnet — wie man dieſe Thorheiten hervorzieht, wie man ſich damit beluſtigt, während man für ihre beſſern Eigenſchaften faſt gar keinen Sinn hat — wie man ſo manches, wovon man bey andern gerührt wird, bey ihnen mit der kalten Bemerkung abfertigt: es iſt eine alte Jungfer. Ich ſah, wie ſelbſt ſolchen, denen es ſonſt nicht an Verſtand und Gemüth gefehlt hatte, nach und nach alles ausgegangen war, was das Leben ſüß macht, welche häßliche Fehler ſich bey ihnen einniſteten, in

welche ekelhafte Gemeinheiten, in welche lächerliche Bizarrerien sie verfielen, von welchen wunderlichen Launen sie gequält wurden, welche unnöthige, abergläubige Besorgnisse sie ängstigten, und zu welchen abgeschmackten Dingen sie ihre Zuflucht nehmen mußten, um an dem Leben noch etwas mehr, als das bloße Daseyn lieben zu können.

Aber ich kannte auch die edle Grubenau, die, wenige Schwächen, welche nicht einmal der alten Jungfer angehörten, abgerechnet, für ein Muster schöner Weiblichkeit gelten konnte, der jeder Vernünftige eine ausgezeichnete Achtung bewies, die das Liebenswürdige mit dem Ehrwürdigen vereinigte, die durch ihren hellen Verstand, durch ihre sanfte Gemüthsart, durch ihr wohlwollendes Herz, durch ihre ungetrübte Heiterkeit und ungekünstelte Freundlichkeit alles an sich zog, und von der niemand, der sich mit ihr unterhalten hatte, zurück kehrte, ohne die wohlthuendsten

Eindrücke mitzunehmen. Ihre Natur hatte ſie darin nicht ſonderlich begünſtigt, das Meiſte war Werk treuer Selbſtbildung. Es mußte alſo doch wohl möglich ſeyn, im ledigen Stande dem gewöhnlichen Schickſale der alten Jungfern zu entgehen, ſich Werth und Zufriedenheit für das Alter zu ſichern.

Eben ſo, dachte ich, iſt es vielleicht möglich, für das liebende Herz, das die Freuden der Ehe entbehren ſoll, einige Schadloshaltung zu finden. Eine, meinen Bedürfniſſen nicht ganz entſprechende Verbindung wäre gewiß ein weit größeres Unglück geweſen; ein Mann, der mir nicht innige Liebe geben konnte, hätte mein Herz unheilbar verwundet. Meine Lage konnte leicht ſo erträglich werden, als die Lage der vielen Frauen, denen die Ehe das nicht gewährt, was ſie von ihr hofften.

Ich nahm mir vor, mich ſo einzurichten, als wenn es ſchon gewiß wäre, daß ich un-

verheirathet bleiben würde, zu versuchen ob es sich nicht so leben lasse, und dann ruhig abzuwarten, was mir beschieden sey. Meine Hauptsorge ging nun dahin, mir recht viel zu verschaffen, wodurch mein Leben in diesem Falle angenehm werden könnte; dies und der fortgesetzte Fleiß in der sittlichen Veredlung sollte mich vor den Fehlern bewahren, die ich zu fürchten hatte.

Vor allem suchte ich meinen Verstand aufzuklären und meine Gefühle auszubilden. Ich bemühte mich um die Einsichten, von denen ich glaubte, daß sie mir nützlich seyn, daß sie mir zu einer richtigen Ansicht des Lebens verhelfen, mich meine Verhältnisse verstehen lehren, meinem Geiste heilsame Nahrung, heitre Beschäftigung, Trost, Erhebung und Antrieb geben, meine Handlungen mit ihrem Zwecke in Uebereinstimmung bringen, und mich in den Stand setzen würden, alles was mir begegnete recht zu beurtheilen.

Ich las nur solche Schriften, die für mich Werth hatten, das heißt, die mich unterrichteten, und die mir gefielen. Meine Bücher gehörten meist zu den längst vergessenen; aber ich verstand sie, ich konnte das Schöne und Treffliche darin fühlen, und mir aneignen, was mir mit andern hochgepriesenen und viel besprochenen nicht gelingen wollte, die ich deßwegen, so bald ich mich nach einem flüchtigen Durchblättern, davon überzeugte, weglegte, unbekümmert darum, daß ich nun nicht mit bey der Mode war, und nichts zu sagen hatte, wo die Mode-Artikel der Literatur verhandelt wurden.

Ich las für mich — nicht für die Gesellschaft; darum verdankte ich der Lektüre so manchen köstlichen Genuß; sie berichtigte meinen Geschmack, sie bereicherte mein inneres Leben.

Zu dem, was mich anzog, kehrte ich oft zurück, ich zeichnete es mir auf, und es

prägte ſich meinem Gedächtniſſe unwillkühr-lich ein. Nie aber habe ich etwas abſichtlich auswendig gelernt, ich glaube, daß jede Frau, die das thut, pedantiſch wird, und ſelten eine Gelegenheit vorbey gehen läßt, was ſie ſol-cher Geſtalt an ſich gebracht hat, unbehülf-lich genug, zur Schau zu ſtellen. Ueber mir intereſſante Gegenſtände ſchrieb ich auch wohl meine eignen Gedanken nieder, theils um mich im Ausdrucke zu üben, theils um mir die Sachen lebhafter zu vergegenwärtigen, und meinen Ideen größere Deutlichkeit zu verſchaffen.

Auf dieſe Weiſe bin ich dahin gekommen, auch ohne Buch mit mir ſelbſt leben zu kön-nen; die Entwickelung meiner Gedanken und Gefühle aus meinem Innerſten heraus hat mir manche vergnügte Stunde gemacht. Aber ich habe gefunden, daß einige erwor-bene Einſichten, eine gewiſſe Ordnung im Ge-müthe und große Vorſicht nöthig ſind, da-

mit das Leben mit sich selbst nicht in ein üppiges, oft verderbliches Phantasie-Spiel ausarte.

Die Natur hatte mir jedes Kunsttalent versagt, indeß habe ich mir im Zeichnen und in der Musik so viel Fertigkeit zu erwerben gesucht, als hinreichte, mich zu zerstreuen, meine Phantasie mit angenehmen Bildern zu erfüllen, und mich in eine gute Stimmung zu setzen. Die Ueberzeugung, daß ich darin nie zu etwas Tüchtigem gelangen würde, hat mich nicht gehindert, größerer Vollkommenheit nachzustreben. Es dünkte mich etwas Menschliches zu seyn, sich jedes Fortschrittes zu freuen; sey er auch noch so unbedeutend, er ist doch Erweiterung unsers Daseyns, und ist es etwas andres, was wir in allem suchen?

Mit meinem Verhältnisse zur Welt war ich noch nie recht auf dem Reinen gewesen.

Ich hatte sie bald zu leidenschaftlich geliebt, bald mich zu sehr von ihr zurück gezogen.

Ich erkannte jetzt, daß sie mir etwas seyn könne, seyn müsse — nur nicht das, was ich sonst von ihr verlangt hatte; und es glückte mir, jenem auf die Spur zu kommen.

Die beschränkten, selbstsüchtigen Interessen, die mich sonst an sie fesselten, waren Schuld, daß sie mich verstimmte und verdarb, daß ich ihrer nicht froh werden konnte, daß ich mir über mein Weltleben Vorwürfe machen mußte. Nun betrachtete ich sie ruhiger, unbefangener; jene Interessen hatten einen großen Theil ihrer Gewalt über mich verloren. Ich forderte nichts mehr von ihr, ich hatte nichts mehr von ihr zu erwarten und zu fürchten, ich gab mich hin und ließ auf mich wirken. Ich sah' sie an, wie man eine reiche, lebenvolle Gegend ansieht, und ergötzte mich an dem bunten Getümmel. Ich beobachtete, aber ich spähete nicht, ich zog

mit das Leben mit sich selbst nicht in ein üppiges, oft verderbliches Phantasie-Spiel ausarte.

Die Natur hatte mir jedes Kunsttalent versagt, indeß habe ich mir im Zeichnen und in der Musik so viel Fertigkeit zu erwerben gesucht, als hinreichte, mich zu zerstreuen, meine Phantasie mit angenehmen Bildern zu erfüllen, und mich in eine gute Stimmung zu setzen. Die Ueberzeugung, daß ich darin nie zu etwas Tüchtigem gelangen würde, hat mich nicht gehindert, größerer Vollkommenheit nachzustreben. Es dünkte mich etwas Menschliches zu seyn, sich jedes Fortschrittes zu freuen; sey er auch noch so unbedeutend, er ist doch Erweiterung unsers Daseyns, und ist es etwas andres, was wir in allem suchen?

Mit meinem Verhältnisse zur Welt war ich noch nie recht auf dem Reinen gewesen.

Ich hatte sie bald zu leidenschaftlich geliebt, bald mich zu sehr von ihr zurück gezogen.

Ich erkannte jetzt, daß sie mir etwas seyn könne, seyn müsse — nur nicht das, was ich sonst von ihr verlangt hatte; und es glückte mir, jenem auf die Spur zu kommen.

Die beschränkten, selbstsüchtigen Interessen, die mich sonst an sie fesselten, waren Schuld, daß sie mich verstimmte und verdarb, daß ich ihrer nicht froh werden konnte, daß ich mir über mein Weltleben Vorwürfe machen mußte. Nun betrachtete ich sie ruhiger, unbefangener; jene Interessen hatten einen großen Theil ihrer Gewalt über mich verloren. Ich forderte nichts mehr von ihr, ich hatte nichts mehr von ihr zu erwarten und zu fürchten, ich gab mich hin und ließ auf mich wirken. Ich sah' sie an, wie man eine reiche, lebenvolle Gegend ansieht, und ergötzte mich an dem bunten Getümmel. Ich beobachtete, aber ich spähete nicht, ich zog

keine Reſultate, ich wendete nicht an, ich enthielt mich alles Urtheiles. Es war mir gleichgültig, die Welt zu kennen; denn ich dachte mich nie ſo weit in ſie zu verlieren, daß ich dieſer Kenntniß bedürfte.

Die Stunden, die ich in der Welt gelebt habe, reuen mich nicht; ich bin oft in der Geſellſchaft innig froh geweſen, vielleicht oft die Froheſte von allen; ich ſprach, hörte, ſah, trieb mancherley mit, wie es mir gemüthlich war, und von dem allem iſt keine einzige läſtige Erinnerung in meiner Seele geblieben.

Es gibt einen allgemeinen Sinn für Menſchen, der ſich durch das Wohlgefallen an Menſchen, die mit uns in keiner nähern Verbindung ſtehen, die wir noch nicht einmal kennen, in denen wir nicht mehr, als Weſen unſers Gleichen, erblicken, durch Luſt, ſie zu ſehen, mit ihnen zu verkehren und

etwas gemein zu haben, durch die Eindrücke, welche ihre Gestalt, ihre Stimme, die Darstellung ihrer menschlichen Gedanken und Empfindungen, ihr menschliches Thun und Treiben bey uns hervorbringen, äußert. Er ist allen angeboren, und zeigt sich am reinsten und stärksten in der Jugend. Späterhin wird er gestört und geschwächt durch die widrige Gestalt, in der sich uns die Menschen oft zeigen, durch ihre abstoßenden Gemüthseigenschaften, durch ihre Vorurtheile und Sitten, durch die Mißverhältnisse, welche der Eigennutz erzeugt, durch die Zwecke, die man unter Menschen erreichen will, und durch die Hinderungen, welche man dabey antrifft.

In frohen Augenblicken habe ich diesen Sinn in mir angetroffen; er setzte mich in den Stand, die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens zu genießen, von Menschen, mit denen ich in die flüchtige Berührung des ge-

·ſelligen Umganges trat, alles zu empfangen, was ſie mir zu geben vermochten; ich möchte ſagen, daß aus ihm der Geiſt der echten Geſelligkeit entſpringe.

Ich unterſuchte die Stimmung, in welcher ich mich ſeiner am meiſten bewußt war, und bemerkte, daß man, um ſich ſeiner zu erfreuen, nicht mehr, als eben die flüchtige Berührung des geſelligen Verkehres ſuchen, daß man alles, was uns feſter verwickeln will, alles, was das Individuelle im Menſchen betrifft, vermeiden, dieſes weder beobachten, noch ſtark anregen, noch in ſich ſelbſt ſchneidend hervortreten laſſen, daß man ſeine Meynung von den Menſchen vergeſſen, daß man auf ſeine Anſprüche reſigniren, und ſich bey denen, die nun einmal unſre Freunde nicht ſeyn können, mit dem Oberflächlichſten begnügen, daß man von ihrem Innern ganz abſtrahiren müſſe. Ich bemühte mich, dieſe Regeln in Ausübung zu bringen, und es gelang

lang mir, mit den Menſchen in das beſte Vernehmen zu kommen — in ein Vernehmen, das mir die Freuden des Umganges verſchaffte, ohne mich ſeinen Unbequemlichkeiten, ſeinen Verlegenheiten, Spannungen und Verſtimmungen auszuſetzen.

Woldemar hatte mich darauf aufmerkſam gemacht, daß der Genuß des Lebens weit weniger von bedeutenden angenehmen Ereigniſſen, von dem Beſitze geſchätzter Güter, von der Erfüllung unſrer Wünſche, von dem Ungewöhnlichen, Ausgezeichneten, lange und künſtlich Vorbereiteten, als von dem abhange, was die Menſchen Kleinigkeiten nennen, was die meiſten ganz überſehen oder gar verachten, daß das einförmigſte Leben unermeßliche Reichthümer habe, wenn man nur die Kunſt verſtehe, ſie heraus zu heben. Er hatte mich gelehrt, wie man mit den Dingen, in deren Kreiſe man ſich täglich bewegt, vertraut wer-

den, wie man ihnen eine gewisse Bedeutung geben, wie man Erwartungen daran knüpfen, wie man dem Unscheinbaren eine Wichtigkeit ertheilen könne, indem man darin etwas sich zum Zwecke und Geschäfte bilde, wie die Thätigkeit, die man daran wende, die Aufmerksamkeit auf Einzelnheiten, auf kleine Umstände, auf Entwickelungen und Hinderungen uns ein Interesse einflößte, welches das Große uns selten einzuflößen vermöge, weil wir es meist nur im Ganzen betrachten und von dem starken Eindrucke, den es auf unser Gemüth macht, zu sehr befangen werden. Ich hatte etwas Aehnliches schon früher an meiner Blumenpflege erfahren, und ließ mir nun angelegen seyn, diese Lehre recht zu benutzen, wodurch mein Leben viele süße Reitze gewonnen hat.

Es ist dem Menschen Bedürfniß, mit seiner Thätigkeit aus sich heraus zu gehen, et-

was Nützliches außer sich zu bewirken, über dessen Fortgang er Freude habe, etwas darzustellen, worin er sich selbst wieder finde. Ich fühlte das, ich erkannte darin meine Bestimmung; ich bemerkte daß das Bilden an sich selbst, welche Sorge man auch darauf wende, doch das Herz nicht ausfüllen könne, daß man sich unter Menschen und Gegenständen umtreiben, daß man sein Thun mit Aeußerlichkeiten, die das Gefühl von allen Seiten anregen, verflechten müsse, um von seinem menschlichen Daseyn mit Wohlgefallen gesättigt zu werden.

Dahin besorgte ich, in meiner isolirten Lage, nicht gelangen zu können. Die Vorsehung wieß mir den Weg. Eine Bekannte von mir folgte ihrem Gatten, nach einem halben Jahre, in die Ewigkeit, und hinterließ ein Mädchen von drey Jahren. Ich beschloß seine Mutter zu werden. Das Kind hatte gute Anlagen, etwas Stilles in seinem

Wesen, das sich zu meiner Gemüthsart schickte. Es schloß sich mit großer Innigkeit an mich an; es liebte mich, wie seine Mutter, und hatte bald mein ganzes Herz gewonnen. Dieses Kind zu pflegen, an seinem Geiste und seinem Herzen zu bilden, das war das Geschäft, dessen ich bedurfte, um ganz in das menschliche Daseyn hinein zu kommen. Nur das einzige erflehte ich von Gott mit heißen Thränen, daß er mir das Kind lassen möchte.

Jetzt ist es zur trefflichen Jungfrau heran gewachsen; sie hängt an mir mit jeder Kraft, mit jeder Empfindung ihres schönen Gemüthes. Bald wird sie die Gattin eines würdigen Mannes seyn. Meine Verwandten sind zufrieden, daß ihr mein Vermögen zufällt. So habe ich die Hoffnung, mich noch einst im Alter von einer glücklichen Familie umgeben zu sehen.

Eine andre Bekannte von mir ward blind. Wir hatten zwar vorher in keiner genauen Verbindung gestanden; aber da alles sie verließ, hielt ich es für Pflicht, mich ihrer anzunehmen. Das Flüchtige, Gestaltlose ihrer

Gemüthart verlor sich nach und nach in das Gesammelte, Gefühlvolle. Die Phantasie arbeitete dem Herzen zu, und das Herz kam ihr mit einer günstigen Stimmung entgegen. In ihr Gemüth kehrte eine Ruhe ein, die in sanfte Heiterkeit überging. Alle ihre Neigungen hatten sich in ein unbestimmtes Sehnen aufgelöst, das auch die Erinnerung an die Zeit, wo der Tag ihr geschienen begleitete. Ihr Geist hatte sich einem höhern Lichte zugewendet, und entwickelte an dessen Strahlen in reicher Fülle eine Eigenthümlichkeit, die den vertrautern Umgang mit ihr überaus interessant machte.

Ihr wandte sich mein Herz immer mehr zu; ich folgte bald nicht der Pflicht, sondern dem Bedürfnisse, wenn ich sie täglich besuchte. Ich lernte von ihr, ich richtete mich an ihr auf, ich ward durch sie besser.

Sie ist im vollen Sinne des Wortes meine Freundinn geworden; wir theilen unser Leben. In ihr hat meine Liebe den Gegenstand gefunden, an dem sie sich ganz äußern kann. Ich habe erfahren, ich erfahre noch täglich, welche Seligkeit in der Freundschaft ist, in dem Zusammentreffen der Gedanken

und Gefühle, in der Enthüllung des Geheimſten und Innerſten, in der Mittheilung aller Sorgen, aller Schmerzen, aller Hoffnungen und aller Freuden, in dem Offenbaren deſſen, was man lange in ſich verſchloſſen hat, in der herzlichen Theilnahme, in dem freundlichen Troſte, in dem liebreichen, treuen Beyſtande und in den zahlloſen kleinen Dienſten, die ihren Werth vom Herzen haben.

Meine Thätigkeit hat ſich immer mehr und beſſer geordnet, es iſt immer mehr Plan und Zuſammenhang in ſie, und dadurch Einheit in mein Leben gekommen. Die Verdroſſenheit, die mir ſonſt zuweilen eigen war, kenne ich nicht mehr; das Zögern, Aufſchieben, das unluſtige Abbrechen und Durcheinanderwerfen, das zerſtreute, unſchlüſſige Weſen habe ich mir ganz abgewöhnt. Ich bin nicht arm, ich kann wohl ſagen mir fehlt nichts, weil ich immer etwas zu thun habe, das ich gerne, das ich mit ungetheilter Aufmerkſamkeit, das ich mit dem Herzen thue.

Ja, ich habe erfahren, daß es ſich auch unverheirathet leben läßt; es kommt nur dar-

auf an, daß man mit sich selbst über das einig werde, was man vom Leben verlangt, daß man etwas Rechtes wolle, und sich mit Ernst daran mache. Viele Mädchen würden gewiß nicht so unzufrieden mit ihrem Stande — es würde in ihrem Herzen nicht so leer und verworren seyn, wenn sie sich der Gewalt, welche augenblickliche Empfindungen, zufällige Wünsche, einzelne Neigungen an ihnen üben, entreißen, wenn sie sich auf sich selbst besinnen, bey sich selbst Rath und Trost suchen, wenn sie sich ein festes Daseyn in den Umgebungen sichern, wenn sie durch ernste Ueberlegung, wie sie sich am besten mit dem, was nun einmal ihr Loos ist, einrichten, ihrem Wesen eine Gestalt geben wollten. Das Zerrissene ihres Wesens, ihr Selbstverlieren ist ihr Elend; es rührt in ihnen alle Leidenschaften auf; es verwirrt ihr Bewußtseyn, und raubt ihnen die Fähigkeit, das Gute in ihrer Lage zu sehen und zu genießen.

So habe ich mich bemüht zu leben, und das Leben ist mir recht lieb geworden. Was mir darin Widriges begegnet, das helfen Erfahrung, Glaube, Geduld, Hoffnung, Nach-

denken und Freundschaft tragen. Es umschließt viele köstliche Freuden; ich bin glücklicher als ich es verdiene, und erkenne das mit gerührtem Danke gegen die Vorsehung. Mir selbst kann ich das Beßre, was etwa an mir ist, nicht zuschreiben. Ihre Führung hat mich zu dem geleitet, was ich für mein Heil gethan habe; ihren Beystand erfahre ich bey allem, was ich noch für meine höchste Angelegenheit thue. Ihr vertraue ich mit völliger Zuversicht mein Schicksal an. Mein Herz ist gegen Stürme verwahrt; ruhig blicke ich in die Zukunft, ich erwarte nichts, ich wünsche nichts, als daß es so bleiben möge, daß mir Gott den Frieden mit mir selbst erhalte. Ich lebe gerne, das Leben ist ja so freundlich; aber ich bin auch bereit, dasselbe seinem Urheber zurück zu geben, wann er es verlangt. Heiter hoffe ich meine Tage zu beschließen.

Berlin, 1809.
Gedruckt bei Karl Friedrich Amelang.

Weiblicher Sinn

und

weibliches Leben.

Charakterzüge, Gemählde und Reflexionen.

Von

Friedrich Ehrenberg,

Königlichem Hofprediger zu Berlin.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin,

Bei Friedrich Maurer. 1809.

Weiblicher Sinn

und

weibliches Leben.

Erſtes Buch.

Nach Zügen aus der heiligen Geſchichte.

I.

Die Holdſelige.

Luk. 1, V. 28.

Eine Holdſelige wird, nach Luthers Ueberſetzung, die Jungfrau begrüßt, die der Himmel erſehen hatte, die Mutter des Göttlichſten unter den Menſchen zu werden. Die Ueberſetzung entſpricht, wenn nicht den Worten, doch dem poetiſchen Geiſte der Erzählung, und drückt dasjenige aus, was wir unwillkührlich dabey empfinden.

Das Menſchliche mag einen irdiſchen Urſprung haben, es kann ſich doch zu hoher Vortrefflichkeit läutern, denn es begehrt, ſelbſt in ſeiner Vollendung, die irdiſche Natur nicht zu verläugnen; das Göttliche denken wir uns ſtammend vom Göttlichen, damit es ſeinen Adel

unvermischt und unentweiht behaupte. Holdseligkeit aber ist Verklärung des Menschlichen durch das Göttliche. War ein sterbliches Weib fähig, ein himmlisches Kind unter ihrem Herzen zu tragen: so hat auch der Himmel in diesem Herzen gewohnt, und seinen Widerschein über sie ausgegossen; sie war ein huldvolles und in ihrer Huld seliges Weib.

Im Schmucke der Holdseligkeit erscheint uns die Hochbegnadigte Gottes, wenn die Phantasie sich von ihr ein Bild schafft. So hat auch die Kunst sie gebildet, die Andacht sie gefeyert — beyde von einem natürlichen und sichern Gefühle geleitet.

Die Holdselige verdient vor allen, erfreut zu werden mit den köstlichsten Gaben — sie vor allen, eine glückliche und gepriesene Mutter zu seyn.

Menschen, die sich eben so sehr durch Güte des Herzens und echte Religiosität, als durch Weisheit, Kraft und Großmuth hervorthaten, haben bekannt, daß sie das Beste, was in ihnen sey, ihren Müttern verdanken. Aber

die Lehre der Mutter wirkt wenig, und wenn die ſanfte Leitung viel wirkt, ſo liegt die Kraft im Gemüthe, im Blicke, in den Mienen, in der Begegnung, in der Klarheit, Wärme und Milde des Lebens. Wer an der Bruſt einer liebevollen Mutter gelegen, wer von ihrer Zärtlichkeit die reinen Eindrücke bekommen, wer ihr frühe in das freundliche Auge geſchaut, wer frühe an ihr das Bild eines ſchönen Sinnes aufgefaßt, wer ſie geſehen hat in dieſem ſchönen Sinne handeln, weinen, ſich freuen, beten für ſich, für ihr Kind und für alle, die ſie liebt, der kann über dieſen Einfluß der Mütter urtheilen. Er iſt da am größten und wohlthätigſten, wo ſich die Tugend mit der Stimmung verbindet, die ſich als Holdſeligkeit ausdrückt. Die Strenge der bloß pflichtgemäßen Tugend verwundet leicht das kindliche Gemüth; das Holdſelige zieht es an, und weckt und pflegt in ihm alle Keime des Edeln.

Gewiß war auch der in dem Scheine weiblicher Holdſeligkeit aufgewachſen, an dem wir den Glanz göttlicher Hoheit mit der ſanfte-

ſten menſchlichen Liebenswürdigkeit gepaart antreffen.

Die Holdſeligkeit gehört den Frauen; ſie iſt das Herrliche der Weiblichkeit ſelbſt in ſeiner körperlichen Erſcheinung. Nur das zarte Gemüth der Frauen hegt die Gefühle, Stimmungen und Neigungen, die in ihr hervorbrechen; nur der zarte Körper der Frauen kann das leichte und feine Spiel der Bewegungen annehmen, worin die Holdſeligkeit uns entzückt. Mit dem Ernſte, dem Muthe und der Kraft, die wir vom Manne fordern, verträgt ſie ſich eben ſo wenig, als ſein Aeußeres dafür Empfänglichkeit hat. Sie iſt bey der Liebe, und läßt die Würde ſich auf ihrem eignen Felde geltend machen. Das ſtille Empfinden, Sorgen und Walten eignet ſie ſich zu; die mühſelige That und die herrſchende Gewalt bleiben ihr fremd.

Am Aeußern wird das Holdſelige zunächſt angeſchaut, und hier erſcheint es als Geſtalt — Geſtalt des Blickes, der Miene, der Stimme,

der Bewegung; es ist dem Gedanken, dem Worte, der Handlung gleichsam flüchtig angehaucht, und doch auch mit denselben innigst verschmolzen — der Geist, in dem sie empfangen sind, in dem sie sich offenbaren, der sie zugleich beseelt und umschwebt. Es ist etwas sanft Verfließendes, sich leicht in einander Auflösendes, glücklich Zusammenstimmendes, in sich Abgeschlossenes, das in himmlisches Leben den irdischen Stoff hinaufzieht, wodurch es unser Auge ergötzt.

Wir dürfen es weder mit dem Reitze, noch mit der Schönheit verwechseln. Der Reitz bringt sinnliche Lust, die Holdseligkeit reines Wohlgefallen hervor; jener entzündet die Begierde, diese löscht sie aus, das Edlere in uns nimmt sie in Anspruch; wie sie selbst selig ist, so weckt sie auch in uns Seligkeitsgefühl. Der Reitz erinnert uns an unsre menschliche Schwäche, das Holdselige läßt uns Göttliches ahnen.

Viele Frauen sind fast vollkommene Schönheiten, und haben fast nichts von dem, was

man holdselig nennt. Andre dagegen besitzen wenig eigentliche Schönheit — aber was mehr als die blendendste Schönheit anzieht, was uns den Mangel derselben kaum bemerken läßt, und bald in Liebe, bald in Anbethung unser Herz gewinnt: das ist der Zauber der Holdseligkeit. Immer ist die Schönheit der Frauen ein glänzender Vorzug, die Holdseligkeit erlangt durch sie neue Annehmlichkeiten; aber es muß noch etwas Bedeutendes hinzukommen, damit sie Holdseligkeit werde. Wo dieses fehlt, da können wir sie zwar bewundern, aber das Herz bleibt kalt.

Die Schönheit ist, wie der Reiz, ob sie uns gleich ein geistiges Vergnügen gewährt, ganz im Aeußern; das Holdselige offenbart sich zwar am Aeußern, es ist aber in der That etwas Inneres. Empfindungen und Gesinnungen einer schönen Seele spiegeln sich in diesem Aeußern, und ertheilen ihm diese Gestalt; das Gemüth, das durch dasselbe hindurch schimmert, entzückt uns, oft ohne daß es uns deutlich wird. Etwas Sanftes, Mildes, Inniges und Liebe-

volles, das sich selbst zum reinen Genusse, das im Gemüthe harmonisches Leben geworden ist, Ruhe in der reichen Fülle des Gemüthes, und bey großer Tiefe des Gefühles; anspruchslose Selbstgenügsamkeit und eine stille, mit Wehmuth gemischte Freude, sprechen uns darin an.

Ungeachtet die Holdseligkeit vornehmlich aus sittlichen Eigenschaften besteht, ist sie doch noch etwas andres, als Tugend. Es gibt Tugenden, die nicht zum Bilde der Holdseligkeit gehören; obgleich Tugend die Stimmung erzeugen muß, die der Holdseligkeit zum Grunde liegt. Der Besitz aller Tugenden erzeugt nicht nothwendig Holdseligkeit. In der Holdseligkeit hat die Tugend etwas Ueberirdisches angenommen, sie ist Ahnung des Göttlichen, sie trägt ganz den Charakter zarter Weiblichkeit, sie hat sich mit sanften Neigungen und Empfindungen, mit reger Empfänglichkeit für die Eindrücke des Rührenden, für das Schöne und Gute vermählt; jeder Schein der Strenge und des Zwanges ist von ihr entfernt; in ihr bilden sich alle einzelnen Tugenden zu einem

ſchönen Ganzen; nicht bloß Achtung, ſondern auch ehrerbietige Scheu hegt man vor ihr.

Reinheit und Güte ſind das Weſentliche der Holdſeligkeit. Aus dem ruhigen, klaren Auge ſchaut das unbefleckte Herz, das, immer nur ſanft bewegt, keine wilde Leidenſchaft, keine innere Empörung kennt. Das Verlangen brennt nicht, die Hoffnung erregt nicht ungeſtüme Wallungen, die Phantaſie nimmt das Herz nicht gefangen, die Luſt eilt nicht unbeſonnen zur That, der Schmerz überwältigt nicht, und bricht nicht in laute Klagen aus, das Sträfliche wird nicht gedacht, viel weniger begehrt. Wohl ſind Verlangen, Hoffnung, Bilder der Phantaſie, ſüße Luſt und oft nahmenloſes Leiden im Gemüthe; aber das alles iſt ſtilles, einträchtiges, ſich ſelbſt durchaus klares, untadelhaftes Leben. Das holdſelige Weib iſt ſich nichts bewußt, deſſen es ſich vor ſich ſelbſt und vor Gott zu ſchämen hätte.

Güte iſt die Beſeelung des holdſeligen Weibes. Sein ganzes Weſen verkündet, alles müßte glücklich ſeyn, wenn alles in ſeiner Ge-

walt stände, niemand würde wehe gethan wer-
den, wenn alles seinen Sinn hätte. Wo es
Beleidigungen mit Gelassenheit erträgt und
vergibt, das Fehlerhafte leise verbessert, Un-
glücklichen beysteht, und andern Freude macht:
da sieht man das Schönste der Holdseligkeit —
nicht in dem, was es verrichtet, denn das fin-
det man auch wohl bey andern, sondern in der
Art, wie es das verrichtet. Die Unbefangen-
heit im Handeln, das Herzliche im Trösten,
die Schonung im Geben, die Bereitwilligkeit
im Helfen, das tiefe Gefühl, das doch nichts
seyn will, rühren uns am meisten.

Auch in der Andacht wird die Holdse-
ligkeit auf eine sehr interessante Weise sichtbar.
Das Ueberirdische ist das Element des holdseli-
gen Weibes, es hängt daran — nicht mit glü-
hender, aber — mit warmer, dauernder Liebe.
Zu ihm schwingt sich sein Geist empor — nicht
in den kühnen Flügen der Schwärmerey, aber
— in wonnevoller Betrachtung. Zu ihm hin
auf blickt es im Schmerze, und erduldet ihn
leichter. Gottes- und Himmelsgefühl wohn

in seinem Herzen, sie sind die süßen Geheimnisse seiner Einsamkeit, sie theilen sich allen seinen Empfindungen mit, und verklären sein Angesicht.

In sich selbst hat die Holdselige ihre Welt, sie darf nicht im Fremden, nicht im Vergänglichen ihr Glück suchen; darum macht sie keine Ansprüche, sie will nichts gelten. Sie weiß wohl, wie sie ist und lebt, aber sie denkt nicht, daß das anders seyn könne. Die Selbstsucht ist in ihr Liebe, Demuth und Ergebung geworden.

Das Holdselige läßt sich nicht erkünsteln; es ist ganz Natur, aber veredelte Natur, das schöne Gemüth bildet unwillkührlich das liebliche Spiel der Formen und Bewegungen. Die Bemühungen, dieses Spiel nachzumachen, bringen nichts als widerliche Fratzen hervor. Man kann eine Sache um so weniger nachmachen, je weniger Schmuck daran ist, und je mehr sie durch ihre Einfachheit anzieht. Das

Holdſelige aber iſt das Einfachſte in ſeiner Geſtaltung, obwohl vielfach genug in den Erſcheinungen ſeines Lebens; es muß aus dem Geiſte hervortreten, ſonſt wird man es nie anerkennen.

Das Holdſelige läßt ſich auch nicht eigentlich erſtreben; man erlangt es nicht, wenn man es darauf anlegt, denn nichts ſtreitet mehr mit der Natur deſſelben, als das Abſichtliche. Aber die Stimmung des Gemüthes, die ihm zum Grunde liegt, läßt ſich allerdings erſtreben, und das iſt des Weibes große Angelegenheit, es iſt daſſelbe, wodurch es ganz Weib, ein treffliches Weib wird. Werdet nur rein und gut, duldet in Euch keine Leidenſchaft, erhaltet Euch den hellen Verſtand, das zarte und innige Gefühl, das ſanfte Herz, künſtelt nichts an Euch, begehret nicht zu ſcheinen, laſſet Euch die Eitelkeit nicht beherrſchen, gerade ſey Euer Weg, wahr all Euer Thun, werdet immer reicher in Euch ſelbſt, immer befreundeter mit dem Ueberirdiſchen, die Erde verberge Euch den Himmel nicht, und der Himmel entziehe Euch nicht der

Erde: dann wird Euch der Zauber der Holdseligkeit nicht fehlen.

Ein wesentliches Erforderniß bleibt indeß bey dem Allem noch, daß dem Herzen die ursprüngliche Unschuld bewahrt worden sey. Als eine heilige Natur, als Trieb und Gewohnheit des ganzen Lebens muß das Gute erscheinen, damit es die Leichtigkeit, die Vollendung, den süßen Selbstgenuß und die Herrschaft über die Bewegungen des Körpers erlange, wodurch es zur Holdseligkeit wird. Der Verlust der Unschuld nimmt dem Gemüthe das frische Leben, die selige Unbefangenheit, die Empfänglichkeit für innige Gefühle, die sich in der Holdseligkeit ausdrücken; er zerstört den heitern Frieden, ohne welchen keine Holdseligkeit möglich ist.

Kehrte das gefallene Weib auch zur Tugend zurück, was gewiß nur selten der Fall ist: so wird doch seine Tugend immer etwas von dem Charakter der Büßung behalten; man wird ihr den Schmerz der Reue, das Peinliche der Furcht, den Zwang des Wiedererstrebens anse-

ben; ſie wird die Zeichen des Ernſtes, der ſtrengen Wachſamkeit und beſchwerlicher Uebungen tragen; nie wird der freundliche Schimmer der Holdſeligkeit ſie umgeben.

Freylich iſt nicht jede Verletzung der Unſchuld auch Verluſt derſelben; aber jede iſt gefährlich, jede kann zur vollen Schuld führen, jede dem Herzen Wunden ſchlagen, die nur die ſorgfältigſte und mühſamſte Pflege wieder heilt.

Es gibt, wie zu allem Vortrefflichen, ſo auch zur weiblichen Holdſeligkeit Anlagen, womit das Eine Weib mehr als das andre ausgeſtattet iſt. Hierhin gehören Fähigkeiten und urſprüngliche Richtung des Geiſtes, angeborne Diſpoſitionen des Gefühles und der Neigungen, nebſt der weichern und zartern Organiſation des Körpers. Durch das alles kann das Weib in hohem Grade liebenswürdig ſeyn, wenn gleich für ſeine Bildung wenig geſchehen iſt. Aber der Lebenshauch der Holdſeligkeit iſt die Schönheit der Seele, die von der Unſchuld ausgeht, und durch moraliſche Selbſtveredlung vollendet wird. Euern Kindern die Unſchuld

des Herzens bewahren, das ist das Wichtigste, was Ihr, Mütter, zu thun habt, wenn Ihr in ihnen holdselige Geschöpfe um Euch her wollt aufblühen sehen.

Holdseligkeit macht das Weib zum Engel. Wir verlieren und vergessen uns im Anschauen desselben, die Sinnlichkeit hat hier keine Gewalt mehr, Wonne und Ehrerbietung füllen unser Herz, wir fühlen uns besser und frömmer in seiner Nähe, gestärkt den Glauben an das Göttliche im Menschen, an seine Bestimmung für den Himmel. Das Weib im Schmucke der reinen Holdseligkeit wünschen wir uns kaum zu besitzen, es dünkt uns zu erhaben für die Mängel, die allen Verbindungen der Erde ankleben; aber wir wünschen es immer zu betrachten, es immer anzubethen, und uns immer an seinem Bilde aufzurichten.

Dem holdseligen Weibe steht jedes Herz offen. Der größte Egoist fühlt beym Blicke auf dasselbe Regungen des Wohlwollens, und hält es

es für ein Glück, etwas zu ſeiner Freude thun zu können.

Während kein andrer weiblicher Vorzug dem Neide leicht entgeht, wird die Holdſeligkeit davon nicht angetaſtet. Niemand denkt daran, daß er durch ſie verdunkelt werde. Es iſt ein ſtilles Einverſtändniß unter allen, ihr den Preis zuzugeſtehen, ihr zu huldigen.

Die Freude iſt dem holdſeligen Weibe innigſt verbündet. Der lauten Weltfreude bedarf es nicht; aber es verachtet ſie auch nicht; es nimmt von ihr das Ganze, verſchmäht das Schlechte, und bewacht ſich unabläſſig, daß es nicht vereitelt, verblendet oder verdorben werde; das Köſtlichſte bringt es in dem unverſtimmten Sinne der Freude immer ſelbſt zu ihr mit. Ihm gibt die Stille noch beſſere Freuden, wofür andre keine Empfänglichkeit haben. Ihm blüht die Freude überall; auch ſeinem Schmerze iſt ſie vertraut, ſie glänzt noch in der Thräne des Kummers. Aus der Welt in ſeinem Herzen ergießt ſie ſich verklärend über ſein Leben.

2.

Das glückliche Weib.

Luk. 1, V. 28.

Der Herr ist mit dir, du gebenedeiete unter den Weibern: so lautet, nach der heiligen Erzählung, der himmlische Gruß an die Holdselige. Sie besaß in ihrer Holdseligkeit alles, was innerlich glücklich macht, sie sollte Mutter — sollte die Mutter eines himmlischen Kindes werden; gewiß war sie die Glückliche unter den Weibern.

Das glückliche Weib! sagt man oft, sie ist schön, alles kleidet sie, man bethet sie an, sie hat Geist, und weiß es zur rechten Zeit und auf die rechte Art zu zeigen, sie erscheint in den glänzendsten Gesellschaften, die feine Welt findet man um sie versammelt, ihr Vater, ihr

Mann ſteht in den wichtigſten Verbindungen, ſie gebiethet über groſſe Reichthümer.

Als ob man durch Eins, oder durch vieles von dem Genannten, oder auch durch alles zuſammengenommen ſchon glücklich wäre, als ob man nicht dabey höchſt unglücklich ſeyn könnte. Was man hat, macht es wahrlich nicht aus; es kömmt darauf an, was man iſt, und wie man ſich fühlt.

Es iſt nicht genug, daß etwas allgemein für ein Gut gehalten wird, man muß es auch ſelbſt dafür halten, — und nicht allein, wenn man darnach ſtrebt, ſondern auch, wenn man es beſitzt — nicht, wenn man es nur im Blumenkleide der Phantaſie, ſondern wenn man es in der nackten Wirklichkeit geſehen, wenn man im Genuſſe deſſelben erfahren hat, wie viel es werth iſt. Man beneidet uns um manches, was wir wohl gerne hingäben, wenn wir uns nicht ſo ſehr daran gewöhnt hätten, oder wenn wir über das Vorurtheil weg könnten.

Darum iſt es auch nicht genug, daß wir ſelbſt meynen, etwas ſey zu unſerm Glücke un-

Entbehrlich, — das glauben die Menschen von tausend überflüssigen Dingen, sogar von wahren Uebeln –; wir müssen auch etwas darin finden, was uns wahrhaft wohl thut, wodurch wir zufrieden und froh werden im Ganzen. Oft fühlen wir uns unglücklich, weil wir das Ziel eines Wunsches nicht erreichen können, und würden auch unglücklich seyn, wenn wir es erreichten — vielleicht noch unglücklicher. Da muß denn doch das Erste entweder von falschen Meynungen, oder von Unordnungen im Herzen herrühren.

Nicht selten sind die schönen, die glänzenden, die geistreichen, die bewunderten Weiber im höchsten Grade unglücklich. Ob sie dies — auch sich selbst nur — gestehen werden? das läßt sich freylich kaum erwarten. Die meisten mögen wohl glauben, eine andre Glückseligkeit, als die sie besitzen, gebe es gar nicht. Was sie vorzüglich wünschen, das genießen sie, oder sie können es sich doch leicht verschaffen. Daß damit mancherley Störungen, Fehlschlagungen, Verdrüßlichkeiten und Aufregungen wilder,

beunruhigender Leidenſchaften verbunden ſind, daß ihnen noch ſo vieles, ja das Wichtigſte, fehlt, deſſen der Menſch bedarf, um glücklich zu ſeyn, daß Leerheit, Abſpannung, Ueberdruß, Ekel, großer Zwieſpalt im Gemüthe und widrige Ereigniſſe ihre Genüſſe ſo oft unterbrechen: das ſehen ſie als etwas an, das nun einmal nicht zu ändern ſey, und worein man ſich ſchicken müſſe. Aber man bemerkt eben nicht, daß ſie ſich leicht darein ſchicken. Sie kann man gewiß nicht glücklich preiſen.

Aeußerliche Güter ſind es überall nicht, was den Menſchen glücklich macht; doch könnten ſie bey den Männern noch eher etwas zum Glücke beytragen, als bey den Frauen. Die Begierden, welche darnach ſtreben, ſind der männlichen Natur mehr angemeſſen; die Lage des Mannes benimmt ihnen viel von dem Peinlichen und Beunruhigenden, was ſie bey den Frauen faſt immer haben, und dann hangen auch jene Güter mit der Thätigkeit, wozu die Männer beſtimmt ſind, genau zuſammen, entweder als Mittel, oder als Folgen derſelben.

Der Mann kann Reichthümer, Verbindungen und Ansehen lieben, weil er dieselben durch große, rühmliche Anstrengungen erworben hat, oder weil sie ihm neue Wirkungssphären eröffnen; er fühlt in ihnen seine Kraft. Das Weib sollte, nach dem Willen der Natur, mehr in der Stille leben. Was es ist und hat — sowohl an Werth, als an Freude — das ist und hat es durch sein Herz. Je einfacher es selbst und alles an ihm ist, desto mehr ist das in seiner Gewalt, woran seine Glückseligkeit hängt.

Man kann in jeder Lage glücklich seyn, wenn Körper, Kopf und Herz gesund sind. Aber wie selten sind sie das ganz — und wie manche Lage ist für diese Gesundheit gefährlich! Darum ist das Weib leichter glücklich in mittelmäßigen Vermögensumständen, ohne weitläufige Verbindungen, ohne ausgezeichnete Schönheit, ohne viel Bekanntschaft, und ohne durch irgend etwas Aufsehen zu erregen — als, von allem Glanze der Welt umstrahlt.

In der Regel ist das Mädchen, das, in

der Verborgenheit einer friedlichen Familie aufgewachsen, wenig kennen lernte, wenig gekannt wird, wenig bedarf, und wenig begehrt, die Freuden des öffentlichen Lebens nur selten und gleichsam aus der Ferne sieht, aber aus sich selbst viel herauszuholen weiß, weit glücklicher, als die schöne und reiche Jungfrau, der jeder Tag ein Festtag ist, die keine Lustbarkeit versäumen darf, die mit der ganzen großen und feinen Welt jetzt schon in Verbindung steht, und von der alles mit Bewunderung spricht. In der Regel ist die Frau, der das Haus die Welt ist, der ihre beschränkte Lage nur an wenigem erlaubt Theil zu nehmen, und deren Wünsche nicht über das Reine und Freundliche in ihren Umgebungen hinaus gehen, die wenig erfährt, und wenig von sich reden macht, weit glücklicher, als die schimmernde, die immer den Ton angiebt, auf allen Sammelplätzen der Freude erscheint, Verehrer ihrer Schönheit und ihres Geistes um sich sammelt, mächtige Männer regiert, und mit großen Gelehrten Briefe wechselt.

Das Weib ist nicht dazu gebildet, daß es auf den Bühnen der Welt glänzen soll, die Erziehung verbildet es oft dazu, aber die Folgen davon sind nichts, als Elend. Alles, was ihm Herrliches verliehen ward, ist darauf berechnet, in stillen Kreisen zu verschönern und zu beglücken. Körperliche Reitze könnten noch am ersten seine Ansprüche ausdehnen; wirklich haben sie oft die Welt beherrscht, aber häufig genug zum Verderben derselben, und wie bald ist ihr Einfluß dahin! wie viel fehlt ihnen noch zu dem, was ein einigermaßen befriedigendes Weltleben verlangt! Vermöchten sie nicht in der Stille, Edleres und Erfreulicheres zu wirken!

Das Weib, welches seiner Weiblichkeit treu blieb, kann nur dann im Glanze des Weltlebens glücklich seyn, wenn es sein Herz in der Gewalt hat, wenn nie getrübte Reinheit des Herzens es gegen die Gefahren, wenn ein heller Verstand es gegen die Verblendungen der Welt sichert, und wenn Einfachheit des ganzen Daseyns das Aufkommen unordentlicher Begierden nicht gestattet.

Im Ganzen bleibt die Lage die glücklichſte, die das Weib am wenigſten hervorzieht, am wenigſten die Einheit ſeines Gemüthes ſtört, am wenigſten ſeinen Sinn durch vielfache Eindrücke zerſtreut, am wenigſten ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, an die ſo oft das Glück des Lebens verſpielt wird, die es am wenigſten verweichlicht, und es am meiſten den ſpähenden Blicken des Verführers entzieht.

Maria war arm, und doch die Glücklicheſte unter den Weibern; in glänzenden Verhältniſſen wäre ſie es vielleicht nicht in dem Maße geweſen. Der Welt verborgen, hatte ſie dasjenige bewahrt, worin das Weib vorzüglich glücklich iſt. Sie war glücklich ſchon durch ſich ſelbſt, durch ihre reine Stimmung, durch den Reichthum und die Eintracht des innern Lebens.

Die meiſten glücklichen Frauen hat man immer unter denen angetroffen, die in beſchränkten Umſtänden lebten. Die Entbehrungen und ſelbſt die Leiden, die damit verbunden waren,

konnten ihre Zufriedenheit so wenig zerstören, daß sie dieselbe vielmehr oft befördern mußten. Diese haben sie gelehrt, sich enge einrichten, dem kärglichen Genusse neue Annehmlichkeiten abgewinnen, des Wenigen recht froh werden, in sich selbst viel finden, und noch mehr aus sich selbst entwickeln; sie haben sie in der Geduld geübt, und ihren Seelen manchen schönen Zug angebildet.

Soll aber das Weib in der Armuth glücklich seyn, dann muß sie sein Gemüth nicht entweihen, sein Zartgefühl nicht verletzen, seine Empfindungen nicht abstumpfen, sein Herz nicht verengen, ihm nicht Gemeines und Niedriges mittheilen, sein Sinn muß sich über die Dürftigkeit des Aeußern erheben, es muß etwas in sich haben, das von dem Geschicke nicht angetastet werden kann, und dessen Werth um so mehr empfunden wird, je ungünstiger das Geschick ist.

Die Glückliche unter den Weibern ist es vorzüglich durch ihr Herz, die Schuld ist fern von ihr geblieben, sie kann ohne sittlichen

Schmerz in ihr Leben ſchauen. Bey einem verderbten, von unordentlichen Begierden geſolterten Herzen, bey den Beunruhigungen des ſtrafenden Gewiſſens, unter den Stürmen der Selbſtentzweyung, bey den Zerrüttungen und Schwächungen des Laſters, wie könnte das Weib glücklich ſeyn, dem die Natur einen ſo zarten Sinn für das Rechte und Gute verlieh! In der, von der Sünde unwölkten und verdüſterten Seele wohnt der Friede nicht. Das Bewußtſeyn des ſittlichen Lebens iſt das Innerſte in unſerm Daſeyn, durch daſſelbe muß alles hindurch, was wir empfinden, und alles nimmt von ſeiner Beſchaffenheit etwas an. Der Blick des Frohſinnes iſt auch Blick der Unſchuld.

Maria war die Glückliche unter den Weibern, denn der Herr war mit ihr, der Herr war ihr hold. Ja nur dann iſt das Weib glücklich, wenn Gott mit ihm iſt — und nur mit dem reinen ſchuldloſen Weibe iſt Gott; Gedanke, Gefühl, Wunſch und Beſtrebung ſind in ſeiner Seele lauter und unſträflich, al-

les Gute ist seiner Seele verwandt, darum wird sie so sanft und doch so mächtig davon angezogen.

Das Weib, das man unter den Glücklichen nennen soll, muß auch die Kunst verstehen, glücklich zu machen, es muß ein Herz voll Liebe haben. Liebe ist Seligkeit, vornehmlich dem Weibe, und gestiftete Freude kehrt doppelt zu ihm zurück. Die milden Regungen der Liebe erheitern die Seele des Weibes, und selbst die Schmerzen des Mitgefühles befördern seine Glückseligkeit. Vermöchte das Weib nichts mehr, als den Kummer zu theilen, zu trösten, und hier und da eine frohe Empfindung zu wecken, so könnte es schon nicht ganz elend seyn. Aber selbst das Ärmste vermag noch viel mehr.

Kein glückliches Weib, das nicht seine Pflichten kennt und achtet, das sich nicht an die Erfüllung derselben gewöhnt hat, und darin Freude findet. Versäumniß der Pflicht bringt überall störende Unordnungen hervor, und macht sich auf die schmerzlichste Weise fühlbar; ihre Erfüllung lohnt mit süßem Bewußtseyn

und großen Segnungen. Die geräuschlose, aber unermüdbare und zum Bedürfniß gewordene Uebung der Pflicht ist die reichste Quelle der Glückseligkeit im weiblichen Leben.

Kein glückliches Weib, das nicht ein frommes Weib ist. Wie könnte das Weib reines Herzens seyn und seiner Pflicht treu — wie könnte es die Wonne des reinen Herzens und der Pflichttreue genießen, wenn es nicht an Gott glaubte, Gott liebte und auf Gott hoffte, wenn es nicht zu sich selbst mit Zuversicht sagen könnte: der Herr ist mit dir, der Herr ist dir hold? Auch das gute Weib wird von Schmerzen angegriffen, denen es erliegen müßte, wenn es nicht aufwärts sähe, einer höhern Leitung vertraute, eines höhern Beystandes gewiß wäre, wenn es nicht in den Lehren und Verheißungen der Religion Trost fände. Es muß sich einem Wesen mittheilen, das besser ist als die Menschen. Es würde nicht das glückliche Weib seyn, wenn es nicht für jede Freude zu danken vermöchte. Gott immer um sich zu wissen, auch dann, wenn es von aller Welt

verlaſſen iſt, ſich an Gott zu wenden, wenn es ſich ſelbſt an nichts halten kann, das iſt ihm ein unausſprechlich beſeligendes Gefühl.

Das Weib braucht eben nicht in einem hohen Grade gebildet zu ſeyn, um zu den Glücklichen gezählt zu werden; nur darf es ihm an derjenigen Bildung nicht fehlen, ohne welche man nicht zum vollen Beſitze und Genuſſe ſeiner ſelbſt gelangt. Die Fähigkeit, das Schöne, Erfreuliche und Edle überall wahrzunehmen, ſich überall Freuden zu bereiten, ein unbefangenes und richtiges Urtheil, Innigkeit und Reichthum der Empfindungen und Bekanntſchaft mit dem eignen Gemüthe ſind hier das Wichtigſte. Hiermit ausgeſtattet wird es Veranlaſſung zur Freude genug haben. Je mehr es darin gefördert iſt, deſto weiter wird ihm das Reich der Freude offen ſtehen. Große Verfeinerung des Geſchmackes und der Bedürfniſſe könnte es leicht unzufrieden mit ſeiner Lage machen, und Widerwillen ſogar gegen das erwecken, worin es ſich ſonſt wohl fühlte. Ueberbildung und Verbildung

arbeiten in gleichem Maße an dem Unglücke der Frauen, beyde heben das Gleichgewicht der Gemüthskräfte auf, womit des Herzens Friede verloren geht.

3.

Das glückliche Weib.

Fortsetzung.

Ob gleich das Weib vornehmlich durch sein Herz glücklich ist: so ist es doch in noch höherm Grade glücklich, wenn ihm ein günstiges Geschick auch das gewährt, was die wesentlichen Bedürfnisse des Herzens befriedigt. Hierhin gehören hauptsächlich die Verhältnisse zu Menschen.

Männer können wohl allein stehen, ihr Wirken ist ihnen genug, das Bewußtseyn der Kraft hält sie aufrecht; aber das Weib muß sich anschließen, und schließt sich so gern an. Selbst die Beschäftigungen und Freuden, die es in der Einsamkeit entzücken, werden erst dann vollkommen, wenn es sie mittheilen kann.

Schon

Schon der Sinn für das Detail, der den Frauen ſo köſtliche Genüſſe gewährt, fordert das fixirende Wort. Sie vermögen noch eher den Schmerz, als die Wonne in ſich zu verſchließen.

Wahrlich dem Weibe fehlt viel, wenn es den Reichthum des beſondern Lebens mit niemand vertraulich gemein hat. Die Natur hat gewollt, daß es mit andern und in andern lebe, und alle urſprünglichen Triebe der Weiblichkeit ſprechen das aus.

Lebt das Weib gar in widrigen Verhältniſſen, iſt es an kalte, eigenſinnige, ſelbſtſüchtige Menſchen gefeſſelt: dann wird es zwar in ſeinem gebildeten Geiſte und in ſeinem guten Herzen viel Troſt finden, und ſich auch in dieſer Lage, durch Befreundung mit derſelben, oft wohl fühlen; aber ſehr oft wird es ſich nicht verbergen können, daß es unglücklich iſt.

Glücklich wollen wir alſo das Weib preiſen, das als Kind an dem Herzen einer zärtlichen Mutter lag, und des Vaters Freude war, das unter guten, liebe-

vollen Menſchen aufwuchs, und ſchon frühe den Trieb und die Seligkeit des Wohlwollens kennen lernte. Glücklich wollen wir die Tochter preiſen, die unter ihren Angehörigen immer Eintracht, Zuvorkommen, Herzlichkeit, lebendiges Intéreſſe aller für alle ſah; die ſüßen Eindrücke der Jugend werden im ganzen Leben freundliche Spuren zurück laſſen.

Beklagen wollen wir die Unglückliche, die nie erfuhr, es ſeyen Menſchen auf der Welt, welche ſie näher angehen, als die andern, die von dem harten Vater nichts als ſtrenge Befehle, von der gefühlloſen Mütter nichts als Vorwürfe und Schmähungen hörte, die es nicht wagen durfte, zu dem Einen oder der andern das Herz reden zu laſſen, die beyde achten möchte, und doch ſo vieles an ihnen bemerkt, was man nur mit trauernder Seele bemerken kann, die beyde gerne liebte, aber von ihnen zurückgeſtoßen wird. Wird nicht der frühe Schmerz ſeine dunkle Farbe über alle ſpätere Empfindungen verbreiten?

Glücklich preiſen müſſen wir das Weib, dem der Himmel eine treue Freundinn gab, eine Freundinn, die, gleich ihm, reines Herzens iſt, die, gleich ihm, die Stille liebt, für das Innerliche Sinn hat, und das Schöne, Wahre und Gute mit ihm empfindet. Das weiche, rein geſtimmte Weib kann es nicht aushalten unter den Weibern der gemeinen Art, die nur von Modeſachen, Stadtgeſchichten, Intriguen, übeln Nachreden, böſen Deutungen und andern Armſeligkeiten voll ſind, bey denen man Stunden lang iſt, ohne etwas zu vernehmen, was den Verſtand belehrt und das Herz erfreut — unter den Citeln, Prunkenden, Läſternden, Geiſtesarmen und Kindiſchen. Aber es vergißt, was es unter dieſen gelitten hat, da die Weltſitte es in ihre Mitte zwang, wenn ſich ihm bald die Arme einer edeln, höher ſtimmenden Freundſchaft öffnen. Hier theilt es ſeinen Kummer und ſeine Luſt, hier lebt es für das, wofür es einzig leben möchte, und von Mund zu Mund, von Herz zu Herz ſtrömen die Empfindungen und

Gedanken, die den ganzen Werth des Daseyns in sich schließen.

Freundschaft ist den bessern Frauen Verdoppelung dieses Daseyns in seinen süßesten Regungen. Wie vieles trägt eine Frau in ihrem Gemüthe, das sie erdrücken würde, wenn sie es nicht mittheilen könnte, und was sich nur dem bewährten und vertrauten Weibe mittheilen läßt! Gebet ihr alles, was in der Welt wirklich Beglückendes ist, aber entzieht ihr die Freundinn: so ist sie doch arm geblieben, und wird oft über das freudenlose Leben weinen.

Nahe an die Freundschaft gränzt die Liebe des Geschlechtes — ich meyne die edlere, die von einer himmlischen Flamme in sterblichen Herzen angezündet ward.

Die Natur senkte das Verlangen, worin das Starke und das Zarte, das Feste und das Sanfte, der Ernst und die Milde, die Würde und die Anmuth sich suchen, in des Menschen Brust, und knüpfte daran einen sehr bedeutenden

Theil ſeines Glückes und ſeines Elends. Darum Nachſicht zwar den idealiſchen Träumen einer jugendlichen Phantaſie, Bedauern der weinerlichen Empfindeley überſpannter Gecken und verſchrobener Weichlinge: aber hohe Achtung dem ſchönen Gefühle, der ſanften Neigung, der ſtillen Sehnſucht, die wir mit dem Nahmen der reinen Liebe bezeichnen; ſie ſind der Tugend nahe verwandt.

Des Weibes Schickſal iſt vorzüglich von ihr abhängig. Sie iſt ſeinem Herzen wichtigere Angelegenheit; ſeine Sittlichkeit und ſeine Religiöſität ſtehen mit ihr in der genaueſten Verbindung; von ihr kommen ihm die bitterſten Leiden und die größten Freuden. Und wenn die Zahl der Frauen, denen die Liebe nichts als Schmerzen bereitete, größer iſt, denn die Zahl derer, die in ihr den gehofften Himmel fanden: ſo erhellt auch daraus, wie viel Urſache wir haben, diejenigen glücklich zu preiſen, die ſie ihre Gunſt hat erfahren laſſen.

Das Weib, welchem keine Liebe zu Theil ward, iſt nicht unglücklich zu nennen, ſo lange

es die Gewalt der Liebe noch nicht gefühlt, so lange es das Wesen noch nicht angetroffen hat, das ihm ernstliche Liebe einflößen konnte. Es kennt nicht den vollen Werth des Gutes, welches es entbehrt; nur in unbestimmten Bedürfnissen kündigt er sich dunkel an, und die Leere des Herzens, die es zuweilen empfindet, läßt sich durch Beschäftigung und Freundschaft, bis zum Erträglichseyn, ausfüllen. Doch kann man es nicht zu den ganz glücklichen zählen.

Nicht glücklich ist gewiß das Weib, welches liebt, ohne geliebt zu werden, oder auf den Gegenstand seiner Liebe Verzicht leisten soll. Das Erste wird freylich nicht häufig der Fall seyn; desto häufiger dagegen das andre. Freylich kann die Liebe, wenn sie noch nicht sehr mächtig geworden ist, bekämpft werden; aber es ist ein Kampf, der gegen die empfindlichsten Seiten des Herzens geführt wird. Hohes Pflichtgefühl muß dazu stärken; und immer wird es Zeit und Schmerz kosten, bis alles vergessen ist. Von dem Manne fordert man mit Recht, daß er im Stande sey, das unbefrie-

digte Bedürfniß in ſein Herz zu verſchließen; ſeine Kraft, ſeine Weltverhältniſſe und anderweitige Intereſſen erleichtern ihm das; er wird verächtlich, wenn er es nicht kann. Aber darf man das in gleichem Maße von dem ſchwächern Weibe fordern, bei dem die Liebe ſo tief in das innerſte Leben hinein wurzelt.

Noch unglücklicher iſt das Weib, wenn es ſeine Liebe einem Unwürdigen ſchenkte, den es verabſcheuen muß, während ſein Herz noch gefeſſelt bleibt durch die dunkeln Bilder aus der frühern Zeit — oder einem Leichtſinnigen, der vergaß, was einſt Worte und Blicke verſicherten — oder einem Betrüger, der alle Empfindungen log, womit er ſich ſeiner Liebe bemächtigte.

Am unglücklichſten iſt das Weib, wenn es nun gar durch ein unzertrennliches Band mit einem niederträchtigen, gefühlloſen, finſtern, ſtreitſüchtigen, ausſchweifenden, deſpotiſchen Gatten verbunden iſt, der ſeine Liebe mit Ungeſtüm, Vorwürfen, Drohungen, ſchneidenden Befehlen, kalter Begegnung oder ehrloſer Auf-

führung vergilt. Wie viele weibliche Herzen, in denen, neben der Güte, die Freude wohnen sollte, bluten an diesen Wunden! Zwar wird ein edles und frommes Gemüth auch das in seiner Zuversicht leichter tragen, als jedes andre; aber des Kummers ist dabey doch unaussprechlich viel.

Wie glücklich ist dagegen das Weib, das die Liebe mit ihren Segnungen überschüttete, dem sie den Gatten gab, der für sein Herz geschaffen und seiner werth ist! Das Bewußtseyn, innigst geliebt zu werden, die süßen Erfahrungen, die ihm das täglich bestätigen, die volle Ergebung, der schöne Tausch aller Gedanken und Empfindungen, die Uebereinstimmung in der Freude an allem Schönen und Guten, das wechselseitige Gewähren und Empfangen, die sanfte Zärtlichkeit, in die sich das frühere, lebhaftere Gefühl aufgelöst hat, und in welcher man sich immer theurer wird, der ungetheilte, nie wankende Glaube an den Geliebten, das häusliche Zusammenseyn in Leiden und Wirken, in Trost und Rath: welche Wonne verbreitet

das alles über das Leben des guten und gebildeten Weibes!

Die Seltenheit dieser Wonne rührt nicht allein davon her, daß nicht alle Frauen gut und gebildet sind, auch davon, daß nicht alle Männer es sind, daß so oft Ungleichartiges und Widerstrebendes zusammengefügt wird, das Mangel an Delicatesse und Vorsicht so oft unter guten und gebildeten Menschen Mißverständnisse erzeugt, die alles häusliche Glück zerstören, daß man so häufig Liebe mit flüchtiger Neigung verwechselt, und daß Sinnlichkeit so häufig wählt, wo das Herz, vom Verstande bewacht, wählen soll.

Die Glückliche unter den Weibern bedarf es nicht, daß der Mann reich und geehrt sey, und viel vermöge; sie hat ihn ja nicht um andrer willen, nicht um durch ihn zu glänzen, und kostbar zu leben. Wenn er ihr nur angehört, wenn ihm nur ihre Gesellschaft lieber ist als jede andre, wenn sie ihn nur glücklich machen, seine Sorgen verscheuchen, ihn in den Stunden der Ruhe aufheitern, und ihm kleine Freuden be-

retten kann: dann mag ſie im Uebrigen nicht viel haben; ſie iſt doch die Glückliche unter den Weibern.

Ueber nichts aber verdienen die Frauen mehr glücklich geprieſen zu werden, als über ihre Kinder. Darum vorzüglich wurde die Maria glücklich geprieſen, weil ſie Mutter eines himmliſchen Kindes werden ſollte, darin erwies ſich, daß der Herr ihr hold war.

Welch ein Glück nicht ſchon, Mutter zu ſeyn! Mit welchen Empfindungen vernimmt das Weib die erſten Regungen des jungen Lebens unter ihrem Herzen! Wie überwältigt die Freude da ſchon oft den Schmerz und die Angſt! Mit welcher Wonne drückt ſie den geborenen Liebling an ihr Herz! Mit welchen ſüßen Gefühlen nährt ſie ihn an ihrer Bruſt! Mit welchem Entzücken kann ſie ihn Stundenlang betrachten, und alles darüber vergeſſen! Mit welcher Sorge und Zärtlichkeit pflegt ſie ihn! Was wird ihr wohl ſo ſauer, daß ſie es nicht gern für ihn thäte! Die größten Leiden

läßt ſie ſich um ſeinetwillen gefallen, und merkt oft kaum, daß ſie leidet. Sie weiß nur, daß ſie Mutter iſt, und daß ihr der Himmel das Köſtlichſte geſchenkt hat.

Es iſt nichts Rührenderes zu ſehen, als Mutterfreude und Mutterzärtlichkeit. Was ihnen ſonſt an ſich ſelbſt lieb war, das wünſchen ſich edle Mütter oft bloß in Beziehung auf ihr Kind. Gern wollte die Kranke ſterben, für ſich verlangt ſie nichts mehr vom Leben; aber für ihr Kind möchte ſie leben, daß es unter der mütterlichen Sorgfalt aufwachſe. Wenn Mütter noch etwas zu erleben wünſchen: ſo iſt es gewöhnlich irgend ein bedeutendes Moment in der Geſchichte des Kindes, es erwachſen, verſorgt, den Sohn im Amte, die Tochter verheirathet zu ſehen.

Noch größer iſt der Mutter Glück, wenn ihre Kinder gute, liebenswürdige, talentvolle Kinder ſind, wenn Dank, Folgſamkeit, Anhänglichkeit, Treue und kindliches Mitgefühl die mütterliche Zärtlichkeit vergelten, wenn ſie zu frohen Hoffnungen für die Zukunft berechti-

gen, wenn ihre Anlagen sich trefflich entwickeln, wenn sie, herangewachsen, den Erwärtungen, die man von ihnen hegte, entsprechen, wenn es ihnen wohl geht in ihren Verhältnissen, wenn man ihnen wichtige Aemter anvertraut, wenn sie dem Staate und der Menschheit bedeutende Dienste leisten. Was der Sohn gilt, das ist der guten Mutter mehr, als gälte sie es selbst; was man vom Sohne Rühmliches sagt, darauf könnte sie nicht so stolz seyn, wenn man es von ihr selbst sagte. Die Ehre der Tochter erfreuet mehr als die eigene das echt mütterliche Herz. Selig, rief einst eine gefühlvolle Frau dem Erhabensten unter den Menschen zu, selig das Weib, das dich getragen und gesäuget hat.

Fast immer haben die Mütter bedeutenden Antheil an dem, was aus ihren Kindern Gutes und Großes geworden ist. Sie geben unserm Verstande die erste Nahrung, unserm Herzen die ersten Eindrücke und die erste Bildung. Ihr Sinn und ihr Beyspiel wirken mächtig auf uns, und ihre Liebe zieht uns mit sanfter Gewalt aus unsern Verirrungen zurück.

Ja, es ſteht bei Euch, Mütter, die Glücklichen unter den Weibern zu werden. Mögen Eure Kinder auch keine Erfinder, Verbeſſerer und unſterbliche Lehrer der Wahrheit ſeyn; mögen ſie nicht in den höchſten Stellen glänzen, als Helden ſiegreich ihr Vaterland vertheidigen, und Kränze des Ruhmes um ihre Stirne flechten; mögen ihre Nahmen auch nicht gefeyert werden — welches alles Ihr freylich nicht einrichten könnet: ſind ſie nur weiſe, gut, nützlich und von den Beſſern geſchätzt, vergeſſen ſie Eurer im Alter nicht; ſchon dann ſeyd Ihr durch ſie unausſprechlich glücklich.

Die meiſten, die das nicht ſind, haben darüber ſich ſelbſt anzuklagen; ihr ſchlechter Sinn oder ihr rohes Gemüth, oder ihre Pflichtvergeſſenheit, oder ihr Unverſtand oder ihre falſche Zärtlichkeit ſind Schuld an ihrer Kinder Verderben und an ihrem Elende.

4.

Weibliche Ergebung.

Luk. 1, V. 37.

Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast: so antwortet Maria, als ihr verkündigt ward, was ihr Herz in große Bewegung setzen mußte. Es ist die sanfte Stimme weiblicher Ergebung, die diese Worte ausspricht. Sie verdient, daß wir sie hören; denn ein herrlicher Geist beseelt sie.

Wenn der Mensch die Gewalt des Schicksales fühlt: so kann er mit ihm in die Schranken treten, er kann ihm einen entschlossenen Willen entgegen setzen, und, wo er äußerlich von ihm überwunden ward, sich in seinem Innern über dasselbe erheben; er kann auch, von der Einsicht, daß er nichts an dem-

ſelben vermag, und daß in ſeinem Schickſale eine weiſe Ordnung waltet, geleitet, ſich ihm unterwerfen, die widerſtrebenden Neigungen beſänftigen, und ſo Ruhe der Seele behaupten. Das Erſte geziemt der Kraft, das Zweyte der Schwäche. Das Erſte iſt des Mannes Muth, das Zweyte der Frauen Ergebung.

Beyder iſt es unwürdig, ſich winſelnd unter das Schickſal zu beugen, noch unwürdiger aber, dem Schickſale das beſſre Selbſt aufzuopfern, und mit dem Adel des Herzens ſeine Gunſtbezeugungen zu erkaufen. Männer dürfen eben ſo wenig ihre Würde daran ſetzen, um den Kampf mit dem Schickſale glücklich zu endigen, als die Frau dem Schickſal ihre Güte bieten darf, damit es ihr geneigt werde.

Zur Ergebung der Frauen gehört nicht, daß ſie in jeder Hinſicht ſich leidend gegen ihr Schickſal verhalten; denn es iſt nicht in jeder Hinſicht eine unbezwingbare Gewalt. Auch der Schwächſte vermag an ſeinem Schickſale nicht wenig; manches, womit es dreht, läßt ſich

abwenden, manches läßt ſich vermindern, und manches, was es herbey geführt hat, nimmt von der leiſe bildenden Hand eine freundliche Geſtalt an. Oft gelingt es den Frauen, Blumen in die Dornenkränze des Schickſales zu flechten. Vielfache Erleichterung drückender Laſten verdanken wir der weiblichen Klugheit; weibliche Milde und weiblicher Beobachtungsgeiſt gewinnen vom Schickſale Gunſtbezeugungen, die es von ſelbſt nicht gewährt. Sein Schickſal verbeſſern, wo man kann, iſt überall Pflicht; Ergebung iſt dazu ein treffliches Hülfsmittel.

Aber das wird von dem Weibe, welches den Charakter der Weiblichkeit behaupten will, gefordert, daß es dem Schickſale keinen wilden Ungeſtüm entgegen ſetze, und daß es über die Gränzen ſeines Vermögens hinaus nichts an demſelben verſuche.

Freylich bleibt zuletzt auch den Kühnſten unter den Männern nichts übrig, als Unterwerfung unter die höhere Gewalt; aber in dieſer Unterwerfung liegt etwas Erhabenes, in ihr erſcheint

ſcheint der Menſch vielleicht noch größer, als in der Anſtrengung, ſie iſt Sieg über ſich ſelbſt, Ehrfurcht vor dem Unendlichen, Einwilligung in ein heiliges Geſetz und das Ende eines langen Kampfes. Die weibliche Ergebung iſt mehr liebenswürdig als erhaben; frühe wird dem Wunſche entſagt, ehe der Muth des Streites ihn entflammte; ſtill wird der Schmerz getragen, das zarte Gemüth hat ſich mit dem verſöhnt, was nun einmal ſo ſeyn muß.

Das Schickſal will den Menſchen üben, den Mann in Kraft und Thätigkeit, das Weib im Entſagen und Dulden, daß in ihrer Vereinigung das Ideal der Menſchheit glänze.

Auf dreifache Weiſe wird das Weib zur Ergebung veranlaßt: bald durch das Ungewiſſe, bald durch das Befremdende, bald durch das Drückende.

Die ganze Zukunft iſt voll Ungewißheiten, und gern ſpäht unſer Blick in der dunkeln Ferne. Den Frauen iſt es vorzüglich

eigen, nach dem zu fragen, was noch kommen soll; nicht bloß weil ihre Aufmerksamkeit mehr auf das Detail des Lebens gerichtet ist, weil sie das Einzelne, was man erlebt, besser auffassen und festhalten, weßwegen man sie oft mit Unrecht der Neubegierde beschuldigt, sondern auch weil ihnen so vieles am Herzen liegt. Sie haben tausend Gefühle, die wir nicht kennen; sie können auf tausendfache Weise verletzt und erfreut werden, wovon wir nichts wissen. Bey den meisten ist es mehr um derer, die sie lieben, als um ihrer selbst willen, daß sie so gern erführen, was einst geschehen wird. Es ist natürlich, daß in denjenigen Momenten, wo wichtige Dinge in ihrer Entwickelung begriffen sind, und sich bald entscheiden müssen, diese Begierde wächst; und solcher Momente gibt es nicht wenige im menschlichen Leben. Auch die zahlreichen Erfahrungen, die die Frauen von der Härte des Schicksales machen, müssen ängstliche Besorgnisse für die Zukunft erwecken.

Hier ist es Ergebung, mit ruhigem Gemüthe abzuwarten, was man nicht erforschen

kann, auf alles gefaßt zu ſeyn, daß man vor nichts erſchrickt, was eintrifft, und ſich nie banem, ſorgenvollem Grübeln zu überlaſſen.

Der Mann verſuche es, im geheimnißvollen Buche der Zukunft zu leſen; denn ſein Arm ſoll bildend und beherrſchend in ſie hinein greifen, nur vergeſſe er nicht dieſes über jenem; er mag die Sterne fragen, wenn er Kraft fühlt, ſie zu lenken. Aber des Weibes Blick hange nur an ihrem Schimmer, und hole ſich Frieden über den Sternen her.

An nichts iſt der Menſch reicher, als an Wünſchen; zu wünſchen hört er nimmer auf, wenn ihm auch alles verleidet iſt, und er tief fühlt, alles ſey eitel. Dadurch entſtehen ihm mancherley Mißverhältniſſe mit dem Schickſale; worein die Frauen mehr als die Männer verwickelt werden. Die Wünſche der Männer ſind zwar größer, kühner, unerſättlicher; die Unendlichkeit dünkt dem Rieſengeiſte und dem Phantaſten zu enge; aber die kleinern und beſcheidenern Wünſche der Frauen ſind zahlreicher und inniger, weil die Frauen ſich feſter an

das Leben anschließen, und es mehr in seinen leisesten Pulsschlägen fühlen. Wer könnte ihnen das Wünschen untersagen, ohne die schönsten und süßesten Regungen ihres Herzens zu unterdrücken. Auch ist die Erfüllung ihrer Wünsche für ihr Lebensglück wichtiger.

Darin zeige sich des Weibes Ergebung, daß es alle seine Wünsche dem Willen des Schicksales unterordne, daß es keinen Wunsch als Forderung laut werden lasse, daß es jede Gewährung als eine freye Gunst ansehe, sich mit der Möglichkeit der Versagung recht bekannt mache, und sich darauf vorbereite. Das Herz bleibe warm, und nähre an seiner Wärme die lieblichen Kinder der Phantasie; aber es sey auch geschickt zur Resignation.

Zuweilen sehen wir unser Schicksal mit großen Zurüstungen beschäftigt, während sich von seinen Absichten höchstens so viel errathen läßt, als nöthig ist, uns zu ängstigen. Frauen können sich zuweilen von dem dunkeln Gefühle, es

ſtehe ihnen etwas Unangenehmes bevor, gar nicht losmachen; ſie trauen dieſem Gefühle mehr als ſie ſollten, ob ſie ſich daſſelbe gleich weder zu erklären, noch ihm eine beſtimmte Deutung zu geben vermögen. Nicht ſelten empfangen wir ſichere Anzeigen naher Lebensveränderungen, von denen wir nicht begreifen, wie ſie möglich ſind, auf welche Art und durch welche Mittel ſie bewirkt werden ſollen, von denen wir weder den Gang noch das Ende kennen, und nicht ohne Grund Unannehmlichkeiten oder Demüthigungen befürchten, wobey ſchon das Fremde und Sonderbare unſer Gemüth erſchüttert. In einer ſolchen Lage befand ſich Maria. Endlich ereignet ſich auch manches, das wir gar nicht in den Plan unſers Lebens zu ſtellen wiſſen, das von allem, was wir erwarten konnten, durchaus abweicht, wozu wir uns weder hinlängliche Urſachen noch genügende Zwecke zu denken im Stande ſind.

In allen dieſen Fällen ehrt das edle Weib ſchweigend des Geſchickes dunkeln Rath, und blickt der Entwickelung ruhig entgegen. Mit

geſchehe, wie es beſchloſſen iſt, was ich auch dabey leiden muß: iſt die Sprache ſeines Herzens. Ihm bleibt Klarheit des Bewußtſeyns, Zuverſicht wohnt in ſeinem Gemüthe. Es wird doch einſt ein Tag aufgehen über dieſer Nacht, und was der enthüllt, das muß man dulden. So iſt des Weibes Ergebung.

Am ſchwerſten iſt wohl die Ergebung im wirklichen Unglücke, wenn das Herz blutet, und ſo ermattet iſt, daß es kaum noch Kraft zum Trauern hat, in einer bedrängten Lage, unter großen Schmerzen und zerſtörten Hoffnungen, beym Verluſte deſſen, was man über alles ſchätzte, am Krankenbette oder am Sarge des Kindes, beym Tode oder bey der Untreue des Geliebten, unter der Verkennung oder der Verachtung der Welt.

Das entartete Weib geräth außer ſich, es überläßt ſich einer wilden aber vergeblichen Wuth, es bricht in die heftigſten Verwünſchungen aus gegen das Schickſal, und zerſtört da-

durch, was am Weibe liebenswürdig ist; oder es ahmt den Trotz der Männer nach, und sucht sich gegen sein Schicksal zu setzen, wodurch es nicht minder grosse Zerrüttungen in seinem Innern und Aeußern anrichtet.

Das reitzbare Weib, dem nicht einmal die Stärke der Weiblichkeit zu Gebothe steht, ergießt seinen Schmerz in unaufhörliche Klagen, wodurch es ihn, während es sich für den Augenblick Erleichterung verschafft, in der That vergrößert. Klagend will es Aufmerksamkeit und Theilnahme erwecken, und scheucht doch alles von sich.

Das edle Weib spricht: das ist mir auferlegt, ich will es leiden. Es macht sich mit seinem Kummer bekannt, es entfernt die Zuthaten der Phantasie, es vergegenwärtigt sich tröstende Vorstellungen, die Hoffnung sendet ihr Licht in sein Herz, es bemerkt, was in seiner Lage Freundliches und Erleichterndes ist; es sucht sich durch Beschäftigung und durch angenehme Gedanken zu zerstreuen, und so fügt es sich in die Umstände, und gewinnt am Ende

gar den Schmerz lieb. Es ist rührend anzusehen, Thränen stehen in den Augen, aber im Herzen ist Ruhe und Milde; und selbst in diesen Thränen ist ein Schimmer von Heiterkeit, der der Dulderinn Verehrung und Liebe gewinnt. Wohl mag es Anfangs gerungen haben mit seinem Grame; aber Klagen und Vorwürfe hat man nicht von ihm gehört, störriges Wesen nicht an ihm gesehen. Es ist bald stille in ihm geworden, und in dieser Stille benutzt es sein Schicksal zu seiner Veredlung.

Wir dürfen die wahre Ergebung nicht verwechseln mit dem Scheine derselben, den Gefühllosigkeit, Leichtsinn und Bewußtseyn der Schwäche oft hervor bringen.

Viele Frauen kennen den Schmerz gar nicht, der das weiche weibliche Gemüth am tiefsten verwundet, wenige Dinge machen auf sie bedeutende Eindrücke, wie die Zahl ihrer Freuden, so ist auch die Zahl ihrer Leiden klein. Wenn wir solche unter manchen Ereignissen, die

sonst große Bewegungen im Herzen verursachen, ruhig sehen: so ist das nicht Ergebung, diese ist ihnen nicht einmal möglich. Ergebung setzt Gefühl, und zwar ein sehr lebhaftes Gefühl voraus; vom Schmerze heftig ergriffen und tief verletzt, Ruhe behalten, das heißt sich ergeben. Ergebung kostet immer Ueberwindung, und darum ist ihr Anblick so erfreuend.

Bey andern ist die Ruhe, die sie gegen das Schicksal behaupten, eine Folge des Leichtsinnes. Flüchtig, wie dieser Leichtsinn selbst, sind auch seine Empfindungen, und diejenigen, die in das Leben der ernstern Frau mächtig eingreifen, sind ihm ganz unbekannt. Der Leichtsinn hat wenig von dem Schicksale zu erfragen, weil die Zukunft ihn wenig kümmert. Die Wünsche, deren Erfüllung er von ihr erwartet, sind auch nicht groß, weil er nicht fest mit dem Leben zusammenhängt, und selten über des Lebens Gang und Bedürfnisse nachdenkt. Ihn befremdet nicht viel, weil er sich leicht in alles findet, und die Dinge nicht eher zu Herzen nimmt, bis sie auf das Herz eindringen. So geht er

fröhlich dahin, durch nichts geängstigt und gebeugt, als durch Leiden des Augenblickes und die, gewöhnlich kurze, Unterbrechung gewohnter Genüsse. Kein Gram setzt sich anhaltend bey ihm fest, die Schwermuth kennt er nur in Anwandlungen. Bey widrigen Vorfällen, die länger dauern, steht ihm eine Menge von Hülfsmitteln zu Gebothe. Diejenigen Leiden, welche, um ruhig getragen zu werden, die meiste Kraft der Seele fordern, entspringen nicht bloß aus Eindrücken, sondern mehr noch aus Betrachtungen, die man darüber anstellt, aus Erinnerungen, die sich damit vereinigen, und aus Gedanken, deren man sich dabey nicht wohl entschlagen kann; sie sind nur für tiefe und stille Gemüther. Dem leichtsinnigen Weibe kostet sein heiterer Gleichmuth gar nichts; es ist Getheiltheit des Sinnes, was diesen Gleichmuth bewirkt, die Ergebung aber ist festes Zusammenhalten des Innern.

Manche folgen blindlings dem Zuge des Schicksales, aus moralischer Ohnmacht. Sie fühlen wohl seine Härte, aber nichts empört

ſich dagegen, weil ſie nie einen Willen hatten; einzig zum Leiden gewöhnt, leiden ſie alles, und Gewohnheit verſüßt ihnen das Leiden; oder das Bewußtſeyn ihrer Schwäche überredet ſie, jeder Widerſtand werde vergeblich ſeyn, und den Schmerz nur vergrößern, daher ihnen nichts weiter übrig bleibe, als Unterwerfung.

Auch das iſt nicht die herrliche Ergebung, die wir am Weibe bewundern. Dieſe darf nicht bloßes Leiden ſeyn; bloßes Leiden entwürdigt auch das Weib. Seine Schwäche mag es von der Nothwendigkeit der Ergebung überzeugen; aber ſie kann dieſelbe nicht erzeugen. Ergebung iſt nicht blindes Dahingeben, ſie wird durch Vorſtellungen vermittelt, welche die Macht unangenehmer Gefühle einſchränken, und frohe zu ihnen miſchen. Sie beruhet auf einer Anſicht des Schickſales, in welcher dieſes eine hellere Geſtalt annimmt, und die Nothwendigkeit, ſich ihm zu unterwerfen, heilige Pflicht wird.

Die weibliche Ergebung iſt die Frucht des religiöſen Glaubens, daher ſtäts eine

fromme, nur in dem Maße, als das Weib Religion hat, iſt es der Ergebung fähig. Nicht einem ſeelenloſen Schickſale, nicht einer eiſernen Nothwendigkeit — allein der Liebe, die von Vernunft geleitet wird, kann man ſich ergeben. Wenigſtens eine Ahnung davon, daß Güte und Weisheit im Schickſale walten, daß eine höhere freundliche Macht die wilden Kräfte lenke, und daß einmal alles ein glückliches Ende gewinnen werde, belebt die Ergebung des Weibes.

Dem Himmel vertraut es ſeine Sorge für die ungewiſſe Zukunft an; dem Himmel übergibt es ſeine Wünſche; von der Fügung des Himmels erwartet es glaubensfroh die Auflöſung des ängſtigenden Räthſels, und ſpricht mit Maria: ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie es beſchloſſen iſt.

Zum Himmel blickt ſein thränenvolles Auge, und ſucht dort nicht vergebens Troſt, zum Himmel ſendet es ſeine Gebethe, und in ſeinem Herzen ſagt es voll Zuverſicht: es wird doch noch alles gut werden. Als Prüfungen des Himmels betrachtet es der Erde Leiden, und

freut ſich des Segens, den ſie dem Geiſte bringen. Sein Glaube lehrt es für jeden Verluſt Erſatz, für jeden Schmerz Wonne hoffen; und wenn das auch nicht wäre, es würde ſich doch gern dem Weſen unterwerfen, an das es nur mit Anbethung, Dank und Wonne denken kann — dem Weſen, das ſich überall ſo groß und ſo gut zeigt, und dem ſein Herz mit allen ſeinen Neigungen immer ergeben war.

Nun wird es ihm leichter zu warten, und in der traurigen Lage Gutes wahrzunehmen. Es weiß, die höchſte Güte hat gewählt, wo es ſelbſt nicht wählen konnte; darum läßt es ſich dieſe Wahl gefallen, es billigt, was ihm begegnet, weil es dies für das Beſte hält, wenn es auch ſelbſt das Wohlthätige davon nicht einſähe.

Aber der Glaube muß ins Herz gedrungen ſeyn, wenn er ſo zur Ergebung ſtärken ſoll. Nur ſolche Gemüther, welche die Befreundung mit Gott geläutert hat, empfinden ſeine Kraft. Man muß ſich Gott nahe, man muß himmliſchen Sinn in ſich fühlen, um im Gedanken

an Gott und den Himmel Troſt anzutreffen. Die immer vor Gott gewandelt, die ſich oft mit Gott beſchäftigt, und in Unſchuld ſich ein reines Selbſtbewußtſeyn bewahrt haben, die ſind fähig ſich an Gott zu halten, und in allem frohe Zuverſicht zu faſſen.

Religiöſe Bildung des Lebens führt zur völligen und ruhigen Ergebung; und die letztere wird darum den Frauen viel leichter, weil die Natur ihnen mehr Anlagen des religiöſen Sinnes gab.

Das Wichtigſte in dieſer religiöſen Bildung iſt Demuth und ein ſanftes Herz. Herrlich ſtrahlt uns die Demuth im Bilde der Maria entgegen: ich bin des Herrn Magd. Sie hatte keine Anſprüche, nichts zu fordern, nichts einzuwenden; ſie war bereit alles dankbar anzunehmen.

Ohne Demuth iſt es nicht möglich, Ergebung zu zeigen. Die ſtolze Frau will ſchon darum ihre Wünſche nicht einſchränken, weil es ihre Wünſche ſind; ſie glaubt ſich berechtigt,

dem Schicksale Vorschriften zu machen; sie kann nicht begreifen, wie etwas gut seyn möge, das von ihrer Meynung abweicht; sie hält sich für gekränkt und mißhandelt, wenn es anders geht als sie verlangte, das Unglück empört sie, weniger weil es sie schmerzt, als weil es sie beugt. Selbst gegen den Ewigen lehnt das stolze Herz sich auf. Die Demüthige erkennt ihre Abhängigkeit, ihre Schwäche und ihre Fehlbarkeit; sie bescheidet sich, nichts verlangen zu können, alles erwarten zu müssen; sie bildet sich nicht ein, es müsse ihr besser gehen als andern; es stört sie nicht, daß andre glücklicher sind, die es nicht zu verdienen scheinen, denn sie vergleicht sich nicht mit andern. Sie hat keine Beschwerden zu führen, weil sie ihre Kurzsichtigkeit kennt, und selbst gegen ihre einleuchtendsten Gedanken Mißtrauen hägt. Bey dem Gefühle ihrer Kleinheit, das sich mit dem Gefühle ihres Werths verbindet, ist es ihr nicht lästig, unter der Leitung Gottes zu stehen; es ist ihr vielmehr unaussprechlich angenehm, ihm alles zu überlassen.

Wo solche Demuth ist, da wird sanfter Sinn nicht fehlen, die heftige Reizbarkeit des Gemüthes verliert sich immer mehr, alle Bewegungen des Herzens werden gleichförmiger und stiller. Keine Entrüstung, kein Zorn, kein Trotz kann in der heitern Seele Platz gewinnen. Ueberall herrscht die Eintracht des Glaubens und der Liebe in frommer Ergebung.

5.

Mutterſinn.

Luk. 2, V. 19.

Maria behielt alle dieſe Worte, und bewegte ſie in ihrem Herzen. Auffallendes und Großes war ihr von ihrem Kinde geſagt, Ungewöhnliches und Merkwürdiges war ſchon vorher gegangen; ſie hätte nicht Weib — ſie hätte nicht Mutter ſeyn müſſen, wenn ſie nicht alles behalten und im Herzen bewegen ſollte.

Die Frauen behalten überhaupt mehr, ſie behalten das Einzelne und Beſondere beſſer, als die Männer. Dinge, die in unſerm Gedächtniſſe lange ausgelöſcht ſind, ſtehen noch in anſchaulicher Klarheit vor ihrem Geiſte.

Wer viel behalten soll, der muß auf vieles aufmerksam seyn, und vieles in vollkommner Bestimmtheit auffassen. Daran fehlt es bey den Männern oft. Sie sind meist nur auf dasjenige aufmerksam, was entweder von selbst stark hervorspringt, oder sich ihnen durch seine Beziehung auf ihre Zwecke und Leidenschaften wichtig macht. Die Heftigkeit, womit Eins die Sinne oder den Geist ergreift, läßt sie das Andre übersehen; das Getümmel des öffentlichen Lebens zeigt ihnen alles in buntem Gemische, worin das Einzelne bald sich verliert, bald Gestalt und Bedeutsamkeit einbüßt. Ihre Verhältnisse setzen sie unaufhörlich in Zustände, in welchen man von dem, was mit ihnen nicht zusammenhängt, wenig bemerkt.

Der Frauen Sinn ist mehr auf das Bestimmte und Geschiedene gerichtet; alles geht lebendig und gestaltet in sie ein; jedes Besondre ist ihnen für sich da, und erst später gelangen sie zum Ganzen. Sie sind glücklicher im Auffassen der Form; denn in der Form ist die Schönheit, und nicht allein zur Schönheit, son-

dern auch für die Schönheit hat die Natur die Frauen organisirt. Das Einzelne ist ihnen überdem interessanter, theils wegen seiner Anschaulichkeit, theils, weil es ihre Bestimmung ist, das Einzelne zu verarbeiten, und dadurch das Ordnungsvolle und Erfreuliche überall hervorzubringen. Sie finden darin fast immer etwas, wodurch es dem Herzen wichtig wird, entweder in seinen Beziehungen, oder in seinen Umgebungen, oder in seiner Brauchbarkeit, oder in der gegenwärtigen Stimmung des Herzens selbst; und was nicht da ist, das schafft die leichte und fruchtbare Phantasie. Ihre Aufmerksamkeit ist weniger zerstreut, und weniger ganz auf Einen Gegenstand der Begierde oder der Thätigkeit gerichtet; die ganze Welt ist für sie. Und wenn sich auch eine Leidenschaft ihrer bemächtigt: so ist diese so weit davon entfernt, das Gemüth von andern Dingen abzuziehen, daß sie vielmehr alles in ihre Sphäre hineinzieht. Vorzüglich viel haben die Frauen zu behalten, wenn sie lieben.

Aber die Aufmerksamkeit thut es allein

nicht; was man bemerkt hat, muß ſich in der Seele feſt ſetzen und bleiben. Auch darin ſind die Frauen vorzüglich. Die Männer ſehen manches nur halb oder von Einer Seite, und das vergißt ſich bald wieder, Andres nur im Zuſammenhange mit dem, was ſie jetzt wollen und treiben, und wie dieſes vorübergeht, löſcht ſich auch jenes aus. Ihre Thätigkeit läßt ſie nicht lange genug bey Einem verweilen, daß ſie es ſich recht einprägen könnten; es kommt ihnen ſo vielerley und ſo oft Neues vor, daß das Eine das andre gleich verdrängt. Für manches ſind in ihrem Gedächtniſſe gar keine Fäden, an die es ſich knüpfen ließe.

Den Frauen ſtellt ſich jedes ſo dar, wie es iſt — vollſtändig, und wenn ſie irgendwo nur Züge erhaſchen, ſo hat ihre Phantaſie bald daraus ein Ganzes gebildet, und mit Hülfe eines feinen ahnenden Sinnes die Lücken ſo glücklich ausgefüllt, daß das Gebilde ſich ſelten weit von der Wahrheit entfernt. Was ſie intereſſirt, das betrachten ſie länger, ſie kehren oft wieder zu demſelben zurück, und bringen es mit

ihrem Leben in vielfache Verbindung; es ſchließt ſich leicht an ihre übrigen Gedanken und Empfindungen an, und wird von dieſen mit feſtgehalten. Weil ihre Lage einförmiger iſt, können ihre Eindrücke nicht ſo ſchnell wieder verwiſcht werden. Selten dringt ſich ihnen etwas ſo mächtig auf, daß ſie andres darüber vergeſſen müßten.

So iſt das Gedächtniß der Frauen eine kleine Welt von Geſtalten und Ereigniſſen, worin alles um ſo mehr lebt, und ſich um ſo ſchöner organiſirt, je edler das Gemüth iſt. Das trägt nicht wenig bey, die Unterhaltung der Frauen reich und intereſſant zu machen. Sie wiſſen viel, und was der Verſtand weiß, das weiß das Herz mit, wenn man ſich ſo ausdrücken darf.

Die Frauen behalten nicht allein: ſie bewegen auch, was ſie ſehen und hören, in ihrem Herzen. Alles gibt ihnen Stoff zum Nachdenken, bey allem fällt ihnen etwas Aehnliches ein, was ſie zu Vergleichungen und zu Folgerungen von mancherley Art veranlaßt.

Es ist unbeschreiblich, wie sinnreich sich die Frauen mit einem Gegenstande, der uns unbedeutend scheint, zu beschäftigen, wie viel sie daraus zu machen wissen.

Besonders sind sie geneigt, Andeutungen des Ungewissen und des Zukünftigen zu entdecken. Bey den Ungebildeten geht das in Aberglauben über, die unter dem Volke herrschenden Wahnbegriffe leiten sie. Die Gebildeten überlassen sich mehr ihrer Natur, den geheimen Regungen der Phantasie, des Witzes und des Scharfsinnes, und treffen es oft richtig. Dieses Talent wirkt vorzüglich zur weiblichen Furchtsamkeit und Hoffnungsseligkeit, wie, auf der andern Seite, der Gebrauch und die Bildung desselben wieder durch jene sehr befördert wird.

Hat sich gar etwas Wichtiges, Großes, Geräuschvolles zugetragen: so sind die Frauen unerschöpflich an Muthmaßungen, Gedanken, Schlüssen und Projecten, wie es wohl gehen, und was wohl daraus werden könne; sie werden nicht selten unsre Trösterinnen, indem sie

uns lichte Aussichten eröffnen, aber eben so oft wird auch ihre Zaghaftigkeit auf das Aeußerste getrieben. Darüber entscheiden Temperament und Stimmung.

Rührend erscheint zuweilen in diesen Reflexionen die weibliche Gutmüthigkeit; zuweilen auch sehr naiv die weibliche Eitelkeit, so daß man sie fast lieb gewinnt.

Am meisten bemerken wir das reiche Gedächtniß und die regsame Geschäftigkeit des weiblichen Verstandes bey den Müttern; und hier, wo sie nicht allein von Mutterliebe geleitet werden, sondern auch von ihr beseelt sind, möchte ich sie Mutterſinn nennen.

Alle Worte, welche Maria behielt, und im Herzen bewegte, bezogen sich auf ihr Kind, deuteten Merkwürdigkeit und künftige Größe dieses Kindes an; darum wurde es ihr vorzüglich leicht, sie zu behalten, darum hatte es ein vorzügliches Interesse für sie, sich mit denselben zu beschäftigen. Die Einbildungskraft hatte hier einen weiten und freyen Spielraum,

da das, was sie aufregte, so unbestimmt war, und nur sehr Allgemeines enthielt. Was konnte die Mutter nicht dabey denken! wie mancherley Bilder menschlicher Hoheit mochten ihr vor die Seele treten! Die verschiedenen Lagen, worin ein Mensch groß seyn kann und herrlich, die verschiedenen Eigenschaften, die sich wohl zur Größe gesellen, die Umgebungen, in welchen diese Größe strahlen, die Wege, auf welchen ihr Sohn wohl dazu gelangen, die Verdienste, die er sich erwerben, die Bewunderung und der Dank, die er davon tragen, und was er ihr nun seyn, wie er sich ihrer nicht schämen, wie er sie noch immer lieben, wie sie mit mütterlichem Stolze würde sagen können, das ist mein Sohn: wie viel gab das alles zu denken! und welch einen Reichthum von Kleinigkeiten, die dem weiblichen Herzen viel sind, umschloß wieder jedes Einzelne!

So mochten, in wechselnden Gestalten, der Held, der Weise, der Angesehene, der Menschenbeglücker vor ihr stehen; an Königskronen fehlte es auch wohl nicht — und das alles ihrem

Kinde! Das Schönſte blieb aber doch, daß ſie es in dieſem Nachſinnen immer mit neuer mütterlicher Zärtlichkeit ans Herz drücken, daß ſie, über der Freude, Mutter zu ſeyn, alle Größe und Herrlichkeit vergeſſen, und allein noch dieſes Gefühl im Herzen bewegen konnte.

So ſind die guten Mütter alle. Wie vieles behalten ſie von ihren Kindern! was ſich in unſrer zarteſten Jugend mit uns zugetragen, was wir geſagt, gethan, gelitten haben, was andre von uns urtheilten, das erfahren wir von unſern Müttern, und, wenn anders ihre Eitelkeit nichts hinzuthut, ganz ſo wie es geſchehen iſt. Auch aus den Jahren, wo wir ſelbſt ſchon fähig waren zu behalten, wiſſen unſre Mütter noch manches, was in unſerm Gedächtniß lange untergegangen iſt; manches wiſſen ſie noch mit der größten Beſtimmtheit, deſſen wir uns nur dunkel erinnern.

Beſonders prägt ſich ihnen das tief ein, was dem mütterlichen Herzen vorzüglich wohl that. Es braucht uns eben nichts Merkwürdi-

ges begegnet zu seyn, wir brauchen nichts Ausgezeichnetes gesagt oder gethan zu haben, unsre Mütter behielten es doch; hatte aber unsre frühere Jugend schon etwas Bedeutsames, äußerten wir glückliche Talente, verwunderten sich die Menschen über uns, so ist fast nichts im Stande, dies aus dem mütterlichen Gedächtnisse zu vertilgen.

Nur für die Kränkungen, die sie von ihren Kindern erfahren, und für das, was in ihnen Besorgnisse erwecken sollte, scheinen die meisten Mütter kein Gedächtniß zu haben; desto mehr dafür, wie im Mädchen die Anlagen zur Häuslichkeit offenbar wurden, und in den muthwilligen Spielen des Knaben die Kraft sich übte, oder in verständigen Worten der Ernst sich aussprach.

Dürfen wir uns aber wohl verwundern, daß das mütterliche Gedächtniß so treu und so reich ist? Was bemerkt die Mutter nicht an ihrem Kinde? was könnte hier wohl ihrer Aufmerksamkeit unwerth scheinen? Der kleinste Zug ist der Mutter nicht unbekannt, jeden Laut

unterſcheidet und verſteht ſie, und bald vernimmt ſie in allem die Bedürfniſſe und Gefühle des Kindes. Wie viel tauſendmahl treibt mütterliche Liebe ſie, nach dem Kinde zu ſehen, und wie viel tauſendmahl blickt ſie ihm ins Geſicht, um zu forſchen, ob ihm nicht etwas fehle! Welches Intereſſe hat für ſie des Kindes Schmerz und Freude, das erſte Lächeln, die erſten beſtimmten Töne, und dann jede ſpätere Entwickelung! Nichts ſchärft die Aufmerkſamkeit mehr, als die Liebe; keine Liebe aber geht über Mutterliebe. Was nun die Mutter an ihrem Kinde bemerkt, ſollte ſie das wieder vergeſſen? Nimmt ſie gar an ihrem Kinde etwas wahr, was ihr eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft zu ſeyn ſcheint: ſo wird ſie das noch viel leichter behalten.

Gute Mütter bewegen auch alles in ihrem Herzen. Was einſt aus dem Kinde werden, was es erleben, erlangen, leiſten und in der Welt gelten wird, das iſt ein Gedanke, der ſie oft und viel beſchäftigt. Sie denken aber in der Regel weniger mit Beſorgniß oder Ban-

gigkeit, als mit froher Hoffnung — sie denken so daran, wie man überhaupt, in Augenblikken, wo das Herz ruhig ist, und wo man nichts zu fürchten hat, an die Zukunft denkt. Sie überlassen sich entweder den süßen Träumen der Phantasie, wie das liebevolle Herz sie begeistert, oder sie erklären sich die Zukunft aus der Gegenwart.

Es ist nicht nöthig, daß die Frauen von gelehrter Seelenkunde etwas inne haben, um schon frühe in den Seelen der Kinder zu lesen; sie erkennen die Anlagen und Richtungen des jugendlichen Gemüthes bald, wenn sie gleich keinen Nahmen dafür haben, und niemand sagen können, was sie bemerken. Ihre Beobachtungsgabe und ihr feines Ahnungsvermögen leiten sie hier gewöhnlich weit besser, als uns die Anwendung der Wissenschaft, die so oft nur ein gefärbtes Glas für uns ist.

Darauf vorzüglich beruht das weibliche Talent zum Erziehen. Ohne von Pädagogik etwas zu wissen, und ohne sich der Regeln, nach welchen sie verfahren, bewußt zu seyn,

handeln die Frauen mit einer Sicherheit und mit einem Erfolge, die all unſre Weisheit und all unſre einſtudirten Künſte zu Schanden machen. Sie verſtehen ihr Kind, ſie merken das nächſte Ziel, wornach die Natur in ihm ſtrebt, und was ihr dabey im Wege iſt.

Freylich darf die Frau, von der das gelten ſoll, nicht ganz ungebildet ſeyn; der Tact bloß für Tiſch und Küche, und ein Verſtand, allein in Geſchäften der Haushaltung geübt, reichen hier nicht aus. Fehlt es ihr aber nicht an Sinn für das Schöne und Gute, kennt ſie ſich ſelbſt und das menſchliche Herz einiger Maßen: ſo wird ſie nicht leicht fehlgreifen; denn auch was ſie von andern hört, was zufällig mit dem Leben ihres Kindes in Verbindung tritt, und das Ungewöhnliche, was zuweilen aus demſelben hervor blitzt, iſt nicht für ſie verloren, ſie bewegt das alles in ihrem Herzen, und verarbeitet es ſo lange, bis es ein, in allen Theilen, zuſammenſtimmendes Ganzes wird.

Welche Wonne für ſie, ſich das Kind ſchon in künftigen Verhältniſſen des Lebens zu den-

ken — das Mädchen, wo sie die erste Hülfe von ihm hat, dann als Braut, als Gattinn und wieder als Mutter — den Knaben, wo das kräftige Leben in ihm Gestalt wird, wie er, ein herrlicher Jüngling, in die Welt tritt, und nach dem Größten und Besten strebt, dann einen Beruf in ihr übernimmt, ihn ehrenvoll ausfüllt, und sich immer höher emporschwingt.

Hier ist es, wo sich die weibliche Eitelkeit so oft des Mutterſinnes bemächtigt, und viel des Guten hindert, was durch denſelben hervorgebracht werden könnte. Trunken von dem künftigen Glücke oder der künftigen Größe des Kindes, welche die Phantaſie ihr vorſpiegelt, vergißt die eitle Mutter, daß ſie ſelbſt etwas dafür thun ſoll. Bethört durch die Schönheit oder durch die Fähigkeiten ihres Kindes, und durch die Schmeicheleyen, die ihr darüber geſagt werden, lebt ſie einzig in dieſem Genuſſe, und alle Bemerkungen, die ſie darüber macht, werden einzig benutzt, den angenehmen Wahn zu verſtärken. Die Vortheile, die ſich ihr, für

die Bildung des jugendlichen Sinnes, anblicken, gehen verloren; in dem süßen Rausche wird sie nicht gewahr, wie sich das Eine und Andre schon zum Schlechten hinneigt, und wie Keime des Bösen sich entwickeln, die sie um alle Hoffnungen betrügen müssen, wenn sie nicht jetzt erstickt werden.

Die Mutter wollen wir weise nennen, die in ihrem Herzen bewegt nicht allein, was ihr Kind einst seyn — sondern auch, wie es das werden wird, und was leicht aus ihm werden könnte, die nicht bloß die glücklichen, sondern auch die bedenklichen Andeutungen der Natur bemerkt, die auch die sittlichen Gefahren beherzigt, welche ihrem Kinde drohen, die nicht übersieht, daß Glanz oft Elend, daß Größe nicht immer Glück ist, und die besten Maßregeln trifft, das Schlimme zu verhüthen, oder wenigstens unschädlich zu machen, dem Guten fortzuhelfen.

Freylich ist es schmerzlich, sich in solchen Vorstellungen, die das Innerste des Herzens erfreuen, durch Besorgnisse um das Theuerste

stören zu lassen; aber es ist nothwendig, um künftigem großem Leiden vorzubeugen.

Es ist sehr anziehend, und besonders dem, der aus den Stürmen der Weltgeschäfte ein erfrornes Herz mitbrachte, erquickend, eine Mutter über ihr Kind sprechen, sie das mittheilen zu hören, was sie behalten und im Herzen bewegt hat — ich meyne eine gebildete, zartfühlende, edle Mutter: denn nichts kann ekelhafter seyn, als das alberne Geschwätz geistloser Weiber über ihre Kinder, die uns die jämmerlichsten Alltäglichkeiten als Dinge von großer Wichtigkeit erzählen, und nicht einmal aus Bedürfniß des Herzens und mit Gefühl, sondern bloß um uns zu zeigen, was für kluge Kinder sie haben, oder die uns gar die Plumpheiten und Ungezogenheiten derselben für Naivität, ihre Naseweisheit für frühen Verstand, und ihre Unarten für Witz verkaufen.

Möchten aber auch die gebildeten, zartfühlenden und edeln Mütter nicht, indem sie von ihren Kindern sprechen, diese durch Lobsprüche in ihrer Gegenwart verderben, sie nicht auf den

Gedanken

Gedanken bringen, das, was nur zum Theil lobenswürdig iſt, ſey es ganz, was den guten Kopf verräth, ſey auch von Seiten des Herzens ohne Tadel, und es überhaupt ſie nicht wiſſen laſſen, daß ſchon etwas an ihnen wichtig iſt. Wohl mag das Kind wiſſen, daß die Mutter es liebt und mit ihm zufrieden iſt; aber nicht, daß ſie eine große Meynung von ihm hat. Mütter, die darin nicht vorſichtig ſind, werden bald etwas Schmerzliches zu behalten und im Herzen zu bewegen haben.

6.

Mutterschmerz.

Luk. 2, V. 35.

Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen: so wurde zur Maria gesprochen, die schon vieles von ihrem Kinde gehört hatte, aber nichts als Großes und Schmeichelhaftes — nichts, als was die kühnsten Hoffnungen in ihr erwecken mußte, was ihr die reinste Mutterfreude gewährte.

Das schreckliche Wort blieb nicht unerfüllt; sie sah den geliebten Sohn, an dem des Herzens ganze Wonne hing, dem Hasse und der Verfolgung Preis gegeben, in der Blüthe seines Lebens, mit Spott und Schande beladen,

unter den empfindlichſten Martern am Kreuze bluten. So wurde ihr aus der Freude der bitterſte Schmerz bereitet.

Häufig iſt dies das Schickſal der Frauen. Sie haben überhaupt mehr zu leiden, als die Männer, weil im Kummer ſich die ſchönſten Züge ihres Gemüthes entfalten ſollen. Ihre ſchwächere Natur iſt für ſo viele Verletzungen empfänglich, ihre phyſiſche Beſtimmung mit ſo vielen Gefahren verbunden, ihre Reitzbarkeit ſo vielen Angriffen ausgeſetzt, und bey der warmen Innigkeit, womit ſie ſich an das Leben und ſeine Verhältniſſe anſchmiegen, bey ihrem zartern Sinne für das Schöne und Gute muß die Veränderlichkeit und Unvollkommenheit menſchlicher Dinge ihnen ſo oft wehe thun, daß man ihr größeres Talent zum Dulden und zur Ergebung nur als eine Vergütung dieſes traurigen Looſes anſehen kann. Aber der heftigſte Kummer entſteht den Frauen da, wo es die Natur auf ihre Beglückung am meiſten ſcheint angelegt zu haben; ſie erkaufen nicht allein ihre ſüßeſten Freuden mit Thränen, oft werden

ihnen dieſe Freuden auch wieder in heiße Thränen verwandelt.

Was ſollten nicht die Frauen von den Männern erwarten! welche Anſprüche beſitzen ſie, durch ihre Schwäche und durch ihr Wohlwollen, an die Großmuth derſelben! In der Verbindung mit einem geliebten und Liebe erwiedernden Manne ſollte ihnen die köſtliche Frucht des Lebens reifen. Aber wie oft werden ſie von den Männern mißhandelt! wie oft wird ihre Wärme mit Kälte, ihr Anſchließen mit Zurückſtoßen, ihr Wohlwollen mit Undank, ihre Zärtlichkeit mit märriſcher Heftigkeit vergolten! wie oft werden ſie von ihnen vergeſſen, verlaſſen und deſpotiſirt! wie oft durch ſie in häusliches Elend oder gar in ſittliches Verderben hinabgezogen!

Aber auch ohne die Schuld der Männer macht den Frauen das Schickſal die Liebe, die nur Wonne ſeyn ſollte, zum Schmerze. Dies gilt nicht allein von der Geſchlechtsliebe, ſondern auch von der Mutterliebe.

Wie Mutterliebe die ſtärkſte und dauerndſte iſt; ſo iſt Mutterſchmerz der größte und vielfachſte. Ueber den Leiden des Kindes vergißt das gute Weib alles; und wie viel kann das Kind leiden, körperlich, geiſtig und moraliſch — wie vielmehr noch die Mutter um ihr Kind! Von den erſten Augenblicken des Lebens fängt das ſchon an, und dauert durch das ganze Leben fort. Welch ein bittres Gefühl für die Mutter, wenn ſie nicht ſelbſt vermag, dem Kinde die erſte Nahrung zu reichen, wozu Bedürfniß und Einſicht ſo mächtig drängen — wenn ſie ihm das von fremden Menſchen muß geben laſſen, was, von der Mutter gegeben, das Kind feſt an dieſe kettet, und die erſten Regungen der Liebe in ihm erweckt, von fremden Menſchen aber — das Kind der Mutter entfremdet, und ſelten ganz ohne Gefahr iſt!

Welch ein beklemmendes Gefühl, wenn die Mutter merkt, dem Kinde fehle etwas, und doch nicht errathen kann, was ihm fehlt, wenn das Geſchrey des Leidens Hülfe fordert, wenn

ſie vor Begierde brennt, Hülfe zu leiſten, und doch nicht weiß, wie hier zu helfen ſey!

Es iſt ein eigner Schmerz, den gute Mütter um ein kränkelndes oder gebrechliches Kind empfinden. Die gröſſere Bedürftigkeit und die vielen Leiden eines ſolchen Kindes erwecken für daſſelbe die zärtlichſte Theilnahme, die ſorgſamſte Aufmerkſamkeit und Pflege. Dadurch wird ihnen ein ſolches Kind oft unausſprechlich theuer, und der Verluſt deſſelben betrübt ſie zuweilen mehr, als der Tod eines geſunden Kindes, das ihr Mitleiden weniger anſprach. Und doch möchte der Gedanke an ſeine Leiden ihnen das Herz zerreiſſen. So oft ſie ihr Kind anſehen, erneuere ſich ihr Schmerz in einer eignen Geſtalt, da ſich immer neue Mängel, Unbequemlichkeiten und Entbehrungen enthüllen, die aus dem Zuſtande deſſelben hervor gehen müſſen. Daher wird er auch immer empfindlicher, je mehr das Kind heranwächſt, indem es ſich dann immer mehr zeigt, wie gering ſeine Brauchbarkeit und ſeine Genußfähigkeit iſt, wie wenig es ſich ſelbſt helfen kann, und welch ein

bedürftiger, verlaſſener und freudenloſer Zuſtand auf daſſelbe wartet.

Vorzüglich kann man bemerken, daß empfindſamen Frauen die Blindheit eines Kindes nahe geht. Das Licht iſt das erfreulichſte Geſchenk im Leben und dem weiblichen Daſeyn beſonders befreundet. Ohne Licht ſcheint das Leben keine Freude zu haben; und wenn auch diejenigen, die daſſelbe nie erblickten, es weniger entbehren, weil ſie die Güter nicht kennen, die das Licht umſtrahlt, wenn ſich oft in den Seelen ſolcher Frauen, die des Lichtes beraubt waren, eine ausgezeichnete Vortrefflichkeit und eine rührende Heiterkeit gebildet hat, ſo kann doch die Mutter das blinde Kind nie anders als mit tiefer Wehmuth anſehen, beſonders, indem ſie ſich vorſtellt, welches Entzücken es fühlen müſte, wenn ſie ihm dieſe ſüße Gabe zuwenden könnte.

Was eine Mutter leidet, wenn ihr Kind krank iſt, das ſagen uns ihre ſtillen Thränen, ihre Nachtwachen, ihre großen Anſtrengungen, dem Lieblinge kleine Erleichterungen zu verſchaffen, ihre ängſtliche Aufmerkſamkeit auf jede

Bewegung, die ihr den Zustand oder ein Bedürfniß des Kindes verrathen könnte, ihr Zittern bey einer entscheidenden Veränderung. Mit welcher Trauer trägt die Mutter das Kind, das den Keim des Todes schon im Herzen hat, an ihrer Brust! wie schmerzlich blickt sie es an! und wie oft täuscht sie sich mit der Hoffnung, es sey noch zu retten! Ein Schwert dringt durch ihre Seele, sie hat keine Freude mehr, so bald es mit dieser Hoffnung ganz aus ist

Sehet eine Mutter, die ihr Kind eben verloren hat: könnt ihr derselben etwas bieten, ich will nicht sagen, das ihr den Verlust ersetze — ich will nur sagen, das sie zerstreue? Glaubt sie nicht darum nur zu leben, daß sie um ihr Kind traure? Ist es nicht oft ihr einziger Trost, sie werde ihm nachfolgen? Die eitelsten und leichtsinnigsten Frauen hat der Tod eines Kindes wohl stille und ernsthaft gemacht auf lange Zeit — viele auf immer. Lasset es seyn, daß die Zeit, wie jeden, so auch diesen Schmerz lindere: bey wenigen wird sie

ihn vernichten. Nach vielen Jahren werden der Mutter noch Thränen in die Augen treten, wenn sie denkt, an diesem Tage wurde mein Kind begraben, oder wenn ein zufälliger Umstand sie darauf aufmerksam macht, wie reich und glücklich sie seyn würde, wenn sie jetzt ihr Kind noch hätte

Falle es einer Mutter schwer, ihre Kinder alle aufzubringen, grämе sie sich erst darüber, daß ihre Kinder vieles entbehren müssen, und sie ihnen alles nur spärlich zutheilen kann: größer ist doch ihr Schmerz, wenn ihr Eins genommen wird.

Indeß ist auch jenes ein nicht geringes Leiden. Frauen, denen die Erziehung nicht eine reiche und luxuriöse Lebensart zum Bedürfnisse gemacht hat, entbehren für sich gerne; es kostet ihnen wenig Mühe, sich immer enger einzuschränken, und einem Lebensgenusse nach dem andern zu entsagen, in der Kraft ihrer Ergebung und Genügsamkeit; selbst in den Mangel finden sie sich, wenn Liebe ihnen diesen versüßt. Aber ihr Herz blutet, und die nie klagten, hal-

ten die Ausbrüche ihres Kummers nicht mehr zurück, wenn sie ihren Kindern das Nothwendigste nicht mehr geben, den Hunger derselben nicht mehr stillen, ihre Blöße nicht mehr decken können. Daß sie selbst fast verschmachtet, fühlt die Mutter nicht, wenn ihre Kinder um Brot schreyen.

Eine wenig beachtete, aber sehr schmerzliche Art von Mutterleiden rührt von den Männern her. Um wie viel die Mutter oft zu zärtlich gegen ihre Kinder sind, um eben so viel sind die Väter oft zu strenge. Aber diese leiden weniger dabey, sie können den mütterlichen Fehler unschädlich machen, und Zärtlichkeit thut nicht wehe, indeß die Zärtlichkeit selten der Strenge gebiethet, und immer durch sie tief verwundet wird.

Viele Väter mißhandeln ihre Kinder, weil sie selbst hart und roh sind; viele, weil sie sich bizarre Erziehungsideen in den Kopf gesetzt haben; viele, um zu zeigen, sie seyen Herren im Hause, um ihrem Egoismus das angenehme Gefühl zu verschaffen, willkührlich befehlen und

empfindlich beſtrafen zu dürfen; viele, weil Kinder ihnen läſtig, oder weil ſie ſelbſt verſtimmt ſind; viele im aufſteigenden Zorne. Die Mütter können dazu nichts ſagen, wenn nicht alles in Feuer gerathen ſoll; aber ſie grämen ſich im Geheimen deſto mehr — die zärtlichen, weil ihre Kinder gequält, die weltern auch, weil ſie verdorben werden.

Die gröſſere Noth der Mütter geht erſt an, wenn die Kinder mehr heran wachſen. Mit bangem Herzen ſehen ſie ihnen nach in die Welt, wo Verführung und tauſend Gefahren ſie umlagern. Wie manche ſchlafloſe Nacht hat die beſorgte Mutter um den Sohn in der Fremde! Wenn ſie nun gar erfährt, er habe ihre Liebe und ihre Sorge vergeſſen, er wälze ſich in Laſtern, er entehre und verderbe ſich durch Ausſchweifungen, er habe den Abſcheu aller Beſſern auf ſich geladen, und ſey nur unter den Verworfenen gelitten: wer ſchildert dann ihren Jammer?

Es mag Mütter geben, die ihre Kinder lieben, ohne daß der sittliche Verfall derselben sie bekümmmert, die sie wohl gar aus schwacher Zärtlichkeit in ihrer Ruchlosigkeit unterstützen: diese werden doch wenigstens gegen die Folgen des schlechten Betragens derselben nicht gleichgültig seyn. Aber die meisten Mütter lehrt ihr zarter moralischer Sinn, bey ihren Kindern mehr auf Sittlichkeit und Ehrbarkeit als auf alles andre sehen; sie wissen lieber ihre Kinder unglücklich als schlecht.

Die fromme Mutter wird es empfindlich kränken, bey ihren Kindern, wäre auch übrigens ihre Aufführung untadelhaft, Gleichgültigkeit oder Verachtung gegen die Religion wahrzunehmen. Ihr selbst ist Religion unter allem das Wichtigste, das Leben ihres Gemüthes, die Quelle ihrer Zufriedenheit; wie sollte denn der Mangel derselben bey denen, die sie liebt, sie nicht beunruhigen. Sie weiß, wie ihre Tugend von der Religion geschützt und gestärkt wird; wie sollte es sie denn nicht bedenklich machen, wenn diese ihren Kindern nichts

gilt? Den Frauen iſt in der Regel die zufällige Form, die eingelernte Meynung eben ſo heilig, als die Religion ſelbſt; daher ſchon das Abweichen vom Herkömmlichen, die hellern Begriffe, die freyern Anſichten, die Geringſchätzung des Minderwichtigen den Müttern oft große Sorgen verurſachen.

Endlich kann es auch noch den Kindern ſchlecht ergehen; ſie können in Armuth gerathen, verkannt, zurückgeſetzt, unterdrückt werden; ohne ihre Schuld kann öffentliche Schande ſie verfolgen, häusliches Elend ſie niederbeugen; ſie können ein ſchnelles, trauriges Ende finden mitten in der Noth, aber auch mitten unter großen Entwürfen, unter herrlichen Werken und im kühnen Fluge zu den Höhen der Würde und des Ruhmes. Wieder eine neue Quelle des Mutterſchmerzes.

Ja, vieles laſtet auf den Müttern; daß manche nicht darunter erliegen, iſt ein merkwürdiger Beweis von der Stärke weiblicher Geduld. Nimmt man dazu, was die Kinder

ihren Müttern sind, was diese für sie thaten, was sie von denselben erwarten, und wie weich ihr Herz ist: so muß es uns noch mehr in Erstaunen setzen.

Mutterschmerz ist sehr ehrwürdig, man möchte ihn heilig nennen. Nur Ein Schmerz ist noch schöner, nähmlich der, welchen der edle Mann über den Verfall der Menschheit und über eigne Schwäche fühlt.

Eine Mutter sollte jeder höher achten um ihres Schmerzes willen, und gerne dazu beytragen, daß ihr dieser Schmerz durch Freuden vergütet werde. Möchten das doch die Männer bedenken, die ihre Gattinnen da oft am kältesten und grausamsten behandeln, wo sie dieselbe am meisten schonen müßten, und, bald aus Unvorsichtigkeit, bald aus Leidenschaftlichkeit, bald aus Verkehrtheit noch einmal mit dem Schwerte durch die schon verwundete Seele fahren, während doch zum Theil für sie das Weib alles duldet! Möchte es aber auch bedacht werden von den Kindern! Gewiß würden sie dann nicht so leichtsinnig und so un-

dankbar das mütterliche Herz kränken, und nicht so oft die mütterliche Zärtlichkeit, die um sie so vieles that und litt, mißbrauchen; gewiß würden sie dann ernstlicher darauf sinnen, ihren Müttern alles zu vergelten; am meisten dadurch, daß sie sich zu guten und nützlichen Menschen bilden; gewiß würden sie dann auch die mütterliche Schwäche ehren, und selbst das an sich Schuldlose meiden, wenn es der Mutter wehe thut.

Indeß ist nicht zu leugnen, und darf hier nicht übergangen werden, daß der Schmerz der Mütter oft ein selbstverschuldeter ist. Die Gebrechen manches Kindes rühren daher, daß die Mutter es verwahrlost, daß sie, um sich der Lustbarkeit nicht entziehen zu dürfen, und, an ihrem Putze nichts zu versäumen, es gedankenlos schlechtem Gesinde überlassen hat. Manches Kind welkt frühe dahin, weil der Mutter Leidenschaften und Ausschweifungen schon vor der Geburt den Keim der Zerstörung in sein Herz senkten, oder weil es Gift an ihrer Brust

trank. Manches Kind würde nicht Noth leiden müssen, wenn die Eitelkeit, die Prachtliebe und Verschwendungsraserey der Mutter nicht das Elend herbey geführt hätten. Manches Kind erfährt die unnatürliche Strenge des Vaters, weil häuslicher Verdruß ihn verstimmt, weil er bey seiner Gattinn keine Liebe findet, oder weil die übertriebene Zärtlichkeit der Mutter ihm ein härteres Verfahren nothwendig zu machen scheint. Manches Kind wird ein Opfer des Lasters, weil es frühe verweichlicht oder vereitelt wurde, weil das, was es sah und hörte, frühe unordentliche Begierden in ihm weckte, weil nichts für die Bildung seines Herzens geschah, oder weil es, bey erheuchelter Reue, der Vergebung der Mutter immer gewiß war. Mancher Sohn wird ein Verächter der Religion, weil sie ihm in der Jugend nicht angebildet, sondern in finsterer Gestalt aufgedrungen wurde, weil er unter ihrem Nahmen Aberglauben und Frömmeley empfing. Und oft wird der Kinder späteres Unglück dadurch bewirkt, daß die Mütter es ihnen in der Jugend zu bequem machten, sie

mit allem Anſtrengenden verſchonten, und ſich nicht bemühten, den jugendlichen Ungeſtüm, den ſie an den Knaben ſo gerne ſehen, zu mäßigen und mit Vorſicht zu leiten.

Wir dürfen aber nicht glauben, daß die Mütter, die ſich ſelbſt etwas vorzuwerfen haben, alle weniger Schmerz über ihrer Kinder Weh empfinden, als andre, die ſich nichts davon beymeſſen können. Die meiſten der angeführten Fehler ſchließen die mütterliche Liebe nicht aus, einige beſchränken ſie nur, einige haben ſo gar in den Verirrungen derſelben ihren Urſprung. Selbſt die unnatürliche Mutter erwacht noch wohl aus ihrem Taumel, wenn des Kindes Leiden oder ſein früher Tod ſie an ihre Schuld erinnert; und dann iſt ihr Schmerz um ſo heftiger, da er zugleich nagende Reue iſt.

Der unverſchuldete mütterliche Schmerz wird faſt immer mit Ergebung getragen. Er verliert ſich bald in jene ſanfte Trauer, die ſo gerne in religiöſe Betrachtung und Empfindung übergeht. An Gott hält ſich die fromme Mutter, die um das Schickſal ihres Kindes weint;

Gott empfiehlt sie es, wenn sie um dasselbe bekümmert ist; auf Gott blickt sie hin, wenn sie für seine Zukunft zagt; der Glaube an die Fügungen Gottes hält sie aufrecht, wenn der Tod es ihr entrissen hat; es ist ein Engel geworden, und bey Gott wird sie es wieder finden — das tröstet sie. Ihr Kummer wird sanfte Trauer und erhöht ihre Frömmigkeit.

Kein Schmerz trägt so viel zur Veredlung der Frauen bey, als der mütterliche. Er ist ein Schmerz der Liebe, und wirkt durch Liebe bessernd auf das Gemüth. Er ist ein stiller Schmerz; er mäßigt den Hang zum Aeußerlichen und fördert das Leben in sich selbst und im Göttlichen; er läutert das Herz in Sanftmuth und Demuth, und weiht es dem Himmel.

7.

Mütterliche Verweiſe.

Luk. 2, V. 48.

Mein Sohn, warum haſt du uns das gethan? ſiehe dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen geſucht. Ein einfaches, anſpruchsloſes, aber inhaltsreiches, gefühlvolles, echt mütterliches Wort von der Maria; Geheimniſſe des Herzens liegen darin.

Wie eine Mutter Verweiſe gibt, und was dabey in ihr vorgeht, das kann uns nicht treffender dargeſtellt werden, als in dieſem Exempel. Welche Wahrheit, Anſchaulichkeit und Unbefangenheit finden wir hier vereinigt! Die zärtliche Mutter, die ſo eben noch geſorgt und geſucht hat, die jetzt froh iſt, das Kind wieder zu haben, die verweiſen möchte, und es kaum

kann, ſteht vor unſrer Seele, und wir leſen in ihrem Gemühe.

Ob nicht unſre Gemählde vom Menſchen meiſt darum verunglücken, weil wir mahlen wollen, weil wir die Züge überall zuſammenleſen, wo dann leicht die bindende Einheit der Natur fehlt, weil wir nach dem Auffallenden haſchen, und das Einfache, was gewöhnlich das Sprechende iſt, überſehen? Wir würden den Menſchen beſſer kennen, wenn wir es der Mühe werth hielten, auf das zu achten, was Menſchen im gewöhnlichen Leben, nicht auf den Bühnen der Welt, wo ſie Masken tragen, glänzen und repräſentiren, ſagen und thun.

Nicht immer ſind die Verweiſe der Mütter wie der Verweis der Maria. Es gibt Frauen, aus deren Herzen Weltſinn, Eitelkeit und Leidenſchaft faſt alle mütterliche Liebe weggenommen haben. Sie fühlen in Anſehung ihrer Kinder faſt nichts, als daß dieſelben ihnen Plage machen, und daß ſie, wenn dieſe nicht da wären, das Leben weit beſſer würden genießen

können. Sie ſuchen ſie ſo weit als möglich von ſich entfernt zu halten, und wenn ſie ſich ihnen nähern, ſo geſchieht es, um ihnen etwas zu verweiſen. Alles, was ihnen an denſelben läſtig fällt, iſt ihnen die ſtrafwürdigſte Unart; ſie klagen unaufhörlich über die Ungezogenheit derſelben. Verweiſe geben thut ihnen wohl, und es geſchieht immer mit Härte, oft mit wilder Leidenſchaft. Die ſtillſten machen ihnen zu viel Geräuſch, die gutmüthigſten ſind ihnen zu verkehrt; das Toben und Schelten hört nicht auf. So erwecken ſie nicht allein Bitterkeit und Haß im kindlichen Herzen, wo die Natur die zärtlichſte Liebe wollte, ſondern legen auch den Grund zum gänzlichen Verderben.

Es gibt mürriſche, finſtre, verdrießliche Frauen, die ihren Unmuth an allem auslaſſen, was um ſie her iſt — am meiſten an ihren Kindern. Selbſt das mütterliche Wohlwollen, das ihnen nicht ganz fremd iſt, kann dieſe vor ihrer Tyranney nicht retten; eben damit vertheidigen ſie das unnatürliche Verfahren; das Glück ihrer Kinder, ſagen ſie, mache es noth

wendig, und viele glauben das ſelbſt; ſie würden es aber nicht glauben, wenn ſie beſſer wären. Sie haben viel zu tadeln, weil ihr Eigen- und Starrſinn viel unterſagt und befiehlt, was nicht unterſagt und befohlen werden ſollte. Geſchieht nun einmal etwas wirklich Tadelnswürdiges, ſo ſetzen ſie Himmel und Erde in Bewegung über den Frevel. Sie wiſſen nicht genug davon zu ſagen, was es heiße, Kinder zu haben, und was die für Sorge und Noth verurſachen.

Andre affectiren männliche Geſetztheit und Strenge; man ſoll Gleichmuth, Feſtigkeit, einen alle Empfindungen beherrſchenden Charakter an ihnen bewundern; ſie vergeſſen die Rechte des Gefühles in der weiblichen Natur; ſie kennen nicht den ſanften Ernſt, der allein ſich für das Weib ſchickt, in dem allein es ſich behaupten kann, und durch den es ſo mächtig auf des Kindes Herz wirkt. Sie haben auch wohl einmal gehört, die Frauen taugen deßwegen nicht zum Erziehen, weil ſie zu weichherzig ſeyen; darum geben ſie ſich Mühe, es

nicht zu ſeyn, bringen es aber ſelten weiter, als dahin, daß ſie es nicht ſcheinen. Vielen unter ihnen geht es nahe, ihren Kindern etwas Hartes zu ſagen; ſie zwingen ſich indeß dazu, und ihr Aeußeres nimmt mit der Zeit etwas Herbes und Kaltes an, während gewöhnlich das Herz warm bleibt, und oft mitten unter den ernſten Verweiſen verräth, daß es warm iſt, wie es oft mitten unter heldenmüthigen Großſprechereyen zittert. Selten ſind ihre Verweiſe ſo, daß ſie fruchten können; je mehr ſie den Ton der Strenge erkünſteln, deſto weniger ſind ſie belehrend, und deſto mehr geht ihnen das ab, was auch in der Strenge das jugendliche Gemüth gewinnt.

Noch andre können ihren Kindern nur dann Verweiſe geben, wenn ſie ſelbſt aufgebracht ſind, und dieſe tragen ganz die Farbe des empörten Gemüthes. Sie gebehrden ſich wie Furien; aber kaum hat ſich ihr Zorn gelegt, ſo ſuchen ſie durch Liebkoſungen und Geſchenke alles wieder gut zu machen. Das Kind darf ungehindert thun, was ihm ſo eben war ver-

wiesen worden; häufig werden so gar die Befehle, die man mit Ungestüm gab, ausdrücklich zurück genommen. Der Tadel ist nicht um der Sache willen, sondern nur augenblickliche Aufwallung.

Dagegen sind viele Mütter so zärtlich, daß sie ihren Kindern kaum den sanftesten Verweis geben können. Sie sagen ihnen wohl, was sie thun sollen; aber sie machen nichts daraus, wenn es nicht geschieht. Die kleinste unangenehme Empfindung, dem Kinde verursacht, würde das mütterliche Herz verwunden. Der Eigensinn gewinnt freyen Spielraum, und wurzelt sich tief ein, tausend Verkehrtheiten werden zur Gewohnheit. Geduldig lassen sich solche Mütter von ihren Kindern mißhandeln, und ohne die mindeste Erinnerung an das Vergangene nehmen sie das Kind, das sie durch den schändlichsten Undank und durch die gröbsten Vergehungen kränkte, wieder auf, wenn es nur das mütterliche Herz sucht, nicht sonderlich darum bekümmert, ob es sich wirklich bessern werde, zufrieden, daß sie ihr Kind wieder ha-

ben, daß ſie es gerettet und ſich von ihm geliebt glauben. Das iſt nicht die liebenswürdige Schwäche der Frauen, die immer von Beſonnenheit geleitet ſeyn muß; es iſt tadelnswerthe Weichlichkeit, die in dem Kinde ſich nicht ſelbſt wehe thun will, ob dies gleich jenem wohl thäte.

Die reine weibliche Natur wird in Marias Verweiſe erkannt. In den Verweiſen der guten Mutter iſt Ernſt, oft ein ſehr großer Ernſt, aber noch mehr Zärtlichkeit. Der mütterliche Schmerz wird zur gedankenvollen Beſorgniß, die von der Liebe, von der ſie beſeelt iſt, Sprache, Ton und Miene annimmt, und aus der die Freude der Hoffnung ſanft hervorſchimmert. Der Mund öffnet ſich zu Vorwürfen, aber das Herz hat ſchon vergeben; noch auf der Zunge verwandelt ſich das harte Wort in den milden Tadel: das war doch nicht gut, wie haſt du das gekonnt? Während ſich der Finger in die Höhe hebt, ſchwebt Freundlichkeit um die Lippen.

Mein Sohn, warum haſt du mir das gethan? heißt das etwas anders, als: wenn du wüßteſt, was du mir für Kummer gemacht haſt, wie ich um dich weinte — aber es iſt dir gewiß leid, du wirſt es nicht wieder thun? Dem verlornen, entarteten Sohne öffnen ſich die mütterlichen Arme, und da heißt es: o mein Kind, ich habe mich ſehr gegrämt um dich, dies Herz haſt du durchbohrt; aber es iſt gut, daß du wieder da biſt; nun will ich es vergeſſen.

Die ganze Stärke der weiblichen Gutmüthigkeit, des weiblichen Vertrauens, der weiblichen Nachſicht und der mütterlichen Liebe offenbart ſich in ſolchen Verweiſen. Je weniger Worte, deſto mehr Sinn; alles, was des Kindes Herz treffen und bewegen kann, iſt darin enthalten. Aber das gute Weib will es nicht ausſprechen, es will nicht damit quälen; es will nur andeuten, nur etwas blicken laſſen von dem vollen Gemüthe, und künftige Vergehungen verhüthen.

Freylich ſind auch Mütter genug, die hier

ihrer Redſeligkeit keine Gränzen zu ſetzen wiſſen, die, ob ſie gleich ſchon vergeben und vergeſſen haben, doch nicht umhin können, alles wieder durchzugehen, und jedes einzeln vorzuhalten. Sie meynen es dabey nicht böſe, ſie wollen nicht kränken; es darf nur nicht ſo hingehen, es iſt, damit es nicht wieder geſchehe, damit das Gefühl des Unrechtes ſich dem Herzen tiefer einprage, und die Reue wirkſamer werde. Oft äußert ſich darin auch der eigne Sinn der Frauen, überall Recht zu behalten, ſelbſt in dem, was ſie nicht einmal geäußert, was ſie bloß gedacht und empfunden haben, und oft der bekannte Hang, Worte zu machen, der nicht gerne eine Gelegenheit, die Zunge in Bewegung zu ſetzen, vorbey gehen läßt, wenn auch das Herz dabey angegriffen würde.

Indeß irren die Mütter ſehr, die ſich von dieſen detaillirten Verweiſen große Wirkung verſprechen. Edle Gemüther wenden ſich mit Abſcheu von begangenen Fehlern weg, ſie haſſen das Andenken daran, weil ſie die Fehler ſelbſt haſſen, man verwundet ſie tief, man zeigt

ein Mißtrauen, das ihr Seebstgefühl empört, wenn man sie nöthigt, lange dabey zu verweilen. Die vielen Worte verstärken die Reue nicht; aber leicht verwandeln sie dieselbe in Erbitterung. Noch bedenklicher ist es, schlechte viel an ihre Fehler zu erinnern; man bringt sie dahin, daß sie auf Entschuldigungen und Ausflüchte sinnen, und sich bald eben so geschickt vor sich selbst, als vor andern zu rechtfertigen wissen. Oft fließen da heuchlerische Thränen, wo sich das Herz zu grösserer Bosheit verstockt.

Weit kräftiger wirkt ein bloßes echt mütterliches: mein Sohn, warum hast du mir das gethan? Ein Gemüth, das noch nicht ganz verhärtet ist, bleibt gewiß dabey nicht ungerührt. Das kindliche und das moralische Gefühl werden hier angeregt, das Unwürdige der That selbst, der Mutter tief bewegtes Herz, ihre bange Sorge und ihre stille Trauer, alles, was sie für ihr Kind gethan und gelitten hat, die Erinnerung daran, wie es einst der Mutter zur Freude lebte, bestürmen mit vereinter Gewalt die Seele des Kindes; da

kann Reue nicht fehlen, da muß die Liebe in ihrer Stärke erwachen.

Doch nicht überall dürfte der sanfte, die Vergebung schon ankündigende Verweis an seiner Stelle seyn. Besonders möchte zu dem der Rührung weniger empfänglichen, leichtsinnigern und wildern Knaben das: warum hast du mir das gethan? ernster, exercitender, mehr in dem Tone des nachdrücklichen Tadels und der bekümmerten Warnung gesprochen, und noch manches andre hinzugefügt werden müssen. Auch gibt es Verachungen, bey welchen das innige aber leise Wort nicht viel fruchten würde. So schwer es auch dem Herzen der Mutter fallen mag: sie muß doch dem Kinde zuweilen zeigen, wie sehr es sie betrübt habe, sie muß es doch zuweilen sehen und fühlen lassen, sie könne es um seiner Fehler willen weniger lieben; sie wird doch zuweilen eine Zeit lang die Miene der Kälte und der Fremdheit annehmen, und die volle Vergebung an gewisse Bedingungen knüpfen. Eh sich die mütterlichen Arme zu schnell öffnen, da werden auch bald wieder

die Augen naß ſeyn. Der Verzeihung voraus ſchon gewiß, und überzeugt, der Schmerz der Mutter ſey nur von kurzer Dauer, begeht der leichtſinnige Sohn immer neue Thorheiten, die mit der Zeit zu Verbrechen reifen.

Erſt dann ſind Mütter zum Erziehen geſchickt, wenn ſie im Stande ſind, ihren Empfindungen zu gebiethen, Unwillen zu äußern, zu verſagen und ſelbſt unangenehme Empfindungen zu erwecken. Immer kann dabey Liebe das leitende Prinzip und die Kraft ihrer Maximen bleiben. Liebe ſey in ihrem Gewähren und in ihrem Verweigern, und wo ſie die Beweiſe des Wohlwollens zurück hält, da werde es ſichtbar, ſie könne nicht anders, da verrathe ihre ſtille Trauer, wie nahe ihr das geht, und daß auch dieſes nichts als Liebe iſt. So wird die ſcheinbare Härte beſſern, ohne weder der Mutter noch des Kindes Gemüth zu verletzen. Iſt nur das Band, welches das Kind an die Mutter knüpft, nicht frühe, durch die Schuld der letztern, zerriſſen worden: dann wird ſie es leicht wieder feſter ziehen, wo es anfängt

ſich zu löſen. Durch Liebe, mit Weisheit gepaart, vermögen Mütter alles.

Häufig begegnet es indeß den Müttern, daß ſie ſich über ihr Kind unnöthige Bekümmerniſſe machen, und über Dinge glauben Verweiſe geben zu müſſen, in denen die Natur das Große und Ungewöhnliche anſtrebt. Die Erſcheinungen, in welchen das Herrlichſte der Menſchheit ſich bildet, die Regungen des Genius, der, in der Ahnung einer eigenthümlichen großen Beſtimmung, ſich ſchon frühe neue Bahnen bricht, und die Feſſeln der Alltäglichkeit und des Herkommens von ſich wirft, werden von den ſtillen, ſanften Müttern, die alles ſo gerne in der Ordnung haben, und in dem, was davon abweicht, ſo leicht Verkehrtheiten erblicken, ſelten verſtanden; ſie glauben darin bald Mangel an kindlicher Liebe, bald moraliſche Fehler, bald bedenkliche Anzeigen wahrzunehmen, und den wilden Sinn nicht ſchnell genug in das gemeine Geleiſe leiten zu können.

Auch Maria, die doch ſo vieles, was ihren

Sohn betraf, im Herzen bewahrte, hatte in der Handlung, die sie ihm verwies, den großen Geist nicht gefaßt, sie sahe nur, was zunächst in die Augen fiel, und ihr Sorge gemacht hatte. Die Erwiederung: muß ich nicht seyn in dem, das meines Vaters ist? wurde wohl nur halb von ihr begriffen. Sie hätte nicht verweisen können, wenn es ihr wäre gestattet gewesen, im Innern ihres Sohnes zu lesen.

Darum Mütter, ehe ihr tadelt, ehe ihr zu verbessern suchet, erforschet das Wesen eurer Kinder, den Ursprung und die Bedeutung dessen, was euch an ihnen auffällt, und wo ihr selbst nicht alles durchschauen könnet, da benutzet das fremde tiefer geschöpfte Urtheil, damit ihr nicht der Natur entgegen arbeitet, damit ihr das schonet, womit sie es auf etwas Besondres angelegt hat. Dabey wird auch der kühn emporstrebende Geist euch in kindlichem Gehorsam und inniger Zärtlichkeit ergeben bleiben, und mit hohem Entzücken werdet ihr die künftige Größe an eurem Herzen sich entwickeln sehen.

8.

Weibliche Eitelkeit.

Matth. 20, V. 20, 21.

Auch von der viel beſprochenen und oft bitter getadelten Eitelkeit der Frauen hat uns die heilige Geſchichte einen Zug aufbewahrt. Salome kommt zu Jeſus, und wirft ſich vor ihm nieder, mit der Bitte, er möge ihren beyden Söhnen gewähren, nächſt ihm die erſten Stellen in ſeinem Reiche einzunehmen. Tauſend Mütter hätten an ihrer Stelle wohl daſſelbe auf dem Herzen gehabt; aber ſie wären damit entweder zurückhaltender geweſen, oder ſie hätten es künſtlicher eingekleidet, ſie hätten die Sache erſt nahe gelegt, ſie hätten ſinnreiche Wendungen genommen, ſie hätten ſich durch allgemeine Ausdrücke oder durch vieldeutige Anſpielungen

gedeckt, und wären erst dann mit ihrem Anliegen hervorgetreten, wenn sie nicht mehr fürchten durften, Blößen zu geben, oder eine Fehlbitte zu thun. Die Unbefangenheit und Naivität, womit Salome ihren Wunsch vorträgt, hat etwas Gefälliges, und versöhnt uns mit einer Schwäche, die, bey aller Klugheit der Frauen, sich gewöhnlich um so mehr verräth, je mehr sie bemüht ist, sich zu verbergen.

Vielleicht hägten auch die Söhne den Wunsch, den die Mutter hier äußert; aber man sieht doch, daß er ihr sehr am Herzen lag, und mehr noch als jenen: sie wagt es zu reden, jenen gebricht es dazu an Muth. Die mütterliche Liebe mochte dazu wohl viel beytragen, indeß eben dieser mütterlichen Liebe schmeichelte es auch, die Söhne so hoch geehrt zu wissen; jedermann glaubte sie, müsse sie darauf ansehen, daß sie so ausgezeichnete Söhne habe. Und welche Mutter würde das in ähnlichen Fällen nicht glauben?

Wünschten die Söhne, in dem neuen Reiche die ersten Stellen einzunehmen: so war das

Ehrgeiz, sie gewannen dadurch ein glänzendes Zeichen ihres Werthes und mächtigen Einfluß. Suchte die Mutter ihren Söhnen diesen Rang: so war das Eitelkeit, denn er konnte ihr keine Wichtigkeit — er konnte ihr nur Aufmerksamkeit, eine achtungsvolle Begegnung und ein erhöhtes Selbstgefühl verschaffen. Die Männer und Söhne genießen das Ansehen, das ihnen zu Theil wird; die Frauen und Mütter ergötzen sich an dem Schimmer, den es von sich wirft, an den Sternen und Ordensbändern, die davon abfallen, an den Gnadenbezeugungen und Huldigungen, die dabey nicht fehlen, an den höhern Plätzen, auf denen sie nun erscheinen, und an der Mißgunst der andern.

Der Ehrgeiz will entweder durch wahre oder doch durch bedeutende Vorzüge imponiren, damit er über die Gemüther und Kräfte der Menschen herrsche; er will in ihrer Meynung wirklich etwas gelten. Die Eitelkeit will entweder durch bloß scheinbare oder doch durch

kleine Vorzüge glänzen, damit sie sich selbst wichtig werde; sie kümmert es wenig, ob das, wodurch sie glänzt, in der That etwas gilt, wenn es nur vortheilhafte Eindrücke hervorbringt, und etwas zu gelten scheint.

Der Ehrgeiz ist bey der Kraft, die Eitelkeit bey der Schwäche.

Daß es auch eitle Männer gibt, wer möchte das läugnen? Gibt es doch auch feige, empfindelnde, läppische, weichliche und leichtsinnige Männer; aber eben so wenig als Feigheit, Empfindeley, tändelndes Wesen, Weichlichkeit und Leichtsinn, gehört die Eitelkeit zu dem von der Natur vorgezeichneten und angelegten Charakter des Mannes. Der Mann ist in eben dem Maße weibisch, als er eitel ist; das Weib kann eitel seyn, ohne den Charakter seines Geschlechtes zu verläugnen, obgleich nicht ohne von den Annehmlichkeiten desselben viel einzubüßen. Der Mann, der seinen Beruf kennt und liebt, hat zu viel Großes und Ernsthaftes zu besorgen, als daß ihm für das Kleine, womit die Eitelkeit spielt, Zeit und Sinn übrig bleiben

könnte. Die Anlagen des Weibes, ſeine Beſchäftigungen und ſeine Verhältniſſe in der Geſellſchaft ſind ſo ganz dazu geeignet, die Eitelkeit bey demſelben zu begünſtigen, daß es uns gar nicht befremden darf, ſie hier ſo häufig anzutreffen.

Man muß ſich indeß hüthen, den Frauen das Beſtreben zu gefallen, auch durch Kleinigkeiten zu gefallen, als Eitelkeit anzurechnen. Gefallen iſt ihre Beſtimmung; ſie beſitzen viele Vorzüge, deren Werth vornehmlich darauf beruht, daß ſie dadurch gefallen, ſollen ſie dieſe unbenutzt laſſen? Die Natur hat ihnen ſo viel Talent zum Gefallen verliehen, ſollen ſie dieſes nicht eben ſo wohl entwikkeln, als wir die Fähigkeiten, womit ſie uns ausgeſtattet hat? Von den vortheilhaften Eindrücken, welche das Weib macht, hängt nicht ſelten ein Theil ſeines Schickſales ab, und dieſen ſollte es ganz verſäumen? Wer fordert von uns ſolche Opfer für nichts? Wie viel trägt das Weib nicht zur Verſchönerung des geſelligen Lebens bey, welche Heiterkeit verbreitet

es um ſich her, bloß dadurch, daß es gefällt, und doch ſollte es ſich darum keine Mühe geben? Ein Weib, das nicht zu gefallen wünſcht, kann unmöglich ſeinen Werth recht fühlen.

Es iſt wahr, das Weib gefällt am meiſten durch die Eigenſchaften des Gemüthes, die es, ohne Rückſicht auf das Gefallen, in ſich gebildet hat um ihrer Trefflichkeit willen; aber darum darf es die äußern Vorzüge, durch die es auch gefallen könnte, und die jene Eigenſchaften noch heben würden, nicht vernachläſſigen. Es iſt wahr, das gebildete Weib gefällt im Weſentlichen um ſo mehr, je weniger es dazu thut, je mehr es ſich hingibt, wie es iſt; aber nicht alle Frauen ſind ſo gebildet, daß ſie ſich, ihres Glückes gewiß, nur zeigen dürften wie ſie ſind, und ſelbſt bey den Gebildeten fehlt es nicht an Zufälligkeiten, die einige Nachhülfe verlangen.

Endlich iſt das weibliche Beſtreben zu gefallen auch oft das Werk ihrer Liebe und Freundlichkeit, man ſoll ſich in ihrer Nähe wohl fühlen, man ſoll durch ſie erfreut werden; darum ſu-

chen ſie ſich auf die vortheilhafteſte Art darzuſtellen.

Eben ſo wenig muß man es den Frauen verdenken, daß ſie durch Kleinigkeiten zu gefallen ſuchen. Was wir Kleinigkeiten nennen, iſt für ſie wichtig; es macht einen groſſen Theil deſſen aus, wodurch ſie gefallen können; ſie erlangen dadurch nicht ſelten viel Gewalt über uns, und bewirken dadurch nicht ſelten Dinge von Bedeutung. Häufig genug hat das freundliche Lächeln eines Weibes umfaſſende Plane in Unordnung gebracht. Wenn ſie nun durch dieſe Kleinigkeiten gefallen, wer kann es ändern? Hängt das Gefallen nicht faſt immer an Kleinigkeiten? Man gefällt nicht durch tiefen Verſtand — aber durch Witz, nicht durch Würde — aber durch Anmuth, nicht durch glänzende Verdienſte — aber durch einen geſchmackvollen Anzug.

Das Beſtreben der Frauen, durch Kleinigkeiten zu gefallen, wird Eitelkeit: wenn dieſe Kleinigkeiten gar zu klein ſind; wenn ſie ſich auf den Beſitz derſelben etwas einbilden, und

sie wohl gar dem, was wahren Werth gibt, vorziehen; wenn Selbstsucht sich jenes Bestrebens bemächtigt; wenn sie ihr Persönliches darin geltend machen, und andre übertreffen — wenn sie bewundert, angebethet seyn wollen; wenn sie sich leidenschaftlich um das bemühen, was gefällt, und darüber das Beßre versäumen; wenn sie es überall und in allem auf das Gefallen anlegen; wenn jeder wahre oder scheinbare Vorzug in das günstigste Licht gestellt werden soll; wenn man an diesen Bemühungen das Absichtliche, Studierte, Künstliche merkt, und Ziererey die edle Einfalt der Natur verdrängt.

Wer sieht aber nicht ein, daß das Bestreben zu gefallen leicht dahin ausartet, und daß große Wachsamkeit über sich selbst erfordert wird, dies zu verhüthen.

Die Eitelkeit der Frauen ist noch mehr in der Ordnung, als der Ehrgeiz der Männer. Die Männer haben noch viele andre Leidenschaften, die mit ihrem Ehrgeitze oft in Streit gerathen, viele Sorgen ruhen auf ihnen, welche die Forderungen des Ehrgeitzes oft abwei-

ſen, während ſich die Neigungen, die Lage und die Lebensweiſe der Frauen meiſtentheils mit der Eitelkeit ſehr wohl vereinigen, und nicht ſelten in eine Angelegenheit derſelben verwandeln laſſen. Der Ehrgeiz macht oft Anſtrengungen nöthig, zu welchen ſich die Trägheit ſchwer entſchließt, die Geſchäfte der Eitelkeit hingegen werden von den indolenteſten Naturen leicht verrichtet. Der Ehrgeiz endlich ſcheitert nicht ſelten an der Unbeholfenheit der Männer, während die Eitelkeit in der Feinheit und Delicateſſe der Frauen treffliche Unterſtützung findet. Daher gibt es mehr eitle Frauen, als ehrgeizige Männer.

Die Urſachen, welche bey den Frauen Eitelkeit bewirken, ſind eben ſo zahlreich, und wohl noch zahlreicher als die, welche bey den Männern den Ehrgeiz hervorbringen. Der Blick und die Thätigkeit des Mannes gehen in die Ferne, und er wird bald gewöhnt, ſich mit dem Fernen in Beziehung zu bringen; der Blick und die Thätigkeit des Weibes haften mehr an ihm ſelbſt und an ſeinen nächſten Umgebungen,

so lernt es bald an beyden Geschmack zu finden. Durch jenes aber wird man ehrgeitzig, durch dieses eitel.

Dem Manne entspringt sein Selbstgefühl mehr aus der nach aussen wirkenden Kraft, was den Ehrgeitz begünstigt; das Weib empfängt dasselbe mehr von dem, was ihm eigen ist, und durch das Eigne mit ihm in Verbindung tritt, daher gestaltet sich bey ihm jenes Selbstgefühl leicht zur Eitelkeit.

Die Vorzüge des Mannes, physische Kraft, Kenntnisse, durchdringender Verstand, ausgebreitete Verbindungen, Rang, Geschäftsführung u. s. w. erwerben ihm Ansehen und entflammen den Ehrgeitz; die Vorzüge des Weibes, Schönheit, Geschmack, feine Geistesbildung, leichte Kunstfertigkeiten, Witz, treffendes Urtheil u. s. w., erwerben ihm Beyfall, und wecken die Eitelkeit. Die ehrgeitzigen Frauen sind immer aus der weiblichen Sphäre herausgetreten, ohne jedoch sich in der männlichen behaupten, und die weibliche Natur ganz verläugnen zu können. Ihr Ehrgeitz will sich

jeden Augenblick in Eitelkeit umsetzen, und bey der sorgfältigsten Wachsamkeit über sich selbst verhüthen sie nicht, daß sich das Geschlecht an ihnen verräth und rächt. In dem geschäftigen Bemerklichmachen ihrer Vorzüge besteht die Eitelkeit auf ihrem Rechte.

Die Männer müssen eine gewisse Herrschaft über die Köpfe und Gemüther anderer haben, welche die Ehre verleiht, wenn es mit ihrem Treiben anfangen soll; die Frauen brauchen über nichts zu herrschen, als über ihre Männer und das Gesinde. Mit dem letztern gibt es sich von selbst, und mit den erstern werden sie durch ihre Klugheit und durch ihre Reitze recht gut fertig; sie bedürfen dazu keiner andern Siege, als derjenigen, welche die Eitelkeit spielend gewinnt.

Hierzu kommt noch, daß den Frauen von allen Seiten her hohe Begriffe von der Macht und dem Werthe ihrer Vorzüge aufgedrungen werden. So bald sie nur fähig sind, es zu verstehen, wird den meisten täglich vorgesagt: sie seyen schön, witzig, angenehm, ihre Einfälle seyen allerliebst, alles kleide sie, man könne

nicht müde werden, die kleinen Engel zu sehen und zu hören, sie werden gewiß einmal bey der Welt ihr Glück machen; sie empfangen Eine Regel über die andre, wie sie es anzufangen haben, daß das alles sich auf das Beste ausnehme; sie lernen den Beyfall, den sie sich dadurch erwerben können, als das höchste Gut des Lebens kennen. Dasselbe wiederhohlen ihnen nachher die Männer, und es kostet diesen nicht viel, Glauben zu finden. Ist wohl irgend eine Kleinigkeit, über welche nicht Frauen schon manches süßschmeichelnde Wort davon getragen hätten? Wenn sie nun überdem die Eindrücke ihrer Reitze wahrnehmen, wenn sie sehen, wie sich alles um sie drängt, und um ihre Gunst bemüht, wie sie andre überglänzen, wie es in ihrer Gewalt steht, Wünsche zu erwecken, Befehle zu geben und Belohnungen auszutheilen: ist es dann ein Wunder, daß den guten Kindern endlich der Kopf schwindelt, und daß sich ganz in den Dunst der Eitelkeit auflöst, was ihnen wirklich zur Zierde gereichte?

Der Ehrgeiz der Männer hat seine bestimmten Preise, die ihm Gestalt und Richtung geben; dessen, was Ehre bringt, ist wenig, die Natur der Sache und die öffentliche Meynung haben darüber entschieden, der Wahn wird durch die Erfahrung bald widerlegt; nur gewisse Wege führen zum Ziele, und welche diese sind, das kann nicht lange zweifelhaft bleiben. Darum zeigen sich in den Erscheinungen des Ehrgeizes nicht viele Verschiedenheiten.

Anders ist es mit der weiblichen Eitelkeit, ihr Zweck ist so vielgestaltig, als die Mittel, wodurch man dazu gelangen kann, mannichfaltig sind. Man gefällt nicht bloß durch das, was wirklich schön und liebenswürdig ist, sondern auch durch das, was der Eigensinn des Vorurtheiles oder der wandelbare Zeitgeschmack dafür erklärt. Nicht selten verwechseln die Frauen das Gefallen mit dem Aufsehen-Erregen, wodurch die Eitelkeit ein noch weiteres Feld gewinnt. Nicht selten bestimmt die Erfahrung, daß andre durch dieses oder jenes die Bewunderung auf sich gezogen, ihr Urtheil, wobey sie

für überflüssig halten, zu untersuchen, ob sie davon Anwendung auf sich machen dürfen, oder ob es nicht vielmehr ihrer Individualität verunglücken müsse. Nicht selten bilden sie sich ein, was ihnen leicht wird, oder wodurch sie sich auszeichnen, das müsse vorzüglich gefallen. Fast jede hat wieder ihre eigne Weise, dasjenige, worin sie sich etwas zutraut, an den Mann zu bringen. Raffinierte Frauen wissen, daß der Geschmack verschieden ist, und fügen sich in die Umstände. Endlich gelingt es auch den weiblichen Launen und den Einfällen galanter Pflastertreter, sich auf die Eitelkeit der Frauen den gebührenden Einfluß zu verschaffen.

Daher die große Verschiedenheit in den Erscheinungen der weiblichen Eitelkeit. Die Eine macht sich gemein, die andre thut vornehm, die Eine ist kalt, die andre lebhaft, die Eine zudringlich, die andre verschlossen, die Eine kommt entgegen, die andre zieht sich zurück, die Eine stellt sich leichtsinnig, die andre verständig, die Eine will es mit den Augen, die andre mit dem Munde

zwingen, die Eine ſucht es in dem, was Mode iſt, die andre im Sonderbaren und Ungemeinen, die Eine trägt ihre Reize zur Schau, die andre verſpricht ſich mehr davon, wenn ſie halb verſteckt bleiben, die Eine legt es auf die Männer an, die andre will bey ihrem Geſchlechte glänzen. Philoſophie und vornehme Unwiſſenheit, Myſtik und reine Vernunft, Putz und neueſte Literatur, Zartgefühl und Plumpheit, Leichtſinn und Sittſamkeit, Eigenſinn und Nachahmung, Männerſinn und Schwäche, Bigoterie und Unglaube, Anbether und Verachtung des männlichen Geſchlechtes, Einfachheit und gezwungenes Weſen, Sprachfehler und Sprachkünſteley, Ohnmachten und Krämpfe, Andacht und Thränen ſind die Spielzeuge der weiblichen Eitelkeit. Selbſt Plattheiten, Ungereimtheiten und Widrigkeiten haben ihr dienen müſſen. Doch finden ſich die eigentlichen Bizarrerien der Eitelkeit nur bey den ganz Verſchrobenen und bey denen, die daran verzweifeln müſſen, durch etwas Beſſres bemerklich zu werden.

Man muß über die weibliche Eitelkeit nicht zu strenge richten; auch ist sie nicht überall in gleichem Grade tadelnswerth und nachtheilig. Es gibt eine feinere Eitelkeit, welche die Frauen vor manchem Unwürdigen bewahrt, die trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens bey ihnen entfalten hilft, das Gefällige ihres Aeußern und das Liebenswürdige ihres Betragens erhöht, und zu vielen schönen Thaten mitwirkt. Mit dieser wird man einige Nachsicht haben, besonders, wenn man bedenkt, wie leicht der Wunsch zu gefallen dahin ausartet.

Indeß ist ganz falsch, was häufig behauptet wird, ein wenig Eitelkeit sey dem Weibe unentbehrlich. Es ist schwer zu verhüthen, daß aus dem Wenigen viel wird. Eitelkeit ist Schwäche, ein geringer Grad derselben gefährlich, ein hoher verderblich. Das gute Weib sucht sich über sie zu erheben; das Edle kann in eigner Trefflichkeit, auch ohne die Antriebe der Eitelkeit, gedeihen, und es entwickelt sich da am besten, wo die Eitelkeit keinen

nen Theil daran hat. Alle weiblichen Vorzüge verlieren, wenn Eitelkeit mit ihnen gepaart ist. Zeige uns die eitle Frau die blendendste Schönheit, den hellsten Verstand, den feinsten Witz; wir werden uns dessen nicht sonderlich freuen, und weniger die Vollkommenheit sehen, als das Gebrechen, welches sie verunstaltet.

Anmuth gibt den Vorzügen der Frauen den höchsten Reitz, und gerade diese wird durch die Eitelkeit am meisten entstellt; den Ausdruck der Milde, der Sanftheit, der Güte und der stillen Freude verdrängt das Unruhige, Künstliche, Schiefe und Eckige in den Bestrebungen der Eitelkeit.

Die Einheit und Wahrheit des Gemüthes vertragen sich nicht mit der Eitelkeit. Das eitle Weib muß manchen Dingen, die bey der Welt etwas gelten, oder wodurch es sich sonst wichtig zu machen hofft, einen Werth beylegen, den sein Verstand ihnen nicht zugestehen kann. So gewöhnt es sich allmählich, die Ueberzeugung des Lebens von der Ueberzeugung der Einsicht und des Gefühles zu trennen, und sich

mit sich selbst in Widerspruch zu setzen. Es muß oft etwas scheinen, was es nicht ist. So wird es ihm bald eigen, den Schein für die Sache zu geben und zu nehmen, und allem seine Wichtigkeit nach dem Beyfalle zu bestimmen, den man dafür einerntet.

Eitelkeit führt zur Verbildung, sie lehrt die Frauen sich in dem gefallen, wodurch sie glänzen, und, was vielleicht Anfangs bloß Grimasse war, als Glaube, Stimmung oder Sitte, in sich aufnehmen. Die meisten Thorheiten und Abgeschmacktheiten, die man jetzt so häufig bey den Frauen antrifft, die Uebertreibungen, Verrenkungen, Einseitigkeiten und Vorurtheile, das Bewundern des Unverstandenen, das Nachahmen des ihnen Unerreichbaren, das Nachsprechen des Paradoxen, woran man die kultivierte Frau erkennen soll, sind Erzeugnisse der weiblichen Eitelkeit. Aus Eitelkeit unterlassen die Frauen häufig das Gute, was die Pflicht verlangt, und wozu ihr Herz sie treibt, aus Eitelkeit thun sie das Schlechte, was sie selbst mißbilligen, und was

ſogar gegen ihre Neigung iſt. Die Delicateſſe wird abgeſtumpft, das äſthetiſche und moraliſche Gefühl wird geſchwächt und verfälſcht, das religiöſe Gefühl wird unterdrückt, wenn die Eitelkeit in der Seele des Weibes herrſcht.

Das ſchöne Wohlwollen der Frauen beſteht nicht lange neben der Eitelkeit. Frauen, die das beſte Herz hatten, wurden durch die Eitelkeit im höchſten Grade ſelbſtſüchtig. Nichts iſt natürlicher: das eitle Geſchöpf bezieht alles auf ſich ſelbſt, ſchreibt ſich ſelbſt eine ungeheure Wichtigkeit zu, andre ſind ihm nur dafür da, daß es von ihnen bewundert werde, Huldigungen und Lobpreiſungen ſollen ihm ſeine Freundlichkeit bezahlen. Die Fähigkeit, ſich aus andern Rückſichten für Menſchen zu intereſſiren, wird immer geringer, Kälte gegen ſie gewinnt immer mehr Ueberhand, und geht endlich in Härte über. Daher auch die edlere Geſchlechtsliebe in dem Herzen ſolcher Frauen entweder gar keinen Raum findet, oder der Eitelkeit zum Werkzeuge dient.

In dem Gemüthe eitler Frauen wohnt die Ruhe nicht, bald bewegen es Wünsche und Bestrebungen, bald spannen es ängstliche Erwartungen, bald erbittern es Fehlschlagungen. Durch die kleinste Zurücksetzung, durch bloß scheinbare Vernachlässigungen, durch eine gleichgültige Miene, durch ein unbedachtsames Wort, durch die Aufmerksamkeit, die eine andre auf sich zieht, schon durch die Gerechtigkeit, die man Vorzügen widerfahren läßt, welche nicht die ihrigen sind, fühlen sie sich gekränkt. Selten ist ihr Triumph ein vollkommner, und daß nur etwas daran fehlt, ist hinreichend, ihnen den Genuß desselben ganz zu verderben. Die Sorge weicht nicht von ihnen, und der Neid wühlt sich tief in das Herz. Kein Mißgeschick bringt die Frauen leichter aus der Fassung, als dasjenige, welches ihre Eitelkeit trifft. Etwas Heftiges, Leidenschaftliches erzeugt die Eitelkeit selbst bei den sanftesten Frauen. Eine sehr eitle Frau ist öfter bey übler, als bey guter Laune, und das muß jeder empfinden, der ihr nahe kommt.

Durch ſeine Eitelkeit iſt das Weib mehr als durch irgend etwas andres verführbar. Eitelkeit überredet es, da ſey nichts zu beſorgen, wo die größte Gefahr iſt, den Angriffen auf ſeine Eitelkeit gelingt, was den Angriffen auf ſeine Sinnlichkeit nicht gelungen ſeyn würde, Eitelkeit verflicht es in die Verbindungen, in welchen ſeiner Tugend der Untergang bereitet wird, Eitelkeit macht es ihm unmöglich, ſich loszureißen. Aus Eitelkeit öffnet es der Schmeicheley Ohr und Herz, und merkt nicht, daß es die Sprache der Wohllust iſt; von jener berauſcht, ſinkt es dieſer bewußtlos in die Arme. Aus Eitelkeit ſtürzt es ſich in das Gewühl der Zerſtreuungen, wo es ſeiner heiligſten Pflichten vergißt, wo ſein Gemüth vergiftet wird, wo es den Sinn für glückliche Häuslichkeit und den Frieden des Lebens einbüßt. Eitelkeit gibt es dem Weltlichen dahin, und vertilgt aus ſeiner Seele die Regungen des Göttlichen. Wenn, bey den ausgezeichneten Anlagen zur Religion und bey dem tiefen mächtigen Bedürfniſſe derſelben in der weiblichen Natur, doch dieſe unter

den Frauen selten ist, und das Heilige ihnen immer fremder wird: so müssen wir darüber vornehmlich die weibliche Eitelkeit anklagen.

Auch von dem vielfachen Jammer in den Familien kommt ein großer Theil auf das Schuldregister der Eitelkeit. Wie soll das eitle Weib froh seyn in dem kleinen Kreise, wo seine Gefallsucht keine Befriedigung findet? wie soll es der zärtlichen Anhänglichkeit sich freuen, da es Huldigungen fordert? An Schreib-, Putz- und Spieltischen werden die Stunden verbracht, die den häuslichen Geschäften, den Kindern und der eignen Ausbildung gehören. An Gesellschaften, Vergnügen und Glanz wird verschwendet, was nur aufgetrieben werden kann, und wenig beachtet, daß überall drückender Mangel ist, und Schuldenlasten sich häufen.

Unter allen Arten der weiblichen Eitelkeit ist die mütterliche wohl die unschuldigste. Bey vielen Frauen ist sie freylich von jeder an-

dern nicht sehr verschieden; sie sind in ihre Kinder verliebt, wie sie in ihr eignes Gesicht, in ihren Anzug, in ihre Sprache, in ihren Witz verliebt sind; sie wollen durch ihre Kinder gefallen, wie durch ihre Schönheit oder durch ihren Geist; sie sehen, wie an sich selbst, so auch an ihren Kindern Vorzüge, welche sonst niemand wahrnimmt; sie finden, wie an sich selbst, so auch an ihren Kindern alles höchst liebenswürdig; was ihre Kinder Angenehmes besitzen, das soll man ihnen zum Verdienste anrechnen, darum soll man sie glücklich preisen und beneiden. Oft liegt ihnen auch am Herzen, zu zeigen, wie das mütterliche Wesen sie kleidet und welchen Respect sie bey dem Knaben haben, der durch seine wilde Lebhaftigkeit schon den Mann verräth, und bey dem Mädchen, dessen Gestalt und Klugheit schon jetzt alles entzücken, worum es doch nicht selten kläglich genug steht. Mit derselben Geschäftigkeit, womit sie früherhin die eignen Reitze bemerklich machten, stellen sie jetzt die Vorzüge der unvergleichlichen Kinder zur Schau. Sie nehmen

ihre Kinder mit in ihre Gesellschaften, oder lassen sie spät nachbringen, damit sie, wenn sie es mit den übrigen Künsten hinlänglich versucht haben, sich zuletzt noch durch jene unter einander ausstechen und ärgern.

Daß diese Eitelkeit den Kindern verderblich wird, daß sie ihre Unarten begünstigt, ihnen Dünkel einflößt, sie vorwitzig, eigensinnig und trotzig macht, daß sie das echt kindliche Gefühl bey ihnen erstickt, daß sie auf die ganze Erziehung nachtheiligen Einfluß hat, fällt von selbst in die Augen.

Indeß ist es doch besser, wenn die Eitelkeit mit dem mütterlichen Sinne zusammentrifft, als wenn sie ihm entgegen arbeitet, und das Herz der Mütter von den Kindern abwendet. Das Letztere ist bey denjenigen Frauen der Fall, die allein durch sich selbst glänzen wollen; ihnen sind ihre Kinder lästig, weil sie der Befriedigung ihrer Neigung im Wege stehen, sie fürchten von ihren Kindern verdunkelt zu werden, sie beneiden dieselben wohl gar um den Beyfall, der ihnen zu Theil wird. Mütterliche Eitelkeit

ſetzt ein mütterliches Herz voraus, ſie kann nicht durchaus ſelbſtſüchtig ſeyn. Eine Frau iſt ihrer nur dann fähig, wenn ſie ſich einiger Maſſen mit ihren Kindern zu identificiren vermag. Dort iſt die Eitelkeit weibliche Unnatur, hier iſt ſie weibliche Schwäche.

Zuweilen iſt die mütterliche Eitelkeit eine Frucht der mütterlichen Liebe, und dann muß man ſie milder beurtheilen, weil ſie wenige Nachtheile beſorgen läßt, und manchen ſchönen Zug des weiblichen Herzens offenbart. Gute Mütter vergeſſen ſich ſelbſt, ſie ſehen, was an ihnen Treffliches iſt, faſt nur in ihren Kindern, ſie freuen ſich der Vorzüge, welche dieſe beſitzen, weil ſie dieſelben darum noch mehr lieben können. Soll es ihnen denn nicht wohl thun, wenn dieſe Vorzüge auch von andern anerkannt werden? ſoll man es ihnen verdenken, wenn ſie gerne davon reden? Die Auszeichnung, welche ſie einſt ſelbſt genoſſen, das Glück, das ſie einſt ſelbſt bey der Welt machten, wünſchen ſie jetzt ihren Kindern, weil ſie es in dieſen lebhafter empfinden, als wenn ſie es ſelbſt beſäßen;

mag denn auch der Gedanke mitwirken, daß etwas von dem Glanze auf sie zurückfalle, wo ist das Gute ohne alle Mängel? Wir wollen die Mutter nicht tadeln, die von der Größe und dem Ansehen des Sohnes, von der Liebenswürdigkeit und dem Lobe der Tochter entzückt ist; wir wollen lieber daran denken, was sie entbehrt, aufgeopfert und geduldet hat, damit der Sohn groß und angesehen, die Tochter der Liebe und des Lobes werth würde.

Eine Frau wird um so weniger eitel seyn, je mehr sie solche echt weibliche Vorzüge besitzt, die nicht viel Schimmer von sich werfen, aber innern Werth haben, und stille Glückseligkeit gewähren, je mehr sie dieses Werthes sich bewußt ist, und diese Glückseligkeit fühlt. Fehle es ihr dabey nicht an denjenigen, welche die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Welt auf sich ziehen; sie wird damit gefallen, aber sie wird sich nichts darauf dünken, sie wird sie jenen weit nachsetzen, und sie nur dazu anwenden, daß sie mit jenen desto mehr Freude schaffe.

Das wahrhaft gebildete, von einem edeln Manne geliebte, in seiner Familie zufriedene Weib, das Weib, dem die Erfüllung seiner Pflichten zur Lust geworden ist, das sich mit seiner Lage befreundet hat, das seinem Berufe ganz lebt ist gewiß kein eitles Weib. Nichts aber sichert die Frauen mehr gegen die Versuchungen der Eitelkeit, als ein wahrhaft religiöses und tugendhaftes Herz.

9.

Weibliche Anspruchslosigkeit.

Matth. 15, V. 21 — 28.

Eine andre Erzählung der heiligen Geschichte liefert uns das Gegenstück zu der vorigen, indem sie uns weibliche Anspruchslosigkeit, so kindlich, einfach und liebenswürdig, als sie ist, in dem Bilde einer edeln heidnischen Frau darstellt. Die Frau sucht bey Jesus Hülfe für ihre kranke Tochter. Jesus weis't sie mit der Bemerkung zurück: er könne sich nur der Unglücklichen unter seinem Volke annehmen. Sie läßt sich indeß nicht abschrecken; sie wirft sich ihm zu Füßen, und fleht: Herr hilf mir. Etwas unsanft, wie man es an dem herrlichen Menschenfreunde nicht gewohnt war, antwor-

tet Jesus: es ist nicht recht, daß man den Kindern ihr Brot nehme, und werfe es vor die Hunde. Seine wahre Meynung war das gewiß nicht; er konnte nur hart seyn, um in desto größerm Maße wohl zu thun. Der große Kenner des menschlichen Herzens hatte die Frau durchschaut; er wollte ihr Gelegenheit geben, ihr schönes Inneres zu enthüllen, um ihr das, worum sie bath, als Belohnung zu gewähren, um auf das Trefflichste im Menschen aufmerksam zu machen, seine Schüler aber durch ein neues Beyspiel zu überführen, daß es unter den verachteten Heiden ganz vorzügliche Menschen gebe. Doch essen, entgegnet ihm die Frau, die Hündlein von den Brosamen, die von der Herren Tische fallen.

Wie sehr war die Frau des Lobes werth, das ihr Jesus beylegt! Daß sie auf das erste abweisende Wort hin ihre Sache nicht aufgab, war natürlich, sie hätte nicht Mutter seyn müssen, um nicht in ihren Bitten noch dringender zu werden. Aber den andern schneidenden

und niederbeugenden Ausspruch hätten nicht viele an ihrer Stelle ertragen; die meisten hätte er tief verwundet, muthlos gemacht, und mit Unwillen erfüllt; vielen hätte er das Innerste aufgeregt. Bey ihr finden wir keine Spur von beleidigtem Stolze, von Bitterkeit oder Entrüstung. Sie scheint das ganz in der Ordnung zu finden; sie bescheidet sich, keine Ansprüche zu haben; sie hofft alles von der Güte. Sie begehrt auch nicht, daß jemand ihr nachgesetzt oder durch sie verkürzt werde. Sie begnügt sich, und ist froh, das zu erlangen, was die andern übrig lassen. Wo so viele gesättigt werden, denkt sie, würde noch wohl für sie etwas abfallen, wenn sie es auch nicht verdiente. Das ist die edle Anspruchslosigkeit einer echt weiblichen Seele, die jedem das Herz gewinnen muß.

Das anspruchslose Weib hält sich nicht für berechtigt, etwas im eigentlichen Sinne zu fordern; es gibt nie zu erkennen, ihm gebühre, was es verlangt. Seine Wünsche drücken sich

in Bitten aus, und zwar in ſolchen, an denen man merkt, es werde ſich nicht beſchweren, wenn man dieſelben nicht erfüllt. Wird ihm etwas gewährt, ſo ſieht es das als Gefälligkeit an, und iſt dafür herzlich dankbar; ſchlägt man ihm etwas ab, ſo denkt es, es ſey nicht anders möglich geweſen; merkt es, daß es gute Eindrücke bey den Menſchen macht, ſo ſchreibt es das der freundlichen Gunſt zu; erfährt es eine kalte Aufnahme oder gar Tadel, ſo glaubt es, das liege an ihm ſelbſt; und weiß es ſich gleich von weſentlichen Fehlern frey, ſo meynt es doch, es müſſe wohl etwas an ihm ſeyn, wodurch es mißfalle. Darum ſind auch ſeine Erwartungen nicht groß, und werden häufiger übertroffen als betrogen.

Wo Anſpruchsloſigkeit iſt, fehlt es nicht an Vorzügen. Diejenigen, welche keine Vorzüge haben, machen gewöhnlich die größten Anſprüche, hinter ihre Prätenſionen verbergen ſie ihr Nichts. Zu ihnen geſellen ſich die halb und einſeitig Gebildeten, die, unbekannt mit den großen Forderungen der Vollkommenheit, ſich

darauf etwas dünken, daß sie in irgend einem Stücke mehr sind als die andern, was ihnen doch meist wenig zum Ruhme gereicht.

Je mehr man das Vortreffliche sich zu eigen gemacht hat, desto mehr ist man zufrieden, es an sich zu tragen, desto weniger bedarf man der Ostentation, desto lieber entbehrt man, dadurch etwas zu gelten. Die anspruchslosesten Frauen sind gewöhnlich diejenigen, welche die meisten Ansprüche machen könnten; aber das fällt ihnen nicht ein.

Am liebenswürdigsten ist die Anspruchslosigkeit der Unschuld, bey welcher man entweder selbst nicht weiß, daß man Vorzüge hat, oder das, was man ist, so ganz und im Innersten seines Wesens ist, daß man glaubt, es könne nicht anders seyn. Es gibt auch Frauen, denen, wenigstens in einigen Stücken, diese schöne Einfalt bewahrt worden ist. Bey den meisten aber sorgen Spiegel, Mütter, Gouvernanten, und junge Männer wetteifern dafür, daß ihnen nicht verborgen bleibe, was etwa an ihnen zu bewundern seyn möchte. Man kann

indeß

indeß damit wohl bekannt ſeyn, ohne darum Anſprüche zu machen, indem man entweder das nicht für etwas Beſondres hält, oder ſich ſeiner andernweitigen Mängel zu lebhaft bewußt iſt.

So ſind mancher anſpruchsloſen Frau ihre Reitze kein Geheimniß; aber ſie betrachtet dieſelben als ein Geſchenk der Natur, das übrigens keinen Werth gibt, ſie weiß, wie bald Reitze verblühen, und wie wenig ſie für das, was den Menſchen adelt, Bürgſchaft leiſten, ſie verlangt dafür keine Huldigungen. Mancher iſt auch nicht unbewußt, daß ſie einen richtigen Verſtand und einen gebildeten Geſchmack beſitzt; aber ſie gründet darauf keine Forderungen; ſie hält es für das echt Menſchliche, was alle beſitzen ſollten. Sie mag ſich deſſen freuen, allein ſie will nicht, daß man ſie deßwegen auszeichne; ſie wird darum nie den Ton angeben, nie vorlaut ſeyn, nie zuverſichtlich aburtheilen, und über Dinge ſich äußern, die nicht im Kreiſe der Weiblichkeit liegen, wenn ſie auch etwas davon verſtehen ſollte; ſie wird ſich nie ihres Geſchlechtes ſchämen, ſich nie zu den Gelehrten

drängen; sie wird nicht hervortreten, als wo sie dazu genöthigt ist, und auch da nicht anders, als mit Schüchternheit.

Das anspruchslose Weib ist auch ein bescheidenes Weib, in wie fern das Gefühl der Unvollkommenheit und Schwäche sich in seiner Zurückhaltung ausspricht; es erlaubt sich, als solches, nichts, was ihm nicht allgemein zugestanden ist; es entscheidet nicht, weil es weiß, daß es leicht irren kann; es drängt sich nicht vor, weil es weiß, daß man, neben manchem Guten auch viele Fehler an ihm bemerken wird, weil es lieber glaubt, was man ihm freywillig gewährt, sey zu viel, als es sey zu wenig. Auf den ersten Plätzen würde das Gefühl seiner Gebrechen es in Verlegenheit setzen.

Die Anspruchslosigkeit des Weibes erreicht ihre Höhe, wenn freye sittliche Bildung sich ihrer bemächtigt — in der Demuth. Das demüthige Weib ist sich vornehmlich seiner sittlichen Mängel und seiner Unwürdigkeit vor Gott bewußt. Möchte die Vergleichung mit andern es erheben: so wird der Gedanke, daß es vor

vem Herzenskündiger nicht bestehen kann, es tief niederbeugen.

In der Demuth wird das, was sonst glückliche Anlage der Natur war, bleibende Eigenschaft des Gemüthes, fester moralischer Charakterzug, religiöse Gesinnung, höchste Weihe des Lebens. Demuth muß die weibliche Anspruchslosigkeit werden, um gegen die Bethörungen der Eitelkeit so wohl als der Schmeicheley sicher zu seyn. Das demüthige Weib trägt ein herrliches Ideal der Vollkommenheit im Gemüthe; dieses Ideal ist ihm der Maasstab seines Werthes. Könnte es dasselbe je ganz erreichen: so würde es sich doch nichts darauf dünken; denn das wäre nichts andres, als was sich gehört. Aber jeden Augenblick wird es erinnert, wie weit es noch von demselben entfernt ist.

Anspruchslosigkeit gefällt auch an den Männern; sie ist die allein anständige Begleitung alles Verdienstes und alles Werthes. Aber sie kann sich bey jenen doch nicht so vollständig, so

rein und so zart ausdrücken, als bey den Frauen, in deren Geschlechtscharakter sie mehr Unterstützung findet, und denen sie mehr zur Verherrlichung gereicht.

Daß die Natur es bey den Frauen auf Anspruchslosigkeit angelegt hat, ist unverkennbar; so wenig es auch an Verleitungen zur Eitelkeit fehlt. Das Weib, welches den bessern Dispositionen seines Gemüthes getreu bleibt, ist gewiß ein anspruchsloses. Anspruchslosigkeit ist die Gesundheit, Eitelkeit die Krankheit des weiblichen Herzens, wozu es freylich den Stoff in sich hat.

Viele weibliche Vorzüge entwickeln sich von selbst, sie sind das Werk einer freundlichen Gunst; deßwegen kann man sie besitzen, ohne selbst darum zu wissen, oder doch ohne das für etwas Besondres zu halten. So ist es oft mit dem gesunden Geschmacke, dem richtigen Urtheile und dem guten Herzen der Frauen. Die Männer müssen das, was sie auszeichnet, mehr erstreben, der Gedanke, der Wunsch, das Gefühl des Werthes gehen dem Besitze vor-

her; da bleibt ihnen denn dieſer nicht verborgen, wenn ſie dazu gelangt ſind, und leicht entſteht die Vorſtellung, ſie vermögen damit etwas zu gelten. Wenn die Frauen ſich manche Vorzüge auch erſt erwerben müſſen: ſo geſchieht das doch nicht mit ſo vielen Anſtrengungen, und nicht ſo ſehr durch ſie ſelbſt, wie bey den Männern; es iſt weniger Abſicht darin; ſie folgen dem ſanften Zuge der Natur, und aus ihrem Innern treibt mächtig hervor, was ſie werden ſollen; ſie bilden mehr das Vorhandene aus, als ſie ſich Fremdes anbauen. Je weniger es uns aber gekoſtet hat, etwas zu werden, deſto weniger werden wir auch zu Anſprüchen geneigt ſeyn. Der Gedanke, daß man etwas ſich ſelbſt zu verdanken, und es mit großer Mühe errungen habe, iſt vorzüglich geeignet, Anſprüche zu erzeugen.

Die Frauen ſind empfänglicher für die Einſicht ihrer Mängel; ihr feines Gefühl entdeckt ihnen bald, wo es fehlt; und wenn ſie die Regel des Vollkommnen gleich weniger klar gedacht haben, ſo iſt dieſelbe doch lebhafter in ihrem

Gemüthe, und es wird beſſer von ihnen gemerkt, wo etwas mit derſelben zuſammenſtimmt, oder davon abweicht. Der Egoismus der Männer empört ſich gegen die Anerkennung ihrer Gebrechen; ſie halten es für unverträglich mit ihrer Würde, dieſelben, auch nur ſich ſelbſt, zu geſtehen. Nicht ſo der biegſame Sinn der Frauen. Während du die beſten Männer, ſelbſt die vertrauteſten Freunde, beleidigſt, wenn du ihnen ihre Fehler ſagſt, wiſſen es dir die Frauen oft Dank, daß du ihnen die ihrigen zeigſt, denn ſie hatten nicht darauf gerechnet, von Fehlern frey zu ſeyn. Freylich iſt das nicht die Stimmung aller Frauen — nicht einmal der meiſten, und man muß ſich hüthen, die Bitte um ihr Sündenregiſter immer für baaren Ernſt zu nehmen. Häufig genug wollen ſie damit nichts, als in den Ton der Vertraulichkeit kommen, oder uns eine gute Meynung von ſich beybringen, oder uns ein ſchmeichelndes Wort ablocken; man würde es ganz und für immer mit ihnen verderben, wenn man offen und ehrlich ſeyn wollte. Doch darf man es

bey ihnen weit eher, als bey den Männern wagen.

Jede Art, Ansprüche geltend zu machen, hat etwas Schneidendes, das sich mit der weiblichen Milde – etwas Keckes, das sich mit dem weiblichen Zartgefühle — und etwas Künstliches, das sich mit der weiblichen Einfalt nicht verträgt.

In allen Ansprüchen ist Selbstsucht; Wohlwollen aber sollte die Seele des weiblichen Thuns seyn. Wer Ansprüche macht, der will, daß sich alles um ihn bewege; das echte Weib ist lieber beschäftigt um andre.

Das Gefühl der Schwäche kann dem echten Weibe nie fremd werden, an ihm hängt sein weiblicher Charakter; mit diesem Gefühle ist aber Schüchternheit immer verknüpft. Wer seiner Schwäche eingedenk ist, ohne sich ihrer schämen zu dürfen, der wird nicht dreist hervortreten, nicht die Augen der Welt auf sich ziehen, und auch da keine Forderungen machen, wo er es wohl könnte. Ihm ist es natürlich, zu erwarten, was man gewähre, und sich des Ge-

währten, als einer Güte, zu freuen. Die Schwäche wird verspottet, wo sie etwas erzwingen will; aber willig gibt man ihr, was ihr zukommt, besonders wenn sie mit Liebenswürdigkeit gepaart geht.

Die Männer müssen oft fordern, damit sie erlangen, was ihnen gebührt, weil ihnen ihr Recht oft streitig gemacht wird, und Einer den andern von seiner Stelle zu drängen sucht. Die Frauen dürfen sich meist nur zeigen, wie sie sind, um überall Huldigungen zu empfangen; von allen Seiten bringt man ihnen entgegen, was sie fordern können, ja, mehr noch als sie fordern können, bringt man ihnen auf. Die Stimmen der Scheelsucht vergrößern nur ihre Triumphe. Was das eigne Geschlecht ihnen abzieht, erstattet ihnen das unsrige siebenfach.

Die Männer müssen oft durch ihre Vorzüge Aufsehen erregen, weil ohne das die Zwecke, zu welchen sie ihnen verliehen sind, nicht erreicht werden können. Die Reitze der Frauen sollen das Leben verschönern und erfreuen, in-

dem sie gefallen; dazu bedarf es keines Aufsehens, damit steht das anspruchsvolle Wesen, das immer entstellt und zurückscheucht, im Widerspruche.

Endlich ist den Frauen auch die religiöse Demuth durch das Eigenthümliche der weiblichen Natur sehr erleichtert. Da sie an Abhängigkeit im irdischen Leben gewöhnt sind: so kann die Abhängigkeit von einem höhern Wesen sie nicht drücken; sie muß ihnen vielmehr erwünscht seyn, weil sie den Druck des irdischen Lebens von ihnen wegnimmt, und sie mit dem feindseligen Schicksale aussöhnt. Gerne demüthigt sich das Weib vor Gott; es ist ihm Bedürfniß, ein Wesen zu haben, dem es alle seine Angelegenheiten sicher anvertrauen kann, und von dem es selbst für seine Fehler Nachsicht hofft. Die Sündenbekenntnisse der Frauen waren immer die aufrichtigsten und innigsten, ihre Thränen die heißesten, obgleich nicht immer ihre Reue die ernstlichste ist. Aus dieser religiösen Demuth entwickelt sich eine Stimmung, die sich dem ganzen Leben mittheilt, und sich

auch in den Verhältnissen zu Menschen nicht verläugnet.

Daß bey dem allem weibliche Anspruchslosigkeit zu den seltenern Erscheinungen gehört, darf uns nicht wundern. Die Verbildungen, die das schöne Werk der Natur zerstören, lassen sich leicht nachweisen; und wie die Eitelkeit durch die Lage der Frauen begünstigt wird, davon ist schon die Rede gewesen. Gleichwohl ist Anspruchslosigkeit Einer der interessantesten Züge in dem Ideale edler Weiblichkeit.

Ein Weib, das Ansprüche macht, mag ausgezeichnete Vorzüge besitzen; es wird doch nicht gefallen, das Schönste ist an ihm verschwunden, und alles hat seinen Zauber verloren, indem es Kunst geworden ist und Selbstsucht. Von der brillanten Frau, die ihre Reitze auf das vortheilhafteste ausstellt, und überall Huldigungen erzwingen will, wendet jeder Unverstimmte sich weg; man gesteht ihr kaum zu, was sie wirklich verlangen kann; während die beschei-

dene, die ſonſt durch nichts glänzt, in ihrer Anſpruchsloſigkeit alle Herzen gewinnt.

Anſpruchsloſigkeit iſt die ſtille Gewalt, welcher die weiblichen Reize ihre größten Siege verdanken; ſie gibt ihnen den ſanften Schimmer, der jedem Auge wohlthut, und jedes Herz erfreut. In der Nähe des anſpruchsloſen Weibes fühlt ſich niemand beläſtigt, jeder erheitert.

Frauen, die nicht eher ruhen, als bis ſie uns alle ihre Herrlichkeiten gezeigt haben, werden uns bald gleichgültig, ja wir werden bald überdrüſſig, das oft Geſehene und Gehörte immer wieder zu ſehen und zu hören. Das gebildete Weib hingegen, das die Reichthümer ſeines Gemüthes mehr verbirgt als zur Schau trägt, wird uns in eben dem Maße intereſſanter und achtungswerther, als wir es näher kennen lernen; der eigene Werth tritt immer heller hervor — und um ſo herrlicher, je ſchlichter ſeine Umgebungen ſind. An ihm bewundern wir ſelbſt dasjenige, was uns an andern alltäglich geſchienen hätte; denn vieles, was uns an den Frauen entzückt, hat dieſes weniger ſich

ſelbſt zu verdanken, als der edlen Einfalt, wer-in es uns erſcheint. Die Augen der Menge wird das anſpruchsloſe Weib vielleicht nicht auf ſich ziehen, und das iſt wohl eher Gewinn als Verluſt; aber der Blick des Beſſern wird deſto länger bey ihm verweilen, und immer mit neuem Wohlgefallen zu ihm zurückkehren.

Daß manches Wort im Munde der Frauen ſo mächtig auf uns wirkt, daß wir ihren Rath ſo gerne hören, daß ihr Zuſpruch uns ſo ermunternd, ihr Troſt ſo erquickend iſt, daß ihre Vorſtellungen uns ſo leicht bewegen, das rührt nicht allein von der Anſchaulichkeit und dem Leben ihrer Mittheilungen, das rührt nicht bloß von der Wärme, ſondern auch von der Anſpruchsloſigkeit ihrer Sprache her. Um dieſer Anſpruchsloſigkeit willen laſſen wir uns von den Frauen Belehrungen und Zurechtweiſungen gefallen, die wir von den Männern nicht annehmen würden. In dieſer Anſpruchsloſigkeit gelingt es ihnen, uns zu leiten, wo Männer ſich nichts gegen uns herausnehmen dürfen.

Die Tugend des Weibes iſt feſt an ſeine An-

ſpruchsloſigkeit gekürzt. Prätenſionen ſetzen ſie Gefahren aus, in welchen die Schwäche unterliegt. Indeß leben, wo Prätenſionen ſich erheben, iſt, mit dem Zartgefühle, die höhere Tugend verſchwunden. Schönheit der Seele iſt ohne Anſpruchsloſigkeit nicht möglich; dieſe iſt das Leben derſelben. Auch um die Herzensgüte des Weibes iſt es geſchehen, ſobald es Anſprüche macht. Selbſt die gemeine Tugend kann ſich hier nicht behaupten: Verderbniſſe jeder Art drängen ein, die häßlichſten Leidenſchaften, Neid, Verläumdungsſucht, Stolz, Hang zum Intriguiren bemächtigen ſich des Herzens.

In der Stille nur kann das Weib ſeinen Verhältniſſen und ſeiner Beſtimmung getreu leben, und die ſchönen Eigenthümlichkeiten ſeiner Natur entfalten; die Stille wird ihm aber nur ſo lange lieb ſeyn, als es anſpruchslos bleibt.

Anſpruchsloſigkeit iſt Empfänglichkeit für höhere Vollkommenheit und gefühltes Bedürfniß derſelben. Das anſpruchsloſe Weib vergißt nicht, daß es noch etwas Beßres werden kann, es kennt und verehrt dieſes Beßre, und ſtrebt,

ohne Geräusch, aber mit erfolgreichem Fleiße, deſſelben theilhaftig zu werden.

Möge jedes Weib in dieſer Anſpruchsloſigkeit ſeinen Adel und die Quelle ſeines Friedens erblicken, und ſich durch redliche Selbſterforſchung, durch unpartheyiſche Schätzung ſeines Werthes und ſeiner Gebrechen dieſelbe ſichern! Möge insbeſondre das gute Weib durch ſie ſeinen Vorzügen die Krone aufſetzen. Mögen aber auch die Männer ſie achten, wie ſie es verdient, und ſich hüthen, daß ſie nicht durch unziemende Lobpreiſungen das weibliche Herz bethören, daß ſie nicht unvorſichtig vor die Augen der Welt ziehen, was allein im Verborgenen ſich herrlich entwickelt, was, an der Wärme des Herzens genährt, friſches Leben behält, aber in der kalten Luft der Schmeicheley ſchnell und rettungslos dahinwelkt. Im Gutſeyn ſeinen Himmel finden, und durch Liebenswürdigkeit glücklich machen, das ſey dem Weibe mehr als die Anbethungen, die dem Gemeinen noch häufiger, als dem wahrhaft Edeln zu Theil werden.

10.

Weibliche Verehrung.

Zu denjenigen Charakterzügen, in welchen ſich das weibliche Gemüth auf eine eigenthümliche Weiſe ausdrückt, gehört auch die Verehrung.

Was wir verehren ſollen, das muß nicht bloß ein ausgezeichnet Vortreffliches ſeyn; es muß auch in einer ſolchen Höhe über uns ſtehen, daß wir uns willig vor ihm beugen, indem wir entweder gar nicht in Verſuchung gerathen, uns mit ihm zu meſſen, oder uns doch durch die wahrgenommene Ueberlegenheit nicht beſchämt fühlen; es muß ſiegreiche, unbeneidete und auf keine Weiſe drückende Größe beſitzen.

Daher wird es dem Manne nicht ſchwer, das Ueberirdiſche zu verehren; die Stärke ſeiner Vernunft läßt ihn den Gedanken des

Ewigen, geschieden von allem, was der Sinnlichkeit angehört, fassen. Das Unendliche darin erschüttert seinen Geist, ohne ihn zu beschränken. Was ihn auf der Einen Seite demüthigt, hebt ihn auf der andern desto mächtiger empor.

Weniger häufig und rein ist dagegen bey ihm die Verehrung des Menschlichen. Dieses erscheint ihm selten zur Verehrung groß genug, weil er in seinen Kräften und Idealen einen großen Maßstab mitbringt. Fast nur am Weibe können Männer das menschlich Vortreffliche wahrhaft verehren, wenn es sich ihnen nähmlich hier als Adel einer schönen weiblichen Seele darstellt. Sie huldigen dann einem Werthe, in welchem sich das Göttliche auf eine Art gestaltet, die in den Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur ihr Wesen und ihren Maßstab hat, der mithin auch sie selbst nicht verdunkeln kann.

Das Große, welches sie an andern Männern wahrnehmen, wirft auf sie selbst ein nachtheiliges Licht, es gereicht ihnen sogar zum Vor-

wurfe, wenn ſie ſich ſagen müſſen, daß es auch ihnen nicht unerreichbar geweſen. Sie laſſen ihm daher ungerne Gerechtigkeit widerfahren; ſie ſuchen Gebrechen daran auf, dichten ihm Mängel an, und verkleinern ſeinen Werth, bis nichts mehr zu verehren übrig iſt; oder der Verdruß bemächtigt ſich ihrer ſo ſehr, daß die Verehrung nicht aufkommen kann. Den Beſſern ergreift das Beſtreben der Nacheiferung; aber das Leidenſchaftliche in demſelben verträgt ſich nicht mit der reinen und ruhigen Stimmung der echten Verehrung.

Der Schüler verehrt zwar ſeinen Meiſter, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß dieſer über ihm iſt, und niemand darum geringer von ihm denken wird, doch nur ſo lange, als er ihn im Glanze der Meiſterſchaft erblickt; die Verehrung verſchwindet, ſo bald er ihm nahe genug gekommen zu ſeyn glaubt, um ſich mit ihm meſſen zu dürfen.

Reine Verehrung des Ueberirdiſchen iſt bey den Frauen ſeltener als bey den Männern; das Höchſte und Ewige wird von ihnen

mehr in Liebe umfangen, und ihre Verehrung hat immer etwas von dem Charakter und der Gestalt der Liebe an sich. Bey den Frauen hält der Sinn den Verstand, der sich zum Unendlichen aufschwingen will, an der Erde zurück; die Phantasie muß zwischen beyden Vermittelung stiften, indem sie das Unsichtbare in sinnliche Hüllen kleidet. Um das, was über ihr Denken hinausliegt, zu fassen, müssen die Frauen es zu sich hinabziehen; das Göttliche muß ihnen ein veredeltes Menschliches werden, es muß sich mit Bedürfnissen des Herzens in Verbindung setzen, und Neigungen des Herzens ansprechen, damit es in ihnen die heilige Stimmung erwecke.

Dagegen ist bey den Frauen die Verehrung menschlicher Vortrefflichkeit häufiger und wärmer, besonders, wenn sie dieselbe an den Männern sehen. Auch an ihrem eignen Geschlechte können sie dieselbe verehren, nur erscheint sie ihnen da selten hoch genug, und ob sie gleich weniger selbstsüchtig sind, als wir, so drängt sich doch oft die Eitelkeit vor, und

will es nicht Wort haben, daß eine andre Frau sie so weit überglänze.

Leichter erkennt die Frau was Männer verehrungswürdig macht, tiefer wird sie davon gerührt, mächtiger wird sie ergriffen von einer Größe, die, ihr selbst fremd und unerreichbar, des Herzens dunkle Ahnungen aufklärt, über das geheimnißvolle Ideal ihrer Brust sie mit sich selbst verständigt. Des Mannes Kraft und Werth erheben das Weib über sich selbst, ohne es sich selbst zu entreißen; an ihnen hofft es sich aufzurichten, und seines bessern Daseyns gewiß zu werden.

Nicht alle Frauen sind indeß der echten Verehrung fähig. Diese setzt einen richtig gebildeten Verstand, ein zartes Gefühl, regen Sinn für jedes Vortreffliche, besonders aber für das sittlich Schöne und Erhabene voraus. Das Große mit dem Guten vereinigt ist der Verehrung Gegenstand. Das Große allein erweckt Bewunderung, das

Gute allein Achtung, wo aber das Große im Guten erscheint, da fließen Bewundrung und Achtung in dem höchsten Gefühle, in dem Gefühle der Verehrung zusammen.

Das lasterhafte Weib kann nichts verehren; bey ihm ist alles in die Gemeinheit seines Strebens und Treibens hinabgesunken, nur dem, worauf seine unreinen Begierden gerichtet sind, schlägt das Herz; es erblickt allenthalben nur das, was ihm ähnlich ist, und wenn sich ja zuweilen etwas Höheres in seinem Gemüthe regt, so ist das nur eine vorübergehende Wallung, die sich bald wieder in die trüben Bewegungen desselben auflöst.

Das rohe Weib vermag allein sich zu verwundern — über das Seltsame, Unerhörte, wie es auch geartet seyn mag, über das, was seiner Neugierde oder seinem Aberglauben zusagt, und seine Sinne erschüttert. Von dem Großen faßt es nur das äußerste Aeußerliche, die ungewöhnliche Erscheinung; von dem Schönen darin empfindet es nichts.

Das herzloſe Weib huldigt dem, was in der Mode iſt, oder worin ſonſt ſeine Eitelkeit ſich gefällt — nicht ſelten auch dem, was es nicht verſteht; ſey es, um ſich den Schein des Verſtehens zu geben, oder weil es ſich einbildet, was ſo leicht nicht verſtanden werden könne, müſſe wohl etwas Vorzügliches ſeyn, oder weil die bewegliche Phantaſie auf dem weiten Gebiethe des unbeſtimmten Gedankens freyes Spiel hat.

Das verbildete Weib preiſ't uns gar das Abgeſchmackte, Verzerrte, Ungeheure; denn hierin findet es den eignen Sinn wieder, dies allein kann dem ekeln Geſchmacke den Reitz der Neuheit und Abwechſelung gewähren, dies allein auf die zerrüttete oder abgeſtumpfte Empfänglichkeit wirken; dem, was im Leben herrlich iſt, bleibt ſein Herz verſchloſſen.

Das bloß kultivierte Weib iſt zwar im Stande zu bewundern, aber nicht zu verehren. Zu leiſe ſpricht in ihm das ſittlich religiöſe Gefühl, als daß es da noch vernommen werden könnte, wo das Hervorragende, Geräuſchvolle, weit um ſich Greifende mit der ganzen Gewalt

wirkt, die es über das weibliche Gemüth beſitzt. Das Große allein trifft ſein Inneres, das Gute wird nur dann beachtet, wenn es zufällig am Großen erſcheint, und in den Glanz deſſelben hineingezogen wird, die Offenbarung des Göttlichen geht ihm ganz verloren, im Weltlichen iſt ſein Sinn befangen.

Soll die Bewunderung der Frauen ſich zur Verehrung erheben, ſo muß das moraliſch religiöſe Gefühl in ihnen ſo lebhaft ſeyn, daß die ſittlich fromme Würdigung ſich jeder andern vordrängt, ſo zart, daß die Eindrücke des ſittlichen Werthes und deſſen, was an das Ueberirdiſche erinnert, alle andern an Klarheit und Stärke übertreffen, und ſo vorherrſchend, daß das Große ſtäts vom Guten erſt ſeine Kraft und Weihe empfängt. Heißt das aber etwas anders, als das weibliche Gemüth muß zu dem gebildet werden, was ſeine Beſtimmung und ſein ſeliges Leben iſt?

Die Männer nehmen es in der Regel nicht ſo genau mit der Sittlichkeit, als die Frauen;

ein dunkles Gefühl von moraliſcher Hoheit, das ſich in das Gefühl der Geiſtesgröße verliert, und deſſen Lebhaftigkeit ihnen nicht geſtattet, ſich die Forderungen, welche die Vernunft an dasjenige macht, was ſie für verehrungswürdig erklären ſoll, beſtimmt aus einander zu ſetzen, leitet ihre Bewundrung zur Verehrung hinüber. Das Idealiſche gilt ihnen für das ſittlich Vollendete, wenn es mit dieſem nur nicht in einem zu auffallenden Widerſpruche ſteht, wenn nur die Empfindungen, die es hervorbringt, dem moraliſchen Sinne einiger Maßen befreundet ſind. Darüber, daß nicht allen Anſprüchen der Tugend Genüge geleiſtet wird, darüber ſo gar, daß der Charakter mit groben Entſtellungen behaftet iſt, ſehen ſie hinweg. Sie können höchſt leichtſinnige, ja verdorbene Weiber anbethen, ſo bald dieſe ſich durch eine dem Sittlichen ähnelnde Genialität auszeichnen.

Bey den Frauen, wenn ſie anders wirklich nicht bloß der Bewunderung, ſondern auch der Verehrung fähig ſind, tritt das ſittliche Ge-

fühl deutlicher und geschiedener hervor; ihnen ist es unmöglich, den Mann zu verehren, auf dessen sittlichen Charakter ein bedeutender Tadel fällt; und wenn sich dieses zuweilen ereignet, so liegt der Grund entweder darin, daß sie noch keine Gelegenheit gehabt haben, seine Schattenseite kennen zu lernen, oder darin, daß der Glanz einiger vorzüglichen moralischen Eigenschaften sie verblendet.

Gewöhnlich glauben die Frauen, der Mann, der so herrliche Gedanken habe, der über Religion und Tugend so ergreifend und so rührend spreche, der mit so viel Muth und Kraft nach den würdigsten Zielen strebe, könne kein schlechter Mensch seyn, und trauen sich selbst nicht, wenn sie Flecken an ihm wahrnehmen. Ihre Phantasie hat sich ein Bild von ihm entworfen, worin alles glänzt, und dieses Bild tragen sie auf die Wirklichkeit über.

Die ausgezeichnetesten Vorzüge sind indeß nicht im Stande ihre Verehrung zu gewinnen, wo das Unedle keinem Zweifel mehr unterwor-

ſen iſt; was ſie für den laſterhaften aber groſſen Mann fühlen, das gehört einem andern Intereſſe an. Sie können ihn lieben mit glühender Leidenſchaft, indem ſie ihn durch die Macht ihrer Reitze hinlänglich zu feſſeln, und dann zu beſſern hoffen, aber nimmer verehren; und auch an jener Liebe hat die Sinnlichkeit nicht geringen Antheil.

Alle Vorzüge des männlichen Geiſtes, worin etwas Groſſes iſt, wenn es dabey an ſittlicher Trefflichkeit nicht fehlt, ſind geeignet, die Frauen zur Verehrung zu ſtimmen. Es iſt nicht einmal immer nöthig, daß ſie in der That mit ſittlicher Trefflichkeit verbunden ſeyen; oft iſt es ſchon genug, daß ſie nur eine moraliſche Beziehung ausdrücken, oder daß es ſcheint, ſie können ohne einen edeln Charakter nicht vorhanden ſeyn. So werden ein umfaſſender Verſtand, ein tiefes Gefühl, eine feurige Einbildungskraft, Virtuoſität in irgend einer Kunſt, Energie des Willens, ausgebreitetes Verdienſt um die Welt Gegenſtände der weiblichen Verehrung, indem entweder der Verſtand morali-

sche Eigenschaften entdeckt, oder die Phantasie dunkle Bilder derselben daran knüpft, oder der Glaube moralische Beseelung ahnet. Ueberhaupt braucht man den Frauen nicht immer ein Ganzes zu geben, weil sie sich das Fehlende so leicht hinzu denken.

Am reinsten und stärksten ist die Verehrung der Frauen, wo die Größe selbst in moralischen Gesinnungen sich äußert, oder doch mit hohen moralischen Gesinnungen gepaart geht. Hat diese Größe dabey einen religiösen Anstrich, ist in ihr ehrerbiethige Scheu vor dem Heiligen, Unterwerfung unter einen höhern Willen, gläubiges Vertrauen; verläugnet, auf der andern Seite, das Große das Menschliche nicht, gesellen sich zu ihm Gefühl für das Schöne, Empfänglichkeit für Liebe, Theilnahme, sanftes Hinneigen zu Menschen, Freundlichkeit und Schonung: dann erlangt die weibliche Verehrung ihre höchste Innigkeit, sie wird eine gränzenlose. Der Mann will das hoch über sich sehen, was er verehren soll; das Weib will es zugleich an sein Herz ziehen: es will nicht allein

zu ihm aufblicken, ſondern auch ſich ihm hinge-
ben, und mit ihm in Gemeinſchaft leben.

Nie hat Einer gelebt, der mehr verdiente der Gegenſtand, wie der menſchlichen Vereh-rung überhaupt, ſo der weiblichen insbeſondre zu ſeyn, als der Heilige des Evangeliums. An ihm hat das Göttliche, vor dem die Verehrung ſich neigt, in einer Klarheit geſchienen, wie es ſonſt nicht iſt erblickt worden. Bey ihm iſt es aber auch verbunden geweſen mit der ſanfteſten und heiterſten Menſchlichkeit. Der lichtvollſte Geiſt, der kühnſte Schwung des Gedankens, die fleckenloſeſte Reinheit der Geſinnung, die höchſte ſittliche Kraft und Erhabenheit haben ſich in ihm alles zugeſellt, was ein weiches Ge-müth rühren und gewinnen kann. Darum fin-den wir in ſeiner Geſchichte ſo manchen ſchönen Zug weiblicher Verehrung. In dieſer Hinſicht iſt Maria, die Schweſter der Martha, vor allen merkwürdig.

Einſt, als ihr Bruder geſtorben war, ſaß ſie im Hauſe und weinte; da ward ihr ange-

sagt, der Herr sey da; schnell eilt sie heraus, und sinkt zu seinen Füßen mit den Worten: wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. In der tiefen Trauer des Gemüthes, wo man für nichts Sinn hat, als für seinen Schmerz, wo man die interessantesten Nachrichten gleichgültig anhört, wird Maria von dieser Bothschaft so ergriffen, daß alles, was sich in ihrer Seele bewegt, sich in das Gefühl auflöst, welches der erhabene Freund ihr eingeflößt hatte; die vom Schmerze gebeugte Seele richtet sich auf an der großen Vorstellung, die von ihm in ihr lebt. Wie das verehrte Bild an alle ihre Ideen und Lebensereignisse geknüpft, wie fest es in ihr Innerstes gewebt war, wie an ihm die Sorge, die Erwartung und die Hoffnung hing; wer fühlt das nicht bey den Worten: wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben?

Ein andres Mal sitzt Jesus mit einer Gesellschaft zu Tische; da tritt Maria herein mit einem Gefäße der köstlichsten Salben, und gießt sie auf sein Haupt und auf seine Füße, und

trocknet seine Füße mit ihren Haaren. Sie hat gethan, was sie konnte: war das treffende Urtheil des Menschenkenners über die schöne, sinnvolle That; und dieses Urtheil spricht ganz den Geist derselben aus.

Lange ist es dem Herzen des edeln Weibes Bedürfniß gewesen, das lebendigste Gefühl, was sie beherrscht, auszudrücken; jetzt vermag sie es nicht länger zurück zu halten. Mancherley Bedenklichkeiten konnten sich dem zarten weiblichen Sinne aufdringen; die Verehrung überwindet sie alle. Nicht durch Worte — wie hätte sie die finden sollen? — durch eine Handlung, durch ein Opfer will sie sich kund thun. Etwas Kostbares muß dem Verehrten dargebracht werden; aber es darf doch auch nicht aussehen als ein Geschenk; denn wie könnte der Verehrte auf irgend eine Weise abhängig oder bedürftig erscheinen, wie könnte der Gedanke entstehen, als ob eine Gabe ihn glücklich mache? Das feine weibliche Gefühl duldet nichts, was einer Voraussetzung der Art nur ähnlich gewesen wäre. Sie wählt, was der Erhabenheit

des Verehrten ganz entſpricht, was durch keine irdiſche Beziehung in das Gemeine gezogen, was allein als Zeichen der Huldigung angeſehen werden kann. Und wäre etwa die Stimme des Herzens zu laut geworden für dieſes Verhältniß, wäre die That irgend einer Mißdeutung fähig, ſetzte ſie den Verehrten noch nicht hoch genug hinauf: wie vollkommen gleicht ſich das aus, da die gerührte Frau ſeine Füße mit ihren Haaren trocknet?

Vielleicht war nichts von dem allem deutlicher Gedanke, wie überhaupt dergleichen in weiblichen Gemüthern ſelten deutlicher Gedanke wird, alles Trieb des Herzens, Tact des Gefühles, Wahrheit der Natur; aber der beſonnenſte Gedanke hätte es nicht angemeſſener einrichten können, nur ſo vermochte ſich echt weibliche Verehrung darzuſtellen.

Noch etwas mehr, als bloße Verehrung mochte wohl die Seele der Maria bewegen; nennen wir es Dankbarkeit, liebevolle Anhänglichkeit, innige Zuneigung, auf jeden Fall war es etwas ſehr Edles, und wie wenig die reine

Verehrung dadurch entweiht wurde, das beweiſ't die tiefe Demuth.

Ich weiß nicht, ob der Göttliche je von einem menſchlichen Gemüthe lebendiger gefaßt worden iſt, und auf ein menſchliches Gemüth tiefer gewirkt hat, als hier.

Noch bey einer andern Gelegenheit zeigt Maria den ſchönen Sinn weiblicher Verehrung wahr und rein, wie er ihr eigen iſt. Jeſus iſt bey ihr und ihrer Schweſter zum Beſuche. Dieſe hat vollauf zu thun, um den vornehmen Gaſt recht köſtlich zu bewirthen; auch ſie verehrt ihn, das iſt augenſcheinlich. Aber wie ganz anders Maria? Sie vergißt alles über dem Verehrten; ſie achtet es nicht, daß die Schweſter ſie erinnert, doch auch etwas anzurühren. Von ihm iſt ihre Seele voll, an ſeinen Lippen hängt ihre Aufmerkſamkeit; ſie kann nichts andres, als ſich mit ihm beſchäftigen, ihm zuhören. An ihm will ſie ſich ſtärken, von ihm will ſie lernen.

So iſt die Verehrung des Weibes, wenn ſie den Gegenſtand gefunden hat, dem ſie ſich ganz

weihen kann. Der Verehrte ist ihm das Höchste auf Erden; es kann nicht aussprechen, was es für ihn fühlt; ein Unendliches von Vortrefflichkeit schwebt dem Geiste vor, wenn es an ihn denkt, wenn es den Zügen seines Innern nachforscht. Er lebt in der Seele des verehrenden Weibes, aber ein reines, verklärtes Leben, wie ein Wesen aus einer höhern Welt. Das Bild des Verehrten hängt an allen Erfahrungen und an allen Bewegungen seines Gemüthes, und wenn dieses Bild in voller Klarheit emporsteigt, dann schweigt der Schmerz, dann heiligt sich die Freude, dann weicht jede fremdartige Empfindung, um dem einzigen Gefühle Platz zu machen.

Lange kann sich des Weibes Verehrung still in das Herz verschließen, lange kann es dem Weibe so gar Bedürfniß seyn, daß niemand das süße Geheimniß erfahre, lange kann die Anbethung das Gemüth wonnevoll erfüllt und in demselben schon eine neue beßre Stimmung gebildet haben, ohne daß sich etwas davon auffallend äußert; obgleich der höhere Adel, den

sie

ſie der Seele verleiht, ſich unwillkührlich im Geſichte, in den Bewegungen und im ganzen Weſen abdrückt. Aber einmal will ſie doch laut werden. In einer ſinnvollen That, in einer That des Herzens, in einer That großer Aufopferung ſoll der Verehrte erfahren, wie er verehrt wird — nicht, damit er es wiſſe, und ſich darin glücklicher fühle, ſondern, weil es nicht anders ſeyn kann, weil der heilige Trieb es ſo will. Ueberdem gibt es Augenblicke, wo das reinſte und ſtillſte Gefühl ſo mächtig wird, daß es nicht mehr zurückgehalten werden kann, wo es ſich glühend in das äußere Leben gießt. Da decken ſich denn auf die Tiefen des Gemüthes, und was in demſelben Herrliches iſt, was die Verehrung Herrliches darin geſchaffen hat, tritt einfach und wahr an das Licht — die Fülle der Empfindung, die Stärke der Reſignation, die Würde der Demuth und die zarte Delicateſſe.

Doch zu dieſer Wärme würde ſich die Verehrung des Weibes nicht erheben, wenn ſich nicht etwas von Liebe in ſie miſchte. Daß

die religiöse Liebe, die das Weib an das Höhere fesselt, in ihr ist, leidet keinen Zweifel; aber auch der Einfluß der edlern Geschlechtsliebe ist in derselben oft nicht zu verkennen.

Ganz wird sie sich freylich nie mit ihr vereinigen können, weil man den Verehrten zu hoch über sich erblickt, als daß hier die genaue Sympathie möglich wäre, welche zu jener Liebe gehört. Da indeß der Verehrte dem Weibe in männlicher Größe, im Schmucke derjenigen Vorzüge erscheint, die dem Manne des Weibes Herz gewinnen, und das Bedürfniß der Hingebung in diesem erwecken: so ist es natürlich, daß Empfindungen, die der Liebe eigen sind, an der Verehrung Theil nehmen, und große Wachsamkeit wird erfordert, damit nicht, wo man sich dem Verehrten mehr nähert, diese Empfindungen heranwachsen, die Gefühle der Verehrung ganz in sich hineinziehen, und zuletzt allein das Herrschende bleiben. So ist es schon häufig geschehen, daß der Anfangs demüthig Angebethete bald der zärtlich Geliebte wurde.

Immer iſt der Liebe Bedürfniß im Herzen des Weibes wach, an alles möchte es ſich anſchließen, in allem ſein Leben offenbaren. Wenig nur koſtet es dem geſchmeidigen, ſinnreichen Gemüthe der Frauen, ſelbſt das Höchſte in ſolche Beziehungen zu ſich zu bringen, daß jenes Bedürfniß darin Befriedigung findet; wäre es auch nur durch Spiele der Phantaſie. Nicht leicht iſt zu verhüthen, daß die weibliche Verehrung in feine Geiſtesſchwelgerey ausſchlage. Zudem kitzelt es die Eitelkeit, mit dem verehrten Manne in nähern Herzensverhältniſſen zu ſtehen.

Bey Frauen, welche viel Sinnlichkeit haben, die eben nicht von der gröbern Art zu ſeyn braucht, iſt die Gefahr noch größer, beſonders, wenn der Verehrte männliche Schönheit beſitzt. Selten behauptet ſich hier die Verehrung in ihrer Reinheit; die lüſterne Neigung weiß ſich ihrer bald zu bemächtigen. Oft ſind die Empfindungen ſolcher Frauen nichts andres, als ſinnliche Geſchlechtsliebe, denen die frühern Regungen der Verehrung nur einen edlern An-

ſtrich gegeben haben. Das verräth der bald feurige, bald ſehnſuchtsvolle Blick, die warme Sprache, das innige Anſchmiegen, das trauliche Hingeben, welches alles der echten Verehrung fremd iſt.

So iſt auch die Verehrung des Unſichtbaren oft Liebesverlangen, das ſich an den Himmel wendet, weil es auf Erden leer ausging, und im überirdiſchen Verkehre genießen will, was ihm in der Wirklichkeit verſagt wurde, wovon das Glühende der Andacht, die ſinnlichen Bilder, mit welchen ſie ſich ſo gerne unterhält, und die mächtigen Wallungen des Herzens Zeugniß genug ablegen.

Anders äußert ſich die Liebe in der Verehrung der beſſern Frau; ſie ertheilt dieſer die Innigkeit und die Freude, ohne ihr die Reinheit zu nehmen. An dem Verehrten möchte die beßre Frau ſich erheben, durch ihn ſich ſtärken, nach ihm ſich bilden, von ihm empfangen, was ihre Geſinnungen läutert, ihr Leben verbeſſert. Für ihn hat ſie alles übrig, und es würde ſie unausſprechlich glücklich machen, wenn er etwas

von ihr annehmen wollte. Seine Nähe iſt ihr wohlthuend, von ſeinem Einfluſſe fühlt ſie ſich erquickt und bereichert, der Gedanke an ihn erweitert ihr das Herz. An ſeinen Blicken hangen, ſein hohes Gemüth und ſeine Thaten ſchauen, die Worte ſeines Mundes auffaſſen, und tief in ihr Gemüth niederlegen, das iſt ihre Luſt. Daß ſie ihm etwas zu verdanken hat, iſt ihr ein theures Gefühl, weil es ihre Wärme erhöht, weil es ſie feſter an den Verehrten bindet, weil damit etwas von ſeinem Leben in ſie übergegangen iſt.

Bey dem allem bleibt er der Verehrte, und die Herrlichkeit ſeines Weſens ſteht immer ſtrahlend vor ihren Augen, damit ſie ſich nicht vergeſſe.

Wenn der Mann dem Verehrten nachſtrebt, daß er durch ſich ſelbſt ihm gleich werde, dann hängt die Frau an ihm mit ihren zarteſten Gefühlen, daß ſie durch ihn alles werde, was ſie ſeyn kann, daß ſie immer mehr von dem in ſich aufnehme, was ihr verehrungswürdig iſt, und

beſcheidet ſich dabey gerne, ihn nimmer erreichen zu können.

Noch verdient, als Eigenthümlichkeit der weiblichen Verehrung, die Treue bemerkt zu werden. Die Männer wechſeln häufig mit den Gegenſtänden ihrer Verehrung, weil ſie mit ihren Idealen wechſeln, die ſelten das Product der lebendigen höhern Kraft in ihnen ſind, die ſie ſich nur zu oft von den Umſtänden aufdringen laſſen. Veränderungen der Verhältniſſe, des Alters, der Stimmung, des Zeitgeiſtes und weitere Entwickelung der Begriffe machen ſie gegen das kalt, wovon ſie vorher entzückt waren, laſſen ſie da jetzt große Mängel ſehen, wo ſie ſonſt das Höchſte erblickten. Häufig auch geſtatten ſie dem Egoismus und der Leidenſchaft einen ungebührlichen Einfluß.

Beſtändigkeit zeigt das gute Weib wie in der Liebe, ſo auch in der Verehrung. Es verehrt, wofür in ihm das Herz zeugt. Aus dem Innerſten ſeines Lebens ſteigt ſein Ideal em-

vor; es kann davon nicht laſſen, ohne von ſich ſelbſt abzufallen, und Züge dieſes Ideales glaubt es ja in dem zu finden, was ihm verehrungswürdig iſt.

Freylich iſt es möglich, daß es ſich darin täuſche, daß es das Zeugniß ſeines Herzens mißverſtehe, und darum auch, daß es in ſeiner Verehrung wanke. Aber auch in dieſem Falle wird es ihm viel koſten, ſie aufzugeben; denn Treue iſt ihm Bedürfniß, und wir müſſen das Weib glücklich preiſen, das der Täuſchung frühe genug inne wird, und dem es dann nicht an Kraft gebricht, ſich loszureißen. Nicht wenige Frauen ſind unglückliche Opfer ihrer blinden und ſchwachen Verehrung geworden. Ehe ſie merkten, der Gegenſtand derſelben ſey ein unwürdiger, hatte er ſie mit ſeinem Verderben angeſteckt.

Arglos geben ſich Frauen dem hin, was ſie verehren, gerne laſſen ſie ſich davon beherrſchen, und vertrauen ihm leichtſinnig das Heil des Lebens an. Ernſte Prüfung und große

Vorſicht müſſen ſie anwenden, damit ihnen nicht nachtheilig werde, was zu ihren ſchönſten Vorzügen gehört. Es iſt ſchon ein bedeutender Schade, wenn ſie einzelne kleine Fehler von dem Gegenſtande ihrer Verehrung unvermerkt annehmen, dieſe wachſen bald zu größern heran, und ziehen andre nach ſich.

Selig iſt das Weib in ſeiner Verehrung, wo ſich dieſe an das ihrer ganz Würdige wendet; denn ſie iſt, wie die Liebe, Entäußerung der Selbſtheit. Licht und Ruhe und Himmelsgefühl, Ahnung eines unendlichen Beſitzes und unendlicher Lebensfülle wohnen dann in ſeiner Bruſt. Mit dem frommen Sinne hängt ſie genau zuſammen. Gefühl des Ewigen miſcht ſich in die Regungen, aus welchen ſie entſteht, und von der menſchlichen Vortrefflichkeit hebt ſie ſich empor zu dem höchſten Gegenſtande der Anbethung. An dem Menſchlichen lernt das Weib das Göttliche verehren, und an dem irdiſchen Glanze gewöhnt ſich ſein Auge, den überirdiſchen zu ertragen. Das irreligiöſe Weib kann auch nichts Menſchliches verehren; aber

das Weib, das ſich beugen kann vor der Größe menſchlichen Seelenadels, das kann auch andachts- und demuthsvoll niederſinken vor dem Heiligen. In der Stille und Innigkeit weiblicher Verehrung entwickelt ſich reich und ſchön und rührend das ſittlich fromme Leben.

11.

Die Sünderinn

oder

die tiefen Bewegungen des weiblichen Herzens.

Luk. 7, V. 36—48.

Noch ein kleines Ereigniß hat uns die heilige Geschichte aufbewahrt, das uns einen interessanten Blick in das weibliche Herz werfen läßt.

Jesus sitzt in einer Gesellschaft bey einem Pharisäer zu Tische, da tritt eine Frau von hinten her zu seinen Füßen, und weint, und benetzt seine Füße mit ihren Thränen, und trocknet sie mit ihren Haaren, sie küßt seine Füße, und salbt sie mit Salben.

Wer erkennt nicht in dieſen wenigen und einfachen Zügen das tief bewegte Gemüth! Hier ſind keine von den Thränen, welche die Convenienz erkünſtelt, keine von denen, mit welchen die Koketterie ſpielt, keine von denen, welche der leichte Empfindungswechſel ſo ſehr in die Gewalt der Frauen bringt, daß ſie damit machen können, was ſie wollen. Dem Herzen gehören dieſe Thränen an, das ſieht man an allem; alles verräth den innigſten Antheil des Herzens; in allem iſt eine Uebereinſtimmung, eine Haltung, wie ſie nur das ſtark gerührte Gefühl geben kann — dazu ein Selbſtvergeſſen, das ſich mit den Ueberlegungen, welche die Machinationen weiblicher Vorſtellung fordern, nicht verträgt, ein Selbſtvergeſſen, wobey unmöglich die wahre Geſinnung hätte verdeckt bleiben können. Aeußerungen, wie wir ſie hier wahrnehmen, faßt das Weib wohl an andern auf, es verſteht auch wohl ihren Sinn; es kann ſie aber nicht nachmachen, von der Natur ſelbſt kann es ſie nicht lernen, dieſe muß ſie ihm unmittelbar eingeben.

Habe es eine Frau in den Grimassen der Rührung noch so weit gebracht: man braucht doch eben kein großer Menschenkenner zu seyn, um auf den ersten Blick zu unterscheiden, was Wahrheit und was Lüge ist. Mit der echten Rührung ist eine Einfalt, eine Anspruchslosigkeit verbunden, die der geübtesten Kunst verunglückt, wovon sie nicht einmal eine Ahnung erweckt.

Das leise, verschämte Hinzutreten der Frau von hinten her, das Niederfallen zu den Füßen, das Fließen der Thränen, ehe sie zu dem Zwecke kommen kann, der sie hierhin geführt hat, den Herrn zu salben, das Küssen der Füße, das Abtrocknen mit den Haaren — das alles zeugt von der Ueberwältigung des Gefühles, die gleichwohl den zarten weiblichen Sinn nicht verletzt.

Hätte die Frau es auf ein sentimentales Schauspiel angelegt gehabt: so wäre sie vorher mit den Gesetzen der Schicklichkeit zu Rathe gegangen; sie hätte die einstudierte Rolle denselben ängstlicher angepaßt, sie hätte der Natur

nicht dieſe Freyheit geſtattet; ſie hätte darauf gedacht, der Kritik möglichſt wenige Blößen zu geben; alles wäre kälter, förmlicher, weltgerechter, und, ungeachtet der Thränen, mehr Huldigungs-Ceremonie geworden.

Die Thränen dieſer Frau waren auch keine ſolchen, wie ſie ein ergreifendes Wort oder ein rührender Auftritt dem weiblichen Auge entlockt, wenn das Herz nicht ganz verhärtet iſt. Schon lange hatte das in ihrer Seele gearbeitet, was ſich hier in Thränen ergoß; das volle Herz floß in dieſen Thränen über. Vielfach und innig beſchäftigt mit dem Manne, dem ſie ihre Verehrung bezeugen wollte, und angeregt in ihren zarteſten Empfindungen, aber gefaßt, wie man zu ſeyn pflegt, wenn man etwas, das dem Herzen nahe liegt, nun bey ſich berichtigt, und darüber endlich zu einem Entſchluſſe gekommen iſt, obgleich nicht ohne einige Aengſtlichkeit war ſie hingegangen. Schwerlich hatte ſie gedacht, daß ſie würde weinen müſſen. Aber als ſie ihn ſieht den Menſchlich-Göttlichen, da erwacht es in ihrem Innern,

und bewegt sich, und drängt sich zum Herzen, da übermannt es sie, sie kann die Thränen nicht aufhalten; sie muß sich nun ihren Gefühlen überlassen.

Sie hat viel geliebet: das ist das Urtheil, welches der größte Menschenkenner über sie fällt. Und in der That war es Liebe, was sie beseelte, reine himmlische Liebe. Sie liebte, wie das Höchste geliebt wird, wie, ohne Rücksicht auf irgend ein Geschlechtsverhältniß, der Geist den edeln Geist liebt, wie einst alles Vortreffliche sich lieben wird, wenn es von den Fesseln des Irdischen frey geworden ist.

Ihr Gefühl war nicht Verehrung, wie wir sie an der Maria, der Martha Schwester fanden; aber Verehrung hatte sich in die Liebe gemischt, sie erhöht und veredelt. Daher in ihren Aeußerungen das Zarte und Heilige, das noch viel weiter von der Convenienz abweichen könnte, ohne von andern, als von ruchlosen Gemüthern mißdeutet zu werden.

Und diese Frau mit dem schönen, tiefen Gefühle ist eine Sünderinn. Der Pharisäer

meynt, wenn Jesus wüßte, mit was für einer Person er es zu thun habe, er könne sich das unmöglich von ihr gefallen lassen; mit einer Art von Triumph deutet er an, hier stehe entweder seine Menschenkenntniß, oder sein moralischer Charakter auf dem Spiele.

Mit beyden hatte es indeß keine Noth. Jesus wußte wer die Person war; dennoch duldet er sie, er ehrt sie so gar, er hebt sie über den Pharisäer hinaus. Hier fand das seine Anwendung, was er ein ander Mal äußerte, er sey gekommen, die Sünder zur Besserung zu leiten, und nicht die Heiligen. Gerade die Sünder mit dem scharfen Accente, wie die Welt sie nennt, waren die für das Höhere Empfänglichen — Verirrte zwar, doch solche, die sich gerne zurückführen ließen, wenn die Liebe ihnen die Hand both. Die Heiligen waren die tief Verderbten, die in ihrer Verderbtheit Gefühllosen, die Unverbesserlichen.

Die Frau hatte ausgeschweift; aber sie gehörte nicht zu jenen Versunkenen, in denen

alles vom Laster befleckt ist, die kein Mitleiden mehr erwecken können, weil sie Ekel, Abscheu und Verachtung erregen. Die Sünde mußte viel von der bessern Natur übrig gelassen haben; wie hätte sie sonst so fühlen können? wie hätte sie bey Jesus nur etwas suchen sollen?

Das Weib, das den edeln Mann, der sich überall als den eifrigsten Feind des Lasters zeigt, so innig schätzt, muß noch Achtung für die Tugend und den Wunsch hägen, sich mit ihr zu versöhnen. Das Innere des Weibes, dem die Liebe so mächtig das Herz bewegt, das bey dem Anblicke jenes Mannes so hingerissen wird, das solche Thränen vergießt, das solche demüthige Schüchternheit in seiner Nähe fühlt, ist gewiß noch nicht durchaus verwüstet, so ärgerlich auch seine Sitten seyn mögen.

Es ist ein grosser Unterschied, ob ein Weib lasterhaft ist mit dem Herzen oder bloß mit den Sinnen. Im ersten Falle ist es vom Laster ergriffen und durchdrungen; im zweyten ist es davon angesteckt, und das Gift greift immer weiter um sich; aber es sind noch

gesunde

gesunde Theile da, und es ist Rettung möglich, wenn nur die rechte Zeit nicht versäumt wird.

Lasterhaft mit dem Herzen sind, außer den von der Erziehung dem Laster geweihten, und außer den frühe, ehe das sittliche Gefühl rechtes Leben gewonnen hatte, dem Laster verkauften, diejenigen, bey welchen sich die Sünde aus der eignen Begierde entwickelt, und das entgegen strebende sittliche Gefühl nieder gekämpft hat. Bey diesen führt Ein Laster das andre herbey; die Sünde setzt sich immer mehr im Innern fest, bemächtigt sich immer mehr aller seiner Bewegungen, verkettet sich immer fester mit allen Gedanken, und unterwirft sich alle Kräfte. Der Unterschied, des Guten und Schlechten, des Edeln und Schändlichen, verdunkelt sich; Verachtung wird für sie ein Wort ohne Sinn; gänzliche Schamlosigkeit, kalte Hinwegsetzung über jede Rücksicht machen sie zu allem fähig; mit den höhern Regungen erstirbt alles, woran das Herz gefaßt und wieder empor gehoben werden könnte. Daraus werden denn die Kreaturen, die uns die

Menschheit auf der tiefsten Stufe der Erniedrigung zeigen, wo man sich entsetzt vor ihrem scheuslichen Bilde.

Bloß mit den Sinnen lasterhaft sind diejenigen, welche, in augenblicklicher Betäubung des sittlichen Gefühles, von der Noth gedrängt, oder von der Verführung bestürmt, oder von der eignen gar zu lebhaften Empfindung überwältigt, einmal dem Laster in die Arme sanken, und die Sünde wiederhohlten, weil die Noth fortdrängte, oder weil die Lokkung des Reitzes zu süß war, oder weil die Sünde, der sie sich verrathen hatten, sie fest umstrickt hielt, während die wahre Gesinnung ihres Herzens anders ist.

Die meisten unter diesen fühlen das Unglückliche ihres Zustandes wohl, ihr Gewissen klagt sie an, das Zerfallenseyn mit sich selbst verursacht ihnen große Beunruhigungen, sie wünschen, es möchte wieder anders mit ihnen werden, sie fassen oft ernstliche Entschließungen, sie kämpfen mit der Versuchung; aber es fehlt ihnen Kraft und Beharrlichkeit, die Macht der

Gewohnheit, Leidenſchaft, Ueberraſchungen und Verlegenheiten bringen ſie zu neuen Fehltritten.

Wenn man an andern weniger Spuren der beſſern Geſinnung wahrnimmt: ſo muß man daraus noch nicht ſchließen, das ſittlich religiöſe Leben ſey in ihnen ertödtet; es hat ſich nur mehr in die Tiefen des Herzens zurückgezogen, wo es auf eine ſtärkere Anregung wartet, um ſich wieder zu äußern. Sie ſelbſt ſcheuen ſich, das zu berühren, was ſie im höchſten Grade beunruhigen muß. Sie leben bloß mit den Sinnen, während das Herz im Schlummer liegt, darum ſind ſie laſterhaft.

Manche wiſſen auch eine Art von Ausgleichung zu treffen zwiſchen ihren Sitten und ihrem Herzen, nach welcher die lebhaften moraliſchen oder religiöſen Bewegungen des letztern die Mängel der erſtern vor dem Gewiſſen bedecken ſollen, wodurch wenigſtens bewirkt wird, daß jene bey dieſen noch eine Zeit lang fortdauern.

So ereignet es ſich, daß die Frauen, über welche die Welt ein ſo ſtrenges Gericht ergehen

läßt, oft viel beſſer ſind, als die neidiſchen, heimlich läſternen, aufgeblaſenen, rachgierigen, verläumdungsſüchtigen, geitzigen, hartherzigen, murrſinnigen und menſchenfeindlichen Weiber, welche das Wort Sünderinn ſo vornehm und ſo bitter über jene ausſprechen. So ereignet es ſich, daß dem Herzen, bey der unkeuſchen Sitte, ein warmes Gefühl und ſelbſt eine gewiſſe Unſchuld übrig bleibt, woran ſich das gefallene Weib wieder aufrichtet.

Das Letzte gehört indeß zu den ſeltenern Fällen; weit häufiger iſt es, daß das Weib dem Laſter mit den Sinnen zugleich das Herz öffnet. Beſonders richten die Sünden der Wohlluſt faſt immer unheilbaren Schaden im weiblichen Gemüthe an. Die Sitte und das Gemüth ſind bey den Frauen viel feſter in einander gewachſen, als bey den Männern; ſo ganz läßt ſich das innere Leben nicht vom äußern abſondern, daß dieſes jenem nichts von ſeinen Befleckungen mittheilt. Leichter wird ſich das Gemüth an das Laſter der Sinne gewöhnen, und dadurch den Abſcheu gegen daſſelbe verlieren, als ſich außer

der Gemeinſchaft mit demſelben erhalten. Leichter wird das Laſter das ſittlich religiöſe Gefühl ſchwächen, als ſich mit demſelben ausgleichen laſſen. Die Delicateſſe, die Schamhaftigkeit und die Selbſtachtung, die ſo ſehr zur Tugend des Weibes mitwirken müſſen, leiden hier gewiß. Das Gemüth entfremdet ſich immer mehr dem Höhern, und das weiche Herz verhärtet ſich. Sehr lange kann kein Weib mit den Sinnen laſterhaft ſeyn, ohne bis in das Innerſte hinein verdorben zu werden.

Was war es denn, das in dem Herzen der verirrten Frau die tiefen Bewegungen hervorbrachte? Unſtreitig war es zum Theil das Gefühl des Herrlichen, was ſich ihr in Jeſus darſtellte — ein Gefühl, das, den Männern weniger bekannt, in den Gemüthern weicher Frauen da zu entſtehen pflegt, wo ſie Hoheit mit Schönheit der Seele in der innigſten Vereinigung erblicken, ſo daß ſich jene in dieſe gleichſam verliert — ein Gefühl, vielſeitiger, lebhafter und mehr mit allen Empfin-

bungen und ſanften Neigungen des Herzens verſchlungen, als die Verehrung — ein Gefühl des Erhebenden und Wohlthuenden zugleich, deſſen Gegenſtand man hoch über ſich, und doch ſich nahe weiß — Bewunderung in Freude und Liebe — Erweiterung des Herzens in wonnevoller Betrachtung.

Sie hatte den Göttlichen geſehen, der zugleich der Menſchlichſte war; mit der geheimnißvollen Kraft ſeines Weſens hatte er ihr Inneres ergriffen; die ſelige Größe ſeines Geiſtes und Herzens hatte alles angeſprochen, wodurch ſie hier verſtanden werden konnte; und ſelbſt viele der entſchlummerten feinern Empfindungen waren wieder wach geworden.

Männer können das Edle achten, ſie können davon entzückt und begeiſtert werden; aber der ſtillen Rührung, die beym Anblicke des Edeln Thränen vergießt, die das Bild des Edeln liebend und ehrend in ſich aufnimmt, und, indem ſie ſich zu äußern ſtrebt, ſich ſelbſt vergißt, ſind in der Regel nur die Frauen empfänglich. Nur ihnen iſt der Sinn für das

aufgethan, wodurch das Edle eigentlich rührt, nur in ihnen ſind die Bewegungen lebhaft genug, an die es ſich wenden muß, um mit dem Herzen in vielſeitigen Zuſammenhang zu kommen. Ihrem ſchärfern Blicke bleiben auch die geheimſten Züge und der leiſeſte, flüchtigſte Ausdruck deſſelben nicht verborgen.

Das Angeführte war indeß nicht die einzige Urſache der tiefen Bewegungen, die wir an dieſer Frau wahrnehmen; Jeſus ſelbſt erklärt ſie für Aeußerungen der Dankbarkeit. Ueber die Wohlthat, die er ihr erwieſen, finden wir zwar keine Auskunft; aber es iſt doch keinem Zweifel unterworfen, daß er ſich um ihren moraliſchen Zuſtand verdient gemacht hatte. Vielleicht hatte ſein Wort ihr Herz getroffen, und ernſtliche Entſchließungen in ihr geweckt; vielleicht hatte ſein Umgang ſie auf beßre Wege geleitet — wir erblicken ihn oft im Umgange mit verrufenen Menſchen, und alle bittern Anmerkungen der Scheinheiligkeit können ihn nicht davon abhalten; es war ſeine Beſtimmung, das Verlorne wieder zu ſuchen —. Hätte er ihr in-

deß auch nur physische Hülfe geleistet: so konnte das nicht verfehlen, in dem Herzen einer so gefühlvollen Frau wohlthätige moralische Eindrücke hervorzubringen, und ihr den Helfer noch von einer andern Seite wichtig zu machen. Wie sehr auch ihr Innerstes von den lasterhaften Ausschweifungen unangetastet geblieben seyn mochte: eine so lebhafte und edle Rührung setzt immer den Anfang moralischer Genesung voraus, an welcher Jesus mittelbaren oder unmittelbaren Antheil hatte. Dankbarkeit für die Rettung ihres Herzens mischte sich in ihre Rührung; darum war diese so tief und innig.

Ein Weib, das, von der Sünde überwältigt, noch nicht das zarte und lebhafte moralische Gefühl verloren hat, leidet unaussprechlich; sein Leben ist ein schneidender Widerspruch; sein Herz ist zerrissen; Angst und Unruhe und Kummer kämpfen mit der Sünde in seinem Gemüthe. Die Welt weiß davon nichts; sie will davon nichts wissen, um desto härter urtheilen zu dürfen; sie kann auch nichts davon wissen, weil sie sich auf das Innere des Menschen nicht ver-

ſieht, weil der ſittliche Schmerz ihr fremd iſt; oft findet ſie Luſt daran, Schmerzen zu vermehren. Sie wirft die Gefallene in die Klaſſe der Verworfenen, behandelt ſie mit gleicher gefühlloſen Strenge, mit gleichem Hohne und gleicher Verachtung. Wenn nun die Ausgeſtoßene, Geächtete, ihrem Elendsgefühle ganz Dahingegebene, der Verzweiflung nahe, einen edeln Menſchen antrifft, der ihr nicht kopfſchüttelnd vorüber geht, der ſie nicht kalt von ſich weiſ't, der nicht mit einſtimmt in die Verdammungsurtheile der Welt, der ſich ihr gar nähert, der ihr freundliche Aufmerkſamkeit ſchenkt, der ihr Zutrauen zeigt, der ihr Hülfe biethet, der ſie wieder an ſich ſelbſt glauben lehrt: was muß ſie da empfinden! wie muß da die Nacht ihres Lebens ſich lichten zum herrlichen Tage!

Das war die Lage der ſündigen Frau; der Erhabenſte, der je unter den Menſchen lebte, hatte ſie mit Schonung aufgenommen, dem zagenden Herzen Muth eingeflößt: wie mußte ſie ihn lieben, wie mußten Wehmuth und Freude ſie übermannen, als ſie vor ihn hintrat! Fühlte

ſie ſich wirklich aufgerichtet und ſtark genug, der bisherigen Lebensweiſe zu entſagen, fing der Schmerz der Reue ſchon an freudigen Fortſchritten Platz zu machen: dann war es doch wohl natürlich, daß ihre Dankbarkeit keine Worte, daß ſie nur Thränen und die Huldigungen ungeheuchelter, gefühlvoller Demuth hatte.

Der Mann ſchämt ſich, in ſeinem oft übermüthigen Egoismus, nicht ſelten der Dankbarkeit; ſchon durch das Empfangen der Wohlthat hält er ſich für erniedrigt; noch tiefer glaubt er ſich durch Erkenntlichkeit herabzuſetzen. Er ſucht zu vergeſſen, was ihm gewährt wurde; er ſucht ſich zu überreden, man ſey es ihm ſchuldig geweſen, oder man habe nur ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, oder er habe des Dienſtes nicht bedurft, oder er ſey ihm aus Nebenabſichten geleiſtet worden. Oft haßt er den Wohlthäter, indem er ihn als ein Weſen betrachtet, das ihn um ſeine Selbſtſtändigkeit und Geltung betrügen wolle.

Das anſpruchsloſere Weib ſieht auch das als Wohlthat an, was es fordern konnte. Je em-

pfänglicher es für Schmerz und Freude iſt, deſto mehr kann ihm durch die Wohlthat geholfen, in deſto höherm Grade kann es beglückt werden; je tiefer ſich der Schmerz und die Freude in ſein Herz graben, deſto lebhafter müſſen die Gefühle ſeyn, welche die Wohlthat in ihm erzeugt; je weniger die Selbſtſucht an ihm hat, deſto leichter muß es ihm fallen, empfangenes Gutes anzuerkennen. An ſeine Abhängigkeit gewöhnt, kann es ſich durch die erneuerte Erinnerung an dieſelbe nicht gedrückt fühlen. Seinem Mittheilungstriebe iſt es ſüße Befriedigung, das Herz in den Empfindungen des Dankes auszugießen. Sein liebevolles Gemüth hat gerne jemand etwas zu verdanken, weil dadurch die Liebe vermehrt wird. Oft wird die Liebe des Weibes in der Welt beengt, zurückgewieſen und erkältet; die empfangene Wohlthat gibt ihr einen freyen und weiten Spielraum und neue Wärme. Das gute Weib liebt den Wohlthäter weniger um der Gabe willen, als weil es ihm danken kann.

Tiefe Bewegungen des weiblichen Herzens zeigen ſich überall, wo auf die edlern Gefühle und Antriebe dieſes Herzens wohlthätig gewirkt wird. Darum ſind ſie vorzüglich dem Manne geweiht, der, durch Weisheit, Ernſt und Charakterſtärke achtungswerth, durch Güte und Humanität liebenswürdig, ſich um den Geiſt und das Gemüth einer Frau verdient gemacht hat, dem es gelungen iſt, was darin Herrliches verſchloſſen lag, hervorzuhohlen, zu beſeelen und zu bilden. Dem edeln Lehrer und Führer ſeiner Jugend bleibt das gute Weib unwandelbar ergeben. Mit früher Verehrung hat es zu ihm hinaufgeſehen, geiſtiges Leben iſt mit den Worten deſſelben in ſein Inneres übergegangen, von ihm hat es empfangen, was ihm das Theuerſte ſeyn muß; das kann es nie vergeſſen. In der Erinnerung an ihn ſtärkt es ſich zum Widerſtande gegen das Schlechte, zur Vollbringung ſchöner Thaten, und in der Anhänglichkeit an ihn reifen die vortrefflichſten Eigenſchaften. Innige Gefühle der Dankbarkeit und der Hochachtung erwachen in ihm, wenn es ſeiner

gedenkt, und es ſchätzt ſich glücklich, wenn es dieſe Gefühle einmal ausſprechen kann. Selbſt dem leichtſinnigen Weibe wird der Mann nicht gleichgültig, der einſt das Beßre in ihm anregte.

In dem Gemüthe der Frauen iſt ihr wahres Leben; aus dieſem entſpringen ihnen die ſüßeſten Genüſſe und die bitterſten Leiden. Arm und elend über alle Maßen iſt das Weib ohne Religion und Tugend, reich und ſelig aber, wenn ſie das Herrſchende in ſeinem Gemüthe ſind, wenn es in ihnen ſich ſelbſt beſitzt und verſteht. Darum ſind gränzenlos der Dank und die Liebe und die Verehrung gegen den, der es mit ſeinem Gemüthe in das rechte Verhältniß ſetzt, der den Gefühlen und Ahnungen deſſelben Sprache gibt, der ihm zur Entwickelung des Edelſten behülflich iſt, der es gegen Verirrungen ſchützt, dem Verderben entreißt und in frommer Tugend befeſtigt, beſonders, wenn dieſes mit Schonung ſeiner geheimen Schwächen und Bedürfniſſe, mit freundlicher Delicateſſe und mit ſichtbarer Theilnahme

an seinem Schicksale geschieht. Für solchen Dank ist kein Ausdruck zu stark; er ist unsterblich, wie das Herz, das ihn in sich trägt.

Dem sittlich religiösen Gefühle und der Liebe gehören die tiefen Bewegungen des weiblichen Herzens an; sie können da nicht fehlen, wo jene vorhanden sind. Aus ihnen wird erkannt die rechte Stimmung der weiblichen Seele, und ihre Empfänglichkeit für das Höchste und Würdigste.

12.

Beſchränkte und veredelte Häuslichkeit.

Luk. 10, V. 38 — 42.

Ungemein treffend und ſinnreich iſt die heilige Geſchichte in der Darſtellung menſchlicher Charaktere; es iſt, als ob die feinſte Menſchenkenntniß dem Beobachtungsgeiſte der Verfaſſer die Richtung gegeben, als ob die geübteſte Kunſt ihre Feder geführt habe. Sie mahlen nicht, ſie laſſen ihre Menſchen ſprechen und handeln, und gewöhnlich ſetzt Ein Wort, Eine That von ihnen uns in den Stand, uns ein vollſtändiges Bild ihrer Gemüthsart, ihres Weſens und Treibens zu entwerfen. Wir glauben nicht allein die Perſonen vor uns zu ſehen, ſondern auch in ihnen alte Bekannte wieder zu erken-

uen. So sehr ist immer das Bedeutsamste gewählt; so sehr bleiben sie der Natur getreu.

Ausgezeichnet ist in dieser Hinsicht ein kleines Bruchstück aus dem geselligen Leben des Einzigen, das uns sowohl ihn selbst, als auch zwey seiner Freundinnen in einer interessanten Situation und von einer interessanten Seite zeigt, die Eine als die gutmüthige aber beschränkte häusliche Frau, die andre nicht weniger häuslich, aber höher gestimmt, gebildet und gemüthvoll — ganz nach dem Leben.

Jesus ist bey Maria und Martha zum Besuch. Er scheint in dem Hause schon lange bekannt zu seyn, viel Aus- und Eingang zu haben, und sich da recht wohl zu fühlen. Maria setzt sich deßwegen vertraulich zu ihm hin, um den herrlichen Gast zu genießen, und seiner lehrreichen Rede zuzuhören. Martha aber kann es nicht lassen, Umstände zu machen; sie macht sich, heißt es, viel zu schaffen ihm zu dienen; und das däucht ihr so sehr das Rechte, Schickliche, der Würde des Gastes

Ange-

Angemeſſene zu ſeyn, daß ſie ſo gar, freylich in freundlichem, halb ſcherzendem Tone, Jeſum mit den Worten angeht: fragſt du denn nichts darnach, daß meine Schweſter mich läßt allein arbeiten; ſage ihr, daß ſie doch auch etwas angreife.

Wer erkennt darin nicht die wirthſchaftliche, geſchäftige, redſelige Hausfrau, die ganz in den Sorgen und Verrichtungen des häuslichen Weſens lebt, die immer etwas um die Hand haben, beſchicken und beſprechen muß, die ſich ſelbſt viel auflegt, und ſich doch noch mehr zu thun macht, als ſie ſich aufgelegt hat. Für Jeſum hat ſie viel Hochachtung; aber von ſeinem Geiſte hat ſie wenig gefaßt, ſie ſieht in ihm mehr den berühmten Mann, den vornehmen Gaſt und den liebevollen Hausfreund, bey dem man Rath und Troſt findet, als den erhabenen, weisheitsvollen Lehrer, bey welchem für die höhern Bedürfniſſe des Herzens Befriedigung iſt. Alles hat ſie für ihn übrig, ſie zeigt ihm in ihrer Art die größte Aufmerkſamkeit, ſie veranſtaltet und gibt das Beſte, was in ihrem

Vermögen ist. Aber ihm recht viel Bequemlichkeit verschaffen, ihn reichlich und köstlich bewirthen, von dem Zusammengesparten ein Beträchtliches darauf gehen, und es sich dabey recht sauer werden lassen, das ist das Höchste, wozu sie sich erheben kann. Daß dem Gaste eine einfach herzliche Aufnahme und heitere Unterhaltung besser gefallen könne, als ein beladener Tisch, das kommt ihr nicht in den Sinn, das kann ihr nicht in den Sinn kommen. Wie Maria da immer nur sitzen, und hören und sprechen kann — das Letztere nicht einmal von Küche und Keller — das begreift sie kaum; sie kann das kaum für etwas anders als Müßiggang halten, den sie indeß der Schwester, die nun einmal so ist, freundlich nachsieht. Denn ihre an Jesum gerichteten Worte sollen gar kein Vorwurf seyn; auch ist es ihr wohl nicht Ernst damit, daß Maria etwas angreifen soll, sie wird schon allein fertig werden, sie hat es gerne, daß sich niemand in ihre Sachen mischt. Jene Worte sind vielmehr nur eine Bitte, der Schwester die Unhöflichkeit nicht übel zu neh-

men, woran die Eitelkeit, bemerklich zu machen, wie ſchlimm es ſtehen würde, wenn ſie auch ſo wäre, wie die Schweſter, einigen Antheil hat. Dazu kommt, daß die rührige Frau doch zuweilen etwas mit darein reden muß.

Jeſus verheimlicht nicht, was ihm das Vorzügliche ſey. In demſelben freundlichen, halb ſcherzenden Tone erwiedert er: Martha, du machſt dir der Sorge und Mühe gar zu viel; ein Gericht wäre genug; Maria, das muß man ihr laſſen, hat doch das Beßre gewählt, indem ſie mir Geſellſchaft leiſtet. Schwerlich wird ſich indeß Martha dadurch haben irre machen laſſen; ſie hat es wohl nur für ein Compliment gehalten.

Allenthalben und in allen Ständen, außer wo der geſellige Luxus ſeinen Thron aufgeſchlagen, und die Macht des äußern Glanzes das weibliche Leben zum bloßen Scheinleben herabgeſetzt hat, gibt es Frauen, die der Martha ähnlich ſind. Bey geringer geiſtiger Bildung, bey wenigen Bedürfniſſen des Herzens, bey mehr Beweglichkeit als Lebhaftigkeit der Phan-

taſte, bey mehr Weichheit als Zartheit des Gefühles, haben ſie ſich mit allem, was an ihnen iſt, in das Häusliche hineingelebt. Ihre Gedanken und Empfindungen kommen nicht darüber hinaus, hier finden ſie, was ſie bedürfen, Arbeit und Zerſtreuung, Beſchäftigung des Kopfes, der Hände, der Sprachorgane und Zeitvertreib. Sie ſind nicht glücklicher, als, wenn ſie hier vollauf zu thun haben, wenn ſie ſo recht in den häuslichen Dingen wühlen können, nicht ſtolzer, als wenn ſie ſo recht die Beweiſe, daß ſie überall dabey geweſen, an ſich tragen. Die unbedeutendſte Ueberlegung iſt ihnen wichtiger, denn dem großen Geiſte ſeine Rieſenplane. Nie fehlt es an nöthigen Verrichtungen, bald iſt etwas herbeyzuſchaffen, bald etwas wegzuräumen. Dem für das Kleine und Enge ſo ſehr geſchärften Sinne ſtößt allenthalben etwas auf, was zu beſeitigen oder zu verändern iſt. Gewonnene Schätze in Sicherheit bringen, ſie beſchauen, überzählen, muſtern, aus einander- und wieder zuſammenlegen, zu dem Vorhandenen Neues hinzufügen, berech-

nen, um wie viel es noch in einer beſtimmten Zeit vermehrt werden könne, etwas aufſparen, wovon niemand weiß, zuſehen, ob es auch noch gut verwahrt ſey, und ob es auch jemand entdeckt haben möchte, von Zeit zu Zeit alles aus ſeiner Stelle rücken, und in eine andre Ordnung bringen: das iſt größtentheils die Lebensgeſchichte, die Summe der Thaten und Genüſſe ſolcher Frauen.

Sollte es zuweilen nichts zu thun geben: ſo gibt es deſto mehr zu beſprechen. Die theure Zeit, das Elend mit dem Geſinde, die Preiſe der Dinge, was man gethan hat, was man noch thun will, warum man dieſe Einrichtung getroffen, wie es anders hätte gehalten werden können — welch' ein reicher Stoff, beſonders da mit den Worten am wenigſten pflegt gegeizt zu werden, und das Reden doch auch ein häusliches ſchaffen iſt, und niemand erkennen würde, wie gut alles geworden, wenn nicht im Einzelnen darauf hingewieſen würde. Wenige machen ſich auch aus kleinen Streifzügen in die Gebiethe der Bekannten und Nachbarinnen

ein Gewiſſen; man kann ja die Abſicht haben zu belehren oder zu lernen; und wer will ihnen denn anſtreiten, daß ſie ſich in fremde Sachen miſchen, wenn ſie ſich um Wirthſchaftsangelegenheiten bekümmern? Nicht ſelten müſſen Gloſſen über die eiteln, putz-, tanz-, leſeſüchtigen und ſogenannte gelehrte Frauen aus der Noth helfen.

Ereignet ſich aber etwas Ungewöhnliches; ſind Gäſte zu erwarten, oder ſoll ein häusliches Feſt gefeyert werden: dann iſt des Ueberlegens und Sorgens, des Beſchickens und Anſtellens, des Befehlens und Angreifens, des Reinigens und Schmückens kein Ende, weder Füße, noch Hände, noch Zunge kommen zum Stillſtande. Wehe dann dem, der ſich nicht aus der polternden Werkſtätte flüchten kann! wehe dem, der über dem großen Unternehmen der Frau die Concepte verrückt!

Viele unter den beſchränkten häuslichen Frauen ſehen den Gaſt gerne, eben weil ſie nun in ihr Element kommen, und weil er alle die Herrlichkeit bewundern kann, wo dann die

Bitte für lieb zu nehmen, ausführliche Entſchuldigungen, daß man es nicht beſſer vermocht habe, beyläufige Bemerkungen über das, was vorzüglich gerathen, Klagen über die heutige Welt, die von häuslichen Arbeiten nichts wiſſen wolle, und triumphirende Blicke in der Regel nicht ausbleiben.

Frauen von dieſer beſchränkten Häuslichkeit intereſſiren ſich gewöhnlich mehr für die Sachen und Verrichtungen des Hauſes, als für die Menſchen, mit welchen ſie im häuslichen Vereine zuſammen leben, für dieſe meiſt nur durch jene; daher muß nicht bloß ihre Bequemlichkeit, ſondern auch ihr Bedürfniß ſo oft der häuslichen Ordnung, ſelbſt einzelnen Verrichtungen, die nicht einmal zu dieſer gehören, und woran weiter nichts gelegen, als daß die Frau nun einmal ihren Kopf darauf geſetzt hat, nachſtehen. Die rechte Liebe, die aus dem Herzen kommt, und immer Angelegenheit des Herzens bleibt, iſt ſolchen Frauen fremd, ſie haben für dieſelbe, wie für alles, was die höhern Kräfte des Gemüthes in Anſpruch nimmt, keine Em-

pfänglichkeit. Doch können ihnen die Menschen sehr theuer werden, weil sie mit in die häuslichen Angelegenheiten verflochten sind, weil man auf sie Rücksicht nehmen muß, um jene zu besorgen, weil sie an häuslichen Ereignissen Theil genommen haben, weil man sie täglich sieht, weil sie sich die hausmütterliche Pflege gefallen lassen, weil man etwas für sie thun, mit ihnen überlegen und von häuslichen Dingen sprechen kann; wobey denn, mehr oder weniger, die weichere weibliche Sympathie erregt, und ein gewisses natürliches Wohlwollen erzeugt wird. Manchen ist dieses Wohlwollen auch schon ursprünglich eigen, ob wohl weit verschieden von der sanften und gefühlvollen weiblichen Liebe, und wird nur durch das häusliche Treiben mehr belebt und in Thätigkeit gesetzt.

Ihre Kinder lieben Frauen dieser Art, den mütterlichen Instinct abgerechnet, vornehmlich deßwegen, weil es lebendige Puppen sind, weil sie mit ihnen spielen, ihnen etwas vorplappern, sie niederlegen und aufheben, umher tragen, waschen, an- und auskleiden, in den Schlaf

bringen, und wenn ſie groß werden, zu etwas Tüchtigem anführen können. Der Gedanke an die künftige Ausſtattung gibt ſchon frühe dem häuslichen Thätigkeitstriebe neue Reitze und Richtungen.

Geiſtige Bedürfniſſe, von welcher Art ſie ſeyen, muß man bey ſolchen Frauen nicht ſuchen. Den Kalender etwa ausgenommen, hägen ſie den ſtärkſten Abſcheu gegen alles, was einem Buche ähnlich ſieht; die ſich das Kochbuch gefallen laſſen, ſind ſchon etwas aus dieſer Sphäre getreten. Ihre Religion beſchränkt ſich auf die Katechismus-Begriffe, ihre Andacht auf den Morgen- und Abendſegen; ihre Moral iſt die Hausregel; das Schreiben wird vornehmlich durch die Waſchzettel unterhalten. So ſehr ſind ſie rein praktiſche Naturen.

Daß auf dieſe Weiſe nicht viel aus ihnen wird, iſt begreiflich; aus den meiſten kann aber auch nicht viel werden. Natur und Erziehung haben ſie für dieſes Leben beſtimmt. Sie genieſſen darin im Ganzen einer ungeſtörten Gemüthsruhe, und fühlen ſich glücklich. Die Feh-

ser, wozu die Anlagen in ihnen sind, kommen auch zum Vorscheine; sie legen sie nie ab, sie erkennen sie nicht einmal für Fehler. Die häusliche Ordnung bringt einen gewissen Mechanismus in ihr Denken und Handeln, und dämpft ihre Begierden; heftige Leidenschaften finden in ihrer Lage wenig Nahrung, die Eitelkeit der Weltfrauen kann nicht an sie kommen, und die häusliche, wovon sie freylich selten frey sind, ist nicht sehr gefährlich, Verführung ist für sie wenig zu besorgen. Desto zahlreicher sind dagegen die Versuchungen zur Neugierde, zur albernen Geschwätzigkeit, zum Geize und zur Mißgunst. Der Sinn, der sich immer in dem engen Kreise umsieht, wird leicht selbst immer enger, und da die Gegenstände allein durch ihre gemeinsten Beziehungen auf ihn wirken, so wird er leicht von dieser Gemeinheit angesteckt und ganz durchdrungen.

Doch das ist nicht bey allen Frauen, die diese beschränkte Häuslichkeit an sich haben, gleich; es kommt darauf an, wie dieselbe sich

bey ihnen ausgestaltet hat. Man kann im allgemeinen vier Arten der gemeinen Häuslichkeit unterscheiden, die karge, die träge, die ämsige und die gutmüthige.

Die karge Häuslichkeit findet man gewöhnlich bey den reitzbaren, ängstlichen und eigennützigen Frauen, an denen die Kultur des Geistes und liberaler Gesinnungen versäumt worden ist, ferner bey denen, welchen das Haushalten zu sorgfältig beygebracht wurde, die zu oft sahen und hörten, wie viel das Geld und die Bedürfnisse des Lebens werth sind, oder in welchen der Thätigkeitstrieb zufällig die Richtung zum Sammeln und Verwahren nahm. Die häuslichen Geschäfte und Angelegenheiten, die ihnen an sich vielleicht gleichgültig wären, bekommen dadurch hohes Interesse für sie, daß dabey etwas gewonnen wird, daß sie durch ihren Fleiß und ihr wachsames Auge immer mehr vor sich bringen. Auf das Erwerben und Zusammenhalten ist ihr ganzer Sinn gestellt.

Diejenigen, bey welchen sich dieser Sinn am auffallendsten äußert, glauben, es könne

nirgends mit rechten Dingen zugehen, wenn sie nicht dabey seyen; daher müssen sie überall selbst mit Hand anlegen, oder doch die Aufsicht haben. Der niedrigsten Verrichtungen schämen sie sich nicht, wenn etwas dabey erspart wird; auf Reinlichkeit und Ordnung halten sie nur so lange, als sie darüber das, was ihnen wichtiger ist, nicht vernachlässigen dürfen. Der ekelhafteste Schmutz und das schlumpigste Wesen werden ihnen bald erträglich, denn sie passen ganz zu dem, was sie immer treiben, und die wenigsten Kosten sind dabey. Ihrem Anzuge und ihren Umgebungen gleichen ihre Reden und Sitten; durch beyde gehören sie zu dem gemeinsten Pöbel, wenn auch ihr Stand sie weit darüber erhebt. Natürlich gibt es bey dieser Lebensweise des Sorgens, Grämens und Kümmerns genug, nicht weniger des Klagens, Murrens, Keifens, Scheltens und Tobens; Ein Sturm folgt auf den andern, bald ist etwas verwahrlos't, bald etwas unnütz verschleudert, bald etwas zufällig zu Grunde gegangen, was als der Ruin des Hauses verschrieen wird.

Dieſe Weiber beherrſcht die Leidenſchaft unumſchränkt, ſie entſtellt ſie an Geiſt, Herz und Körper zu wahren Scheuſalen, und läßt nichts von dem Liebenswürdigen des weiblichen Charakters übrig. Sie machen das Haus zur Hölle.

Wo der Affect weniger ungeſtüm iſt, da zeigt ſich die karge Häuslichkeit mehr in beſtändiger Selbſtquälerey, in heimlichem Entziehen und Verkürzen, in finſtern Mienen, wenn etwas darauf geht, in harten Strafpredigten über den Luxus der Zeit, in ängſtlichem Beſtreben, was etwa aufgewendet werden iſt, durch anderweitige Erſparniſſe wieder einzubringen, und in allerley ſinnreichen Verſuchen, wie hier und da etwas noch knapper zugemeſſen werden könne. Auch hier iſt es faſt unvermeidlich, daß der Blick ſich verdüſtert, und das Herz ſich verengt, daß das feine Gefühl, die humanen Neigungen und die Milde des weiblichen Gemüthes immer mehr einem rauhen, unfreundlichen, bittern und ſtörrigen Weſen Platz machen. Durch die Bigoterie, die ſich ſo leicht zu dieſem Weſen

gesellt, wird es noch widerlicher und unheilbarer. Das bigote Weib hält sich durch das zeitliche Gut, woran es sich weidet, schadlos für die zeitliche Freude, worauf es Verzicht leistet. Vom Himmel glaubt es sich authorisirt, es der Welt, die im Argen liegt, recht sauer zu machen.

Erträglicher als die karge ist die ruhige Häuslichkeit. Phlegmatische Frauen fühlen sich von der Welt wenig versucht, weil die Gefühle und Bedürfnisse, wodurch die Welt das weibliche Herz in Anspruch nimmt, bey ihnen zu schwach sind; das Geräusch der Welt ist ihnen zu anstrengend und betäubend, die geringsten Forderungen, welche die Welt an diejenigen macht, denen sie etwas gewähren soll, verursachen ihnen zu viel Mühe und Unbequemlichkeit. Im Hause können sie nach Herzenslust vegetiren; das Einförmige, täglich Wiederkehrende in den häuslichen Verrichtungen benimmt ihnen das Beschwerliche, erzeugt bald einen willkommenen Mechanismus, und gibt

ihren Gemüthern gerade so viel Spannung, als sie nöthig haben. Mit Behaglichkeit thun und genießen, was im häuslichen Leben vorkommt, sich von der Ordnung desselben blindlings leiten lassen, an den kleinen Zwecken und Veränderungen desselben ein angenehm hinhaltendes Interesse nehmen, oft ruhen und sich pflegen, einen gewissen Wohlstand erhalten, und sich seiner freuen: das ist der Sinn ihrer Häuslichkeit, die weder zu ihrer Verbesserung, noch zu ihrer Verschlimmerung etwas beytragen kann. Solche Frauen sind meist recht gute Hausmütter; man hat es bey ihnen bequem; man braucht sich nicht zu genieren; ein instinctartiges Wohlwollen ist ihnen gegen die Ihrigen eigen; sie theilen auch andern gerne mit, wenn sie nur keine weitläuftigen Anstalten zu machen brauchen.

Andre sind in häuslicher Eingezogenheit aufgewachsen; die Welt ist ihnen fremd geblieben; sie haben nur die Bildung empfangen, die zur guten Besorgung häuslicher Geschäfte erfordert wird; zu diesen hat man sie frühe ange-

führt, dieſe hat man ſie als ihre Beſtimmung anſehn gelehrt. An das Häusliche haben ſie ſich gewöhnt, dadurch iſt es ihnen lieb geworden, kaum können ſie ſich denken, wie eine Frau anders leben könne, als häuslich. Vertraut mit allen Angelegenheiten des Hausweſens bis zur Beſreundung, bewegen ſie ſich im Kreiſe derſelben leicht und mit Zufriedenheit. Was ſie hier beſitzen, das füllt ihren Geiſt ganz aus, ſo daß ihnen nichts zu wünſchen übrig bleibt. Das Regelmäßige in ihrer Lebensweiſe erhält ein wohlthätiges Gleichgewicht in ihrem Gemüthe, und bewahrt ſie vor heftigen Leidenſchaften.

Die ämſige Häuslichkeit iſt die Folge eines entſchiedenen Talentes für das häusliche Treiben. Die Frauen, die durch ſie ſich auszeichnen, beſitzen viel Lebhaftigkeit, aber in einer beſchränkten Sphäre, mit durchaus praktiſchem Sinne. Gefühle ſind eben ſo wenig ihre Sache, als Kenntniſſe und abſtracte Begriffe. Der weibliche Beruf ſitzt ihnen im

Kopfe,

Kopfe, im Herzen und in allen Gliedern. Gerade für das, was dazu gehört, haben ſie Fähigkeit, dazu wohnen in ihnen Luſt und Trieb, die aber nicht aus Wohlgefallen an der Sache ſelbſt, auch nicht aus einem anderweitigen Intereſſe entſpringen, ſondern allein daher, daß ſie hier von ihren Kräften den allein angemeſſenen Gebrauch machen können. Das hat ſich ſchon frühe zu erkennen gegeben, häusliche Ereigniſſe nährten und füllten ihre jugendliche Phantaſie, Nachahmungen des häuslichen Weſens waren ihre kindiſchen Spiele, für alles, was im Hauſe vorfällt, zeigten ſie immer das ſtärkſte Intereſſe, immer mußten ſie dabey ſeyn, um zu lernen und zu helfen. Und auch jetzt noch können ſie nicht leben, ohne etwas um die Hand zu haben. Frühe ſind ſie munter, ſpät noch in Bewegung; um alles müſſen ſie wiſſen, aber nicht, wie bey den kargen Frauen, aus Geitz oder aus Mißtrauen, ſondern aus ſorglicher Geſchäftigkeit, weil ihnen alles, auch das Unbedeutende, einige Wichtigkeit hat.

Genauigkeit pflegt ſich bey vielen wohl mit

der Zeit einzuſtellen, aber ſelten geht ſie in Knickerey über. Sie halten die Sachen zu Rathe, weil man nicht leicht dazu gelangt, und ihrer doch nicht entbehren kann, es ſind ihnen, durch ſorgfältigen Fleiß, erworbene Schätze, von welchen man ungerne etwas einbüßt, und bey denen man es mit Kleinigkeiten genau nimmt. Dagegen können ſie auch zur rechten Zeit davon hingeben, und es wird ihnen nicht ſchwer, ſich von etwas Beträchtlichem zu trennen, wenn die Nothwendigkeit oder das gute Herz es verlangt. Sie ſind gaſtfrey; aber ihre Sorge geht mehr dahin, daß alles gut und reichlich, als dahin, daß es in Glanz und verſchwenderiſchem Ueberfluſſe da ſey.

Bey vielen unter ihnen merkt man ſelbſt dieſe Genauigkeit nicht einmal. Sie opfern willig auf, was ſie mühſam erarbeitet haben; das Erarbeiten iſt ihnen ſchon hinlänglicher Genuß geweſen. Iſt es gleich, während des Mühens und Sorgens, nicht ihre Abſicht, andern damit Gutes zu thun, ſo iſt es ihnen nachher doch lieb, wenn ſie jemand Bequemes und An-

genehmes erweiſen können, und wenn man ſichs bey ihnen wohl ſeyn läßt. Dabey ſind ſie faſt immer heitern und fröhlichen Muthes, auch fehlt es ihnen nicht an Sinn für geſellige Vergnügungen in kleinern Zirkeln. Sie meynen es mit jedem gut; aber nie geht ihr Streben weit über den Hausbedarf hinaus; weder in der ſchlechten noch in der beſſern Bedeutung miſchen ſie ſich in fremde Dinge. Daß dabey wohl manches Mal ein Wörtchen zu viel geſprochen wird, überſieht man leicht.

Der gutmüthigen Häuslichkeit gibt vornehmlich das Anſchließen des Gemüthes an das Häusliche, zunächſt an die Zwecke und Beſorgungen deſſelben, dann auch an Menſchen, ohne daß ſich jedoch dabey die feinern und höhern Bedürfniſſe des weiblichen Herzens wirkſam zeigten, den Charakter. Man trifft ſie bey den Frauen, welche mit beſchränkten oder wenig gebildeten Anlagen, mit geringer Feinheit des Gefühles viel Anſpruchsloſigkeit, Sanftheit, Milde des Herzens, Wohlwollen

und Ergebung verbinden. Die häusliche Sphäre entspricht nicht bloß ihren Fähigkeiten, sondern auch ihrer Stimmung und dem Inbegriffe ihrer Neigungen. Das Geräuschlose, Verborgene und Heimische der häuslichen Welt, das eigenthümliche Leben der Erscheinungen, die in derselben täglich wiederkehren, die sanften Eindrücke, welche das Herz empfängt, die vielen Gelegenheiten, andern Freude zu bereiten, das alles verursacht, daß sie sich hier unaussprechlich wohl fühlen, ob ihnen gleich die edlern Genüsse der Häuslichkeit fremd sind. Das echt hausmütterliche Wesen, der gründliche Hausverstand, die umsichtige Bedächtlichkeit, die treue Fürsorge für alles, die gute Ordnung in allen Dingen, die genaue Aufsicht, daß es nirgends fehle, die reiche, doch nicht zusammengekargte Wohlhabenheit, das Sichmerkenlassen, daß man etwas hat, ohne Hochmuth, aber nicht ohne zu verstehen zu geben, man habe auch sparen müssen, öfteres, genügliches und gemüthliches Ueberschauen der Schätze — nicht mit geitzenden Blicken, um sie anwachsen zu

ſehen, ſondern um ſich an dem Ueberfluſſe und an dem Gedanken zu ergötzen, daß man viel werde weggeben können, eine herzliche Geſprächigkeit, die zum ſtrömenden Erguſſe wird, wenn ſie das Detail des Hausweſens berührt, reichliches Auftiſchen, freundliches Zureden, ämſiges Beſtreben, jedem gütlich zu thun, unermüdbares Sorgen, daß alles hinlänglich und gefällig ſey: das ſind die vornehmſten Eigenthümlichkeiten dieſer Häuslichkeit, freylich mit den Begränzungen und Unterſchieden, welche die Kultur des Standes und die größere und geringere Stärke der wohlwollenden Neigungen hervorbringt.

Es gibt Frauen, in welchen das natürliche Wohlwollen jede andere Neigung überwiegt, und die Seele der Häuslichkeit iſt. Ihnen iſt das häusliche Leben intereſſant an ſich — aber noch intereſſanter, weil das, was hier gewonnen und eingerichtet wird, ſich verwenden läßt, um Menſchen Gutes zu erweiſen. Sie leben darin ganz für andre, weil Menſchen erfreut werden ſollen, darum ſind ſie ſo betriebſam und

unverdrossen; nur überlegen sie nicht immer, ob ihr Sinn auch der Sinn andrer — und ob das, was sie diesen zugedacht haben, ihnen auch angenehm sey, daher sie denn nicht selten durch ihre Güte lästig werden.

Ungemein liebenswürdig ist diese gutmüthige Häuslichkeit; aber die Zeichen der Beschränktheit kann sie nicht verläugnen.

13.

Beſchränkte und veredelte Häuslichkeit.

Luk. 10, V. 38 — 42.

Fortſetzung des Vorigen.

Nicht weniger häuslich als Martha war gewiß Maria; erſcheint ſie doch überall als das innige Weib, dem es Bedürfniß iſt, ſich ſo anzuſchlieſſen, wie man es nur im häuslichen Leben kann, als die ſchöne weibliche Seele, die ſich nur in der Stille des häuslichen Lebens wohl fühlt, die in der Verborgenheit deſſelben ihre Reinheit und ihren Adel bewahrte, die unter den milden Einflüſſen deſſelben ſich entwickelte, und in den Freuden deſſelben Nahrung für ihr Gemüth findet.

Aber ihre Häuslichkeit iſt von andrer Art, höher in ihrem Urſprunge, edler in ihrer

Stimmung, vielſeitiger und zarter in ihren Aeußerungen, darum auch wohlthätiger in ihren Wirkungen.

Sie hat dem häuslichen Leben eine höhere Anſicht abgewonnen; ſie iſt nicht bloß mit ihrer Sorge und mit ihrer Thätigkeit — ſie iſt mit ihrem Gemüthe häuslich; die häusliche Geſchäftigkeit iſt der häuslichen Geſelligkeit untergeordnet. Sie kennt im Hauſe noch andere Güter, als die, welche vom Fleiße gewonnen, von der Sparſamkeit zuſammengehalten, von der Ordnungsliebe verwaltet werden. Sie beſitzt echtes Freundſchaftsgefühl, und ſieht gerne den häuslichen Kreis ſich öffnen, um befreundete Menſchen aufzunehmen; und wenn Martha ſich nichts mehr angelegen ſeyn läßt, als den Freund häuslich zu bewirthen, ſo iſt ihre Sorge, ihn zu unterhalten, und in trauter Mittheilung ſeiner froh zu werden.

Martha's Häuslichkeit iſt Körper, die ihrige Geiſt. In ihrer Seele hat ſich reiches, mannichfaltiges, heitres Leben entfaltet, und dieſes offenbart ſich in ihrer Häuslichkeit. Sie

iſt eins mit ihrem Freundſchaftsſinne, mit ihrem Sinne für das Gute, mit frommem Herzensgefühle, mit weiblicher Innigkeit und ſtiller Sehnſucht nach innerer Erweiterung, die in der äußern Enge ſo wohl gepflegt wird.

So iſt das Weſen der veredelten Häuslichkeit; ſie kommt aus dem Gemüthe, und verbreitet ſich über das Leben. Zartheit und Fülle des Gemüthes ſetzt ſie immer voraus; Bildung des Geiſtes kann, ob ſie gleich nicht durchaus erforderlich iſt, ihr ſehr nützlich werden, wenn dieſe anders nicht das Gemüth aus ſich ſelbſt heraustreibt, und mehr den Glanz und die Glätte, als den Gehalt, die Wahrheit und die Einheit beabſichtigt.

Aus den feinern Empfindungen und aus den höhern Bedürfniſſen des Herzens geht ſie hervor, und das Weib iſt um ſo empfänglicher für ſie, je mehr das echt Menſchliche an ihm ſich entwickelt hat.

Weichheit und Tiefe des Herzens, offner Sinn für das Leben in seinen kleinen, rührenden, gefälligen und erfreuenden Verhältnissen; Bedürfniß der Hingebung, die Fähigkeit, zu allem Fremden etwas aus dem Eignen hinzuzuthun, leise Ahnung des Unendlichen in den menschlichen Angelegenheiten, ein lebhaftes, moralisches und religiöses Gefühl, der Trieb nach vollstimmiger Thätigkeit, die sich jedoch nie aus der Sphäre des weiblichen Lebens verliert, und inniger Zusammenhang mit sich selbst: das sind die vornehmsten Eigenschaften, welche die veredelte Häuslichkeit begünstigen.

Maria war kein hochgebildetes, aber sie war ein echt weibliches Weib, durch Geist und Herz stand sie hoch über dem Gemeinen und Dumpfen im Leben; und so muß es bey allen seyn, an denen man veredelte Häuslichkeit wahrnehmen soll.

Die beschränkte Häuslichkeit ist größten Theils das Werk der Gewöhnung an die Geschäfte, an die Zwecke und Sorgen des Hauses, die veredelte allseitige Befreundung

mit den Menſchen und Gegenſtänden, wovon man im Hauſe umgeben iſt, und mit den Verrichtungen, welche da vorfallen, wodurch alles mit dem Herzen ſelbſt in Verbindung tritt.

Die Thätigkeit der beſchränkten Häuslichkeit geht aus von gedankenloſem Hingeben an Eindrücke, und iſt faſt nur mechaniſches Treiben; die Thätigkeit der veredelten gründet ſich auf gefühlvolles Erfaſſen der Eindrücke, und wird von gefühlvollem Sinnen und Denken geleitet. Während jene vornehmlich von dem ſinnlichen Intereſſe des Gewinnes und des Wohlſtandes gehalten wird, ſchwebt dieſe über jedem ſinnlichen Intereſſe in der Höhe, gehalten von des Herzens ſtiller Luſt. Das Bedürfniß des Herzens, ſich an etwas anzuſchließen, das ſeine feinern Gefühle beſchäftige, das ſeinen zarten Sinn wohlthuend feßle, das Gemüth mit ſanften Bewegungen ausfülle, und im Leben eine heitere Regſamkeit erhalte, iſt es eben, was die veredelte Häuslichkeit erzeugt.

Mit der Verfeinerung der Gefühle und des

innern Sinnes kommt hierzu die Wahrnehmung von zahllosen kleinen Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens, von zahllosen kleinen Erscheinungen, Umständen, Verhältnissen und Begebenheiten, die gewöhnlich desto anziehender sind, je mehr sie hinter dem versteckt liegen, was sich zuerst darstellt. Die Einfalt findet hier so vieles rührend, der Wahrheitssinn so vieles ihm zusagend, das ästhetische Gefühl so vieles schön, das Mitgefühl so vieles interessant, die Liebe so vieles erfreulich, das gute Herz so vieles beweglich, das reine Gemüth so vieles vortrefflich, das fromme Gemüth so vieles an Gott erinnernd und zu Gott hinführend, daß das häusliche Leben sich zu einer unermeßlichen herrlichen Welt voll Licht und Wärme, voll Spannung und Auflösung, Hoffnung und Erfüllung, Streben und Genüge entwickelt, worin selbst die Täuschungen den Reitz des Ganzen erhöhen.

Je mannichfaltiger überdem die feinern Empfindungen des Herzens sind, desto mehr Berührungspunkte hat das häusliche Leben mit

dem Innern des Geiſtes, von deſto mehrern Seiten kann es in dieſen eintreten, ſich durch ihn hindurch ſchlingen, und ihn für ſich gewinnen.

Je regſamer und reicher die Phantaſie iſt, deſto mehr wird ſie das, was das häusliche Leben wirklich beſitzt, mit ihren Blüthen verſchönern, nach den Bedürfniſſen des Herzens umgeſtalten, und in ſolche Beziehungen bringen, wodurch es immer erfreulicher wird.

Je reiner und freyer die Stimmung des Weibes iſt, deſto theurer wird ihm ſein häusliches Daſeyn werden, weil ſich dieſes ſo ganz in jene Stimmung hinüberziehen läßt.

Durch ein neues ſchönes Band ſieht ſich das Weib an die edelſten Beziehungen des häuslichen Lebens geknüpft; wenn ihm das Ideal der Weiblichkeit aufgegangen iſt, wenn es gelernt hat, ſeine Beſtimmung aus ſeinem Bewußtſeyn heraus fühlen. Denn im häuslichen Leben iſt die Heimath dieſes Ideales, im häuslichen Leben ſoll dieſe Beſtim-

mung realisirt werden; hier finden die Kräfte des Weibes den angemessenen Spielraum, hier ist der rechte Kreis seines Denkens, Empfindens und Handelns, hier kann es sich frey entwickeln und äußern, hier kann es das thun, was es am liebsten thun mag, wozu es sich von seiner Natur getrieben fühlt.

Ordnen, verschönern, erfreuen ist des Weibes Beruf, und, so lange es sich selbst noch nicht untreu geworden ist, auch seine Lust. Alle Verehrung, die es für sein Ideal fühlt, alle Liebe, die es für seine Bestimmung hägt, gehen in die Häuslichkeit veredelnd über. Alles, was es unter dem Einflusse häuslicher Umgebungen geworden ist, alles, was es unter demselben bewirkt und umgestaltet hat, erhöht seine Anhänglichkeit; und so fließt diese mit dem edlern Theile seines Wesens zusammen.

Noch einen höhern Grad von Veredlung gewinnt die Häuslichkeit des Weibes, wenn gebildete Herzensgüte an ihr Theil

nimmt. Dieſe Herzensgüte iſt aber etwas andres, als der natürliche Trieb des Wohlwollens, der nie über die beſchränkte Häuslichkeit hinaus kommt; ſie iſt lebendiges Hineinfühlen in die fremde Seele, innige Aneignung des fremden Lebens in ſeinen geheimen Zügen, ſchnelles Verſtehen des fremden Bedürfniſſes, mächtiges Beſtreben — nicht bloß, andern körperlich wohlzuthun, ſondern auch, ſie mit dem Feinſten und Beſten zu erfreuen, ihren Geiſt durch ſeine ganze Empfänglichkeit hindurch heiter zu ſtimmen, und alles um ſich her licht und fröhlich zu machen.

Solche Herzensgüte faßt das häusliche Leben in ſeiner Fülle; ſie gewinnt es über alles lieb, weil ſie hier ihrem Verlangen genug thun, weil ſie, in den zahlreichen Situationen deſſelben, ihr reiches Vermögen vielfältig ergießen kann.

In zarter Aufmerkſamkeit, in leiſem Erſpähen, in freundlichem Zuvorkommen, in nie ermüdender Geſchäftigkeit, in willigem Gewähren, in ſchonendem und ängſtigem Helfen,

erweis't die von wahrer Herzensgüte beseelte Häuslichkeit ihre Veredlung.

Die vollendete Veredlung der Häuslichkeit muß indeß durch religiöses Pflichtgefühl bewirkt werden, und erst dann, wenn dieses sich mit der gebildeten Güte des Herzens vereinigt, erscheint in der Häuslichkeit, neben und an dem rein Menschlichen, das Göttliche.

Das sittlich fromme Weib hat sich ganz seinen Pflichten geweiht, und das Bestreben, diese treu zu erfüllen, wird in ihm zur Liebe, die sich über alles verbreitet, was mit seinen Pflichten zusammenhängt, besonders aber über die Gegenstände, in deren Umkreise, und in Beziehung auf welche jene Pflichten erfüllt werden sollen. Sein moralisches Leben ist mit dem häuslichen eins; mit jenem verstärkt sich auch dieses; von jenem empfängt dieses höhern Adel. Nur in häuslichen Verhältnissen kann es leisten, was es leisten soll; hier nur kann es zu der Uebereinstimmung mit sich selbst gelangen, an der des Herzens Friede hängt. Im

Hause

Hauſe wird am meiſten ſein Sinn für das Unſichtbare in Anſpruch genommen; unter häuslichem Wirken und Dulden erweiſ't ſich ſein Glaube, ſeine Zuverſicht, ſeine Demuth und die höhere Liebe; und in eben dem Maße, in in welchem dieſe bey ihm wachſen, reinigt und vermehrt ſich in ihm das Häusliche.

Das ſittlich fromme Weib iſt ſich dieſes Zuſammenhanges vielleicht nicht einmal deutlich bewußt, wie es oft Pflichten erfüllt und Frömmigkeit beſitzt, ohne es ſelbſt zu wiſſen; aber er offenbart ſich an ſeinem Herzen.

Vereinigt ſich mit dem Angeführten noch ein gebildeter Geiſt; dann reihet ſich, was in der kleinen Welt des Hauſes erlebt, gefühlt, genoſſen und gethan wird an einander zu einem freundlichen Ganzen, in welchem die reitzendſte Mannichfaltigkeit und genügender Wechſel von heitrer Einheit gehalten ſind.

Jetzt tritt alles mit dem Sinne und Gemüthe in Gemeinſchaft; jetzt greift alles wech-

ſelſeitig in einander; jetzt entfaltet ſich Eine Blüthe nach der andern; der Thätigkeit geht die Freude zur Seite. Hier iſt ſtilles Leben des Einen für den andern, und darin auch für ſich ſelbſt; hier werden die Feſte gefeyert, in denen des Daſeyns höchſte und reinſte Luſt waltet. Hier geſellen ſich die Früchte des aufgeklärten Wiſſens, die Ergötzungen der Kunſt und die edelſten Formen der Geſelligkeit zu dem, was das häusliche Leben in ſeiner einfachen Geſtalt ſchon gewährt, und volle Genüge wird dem echten Menſchenſinne.

In der veredelten Häuslichkeit iſt faſt immer Anhänglichkeit an Menſchen das Vorherrſchende; von den Menſchen, denen man in Liebe ergeben iſt, empfängt das Uebrige ſeine Beſeelung. Daß ſie die Herzen feſter verknüpfen, das gibt tauſend Erfahrungen und Beſchäftigungen den Reiz, den ſie an ſich nicht haben, und den übrigen eine Bedeutſamkeit, die ihnen an ſich fremd iſt.

Mit vielem kann man ſich befreunden; innig anſchließen kann man ſich allein an den Menſchen, von dem uns das Bild des eignen Lebens zurück ſtrahlt, und in dem das Herz ſeine eigne Wärme wieder fühlt. Nirgends aber iſt genaueres Anſchließen möglich, als im häuslichen Vereine, wo nicht bloß das gemeinſchaftliche Intereſſe, ſondern auch das Theilen aller Angelegenheiten und das unaufhörliche gegenſeitige Einwirken die Gemüther immer mehr an einander ketten.

Zu beklagen ſind daher allerdings die Frauen, die, mit einem gefühlvollen Herzen und großer Empfänglichkeit für das Häusliche, von einem harten Schickſale verurtheilt wurden, allein zu ſtehen. Sie ſind genöthigt, die Liebe, welche keine Erwiederung findet, auf lebloſe Gegenſtände und Geſchäfte überzutragen. Nur die Fülle des eignen Gemüthes kann verhüthen, daß ſie nicht gänzlich verarmen, und daß ſich nicht eine verkehrte Stimmung oder verderbliche Leidenſchaften bey ihnen einſchleichen. Doch findet ſich vielleicht eine

verwandte weibliche Seele, die für jene Entbehrung, durch vertrauliches Anschließen und innige Freundschaft, Ersatz leistet. Große Forderungen macht das Bedürfniß der edlern Häuslichkeit nicht; wenn nur rechtes Einverständniß da ist, dann mögen schon zwey Menschen mit einander das selige Reich erbauen.

Je zahlreicher sich indeß die Menschen zusammen finden, die einander angehören, je mehr sich die Verhältnisse des häuslichen Beysammenseyns vervielfältigen, und je mehr dabey alle echt menschlichen Empfindungen aufgeregt werden; desto vollständiger kann die edlere Häuslichkeit sich entwickeln. Reich und herrlich blüht ihr Leben im Familienkreise, wo für Eltern und Kinder, für Gatten und Geschwister so verschiedene Gefühle, Wünsche, Besorgnisse, Hoffnungen und Bestrebungen erwachen, und sich in zahllosen Momenten und Veränderungen so verschieden umgestalten.

Ausgezeichnet wichtig für die edlere Häuslichkeit der Frauen ist das Muttergefühl.

Muttergefühl vermag, des Weibes Herz von der Welt, der es vorher noch in mancher Anwandlung der Zerſtreuungsluſt ergeben war, abzulöſen, und die vorher zwiſchen jener und dem Hauſe getheilte Liebe dieſem ganz zuzuwenden. Das Muttergefühl läßt die Frauen in ihrem Hauſe alles finden, deſſen ſie zu ihrem Frieden bedürfen: es verbindet die Häuslichkeit immer genauer mit der Frömmigkeit, dem Pflichtgefühle und den edelſten Herzensbewegungen.

Nirgends gedeiht dagegen auch die edlere Häuslichkeit des Weibes beſſer, als wo ſie aus kindlicher Liebe entſtanden, und von Eltern- und Geſchwiſterliebe gepflegt worden iſt.

Im Schooße häuslicher Glückſeligkeit, ſchon frühe von den ſanften Verhältniſſen des häuslichen Lebens umſchlungen, ſind die Frauen aufgewachſen, die wir vor allen mit dem Schmucke der edlern Häuslichkeit angethan ſehen. Unter dem Einfluſſe der Freundlichkeit, des glücklichen

Einverſtändniſſes, des gegenſeitigen Wohlwollens, der herzlichen Theilnahme, der unermüdeten Gefälligkeit und ſtiller Freudengenüſſe entwickeln ſich im Gemüthe des Kindes leicht die Anlagen, die zur edlern Häuslichkeit gehören. Es wird bekannt mit den Schätzen, die das häusliche Leben verbirgt; es lernt die beglückenden Verhältniſſe deſſelben verſtehen, und ſeinen Werth empfinden; es bekommt diejenige Ausbildung, vermöge welcher ihm allein in häuslicher Verborgenheit wahrhaft wohl ſeyn kann; der ſittlich religiöſe Charakter empfängt eine Innigkeit und Friſche, die am liebſten in edlere Häuslichkeit übergeht.

Das Weib aber, welches ſchon frühe von Mißverhältniſſen des häuslichen Lebens umgeben war, das als Kind in demſelben nichts, als froſtiges Zuſammenleben oder gar Verſtimmung fand, nur durch ſeine Sorgen und Geſchäfte, durch ſeinen Ernſt und durch ſeine Beſchränkungen mit demſelben bekannt wurde, muß eine ſehr geſunde moraliſche Natur gehabt, oder es muß mit großem Fleiße an ſich ſelbſt ge-

arbeitet haben, oder es muß durch Gattenliebe ſehr glücklich geworden ſeyn, wenn ihm nicht die Empfänglichkeit für edlere Häuslichkeit ganz verloren gegangen iſt.

Die edlere Häuslichkeit kann nicht anders als veredelnd auf Herz und Leben wirken. Sie befördert die Innigkeit des Gemüthes, ſie ſtärkt und verfeinert alle ſchönen Gefühle, ſie arbeitet aller Selbſtſucht entgegen, und vermehrt das Wohlwollen. Durch ſie wird das Herz immer ſanfter, geduldiger, demüthiger und in ſich ſelbſt ſeliger. Das Pflichtgefühl und die Frömmigkeit, von welchen ſie ausging, empfangen von ihr immer mehr Leben und Kraft.

In dieſer edeln Häuslichkeit iſt Luiſe A. das herrliche Weib, das man zugleich verehren und lieben muß. Sie fühlt ſich zu glücklich in der häuslichen Umgebung, an der Seite ihres Mannes, unter ihren Kindern und unter ihren

Geschäften, als daß sie sich je aus dem Hause wegsehnen, als daß ein Verlangen nach etwas, das nur in den geräuschvollen Zirkeln der Welt angetroffen wird, sie beunruhigen könnte. Die häusliche Stille hat auch dann nichts Beengendes für sie, wenn sie sich allein überlassen ist. Wo die gewöhnlichen Verrichtungen ruhen, wo die Kinder nicht um sie sind, da beschäftigt sie eine Arbeit, womit jemand Freude gemacht werden soll, oder ein sinnreicher Plan zur frohen Ueberraschung, zu freundlichen Einrichtungen und Anordnungen, oder die Uebung eines Kunsttalentes, oder die Ausbildung ihres Geistes.

Sie vergräbt sich nicht in ihr Haus; man sieht sie auch zuweilen in Gesellschaften, so gar in glänzenden; aber nicht, weil sie daran Geschmack fände, oder da Aufheiterung suchte, sondern weil auch das mit zum Leben gehört, weil man sich auch darein, wie in so manches andre, muß fügen können. Und da sie hier nichts zu gelten begehrt, da sie sich gibt, wie sie ist: so bezaubert sie alles durch ihr freundli-

ches Weſen, durch ihr anſpruchsloſes, natürliches Benehmen, durch ihre einfache Gefälligkeit, durch ihre leichten Scherze und durch ihren fröhlichen Sinn. Schöner indeß zeigt ſich das noch in ihrem Hauſe; denn nur da beſitzt ſie das volle und klare Bewußtſeyn ihres wahren Selbſtes.

Die meiſten häuslichen Arbeiten, die ſich mit ihrem Stande und mit ihrer Bildung vertragen, verrichtet ſie ſelbſt — aber nicht als Pflichten, die erfüllt ſeyn müſſen, ſondern als etwas, das zur befreundeten Lebensordnung gehört — nicht mit dem ſchwülen, gedrückten Sinne der Sorge, ſondern mit dem freyen Sinne der Liebe.

Fremd ſind ihr dabey die gemeinen Intereſſen der beſchränkten Häuslichkeit. Wohlſtand gilt ihr allein in ſo fern, als er zur Erweiterung und Verſchönerung des häuslichen Daſeyns beyträgt; darum kommen die Leidenſchaften und Verſtimmungen des kargen Eigennutzes nicht an ſie; darum ſehet ihr ſie nie mür-

risch finster; darum höret ihr sie nie klagen und schelten.

Sie ist sparsam; aber in ihrer Sparsamkeit ist nichts Beklommenes, nichts, was andern das Gemüth verengt, und immer an Dürftigkeit, Zwang und Entbehren erinnert, es waltet vielmehr darin etwas Freyes, Mildes, sanft Ansprechendes, wodurch sie ungemein interessant wird — interessanter, als der reichste Aufwand.

Reinlich und in freundlicher Ordnung lacht euch an, was sie umgibt; die Reinlichkeit ist der Widerschein ihres reinen Gemüthes, in der freundlichen Ordnung erblicket ihr das zarte Gefühl und den gebildeten Geist.

Selbst in dem Kleinsten, was sie thut, verkennet ihr das hochveredelte Innere nicht; an allem nimmt das Herz Antheil, in allem ist schöne Unbefangenheit und unbeschreibliche Anmuth, in allem scheint eine tiefe Bedeutung zu liegen, alles verräth den guten Geschmack, den richtigen Verstand, den frommen Sinn, alles ist vom Geiste der Liebe angehaucht. Könnte

bey irgend einer Verrichtung üble Laune ſie anwandeln; der Gedanke, du thuſt das ja für deinen Mann und für deine Kinder, würde dieſelbe ſchnell unterdrücken. Wo ſie nur handelt, da zeigt ſich auch die ſchöne Seele. Aus dem Gewöhnlichſten weiß ſie feinſinnig immer Neues hervorzuheben, wodurch es dem Herzen erfreulich wird. Wer ſich ihr nähert, fühlt ſich durch ſie erheitert, geſtärkt, dem Leben befreundet; jeder erfährt ihre Güte.

Wollt Ihr ſie aber in der Glorie weiblicher Trefflichkeit ſchauen: dann ſehet ſie unter ihren Kindern, wie ſie mit ihnen ganz Kind iſt, wie ſie ſich zu ihnen herabläßt, mit ihnen ſpielt, ſcherzt und jubelt, und ſie zugleich belehrt und bildet, wie theilnehmend ſie in ihre kleinen Angelegenheiten eingeht, wie hold ſie herablächelt auf den Säugling an ihrer Bruſt, mit welcher Innigkeit ſie das ſüße Weſen an ihr Herz drückt, mit welcher Rührung ſie die kindliche Unſchuld und die fortſchreitende Entwickelung beobachtet, wie zärtlich ſie um ihre Kinder beſorgt iſt, wie ſie für dieſe arbeitet, wacht und

ſie pflegt, welch ein Reichthum von Gefühlen ſich im Kreiſe der Kinder aufſchließt.

Ihrem Herzen wird ſich das Verderben nicht nahen, von ihr wird nie der Friede des Daſeyns weichen, ſie wird in immer größerm Maße glücklich ſeyn, und glücklich machen.

Weiblicher Sinn

und

weibliches Leben.

Zweytes Buch.

Freye Gemählde.

1.

Weiblicher Mittheilungstrieb.

Jedem unverſtimmten Menſchen iſt es Bedürfniß, ſich andern mitzutheilen. Ohne, daß wir einen beſondern Zweck damit erreichen wollen, offenbaren wir, was uns intereſſant iſt. Die deutliche Vorſtellung und das warme Gefühl gehen unwillkührlich in Darſtellung über. Der Gedanke gewinnt an Klarheit und Lebhaftigkeit, wenn wir ihn in Worte faſſen; wir bekommen ein erhöhtes Gefühl von unſerm Daſeyn, wenn wir daſſelbe in ſeinen Aeußerungen fremdem aneignen, wir werden uns ſelbſt wichtiger, wenn andre viel von uns wiſſen. Nicht ſelten iſt in dem Bedürfniſſe der Mittheilung auch das natürliche Wohlwollen gegen

Wesen unsers Gleichen wirksam; sie sollen mit uns denken und empfinden, mit uns die Reichthümer des geistigen Lebens genießen; ihre Uebereinstimmung mit uns im Denken und Empfinden soll uns noch stärker überzeugen, daß sie uns verwandt sind, ihr Beyfall uns die Wahrheit unserer Meynungen bestätigen.

Der Trieb der Menschen, sich einander mitzutheilen, hat das gesellige Leben erweitert und vervielfältigt; er hat die Freyheit desselben befördert, und ihm tausendfache Annehmlichkeiten verschafft, deren es sonst entbehren würde. Durch ihn hat die Sprache den ausgebreitesten Einfluß auf die Vermehrung der menschlichen Einsichten und den Anbau des menschlichen Verstandes erhalten. Die zwanglose gegenseitige Mittheilung hat wenigstens eben so viel zur allgemeinen Kultur und Aufklärung beygetragen, als die absichtliche Belehrung.

Bey den Frauen ist dieser Mittheilungstrieb stärker als bey den Männern; und wir müssen ihn, wo er sich in einer seiner würdigen Gestalt zeigt, zu den schönern Eigenthümlichkeiten ihres

ihres Geſchlechtes zählen, denn er enthüllt uns oft das Anziehendſte ihres Geiſtes und Herzens, er ſetzt ſie in den Stand, unſern Gram hinwegzuſcheuchen, uns innig zu erfreuen, und uns in den Stunden der Erholung auf das genüglichſte hinzuhalten.

Es iſt bekannt, und oft läſtig genug, daß die meiſten Frauen gerne ſprechen, vorzüglich diejenigen, die am wenigſten zu ſagen haben. Aber an dieſe dürfen wir uns nicht wenden, wenn wir den echten Mittheilungstrieb, wie überhaupt, was in der weiblichen Natur liebenswürdig iſt, ſuchen. Nur ihre Sprachorgane bewegen ſich, ſie wiſſen ſelbſt nicht recht, was ſie ſagen, ſie kommen, wenig verlegen um den Zuſammenhang, unaufhörlich von dem Einen auf das Andre; oft ſind ihre Worte nichts als Verſuche, zu Gedanken zu gelangen, welche gewöhnlich nicht zum glücklichſten ausfallen. Das Beſte iſt, daß man ſie nicht zu hören braucht, wenn nur der Schein, als höre man ſie, die ſüße Beſchäftigung bey ihnen unterhält. Indeß ſchon das bloße Ge-

ſchnatter hat für Geiſt und Körper eines jeden, der ihm nicht ganz ausweichen kann, etwas Läſtiges und Abſtumpfendes. Sie verfallen darauf, wie wir auch auf manches verfallen, das uns eben nicht zum Ruhme gereicht — weil ſie nichts andres zu thun haben, und nicht gewohnt ſind zu denken, während die Zunge ſchon frühe eine große Geläufigkeit erhalten hat. Was vernünftig ſprechen heißt, wiſſen ſie nicht, ſie bilden ſich ein, nichts ſey leichter als ſprechen, da es ihnen keine Mühe koſtet. Endlich gerathen ſie gar in das Unglück, ſich ſelbſt gerne zu hören; ſie bemerken, daß viele ihres Geſchlechtes im Reden gefallen, aber ſie bemerken nicht, woran das liegt. Dadurch wird das Uebel noch ärger.

Andre haben, bey derſelben Redſeligkeit und bey demſelben Mangel an Geiſt, zwar einige Gedanken; aber nur zum Zeitvertreib. Sie ſind daher auch, wie der Zeitvertreib ſolcher Menſchen zu ſeyn pflegt. Selten iſt darin etwas werth, geſagt zu werden, und durch die Art, wie ſie dieſelben mittheilen, werden ſie um

nichts intereſſanter. Die Mittheilung dieſer ſo genannten Gedanken geſchieht entweder wieder nur zum Zeitvertreib, oder damit man fremde Neuigkeiten dagegen eintauſche. Sie iſt Handel mit Erbärmlichkeiten, um der Qual eines leeren Daſeyns los zu werden. Auch das iſt nicht Mittheilungstrieb.

Eben ſo wenig iſt es Mittheilungstrieb, wenn die Eitelkeit das Wort führt, wenn man ſpricht, weil man glaubt, was man zu ſagen hat, ſey beſonders wichtig, und es gehe viel verloren, wenn man es für ſich behalte, oder es gebe andern vortheilhafte Ideen von der Sprecherinn, der Witz glänze darin, oder der Ausdruck müſſe Bewunderung erregen, oder die Reitze des Körpers nehmen ſich im Sprechen am beſten aus. Die Unerträglichſten ſind hier diejenigen, die einige Kenntniſſe an ſich gebracht haben, ohne dadurch gebildet worden zu ſeyn. Das gebildete Weib wird ſich nie abſichtlich merken laſſen, daß es etwas weiß, und ſich immer auf das einfachſte und deutlichſte ausdrücken; es wird nie von etwas ſprechen,

das es ſich nicht ganz zu eigen gemacht hat. Aber jene ruhen nicht, bis ſie die halbverſtandenen Wörter, die ſie kürzlich eingelernt, tauſendmal nachgeſprochen haben.

Mit Abſcheu wenden wir uns endlich von denen, deren Zunge im Dienſte niedriger Leidenſchaften ſteht, die nur ſprechen, um Verdacht zu erwecken, zu läſtern, zu verkleinern oder üble Nachreden zu verbreiten, weil ſie dieſe oder jene beneiden, ſich über dieſe oder jene erheben, ſich an dieſer oder jener rächen wollen, oder weil es ihre höchſte Luſt iſt, zu intriguiren und Mißverſtändniſſe hervor zu bringen. Sie ſind die Einſylbigſten von allen, wenn ſie ſich nicht unter ihres Gleichen befinden, oder wenn nichts Böſes zu ſagen iſt. Wahres Mittheilungsbedürfniß kennen ſie nicht.

Das echte weibliche Mittheilungsbedürfniß macht ſich gleich durch eine gewiſſe Herzlichkeit kenntlich, die alles beſeelt, was geſagt wird. Wenn dieſes auch nicht ſehr wichtig iſt, und wenn man auch nichts daraus

lernt: ſo erfreut es doch, eben durch jene Herzlichkeit. In dem echten weiblichen Mittheilungsbedürfniſſe ſpricht gleichſam der ganze innere Menſch. Man fühlt, es ſey hier um nichts zu thun, als um das, was eben geſagt wird; der Gedanke und die Empfindung drängen das Wort hervor; nichts kommt bloß von den Lippen, nichts bloß aus dem Verſtande, nichts aus der Leidenſchaft — alles aus dem innigen Gemüthe.

Daß die Frauen ſich gerne mittheilen, läßt ſich ſchon aus dem Bewußtſeyn ihrer weiblichen Schwäche erklären. Dieſes Bewußtſeyn gewöhnt ſie, ſich an andere anzuſchließen, und halb in andern zu leben. Sie bedürfen des Mitleidens, des Rathes, des Troſtes und der Hülfe, andre müſſen wiſſen, wie es mit ihnen iſt. So wird es ihnen nach und nach eigen, ihr Herz zu öffnen, auch dann, wenn ſie gerade jetzt weder Mitleiden, noch Rath, noch Troſt, noch Hülfe verlangen. Sie fühlen ſich ſtärker und ſicherer, wenn ſie von etwas geſprochen haben, das ihnen am Herzen liegt.

Aber das iſt doch nicht der einzige Grund. Es iſt den Frauen nicht genug, daß andre das erfahren, was ſie ihnen ſagen wollen; das Sagen ſelbſt iſt ihnen ſüß; ſie ſagen uns Dinge, von denen wir ſchon hinlänglich unterrichtet ſind, oft ſo gar dasjenige, wovon ſie wünſchen, daß es niemand wiſſen möge. Dies rührt von der eignen Lebhaftigkeit ihrer Vorſtellungen und Gefühle her. Wenn die Frauen manche Vorſtellungen und Gefühle tief in ihr Inneres verſchließen — tiefer noch als die Männer, ſo ſind ſolche mehr innig als lebhaft. Lebhafter ſind bey den Frauen alle Vorſtellungen und Gefühle, die ſich auf das einzelne Geſchichtliche und Practiſche im Leben und auf die Intereſſen des Herzens beziehen. Die lebhafte Vorſtellung und das lebhafte Gefühl wollen immer Sprache werden.

Die Frauen denken überdas anſchaulicher, ſie denken weniger im Begriffe, entweder im Bilde oder im Worte; Gedanke und Wort ſind bey ihnen innigſt mit einander verbunden. Das Denken iſt zugleich Trieb zu ſagen, und

indem ſie es ſagen, erleben ſie alles von neuem.

Endlich darf auch nicht vergeſſen werden, hier auf das Wohlwollen hinzudeuten, das gewiß ſehr oft die Seele des weiblichen Mittheilungstriebes iſt. Wie freuen ſich gute Frauen, jemand eine frohe Bothſchaft zu bringen, wobey ſie ſelbſt nichts gewinnen, als die Mitfreude! Mit welchem Entzücken erzählen ſie, bis auf die kleinſten Umſtände herab, wie alles hergegangen iſt! Auch wenn ſie zuweilen etwas ausführlich von ſich ſelbſt ſprechen, iſt dieſes Wohlwollen nicht zu verkennen; ſie glauben von uns, wir ſeyen eben ſo theilnehmend wie ſie, und es mache uns Freude, das zu hören; ſie wollen uns durch ihre Unterhaltung vergnügen, und ſie merken, daß wir ſie nicht ungerne vernehmen, ohne weiter zu fragen warum, und ohne ſich darauf etwas zu dünken. Darum muß man das nicht als Eitelkeit verſchreyen.

Mancherley sind die Gegenstände des weiblichen Mittheilungstriebes: Ereignisse aus dem eignen Leben, was sich täglich zuträgt, was man gehört, gelesen, gedacht, bemerkt hat; das Eine schließt sich ungesucht an das andre an. Es ist nicht nöthig, daß das Mitgetheilte von großer Wichtigkeit sey; das Alltäglichste hören wir mit Wohlgefallen aus dem Munde der Frauen, wenn reiner Mittheilungstrieb sie es sagen heißt. Oft ist uns, als hörten wir etwas ganz Neues, weil es gerade so gesagt wird, wie es sich in der Eigenthümlichkeit der Seele gebildet hat, und mit dem warmen Hauche des Gefühles. Lasset eine Frau, von diesem Triebe geleitet, ihre Schicksale erzählen: wenn gleich nichts darin ist, das nicht überall so geschieht; wir lassen uns doch hinhalten, dadurch, daß alles so rein aus der Seele fließt, und sich ungesucht so lieblich gestaltet, wird uns die Erzählung interessant. Dazu kommt, daß der feine Geschmack, der Beobachtungsgeist und der naive Witz der Frauen auch das Gemeinste oft pikant machen.

Vorzüglich beſchäftigen die Gefühle der Frauen ihren Mittheilungstrieb. Nicht, daß ſie viel von Gefühlen ſprechen; ſie thun das weniger als wir, weil ſie mehr Gefühle haben. Ein Weib, das viel von Gefühlen ſpricht, lügt dieſe entweder, oder es erzwingt ſie von ſich. Aber die Sprache des Gefühles reden ſie öfter — und öfter von dem, was dieſe Gefühle erweckt. Was das Weib fürchtet, worüber es Zweifel hägt, worin es ſich nicht zu helfen weiß, was bey ihm Verwunderung erweckt, das wird unwillkührlich zur Sprache. Es muß reden von dem, was ihm gefällt, was ihm neu, was ihm rührend war, was ſein Herz begeiſtert hat, und was es liebt. Es ſchildert ſeine Empfindungen nicht; aber ſie erwachen von ſelbſt wieder, indem die Phantaſie die Vorſtellungen herbey ſchafft, von denen ſie herrühren.

Wie ſollte das Weib da ſchweigen, wo ſein Herz trauert, und wo es, bey der ſtillſten Ergebung, doch des Troſtes, der Aufrichtung, wenigſtens des Mitleidens bedarf? denn das iſt die zarte Natur der Frauen, daß ihnen Theil-

nahme eben so wohl thut, als sie selbst gerne fremdem Schmerze ihr Herz öffnen. Schon das gibt Erleichterung, daß man sich sein Leiden recht nahe bringt, daß man es sich recht anschaulich macht, indem man es in Worte faßt — noch mehr aber, daß man es in die fremde treue Brust legen kann.

Und wie sollte es das Weib auf seinem Herzen behalten, wenn ihm Frohes begegnet ist? Will nicht die Freude sich aussprechen — vorzüglich, wenn sie so fein und so in allen ihren kleinen Details empfunden wird, wie bey den Frauen? Ist es nicht natürliches Bestreben, die flüchtigen Erscheinungen, welche die Freude bringen, durch das Wort noch einige Augenblicke fest- und der Seele vorzuhalten?

Der schöne weibliche Mittheilungstrieb wird noch schöner, wenn ein gebildeter Geist und ein veredeltes Herz ihm zu Hülfe kommen. Wie viel Interessantes werden wir hören, wo ein reicher lichtvoller Verstand spricht — von der Frau, die viel erfahren, und

ſich viel gemerkt, die viel gedacht, und ſich im richtigen Urtheilen geübt, die ſich Einſichten erworben, ſie mit Fleiß verarbeitet, und ſie auf ihre Verhältniſſe angewandt hat, die ſich ſelbſt, die Menſchen und das Höchſte im Leben kennt, wenn ſich mit dieſem Lichte und Reichthume des Verſtandes Fülle des Herzens vereinigt, wenn echt weibliches Gefühl, dem kein Eindruck des Schmerzes und der Luſt verloren geht, in der Bruſt wohnt!

Iſt im weiblichen Gemüthe nun noch beſonders das Sittliche und Religiöſe ausgebildet: dann geſellt ſich zu dem Angenehmen das Würdige und Erhebende. Nichts iſt rührender, als der reine Erguß eines tugendhaften und religiöſen weiblichen Herzens. Nirgends tritt das Heilige ſchöner und ehrwürdiger hervor, als hier; nirgends bewegt es uns ſo tief, als in der kindlich frommen Einfalt, womit die gefühlvolle Frau davon redet. Die gemeinſten Dinge empfangen hier eine überirdiſche Weihe, die gewöhnlichſten Ereigniſſe erſcheinen in der erhabenſten Beziehung, alles wird zum Spiegel

des Ewigen. Das ernſte und ſanfte Wort dünkt uns eine Offenbarung des Himmels.

O, daß doch die, denen das Alltägliche nicht zu gering iſt, ſich nicht ſchämen möchten, vom Herrlichſten zu ſprechen, von dem ſie ſo viel Herzgewinnendes zu ſagen wüßten! Wie viel achtungswerther und lieblicher iſt doch das Weib, wenn es, im Gefühle des Höchſten, ſein Herz aufſchließt, als wenn es über Putz, Moden, Luſtbarkeiten und Tagesgeſchichten allerley Gerede führt!

2.

Weibliche Freundſchaft.

Die Freundſchaft iſt Eine der intereſſanteſten Erſcheinungen im menſchlichen Leben; es verlohnt ſich daher wohl der Mühe, zuzuſehen, wie ſich darin der weibliche Sinn offenbare — um ſo mehr, da noch immer darüber geſtritten wird, ob und in wie fern die Frauen derſelben fähig ſind.

Es kommt dabey vor allem darauf an, daß wir von einem richtigen und beſtimmten Begriffe ausgehen.

Echte Freundſchaft, die dieſen Nahmen ganz verdient, iſt innige ungetheilte und feſte Verbindung der Gemüther, worin man einan-

der vertraut und angehört, unter allen Wechseln des Glückes an einander hält, und freudig einander große Opfer bringt. Wohlwollen und Achtung treffen in der echten Freundschaft zusammen; das Wohlwollen verknüpft die Herzen, die Achtung ertheilt dem Bündnisse Würde, und sichert ihm seine Dauer. Die Achtung ohne Wohlwollen würde die Herzen kalt lassen; während das Wohlwollen ohne Achtung oft die Diskretion verläugnen würde, die nicht fehlen darf, wenn, bey der vielfachen physischen und moralischen Gebrechlichkeit der Menschen, genauere Verhältnisse unter ihnen von Bestand [illegible] sollen.

Indeß ist nicht jede Art des achtungsvollen Wohlwollens geeignet, in Freundschaft überzugehen; nur diejenige ist es, welcher Sympathie im echt Menschlichen zum Grunde liegt; jede andre ist zu schwach, die Gemüther an einander zu fesseln, und der Vereinigung hinlängliches Interesse zu geben und zu erhalten. Je vollkommner die Sympathie, je größer und vielseitiger die Uebereinstimmung der Geister

und der Charaktere; deſto vollkommner und feſter die Freundſchaft.

Es gibt eine Freundſchaft, welche das Zuſammentreffen in dem uneigennützigen Streben nach denſelben groſſen und edeln Zwecken ſtiftet. Menſchen, die für Eine würdige Sache begeiſtert ſind, ſind dadurch einander verbündet, um ſo inniger, je mehr dieſe Sache das Herz zu erweitern und entfeſſeln vermag, je mehr ſie ihnen heilig — und je ſeltener der Sinn für ſie iſt. Der gemeinſchaftliche Enthuſiasmus iſt ihre Sympathie, und läßt ſie die Verſchiedenheiten, die ſich außerdem etwa zwiſchen ihnen finden, überſehen. Sie ſind einander unentbehrlich, ſie müſſen mit einander auf die Bahn der Gefahr treten, Hinderniſſe bekämpfen, Ungemach erdulden. Das Ziel, wornach ſie ringen, iſt der Stern, der ihnen auf dieſer Bahn vorleuchtet, und bey deſſen Anblick ſie einander ans Herz fallen.

Dieſer Freundſchaft ſind eigentlich nur Männer fähig; aber man trifft ſie ſelten in

Zeiten, wo Gold gesucht wird statt des Herrlichen, Glanz statt der Ehre, wo Weichlichkeit und Selbstsucht der Menschheit edle Kraft gelähmt haben. Von den Frauen muß man sie nicht erwarten, die Natur hat sie nicht dafür organisirt. Der Enthusiasmus, der sie beseelen muß, ist ihrer sanften Stimmung fremd. Bey dem kleinen Dienste des Lebens, an den sie gewiesen sind, fehlen die Zwecke, in welchen sich die Herzen glühend begegnen. Ihre Bestimmung ist, Schönes zu wirken — nicht, Erhabenes zu vollführen. Der Beystand, den sie einander leisten, beschränkt sich auf häusliche Angelegenheiten und Schicksale; er besteht in Werken der Herzensgüte oder der Dankbarkeit — nicht der Freundschaft; er ist nicht hinlänglich, die übrigen Verschiedenheiten der Gemüther zu verdecken, und diese in festen Zusammenhang zu setzen. Die Dinge, in welchen sie noch am ernstlichsten gemeinschaftliche Sache machen, vertragen sich nicht sonderlich mit der Freundschaft; sie können nur kurze Vereinigungen bewirken; das Interesse theilt sich bald; die

die abweichenden Meynungen und der Hang, Recht zu behalten, oder die vornehmſte Rolle dabey zu ſpielen, erzeugen oft noch früher Zwieſpalt, auch pflegt die Bemerkung, daß jede ihren beſondern Abſichten nachgegangen, ſelten lange auszubleiben.

Ueberhaupt kann bey Verbindungen, welche nur gegenſeitige Hülfe beabſichtigen, oder in gegenſeitiger Hülfe ganz ihr Weſen haben, von Freundſchaft nicht die Rede ſeyn. In dieſe darf ſich nichts Eigennütziges miſchen; der Eigennutz verknüpft keine Herzen, und verkehrt die Annäherungen, die er veranlaßt hat, ſelbſt wieder in kalte Entfernungen.

Die Frauen lieben die methodiſche Bildung nicht, am wenigſten denken ſie darauf, Inſtitute für ihre Bildung anzulegen, ſie bilden ſich im Stillen durch kluges Aneignen deſſen, was ihnen zufällig entgegen kommt; ſonſt könnte das Bedürfniß, durch gegenſeitiges achtungsvolles und wohlwollendes Einwirken den geiſtigen Werth zu erhöhen, etwas, der Freundſchaft,

welche nach erhabenen Zwecken ſtrebt, Aehnliches hervorbringen.

Die genaueſte Freundſchaft iſt diejenige, welche aus der durchgängigen Verwandtſchaft des innern Lebens entſpringt. Mit dem Weſen, in welchem ich meinen Sinn, meine Empfindungen und Stimmungen, meine Anſichten, meine Grundſätze und die Züge meines Charakters wiederfinde, kann ich in die vielſeitigſte Berührung kommen; es kann meinem Herzen am meiſten gewähren; das Intereſſe, welches wir an einander nehmen, hängt nicht von Zufällen ab, es begleitet uns durch das ganze Leben, und iſt von nichts Eigennützigem befleckt, obgleich es durch alles, was wir Einer für den andern thun, vermehrt wird. Mit Wohlgefallen ſchaue ich an ihm mein Bild, und knüpfe mein Daſeyn feſt an das ſeinige. Die Wahrheit und Würde deſſen, was in mir lebt, und was mich angelegentlich beſchäftigt, werden mir durch dieſes Weſen beſtätigt. Mit glei-

cher Wärme beſprechen und treiben wir gemeinſchaftlich, was uns das Theuerſte iſt. Niemand verſteht mich und fühl't mit mir in dem Maße. Von ihm geht in mich über, was mein eigenthümliches Beſtes bereichert, und ich theile ihm mit, was ihm zur Erweiterung und Stärkung des eigenthümlichen Beſten gereicht. Seit wir einander erkannt haben, gehören wir einander an; unſre Herzen haben ſich das Wort gegeben; die Natur hat über unſern Bund den Segen geſprochen, wir werden mit einander glücklich und elend ſeyn, für einander dulden, arbeiten und hingeben.

Auch dieſe Freundſchaft, die uns Freundſchaft des Herzens heiße, iſt bey den Frauen ſeltner und ſchwächer, als bey den Männern. Die wenigſten machen viel daraus, daß ein andres weibliches Weſen da iſt, welches mit ihnen ſympathiſirt; unter ihnen iſt mehr allgemeine Sympathie, darum legen ſie auf die ſpecielle, wenig auffallende, die feinern Züge des Geiſtes und Herzens betreffende, weniger Werth. Die auf einer gleichen Stufe der Kul-

nur stehen, haben schon dadurch und durch den gemeinschaftlichen Geschlechtscharakter Berührungspuncte genug, um einander so viel zu seyn, als die meisten von einander verlangen, das heißt um über allerley zu sprechen, sich die tägliche Noth zu klagen, sich aus kleinen Verlegenheiten zu helfen, mit einander zu lachen, und sich sonst die Zeit zu vertreiben. Die tiefere Anregung der Sympathie sollte das Mädchen vom Geliebten, das Weib vom Gatten, die Mutter vom Kinde empfangen.

Die Frauen sind mehr für die Liebe als für die Freundschaft gebildet. Je mehr sie mit einander sympathisiren, desto mehr können ihre wichtigsten Interessen mit einander in Collision kommen. Zudem kennen die Frauen in der Regel die Männer besser, als sich unter einander, weil sie jene sorgfältiger beobachten. Ihr eignes Geschlecht beobachten sie nur, um sich gegen die Machinationen desselben zu sichern, wobey die Aufmerksamkeit mehr auf das Trennende als auf das Verbindende fällt. Auch nehmen sie sich selten die Zeit, jene fei-

nern Züge zu erforschen, die sie genauer mit einander verknüpfen könnten.

Das weibliche Bedürfniß, sich anzuschließen und mitzutheilen, begünstigt die Freundschaften der Frauen nicht so sehr, als man erwarten sollte. Dazu ist es bey den meisten zu flach: sie wenden sich damit an jede, welche Lust hat, sie zu hören, und bey der die Worte nicht ganz in den Wind geredet sind — was indeß viele auch eben nicht bekümmert. Um recht in den Zug zu kommen, wird nicht mehr vorausgesetzt, als daß andre in diesem Bedürfnisse mit ihnen sympathisiren, die denn selten geneigt sind, sich übertreffen zu lassen. Oft haben sie sich in Einer Stunde alles gesagt, was sich sagen läßt, und wissen einige Stunden nachher nichts mehr davon. Sie können so gar ihr Herz sprechen lassen, ohne daß sie darum denen, welchen sie es eröffnen, näher kämen. Selbst das Sichaneinanderhangen, das Liebkosen und heimliche Zuflüstern sind von keinen weitern Folgen. Sie umarmen sich, weil es Sitte ist; die Wärme darin ist entwe-

der nur scheinbar, oder sie gilt irgend einem Bilde der Phantasie. Ihre Küsse sind Spielerey, oder Schaustücke für die Männer; die lange Gewohnheit hat ihnen eine Geläufigkeit gegeben, die beynahe wie Herzlichkeit aussieht; zuweilen legt auch die Phantasie noch einen geheimen Sinn hinein.

Auf diese Weise entsteht jene vertraute Geselligkeit, die sie Freundschaft nennen, weil sie von dieser keinen Begriff haben. Drey Viertheile ihrer Bekanntschaft sind ihre Freundinnen; sie haben Freundinnen auf Wochen, auf ganze Tage und halbe Tage. Mehr als zwey Mal brauchen sie sich nicht zu sehen, um von ihrer Freundschaft anderwärts zu rühmen, und unter den Zettel, worin sie sich ein Muster von etwas Modischem ausbitten, zu schreiben: ihre aufrichtige Freundinn.

Die Leichtigkeit, womit solche Frauen sich an- und aufschließen, macht ihnen die wahre Freundschaft unmöglich; denn das innere Leben des Gemüthes, von dem die Freundschaft aus-

geht, wird ganz in das äußere der Geſellſchaft gezogen, und da entweder verflüchtigt oder entweiht; weil ſie ſich allen hingeben, können ſie ſich keiner recht hingeben. Ihr Gefühl iſt verbraucht, wenn ſie endlich in verwandtes weibliches Weſen antreffen; ſie werden nicht einmal gewahr, daß die Sympathie ihnen hier gehaltvollere und intereſſantere Mittheilungen geſtattet.

Nur bey den innigern Frauen bahnt das Mittheilungsbedürfniß der Freundſchaft den Weg; über das Geheimſte ihres Lebens möchten ſie ſich ausſprechen, das vermögen ſie nur gegen das Weib, das mit ihnen empfindet, und daß ſie es vermögen, das kettet ſie feſter an daſſelbe.

Auch das natürliche Wohlwollen der Frauen leiſtet der weiblichen Freundſchaft wenig Unterſtützung. Es iſt von zu großem Umfange, als daß es in dem Sinne herzlich ſeyn könnte, wie es die Freundſchaft ſeyn muß. Die Frauen wollen vielen wohl, indem ſie etwas an ihnen

finden, das ihnen gefällt, mit denen sie auf keine Weise sympathisiren, mit denen sie sich in engern Verhältnissen übel befinden würden.

Indeß wird dieses Wohlwollen eben so häufig, als jene vertrauliche Geselligkeit, für Freundschaft genommen. Die Frau N., meine Freundinn, muß, aus einem weiblichen Munde, oft übersetzt werden: die es gut mit mir meynt, wenn ich ihr nicht zu nahe komme, die an meinem Schicksale Theil nimmt, mein Glück wünscht, auf deren Rath ich rechnen kann, und die mir ihren Beystand nicht versagt, wenn ich sie in Ehren halte, und nicht zu viel verlange.

Das natürliche Wohlwollen der Frauen erhebt sich gegen einzelne ihres Geschlechtes, die mit äußern Annehmlichkeiten liebenswürdige Eigenschaften des Geistes und Herzens verbinden, zu einer höhern Wärme, vermöge welcher sie für dieselben viel übrig haben, die aber doch nicht Freundschaft ist, weil das Wesentliche derselben, die Sympathie — gewöhnlich auch die Erwiederung fehlt.

Die Frauen haben selten so viel reine

Achtung gegen einander, als zur Freundschaft gehört; die Achtung ist bey ihnen dem Wohlwollen untergeordnet, und erscheint fast immer durch den Charakter desselben modificirt. Das Vortreffliche, was sie an andern Frauen erblicken, gewinnt diesen früher und stärker ihre Zuneigung, als ihre Hochschätzung. Daher stimmt sich bald ein Ton zwischen ihnen an, der nicht der ernste Ton der Freundschaft ist, und bey welchem diese schnell dahin welkt.

Die Freundschaft ist vom Erhabenen, wie die Liebe vom Schönen erfüllt. Die Freundschaft lebt in großen Ideen, das Angesicht gen Himmel gerichtet, die Ewigkeit in der Brust; sie steht nicht bloß über dem Egoismus, sie hat ihn auch in hohem Göttergefühle bezwungen. „Wenn der Mensch vor dem Meere „und auf Gebirgen und vor Pyramiden und „Ruinen und vor dem Unglücke steht, und sich „erhebt, so streckt er die Arme nach der „großen Freundschaft aus. — Und wenn ihn „die Tonkunst und der Mond und der Früh„ling und die Freudenthränen sanft bewe-

„gen, so zergeht sein Herz, und er will die „Liebe *)." Der Sinn für das Schöne, Zarte und Innige ist bey den Frauen das, was bey den Männern der Sinn für das Erhabene, Kräftige und Würdevolle ist. Darum sind jene mehr der Liebe, diese mehr der Freundschaft empfänglich.

Wenn bey den Männern die Selbstsucht der Freundschaft hinderlich wird; so wird es bey den Frauen die Eitelkeit nicht minder. Die Eitelkeit erkältet das Herz, während die Freundschaft hohe Wärme verlangt. Die eitle Frau hat zu viel zu beschicken und zu besorgen, als daß sie der Freundschaft, die ein ungetheiltes und freyes Gemüth fordert, sich weihen könnte. Sie lernt sich mit der Gunst des Beyfalles begnügen, und darüber die Gunst des Herzens entbehrlich finden. Wenn sie auch nicht alles neben sich verdunkeln möchte: so ist ihr doch jede Frau, welche Ansprüche machen kann, eine Nebenbuhlerinn; sie fühlt sich durch Aus-

*) Titan, von Jean Paul, I. Band, S. 223.

zeichnungen, welche andern widerfahren — ſchon durch Vorzüge, welche dieſe beſitzen, gekränkt, und die bloße Beſorgniß iſt hinreichend, ihr Inneres zu verſchließen. Daher ſchenkt noch am erſten die Schöne der Häßlichen, die Geiſtreiche der Geiſtloſen ihre ſogenannte Freundſchaft, nicht bloß, um ſich durch den Kontraſt zu heben, ſondern auch, weil hier am wenigſten Befehdung und Vereitlung ihrer Abſichten zu fürchten iſt.

Es bedarf indeß nicht einmal der Eitelkeit, um die Frauen argwöhniſch zu machen, und gegen einander aufzuwiegeln; ſchon durch ihre Lage ſind ſie einander faſt immer im Wege, und in vielen Fällen würden ſie ſelbſt gegen die beſte Freundinn auf ihrer Huth ſeyn müſſen. Die Intereſſen, welche die Männer wider einander zum Kampfe rüſten, werden ſeltener angeregt, und wo dies geſchieht, da kommt es bald zur offnen Fehde, die Frauen hingegen werden durch tauſend Kleinigkeiten, durch Dinge, die täglich vorfallen, in einen ewigen Krieg verwickelt, der dadurch deſto ſchlimmer wird, daß

er den Schein eines ewigen Friedens behaupten muß.

Bey dem allem läßt sich nicht läugnen, daß es Freundschaft unter den Frauen gibt. Die gewöhnlichen Weiberfreundschaften sind freylich von eigner Art, sie bleiben weit hinter den Forderungen, welche an die vollkommne Freundschaft ergehen, zurück; indeß kann man ihnen den Namen doch nicht verweigern, da sie doch auch viele jener Forderungen erfüllen. Sie bestehen aus einer Mischung von Mittheilungsbedürfniß, Wohlwollen und oberflächlicher Sympathie. Daß ihre Absichten und Neigungen weniger Zwistigkeiten veranlassen, daß sie in irgend etwas zusammentreffen, was sie von andern Frauen aussendert, ohne unter ihnen selbst Spannung zu bewirken, daß sie sich besser verstehen, daß sie sich vertrauter und herzlicher mit einander unterhalten können, daß sie in ihren äußern Verhältnissen einander ähnlich sind, gleiche Leiden und gleiche Freuden, gleiche Bedürfnisse und Wünsche, gleiche Besorgnisse

und Erwartungen hägen, daß sie sich leichter die Eine in die Lage der andern versetzen, daß sie lebhafter mit einander fühlen, daß sie sich gegenseitig allerley Beystand zu leisten vermögen, das sind die Motive der Freundschaft bey den meisten Frauen. Uebereinstimmung der Gemüther ist eben nicht nöthig; aber sie kann derselben wohlthätig werden.

Hieraus läßt sich der Charakter der gewöhnlichen weiblichen Freundschaft leicht erschließen, und die Erfahrung bestätigt, daß er so ist.

Das Erste, was diese Freundschaft unterscheidet, ist: Vertraulichkeit ohne Zutrauen. Zu rasch werden diese Verbindungen geschlossen, und man kennt sich zu wenig, als daß dabey Zutrauen möglich wäre; oft sind sie nur Versuche, etwas Ernstlicheres und Innigeres zu erzeugen, die schon deßwegen fehlschlagen müssen, weil sie übereilt werden. In gewissen Dingen werden die meisten Frauen wohl immer mißtrauisch gegen einander bleiben; aber man thut doch mit einander geheim, man entdeckt sich alles, woran nicht viel gelegen

iſt, ſeine Eigenheiten, ſeine Begegniſſe, ſeine Gedanken und Gefühle, ſeine kleinen Projecte, beſonders ſeine ſchlechte Meynung von andern und was die Stadt Nachtheiliges von ihnen urtheilt. Wenn darunter manches ſich befindet, was man nicht weiter gebracht haben will: ſo iſt das doch kein Beweis von Zutrauen; Frauen vergeſſen nichts leichter, als daß Frauen nicht gut ſchweigen können; ſie glauben, es ſey ſchon genug, wenn ſie nur hinzuſetzen: ſprich aber nicht weiter davon, obgleich daſſelbe früher zu ihnen geſagt ward. Eben ſo wenig iſt es ein Beweis von Zutrauen, wenn ſie manches verrathen, wovon ſie ſelbſt wünſchen, daß es Niemand erfahre; das volle Herz überwältigt die Vorſicht, von dem Gleichgültigen kommen ſie unvermerkt auf das Wichtige, und haben ſie einmal etwas geſagt, dann wollen ſie auch gern alles ſagen – nachher bereuen ſie es genug. Wenn es ſchnell bewegt iſt, ſchließen die Frauen ihr Herz einander auf, wie die Männer im Rauſche, ſelten im Zuſtande der beſonnenen Ruhe. Groß iſt die Zahl der Geheimniſſe, die

ſie ſorgfältig vor einander verwahren; und wor-
in ſie nicht erkannt ſeyn wollen, das wiſſen ſie
auch wohl zu verbergen.

Sie haben nicht bloß vor einander, ſondern
auch wider einander vieles geheim; das volle
Einverſtändniß, das Hingeben ohne Vorbehalt
iſt ihnen fremd. Sie intriguiren hinter dem
Rücken gegen ihre Freundinnen; und wenn ſie
ihnen auch nicht eben Uebles nachreden, ſo kön-
nen ſie ſich doch bey Gelegenheit kleine Anmer-
kungen nicht wohl verſagen, und hören leiſen
Tadel nicht ungerne. Nur zu häufig findet man
wahr, was ein geiſtreicher Schriftſteller ſagt:
„ſie faſſen ſich unter den Armen und bey der
„Reputation *)." Aber übertrieben iſt, wenn
es kurz vorher heißt: „Weiberfreundſchaft iſt
„der Regenbogen am Himmel der Freund-
„ſchaft; verrätheriſches Naß unter ſchimmern-
„den Farben verbergend, aus Dünſten gewebt,
„und von der ſchief überſtehenden Sonne ver-
„goldet." Sie meinen es eben nicht ſchlimm

*) Das goldene Kalb, III. Band, S. 56.

mit einander; aber sie machen sich kein Gewissen daraus, und können es nicht lassen.

Darum ist auch auf die Lebhaftigkeit ihrer Freundschaftsbezeugungen nicht viel zu geben, und man muß es ihnen nicht als starkes Freundschaftsgefühl anrechnen, wenn sie beym Abschiede und beym Wiedersehen außer sich sind. Die Sitte bringt das mit sich, und der folgt bey ihnen leicht das Herz; zudem pflegt das Neue und Ungewöhnliche sie etwas zu ergreifen, und wenn alle Stricke reißen, winseln und jubeln sie sich unter einander in die Rührung hinein.

Daß dieser gewöhnlichen Freundschaft der Frauen keine sonderliche Festigkeit nachzurühmen seyn werde, ist leicht zu erachten. Schon die vielen Mißverständnisse und Collisionen, welche unter Frauen, die oft beysammen sind, entstehen, lassen das nicht zu. Von großen Gedanken, Gefühlen und Bestrebungen muß die Freundschaft Nahrung empfangen, daran gebricht es in der Regel den Frauen; was dagegen ihre Gedanken, Gefühle und Bestrebungen vortheilhaft auszeichnet,

net, und ihrer Liebe ſo hohe Reitze verleiht, wird, in der Verbindung mit ihres Gleichen, für Alltägliches geachtet. Da die Frauen ihrer Vertraulichkeit keine Gränzen zu ſetzen wiſſen, ſo haben ſie, wenn nicht Fülle des Gemüthes und fortſchreitende Bildung das verhüthen, bald alles, was an ihnen intereſſant iſt, enthüllt; ſie können einander nichts mehr zeigen, als das ſchon oft Geſehene, und werden ſo einander gleichgültig. Verſchwenderiſch im Geben, geben ſie ſich in kurzer Zeit aus, und mit der Langenweile ſtellt ſich der Ueberdruß ein. Das gewöhnliche Converſationsgerede, worin ſie ſich freylich nie erſchöpfen, unterhält keine Freundſchaft. Weil die Achtung nicht über ihrem Betragen wacht: ſo verrathen ſie einander zu viel von den Schwächen, die Niemand liebenswürdig finden kann, was denn damit endet, daß man den Verkehr abbricht.

Indeß wird er darum nicht aufgegeben, die Herzensfreundinnen erkalten, zerfallen, zanken ſich periodiſch — wenigſtens alle Monate einmal — und halten darin ſo gute Ordnung,

wie in irgend etwas; sie beschwören, daß sie nie wieder mit einander zu schaffen haben wollen; aber sie haben sich an einander gewöhnt, nach einigen Tagen merken sie, daß es so nicht geht; und es ist nur noch die Frage, wer den ersten Schritt thun soll.

Freylich ist nicht jede Freundschaft der Frauen unter einander so geartet. Schon die gewöhnliche erhebt sich in edeln Gemüthern zu höherer Innigkeit und Wahrheit, und behauptet sich fester. Aber gefühlvolle, an Geist und Herz gebildete Frauen kennen auch noch eine beßre Freundschaft, die Freundschaft des Herzens, und übertreffen darin so gar die Männer, besonders wenn sie in tiefern Empfindungen, in vortrefflichen Charakterzügen und in religiösen Stimmungen mit einander sympathisiren. Durch das Innerste ihres Lebens gehören sie dann einander an, die Freundinn ist ihnen werth, wie der Geliebte. Sie besorgen nicht mehr, von ihr überglänzt zu werden; sie sind selbst ihre begeisterten Lobrednerinnen; in

ihrer Gegenwart darf niemand die Ehre derſelben antaſten; ſie wachen und ſorgen, ſie arbeiten und dulden mit ihr. Keine Beſchwerde, für die Freundinn übernommen, däucht ihnen zu groß, und ſie halten an einander in unſterblicher Treue. Delicateſſe behütet die Annehmlichkeiten des Bündniſſes, die Liebe trägt und bedeckt alle Mängel, und im Gefühle des Beſten erheben ſich die Herzen über die kleinlichen Leidenſchaften, welche Spannungen hervorbringen könnten.

Solche Freundſchaft leiſtet den Frauen oft Erſatz für das entbehrte Glück der Liebe. Wohl dem Weibe, dem ſich die Arme der Freundſchaft öffnen, wenn es in der großen Welt einſam ſteht, oder wenn das Herz des Gatten ſich ihm verſchließt! Wohl dem Weibe, das die von Schmerz und Kummer überfüllte Bruſt in den Schooß der Freundſchaft ausgießen kann! Die bloße Geſelligkeit vermag es für den Mangel der Freundſchaft nicht zu entſchädigen; nichts verdirbt ſogar die Frauen mehr, als das gewöhnliche geſellige Weſen.

Bey der Freundschaft muß das Weib Trost und Wonne des Daseyns suchen, ehe die Liebe ihre Blumenkränze windet. Glücklich ist die Jungfrau, der jene früher die Hand both als diese. Unter dem Einflusse der Freundschaft bildet sie sich am besten für den schönen und dauerhaften Verein der Liebe.

Selbst in der Ehe hört die Freundschaft nicht auf, dem Weibe Bedürfniß zu seyn. Vieles fühlt und erfährt es da, was sich nicht im Herzen halten, und sich doch einzig der bewährten Freundinn mittheilen läßt, worüber nur die bewährte Freundinn Rath und Beruhigung geben, worin nur sie beystehen kann. Die gemeine Weiberfreundschaft richtet hier oft großes Unheil an, und kann das glücklichste eheliche Verhältniß stören. Leidenschaft und Intrigue mischen sich fast immer hinein, und treiben das Mißverständniß zur unversöhnlichen Zwietracht.

Zwischen Frauen und Männern kann eigentlich keine Freundschaft Statt finden, weil

hier keine Sympathie des Gleichartigen möglich iſt. Das Verhältniß der Geſchlechtscharaktere iſt auf Sympathie des Feſten und Zarten, der Würde und der Anmuth, der Kraft und der Ergebung berechnet, worin die Liebe ihr Weſen hat. Frauen, deren Charakter in das Männliche hinüber ſchlägt, und Männer, deren Charakter ſich zum Weiblichen hinneigt, auch Frauen und Männer, in denen gewiſſe rein menſchliche Gefühle, Stimmungen und Beſtrebungen, die man ſeltener antrifft, und die daher die Herzen zu einander hinziehen, ſo mächtig ſind, daß ſie die Unterſchiede des Geſchlechtes überwiegen, können in ein, der Freundſchaft ähnliches Verhältniß treten; aber reine Freundſchaft wird das doch nie ſeyn. Der Liebe wird daran mehr oder weniger Antheil bleiben; wenn er auch noch nicht bemerklich geworden iſt — gewöhnlich macht dies eben das Verhältniß deſto bedenklicher. Es gehört große Vorſicht dazu, daß es ſich nicht mit der Zeit in Liebe umſetze, beſonders da Sinnlichkeit und Phan

taste nicht nachlassen, mit dem Herzen ihr heimliches Spiel zu treiben.

Was gewöhnlich Freundschaft der Frauen für Männer heißt, ist nichts andres, als das schon oben bemerkte Wohlwollen, womit sich zuweilen noch Achtung verbindet, und das man sich am meisten durch Humanität, durch Diskretion gegen das weibliche Geschlecht, durch vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens und durch Annehmlichkeiten des Betragens erwirbt. Vielen Männern ist es sehr nützlich gewesen, die Freundschaft edler Frauen in diesem Sinne besessen zu haben. Das Weib erscheint darin als das gutmüthige Wesen, das sein Herz gerne fremden Angelegenheiten öffnet, und zu der eignen Last noch gerne einen Theil von der fremden auf sich nimmt. Das Verhältniß hat weder Erhabenes noch Süßes, aber etwas ungemein Wohlthuendes.

5.

Weibliche Freude.

Wenn man mit dem Worte Freude das bezeichnet, was man immer damit bezeichnen sollte: dann muß man gestehen, daß die Freude mehr bey den Frauen ist, als bey den Männern. Wo des Lebens große Aufgaben und schwere Arbeiten Kopf und Hände beschäftigen: da fehlt es zwar nicht an mancherley Genüssen; aber sie sind immer unvollkommen, sie hangen am Einzelnen, das vorüber geht, und werden von vielfacher Noth unterbrochen; die volle Freude empfindet man erst, wenn man am Ziele steht — und wann steht man denn da? Wo Schönes sich bildet in besonderen Gestalten, wo unaufhörlich etwas vollendet und Neues be-

gonnen wird, und jedes für ſich genügt: da iſt die Freude in ihrer Heimath.

Die Frauen haben mehr, worüber ſie ſich freuen. Nicht eben ihr Beſitz, aber ihre Empfänglichkeit iſt größer, tauſend Dinge, die wir nicht achten, geben ihnen die ſüßeſten Freuden. Ihre Aufmerkſamkeit wird mehr vom Individuellen angezogen, ſie ſehen alles genauer — bis auf die kleinſten Nüancen. Sie beobachten mehr, was der Freude werth iſt, und ihr Sinn dafür iſt feiner und ſchärfer. Wenn wir auch alles ſähen, was die Frauen ſehen: ſo würden wir doch nicht denſelben Gewinn davon haben, weil wir nicht mit ihren Augen und mit ihrem Gefühle ſehen. Was die ſchönſten Freuden gewährt, liegt nie auf der Oberfläche; es wird nur von dem feinern Sinne empfunden.

Ueberdem bringen die Frauen zu jeder Freude viel mit — ein ruhigeres Herz, eine freundliche, lieblich verſchönernde Phantaſie, ein weiches Gemüth, das ſich vorzüglich im Mitgefühl offenbart, und das Talent, bey dem

was den Schmerz in seine Tiefen verhüllt, nur das gefälligere Aeußere zu beachten. Ihre Freude über kleine Dinge und geringfügige Ereignisse, über das Schöne, über ihre Kinder, über Menschen, die sie lieben, und über die Freude andrer kennen wir nur aus den Erscheinungen derselben.

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn ein Weib sich nicht über vieles freut. Hang zur Schwermuth kann bey ihm die Disposition zur Freude nicht ganz unterdrücken — nur Rohheit, Verbildung, heftige Leidenschaften, welche die Einheit des Gemüthes zerstören, können es.

Die Freude der Frauen ist in der Regel stiller — sie ist es überall, wo echte Weiblichkeit treu bewahrt wurde. Sanft bewegt sie das Herz, und äußert sich nicht mit Heftigkeit und Ungestüm. In fröhliches Wesen mag sie wohl übergehen; aber sie kann darin nie Zucht und Anstand, nie das schöne Ebenmaß verlieren, welches ein wohlgeordnetes Gemüth allem anbildet; sie kann nicht anders als im Schmucke der Anmuth erscheinen. Sie wird in eben dem

Grade und gewöhnlich in einem noch höhern empfunden, als sie sich darstellt. Die Empfindung bringt das Spiel des losgelassenen Lebens hervor; während die Männer sich oft in die Freude herein rasen.

Der Kreis weiblicher Freuden umschließt ja auch fast nur die Stille.

Die laute, rauschende Freude ist weniger für die Frauen; sie versetzt sie aus sich selbst, was nie ohne Verletzung des Innern geschieht; sie entsteht entweder aus Leidenschaft, oder sie erweckt gefährliche Leidenschaft, und gibt allen unglücklichen Reitzungen eines gefährlichen Weltlebens Preis. Bey den Männern ist es anders; sie können stärkere Aufregungen ertragen, und werden durch ihre Lebensweise daran gewöhnt, Kampf der Leidenschaften gegen einander, oder der Vernunft mit der Leidenschaft ist ihr Daseyn. Sie kehren zurück in das Gewühl der Geschäfte — das Weib in die Stille; und es ist sehr unglücklich, wenn sein Sinn an dem Orte der Lustbarkeit geblieben ist, oder wenn es da gar den Frieden mit sich selbst ge-

laſſen hat. Aber in der ſtillen Freude iſt es immer ſich ſelbſt gleich, und fähig, immer heiter zu ſeyn.

Weil die Frauen ſich mehr ſtill freuen, darum iſt ihre Freude anhaltender. Die heftige Luſt verbrauſ't bald; die Natur hat nicht Stärke, ſie lange zu tragen. Das Vermögen zu genießen iſt ſchnell erſchöpft; und ſie ſelbſt ermüdet durch Einförmigkeit, da ſich das beſondre Mannichfaltige im Genuſſe des Ganzen verliert, welches immer daſſelbe iſt. Was den Sinn der beſſern Frauen ergötzt, das ſpannt das Gemüth nicht gewaltſam an, und iſt reich an heitrer Abwechſelung; Eine Empfindung fließt ſanft in die andre über, lieblich reihen ſich die Blumen zu dem Kranze, der eben ſo ſehr durch die Harmonie aller, als durch jede einzelne entzückt. Zu der genügenden Gegenwart geſellen ſich angenehme Erinnerungen aus der Ferne und ſüße Ahnungen des Zukünftigen; und wo die Wirklichkeit zuweilen zurück bleibt, da hilft die Phantaſie gefällig nach.

So wird auch die Freude der Frauen we-

niger unterbrochen. Könnten die Männer sich anhaltender freuen: so würden sie doch öfter in der Freude gestört werden. Sie vermögen nicht sich so hinzugeben, und sich so alles aus dem Sinne zu schlagen, wie die Frauen; wenn nichts Aeußres sie stört, so stören sie sich selbst. Ihre Phantasie, ihre Sorgen, ihr unruhiges Streben und ihr stolzes Gemüth stellen immer dunkle Bilder zwischen die fröhlichen. Bald fällt uns etwas ein, bald suchen wir etwas auf, erspähen, ergrübeln etwas, das die Freude verjagt. Das gilt zwar nicht von allen, aber von dem meisten, und die, von denen es nicht gilt, verderben sich gewöhnlich die Freude durch Ausgelassenheit.

Die Frauen ziehen jedes mehr in das Licht oder in den Schatten der gegenwärtigen Empfindung hinein. Ist der Schmerz in ihnen herrschend, so trägt alles sein düstres Gewand; ist es die Freude, so hat alles ihre Farben. Das Unangenehme, das sich zwischen sie drängt, macht sie wohl etwas matter, aber es löscht sie nicht aus. Am wenigsten sind die Frauen ge-

neigt, die Freude muthwillig zu zerstören; ob sich gleich sonst viel Hang, sich unnöthiger Weise zu ängstigen, bey ihnen findet.

Reiner als von den Männern wird die Freude von den Frauen empfunden. Bey jenen mischt sich mehr von dem Ernste und der Mühseligkeit des Lebens in dieselbe; ihre Leidenschaften und ihre Weltthätigkeit erregen immerfort Gefühle, die den alleinigen Genuß der Freude nicht gestatten; sie lassen etwas auf dem Grunde des Herzens zurück, wodurch es verhindert wird, diese in ihrer ganzen Lauterkeit aufzunehmen.

Bey Frauen, in deren Gemüthe alles wohl geordnet ist, kann kein fremdartiger Zusatz die Freude verunstalten; rein, wie der Sinn das Bild auffaßt, gibt das Herz die Empfindung. Selbst wenn Wehmuth sich zu der Freude fügt, wird die Erscheinung derselben zwar einiger Maßen abgeändert, aber das Gefühl ist nicht weniger erquickend.

Nur aus dem weiblichen Auge leuchtet der lauste Strahl der Freude ungetrübt; und wie

die Freude das Leben erweitert und verklärt, wissen nur die Frauen.

Die Männer müssen sich in der Freude berauschen, damit sie dieselbe recht fassen; aber wie unvollkommen ist das, was man im Rausche genießt! Den Frauen kommt die Freude um so viel lautrer, je größer ihre Besonnenheit ist.

Die Frauen freuen sich inniger; die Freude wird ihnen zum vollen Bewußtseyn. Sie genießen dieselbe in höherm Grade, und doch bleiben sie darin mit sich selbst eins. Wenn die Männer sich noch so lebhaft freuen, so gibt ihnen die Freude doch diesen Genuß nicht; entweder verlieren sie sich – nicht in der Freude, sondern in den Gegenständen und in den Bewegungen der Freude; oder ein Theil derselben bleibt gewisser Maßen außer dem Herzen, während dieses von andern Dingen besessen wird, die sich oft schlecht mit der Freude vertragen; sie geht nicht in ihr eigentliches Selbst über.

Den Frauen ist es vergönnt, alle Kräfte

ihres Daſeyns in die ſtille Harmonie der Freude aufzunehmen, ſo daß ſie ſich einzig in der Freude fühlen, und jedes andre durch ſie. In ihnen ſteigt die Freude oft zur Wonne, und verbreitet himmliſchen Glanz über das ganze Leben, wenn dieſes ſelbſt ſich zur himmliſchen Erſcheinung verklärt.

Die Wonne iſt den Männern nur bekannt aus den wenigen Augenblicken, wo die Phantaſie ſie über die Umgebungen der Wirklichkeit erhebt.

Endlich iſt die Freude der Frauen auch weniger künſtlich. Bey den Männern bedarf die Freude faſt immer einiger Anſtalten und Zurüſtungen; es muß ihnen etwas Ungewöhnliches gegeben, oder etwas Ungewöhnliches in ihnen angeregt, und daran noch immer aufgeſchmückt werden, damit ſie ſich recht freuen. Oft müſſen ſie die Freude von ſich ſelbſt erbetteln, oder durch ſinnreiche Mittel erſchleichen, oder ſie gar von ſich erpreſſen. Wenn ſie die Freude nicht zuweilen auch da erhaſchen könnten, wo ihr Herz wenig dazu geſtimmt iſt: ſo

würden sie derselben nicht oft theilhaftig werden.

Die Frauen bedürfen das nicht; die Freude biethet sich ihnen ohne Nachhülfe und Verkehrungen an. Sie würden dieselbe am wenigsten erlangen, wenn sie sie mühsam suchen, oder mit Gewalt erzwingen wollten. Ist ihr Herz von ihr abgewendet, dann wird das Allererfreulichste ihnen selten Freude gewähren. Sie vermögen es wohl, ihren Schmerz zu verbergen hinter ein heitres Gesicht; aber Liebe muß sie dazu bewegen, und Liebe ist selbst Freude.

Die Freude der Frauen ist am schönsten, wenn sie ganz natürlich ist, d. h., wenn sie ohne Bemühung, Kunst und Zuthat, allein aus dem, was die Umstände und die Stimmung des Gemüthes biethen, herfließt.

Obgleich die echte weibliche Freude einen allgemeinen Charakter hat, den sie nie verläugnet: so nimmt sie doch von den Umgebungen, von den Dispositionen des Körpers und von den Stimmungen des Gemüthes manches an,

wodurch ſie ſich, zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Individuen, verſchieden zeigt. Es gibt eine weibliche Freude, die ſtill in ſich ſelbſt lebt, und höchſtens in der Heiterkeit des Geſichtes vernehmbar wird, und eine ſolche, die ſich des ganzen Weſens bemächtigt, und in das übergeht, was wir Luſtigkeit und unſchuldigen Muthwillen nennen; eine Freude, die ganz froh iſt, eine ſolche, die an den Ernſt gränzt, und eine ſolche, die die Farbe der Schwermuth trägt — ſo gar eine ſolche, die aus dem Schmerze entſteht, wenn dieſer von einer freundlichen Phantaſie aufgefaßt, in eine ſchöne Beleuchtung geſtellt, und durch Reinheit und Religiöſität des Gemüthes verherrlicht wird; eine Freude, die eigentlich im Innern wohnt, und eine andre, welche kommt und ſcheidet, langſamer oder ſchneller; eine Freude, die den Blick gen Himmel richtet, eine andre, die ihn um ſich her ſtrahlen läßt, und noch eine andre, die ihn an Eine der nächſten Umgebungen heftet; eine Freude, die, ein ſüßes Geheimniß, im Herzen bewahrt bleibt, und eine

ſolche, die ſich allem mittheilen möchte; eine Freude, die ſich gar nicht ausſprechen läßt, eine ſolche, von der man nicht ſprechen kann, ohne ſie ſich zu verderben, und eine ſolche, die man dann erſt recht fühlt, wenn man davon ſpricht, und wenn andre ſie auch fühlen.

Die Weltfreude braucht das Weib nicht zu fliehen, wenn ſie ſchuldlos iſt, und den Genius der Weiblichkeit nicht beleidigt. Wie viel Schönes und Gutes biethet die Welt nicht gefühlvollen Frauen an? und wenn ſie die Schmerzen der Welt dulden müſſen, ſollen ſie dann nicht auch ihre Freuden genießen?

Die ſüßeſten Freuden gewährt den Frauen die Liebe — Gattenliebe, Mutterliebe vor allen. Durch das, was die Natur am meiſten zur Veredlung der Frauen verwendet, will ſie dieſelben auch am meiſten beglücken. Doch fehlt es jenen Freuden auch nicht an mancherley bittern Zuſätzen.

Unvermiſchter und von höherer Art ſind die Freuden, die ein gebildeter Geiſt und ein frommes, tugendhaftes Herz den Frauen gewäh-

ren — die Freuden des Gutesthuns, die Freuden erfüllter Pflichten, die Freuden der Andacht. Leicht gehen das Bewußtſeyn des ſittlichen Werthes, der Glaube an das Unſichtbare und die Richtung des Gemüthes zum Unſichtbaren hin bey den Frauen in Freude auf; und es iſt ein ſichres Kennzeichen von der Echtheit ihrer Frömmigkeit, wenn ſich dieſelbe in Freude verwandelt.

Vortheilhaft wirkt die Freude der Frauen auch wieder auf ihre ſittliche Bildung und auf ihre Religiöſität zurück. Wo man menſchlich froh iſt, verſchwinden die Regungen der Selbſtſucht, die Anmaßungen des Stolzes und jede engherzige Rückſicht. Man iſt und hat alles für andre, wie für ſich ſelbſt; man ſchließt ſich an, und theilt ſich mit. Von einem ſchönen Triebe des Herzens kommt, was man thut, und willig werden die meiſten Pflichten erfüllt. Das Gemüth löſ't ſich ab vom Gemeinen, und nimmt eine geiſtigere Stimmung an. Mit nichts Schlechtem kann die reine Freude des Weibes Verkehr haben. Dem Ueberirdiſchen

fühlt ſie ſich verwandt, und allem Trefflichen befreundet.

Nicht geringer iſt der Einfluß weiblicher Freude auf das geſellige Leben; dieſes gewinnt von ihr ſeine ſüßeſten Annehmlichkeiten, beſonders, wenn ſie mit der Gutmüthigkeit im Bunde ſteht, zu der ſie ſich ſo gerne geſellt. Sie öffnet die Herzen, verſcheucht die Sorge, und heilt ſchmerzliche Wunden. Sie weiß ſich unvermerkt auch dem Trübſinne mitzutheilen, und den Grübler an das flüchtige Intereſſe ſchöner Augenblicke zu feſſeln. Sie iſt unerſchöpflich in Erfindungen, allgemeines Vergnügen zu unterhalten und zu vervielfältigen.

Indeß hat auch die unſchuldige Freude ihre Gefahren. Die Freude macht empfänglich für Eindrücke und Reitzungen jeder Art; ſie läßt uns an tauſend Dingen Intereſſe nehmen, gegen die wir ſonſt gleichgültig ſind. Nur ſtrenge Wachſamkeit des Weibes über ſich ſelbſt kann verhüthen, daß in der Freude Böſes, unerkannt, ſich ſeiner bemächtige. Und doch iſt man

nie weniger zur Aufmerkſamkeit und Prüfung geneigt, als in der Freude. Leicht wird man da vom Scheine betrogen, leicht hält man das heuchelnde Wort für wahr, die Liſt für arglos; je gutmüthiger man iſt, deſto unbefangener gibt man ſich hin. Es iſt gar nicht ſelten, daß die Freude dem weiblichen Herzen tödtendes Gift wird. Darum wohl dem Weibe, dem Beſonnenheit ſtäts zur Seite geht, dem Achtung vor ſich ſelbſt und heiliges Pflichtgefühl den Adel des Lebens bewahren!

4.

Das Weib im Unglück.

Nicht weniger interessant, als in der Freude, zeigt sich der Sinn des guten Weibes im Leiden. Wenn das Glück der Welt leicht seinem Herzen nachtheilig wird, und nur hohe sittliche Stärke dieses verhüthet: so behauptet es sich desto besser im Unglücke, so wirkt dieses desto vortheilhafter zu seiner Veredlung. Viele Frauen sind durch Leiden herrlich gebildet worden, und verdanken dem Reitz und Anmuth, was sonst den Menschen niederbeugt, und nicht wenige zu dem Allerschlechtesten bringt.

Offenbar ertragen die Frauen das meiste Widerwärtige ruhiger und standhafter, als die Männer. Gelassen steht eine Frau Schmerzen

aus, die nur halb ſo groß ſeyn dürfen, um dem Manne Wehklagen und Verwünſchungen auszupreſſen. Bey traurigen Veränderungen und bittern Verluſten, von welchen Männer glauben, ſie ſeyen nicht zu überleben, bleibt das Weib gefaßt, und weiß ſich zu tröſten. Oft würde der ſtärkere Mann verzweifeln, wenn ihn nicht das mit ihm leidende Weib emporhielte, durch ſeinen freundlichen, erheiternden Zuſpruch, und durch das bewundernswürdige Beyſpiel.

Vieles wirkt hier zuſammen. Die Wünſche der Frauen ſind mäßiger, ihre Thätigkeit iſt auf einen kleinern Kreis beſchränkt, ſie ſind nicht in dieſe weitläufigen Unternehmungen verwickelt, die durch Ehre und Gewinn das Herz mächtig feſſeln. Daher ſind ſie nicht allein gegen mancherley Unfälle, die aus der Vereitlung menſchlicher Wünſche entſtehen, gedeckt: ſondern ſie werden auch von den übrigen nicht ſo empfindlich berührt; ſie fühlen darin bloß, was an ſich ſelbſt ſchmerzlich iſt. Bey den Männern greift faßt alles Widrige, was ihnen begegnet,

auch zerstörend in ihre Plane ein, es hemmt mehr oder weniger ihre Thätigkeit, und beraubt zum Theil der Ehre und des Gewinnes, worauf sie rechneten, und wornach sie leidenschaftlich strebten. Was die Frauen nur leicht verletzt, das schlägt den Männern tiefe Wunden.

Die Frauen bleiben mehr beym Gegenwärtigen und Nächsten stehen, während die Männer nicht ruhen können, auf das Entferntere Rücksicht zu nehmen, und an die spätern Folgen zu denken, wo dann gewöhnlich dem einmal verdüsterten Sinne alles viel größer erscheint, als es wirklich ist.

Das feindliche Ereigniß erregt bey dem feurigern Manne Widerstand, seine Kräfte rüsten sich zu einem selten glücklichen Kampfe — zu einem Kampfe, der durch eitle Bestrebungen das Gemüth in Aufruhr setzt, und zu dem wirklichen Unglücke noch den Schmerz über den fehlgeschlagenen Versuch fügt. Das Weib gibt sich leidend hin, und ermüdet durch Geduld das Unglück, das der Mann durch sein Sträuben immer von neuem reitzt. Der Schmerz läßt

ſich nicht austoben; man tobt ſich immer mehr in den Schmerz hinein, was darauf folgt iſt Erſchöpfung, die doch nicht für Gelaſſenheit gelten kann, und auch nur auf kurze Zeit wirkt. Indem man ſich dem Schmerze leidend hingibt, gewinnt man Ruhe, ſich mit ihm recht bekannt zu machen, und das geſchickt anzuwenden, was ihm entgegenwirkt.

Die Frauen können ſich beſſer allem anfügen, ſich an alles gewöhnen, und darum mit der Zeit alles erträglich finden. Die Formen ihres Gemüthes ſind weniger feſt, ihr Sinn iſt weicher, und nimmt leichter Eindrücke und Geſtalten von jeder Art an. So werden tauſend ſüße Befreundungen mit ſolchen Dingen geſtiftet, die an ſich wenig oder gar kein Intereſſe haben; ſelbſt unangenehme Verhältniſſe werden ihnen nicht allein erträglich, ſondern ſo gar lieb, ſie leben ſich in ihr Leiden hinein, ſo daß es ihnen als ein Theil ihres Weſens erſcheint.

Ferner können ſich die Frauen bey widrigen Vorfallen leichter helfen, ihr praktiſcher Verſtand erfindet und benutzt leichter die Mittel ab-

zuwenden, zu verbeſſern, und Vortheile aus dem Schaden zu ziehen; das macht ihre traurige Lage um vieles freundlicher, und gibt ihnen eine Beſchäftigung, die immer zerſtreut, und oft zur angenehmen Unterhaltung wird. Wenn die Männer darin auch geſchickter wären, als ſie wirklich ſind: ſo würde es ihnen doch, bey ihrem brauſenden Ungeſtüme, wenig zu Statten kommen.

Dabey haben die Frauen das glückliche Talent, dem, was ſich nicht ändern läßt, gefällige Anſichten abzugewinnen, und die traurige Wirklichkeit durch eine heitere Phantaſie zu verſchönern. Tauſend Kleinigkeiten erſpäht der feine Sinn der Frauen, die das Läſtige einer Sache vermindern, die ihr gar Reitze ertheilen, welche wir nicht bemerken, oder die für uns nichts Ergötzliches haben. Es hätte doch noch ſchlimmer kommen können, dieſes iſt doch gerettet, dieſer Vortheil iſt doch dabey, wäre das nicht geſchehen, ſo würde auch dieſes erwünſchte Ereigniß nicht eingetreten ſeyn: ſo hören wir oft die Frauen ſich und andre tröſten.

Nicht wenig werden die Frauen im Ertragen des Unangenehmen unterſtützt durch die Fähigkeit zu warten, die bey ihnen im Leiden gewiß größer iſt, als bey den Männern. Für den, der nicht warten kann, iſt die Verzögerung ſolcher Veränderungen, denen er mit Ungeduld entgegen ſieht, ſchon ein empfindliches Uebel; und jedes andre Uebel wird ihm, durch Verdruß über den trägen Gang der Zeit und durch einen gewiſſen Ekel an ſich ſelbſt, noch empfindlicher. Männer verſtehen ſich hier meiſt ſchlecht auf das Warten; weil das unangenehme Gefühl bey ihnen ſtärker iſt, darum ſoll es ſchneller entfernt werden; weil ihre Phantaſie alles feuriger ergreift, darum ſoll jedes auch gleich da ſeyn; weil ihre Kraft ganz auf den Gegenſtand der Erwartung gerichtet iſt, darum dünkt ihnen die Zwiſchenzeit ſo lang; ſie können ſich mit nichts anderm beſchäftigen, und ihre gewohnte Thätigkeit iſt gehemmt, ſo geſellt ſich zu dem Gefühle des Leidens noch peinliche Leerheit. Die Frauen begehren nicht mit dieſem Ungeſtüm; der bloße Gedanke der Rettung wirkt

schen bey ihnen viel; es tröstet sie, wenn sie wissen, daß sie kommen wird, sey es auch erst spät; die Wahrscheinlichkeit allein kann sie aufrichten; sie werden nicht so ungetheilt von den Empfindungen des Schmerzes beherrscht; mancherley kleine Zerstreuungen stehen ihnen zu Gebothe, die sich oft in interessante Unterhaltungen verwandeln, dadurch gewinnt das Herz Ruhe, die günstige Entwickelung des Schicksales abzuwarten.

Frauen fahren fort zu hoffen, wenn sie sich auch noch so oft getäuscht finden; das Hoffen ist eigenthümlicher Hang des weiblichen Charakters, unterhalten durch die heitern Spiele der Phantasie und die stille Lebhaftigkeit aller fröhlichen Vorstellungen, gestärkt durch Verstand und Beobachtung. Sie müssen die Hoffnung der Männer befestigen, wenn diese dieselbe nicht schon nach den ersten Fehlschlagungen sollen fahren lassen. Wer sich aber der Hoffnung glaubensvoll hingeben kann, für den haben fast alle Leiden den größten Theil ihrer Bitterkeit verloren; während den Hoffnungslosen allein

ungewöhnliche Stärke der Seele bewahren kann, daß er dem Unglücke nicht erliege. Schimmer der Hoffnung iſt das ſanfte Licht, worin ſich ſo oft der weibliche Schmerz verklärt.

Verbindet ſich die Hoffnung mit religiöſem Sinne, dann wird ihre Macht, den Kummer zu beſiegen, noch um vieles größer; und dieſer religiöſe Sinn findet ſich mehr bey den Frauen als bey den Männern. Das Widerſtreben der Männer vermindert bey ihnen die Wirkſamkeit der Religion, ihr Selbſtvertrauen und ihr Trotz machen es ihnen ſchwer, ſich einem Höhern zu unterwerfen, und irgend wo anders als bey ſich ſelbſt Hülfe zu ſuchen. Die Frauen lehrt das Gefühl ihrer Schwäche Ergebung; gerne erflehen ſie das vom Himmel, was die Erde ihnen verſagt, und das Unglück ſtiftet immer engere Bündniſſe zwiſchen ihnen und dem Unbekannten über den Sternen.

Endlich wird auch die Geduld der Frauen nicht wenig durch ihre Liebe unterſtützt; oft überwindet das Weib das Gefühl ſeines Schmer-

ges, damit andre nicht betrübt werden, noch öfter hält es die Ausbrüche desſelben zurück, damit ſeine Empfindlichkeit andern nicht wehe thue, und manches erduldet es deßwegen willig, weil die, die es liebt, dadurch gewinnen.

Doch gibt es Arten von Leiden, die den Frauen ſchwerer zu tragen ſind, als den Männern. Dahin gehören zuerſt diejenigen, welche mehr Muth als Geduld fordern. Vor Gefahren zittert das Weib, während viel größeres Unglück von ihm für nichts geachtet wird; jenen entgegen zu gehen, müſſen es die ſtärkſten Gefühle edler Weiblichkeit treiben. Die Natur hat das Weib auch nicht auf den Kampfplatz der Gefahren herausgefordert; in einer zagenden Schüchternheit iſt es ganz Weib, und als ſolches liebenswürdig, der wagende Muth und die kalte Unerſchrockenheit geziemen nur den Männern, die ihrer überall bedürfen. Den Mann treffen ſeine meiſten Leiden auf dem Felde ſeiner Wirkſamkeit, ſie ſind freywillig zu übernehmen, darum müſſen ihnen Entſchloſſen-

heit und edle Kühnheit entgegen gebothen werden; die Frauen werden mehr vom Kummer geſucht oder überfallen, ſtilles Dulden iſt, wie überall, ſo auch hier ihre Beſtimmung. Vor unbekannten Uebeln bebt das Weib, plötzliche bringen es aus der Faſſung; bekannte und vorbereitete empfängt es deſto ruhiger; bey anhaltenden zeigt es deſto mehr Standhaftigkeit.

Auch zeigen die Frauen weniger Gelaſſenheit bey ſolchen Vorfällen, die nicht ſo ſehr Schmerz und Trauern erregen, als auf die Empfindlichkeit wirken. Empfindlich ſind ſie in höherm Grade, weil ſie in höherm Grade reitzbar ſind; daher übertreffen ſie uns zwar in der Ertragung großer Unfälle, nicht aber in geſetztem und würdevollem Benehmen bey kleinen Widerwärtigkeiten. Zurückſetzung, Vereitelung ſolcher Entwürfe, woran nichts gelegen iſt, auf die man aber nun einmal ſeinen Kopf geſetzt hat — und vorzüglich Kränkungen preſſen den geduldigſten Frauen Thränen aus. Dies ſteht mit dem weiblichen Eigenſinne in Verbindung, wozu ſelbſt die beſten einige An-

lage haben. So oft Ungeduld sich der Frauen bemächtigt, ist die Reitzbarkeit des Geschlechtes mit im Spiele, und diese verursacht, daß sie dann, durch ihre unaufhörlichen Klägen, durch ihre Heftigkeit, selbst durch Tadel und Vorwürfe, denen, die um sie sind, so oft lästig fallen. Wir sollten das den Frauen verzeihen; da es die Schwäche der weiblichen Natur ist, was hierin hervorbricht, da sie es in andern Fällen durch ihre himmlische Geduld reichlich ersetzen, und sie uns noch weit mehr zu verzeihen haben.

Schwerer wird ferner den Frauen die Ertragung der Leiden, welche ihren liebevollen Sinn treffen — der Leiden, die ihnen der Kummer andrer, der Verlust geliebter Menschen und schlechte Behandlungen, von Seiten derjenigen, von denen sie Dank zu erwarten berechtigt waren, zufügen; ihr weiches und gutes Herz macht das alles für sie empfindlicher. Tiefer trauert das Weib über den Schmerz eines geliebten Kindes; länger fließen seine Thränen um einen theuern Menschen, den der

Tod weg nahm; es thut ihm mehr wehe, da nicht helfen zu können, wo das Elend rührend und eindringend um Hülfe fleht. Aber dieſen Gram hat es nicht um ſeiner ſelbſt — es hat ihn nur um andrer willen. Er wird dadurch, daß er nicht unmittelbar aus dem Eindrucke auf die Sinne, ſondern erſt in der Phantaſie und Betrachtung entſteht, milder und ſchöner, ohne deßwegen etwas von ſeiner Größe zu verlieren. Er berührt die reizbare Empfindlichkeit nicht, darum zeigt er ſich auch nicht in heftigen Ausbrüchen, darum iſt er ſanfte Trauer, und ſteht der Ergebung ſchon nahe. Er iſt eine der intereſſanteſten Erſcheinungen des weiblichen Gemüthes.

Schwerer ſind endlich noch diejenigen Leiden der Frauen zu tragen, die aus dem ſittlichen Ehrgefühle entſpringen. Der gute Ruf der Frauen iſt ihr wichtigſtes Eigenthum; ſie können eher alles verlieren und entbehren als ihn, ihr ſittlicher Charakter hat in demſelben eine ſtarke Stütze. Wenn die Frauen in der Regel gegen die Ehre der Größe gleichgültiger

ſind: ſo muß ihnen an der Ehre der Reinheit und Güte deſto mehr gelegen ſeyn. Für dieſe Ehre hat die Natur ihnen einen zarten Sinn mitgetheilt, der mit ihrem feinern moraliſchen Gefühle genau zuſammenhängt. Das Weib, dem ſeine Ehre nichts gilt, iſt gewiß ſehr verdorben, und zu allem fähig; das edle Weib wird in ſeinem Innerſten empört, wenn man ihm Schändliches zutraut, Erniedrigendes ihm nachſagt, oder nur ſchlecht von ihm denkt. Ereigniſſe oder Begegnungen, welche die weibliche Ehre verletzen, mögen das Weib immer entrüſten, und die ganze Stärke ſeines Gefühles aufregen, ſein Heiligthum iſt ja angegriffen; Thränen, in denen dieſer Zorn glänzt, ſind eben ſo ſchön, als die der ſtillen Trauer, und es beleidigt uns nicht, wenn der tiefe Schmerz zuweilen in ſeinen Ausbrüchen etwas weiter gehen ſollte, als man es ſonſt der Weiblichkeit geſtattet.

Nur diejenigen Frauen, denen, im echt weiblichen Gemüthe, ein reines und zartes Ge-

fühl, eine edle Stimmung und wohlgeordnete Neigungen bewahrt und gebildet worden ſind, ertragen das Unglück in frommer Geduld — rohe Weiber aber auf eine Weiſe, wovon immer tieferes Verſinken unzertrennlich iſt.

Das rohe Weib hat dem Unglücke nichts entgegen zu ſetzen; und wenn in dem rohen Manne die widerſtrebende Kraft, ob ſie gleich, mit der Unruhe, die quälende Empfindung vermehrt, doch die Einflüſſe des Leidens von dem Innern etwas zurückhält, ſo ſteht das Leben des rohen Weibes jenen Einflüſſen ganz offen, um alle ihre Verderbniſſe aufzunehmen. Denn wo ihm nicht das Gute im Herzen zu Hülfe kommt, da macht das Leiden den Menſchen ſchlechter, vorzüglich das für äußere Antriebe und Beſtimmungen empfänglichere Weib. Rohe Männer erheben ſich wohl über ihr Mißgeſchick, und werden nicht ſelten durch daſſelbe geübt, der Gemeinheit entriſſen, zu würdigern Beſtrebungen geweckt; rohe Weiber gehen faſt immer darin zu Grunde.

Die Heftigen unter ihnen erbittert das Un-

glück; sie überlassen sich ungestümen Klagen und Verwünschungen, wilden Ausbrüchen des Unmuthes; alle Leidenschaften werden ungestaltiger und ungebehrdiger, so auch ihr Aeußeres, ihre Mienen, ihre Worte, ihr Betragen; der Neid, die Schadenfreude, die Wuth blikken aus ihren Zügen uns an. Sie behalten für nichts mehr Gefühl, als für das Elend ihrer Lage, und für das thierische Bedürfen. Selbst das mütterliche Gefühl, unter allen beym Weibe das stärkste, stumpft sich mit der Zeit ab. Die Religion, die in ihnen nie eine vernehmliche Sprache geworden ist, vermag nichts über sie; bis auf die letzte Spur verschwindet an ihnen das Menschliche.

Die Trägen ergeben sich, mit phlegmatischem Stumpfsinne, in das Unabänderliche. Für sie gibt es keine andre Leiden, als solche, die sich auf den körperlichen Zustand beziehen. An die Entbehrungen und das Ungemach, die ihnen daher kommen, gewöhnen sie sich, so auch an Unordnung, Schmutz, ekelhafte Umgebungen; sie lassen alles gehen, wie es kann,

zufrieden, nur dann und wann etwas von den gröbſten Genüſſen der Sinnlichkeit zu erhaſchen, was ſie mit der gemeinſten Gier verſchlingen. Die feinere weibliche Organiſation verhärtet ſich; die Schamhaftigkeit verſchwindet; alles, wodurch das Beßre ſie anfaſſen könnte, prallt an ihrer Gefühlloſigkeit zurück; die Sinnlichkeit tritt in ihren niedrigſten Regungen immer ſtärker hervor, und nichts hält ihr das Gegengewicht. So vollendet das Unglück das phyſiſche und moraliſche Verkommen, wozu ſchon die entſchiedene Anlage in ihnen war.

Dagegen iſt der Einfluß des Unglückes auf die beſſern Frauen deſto wohlthätiger. Bey den Männern leiſtet es ſelten mehr, als daß es ihre Kräfte übt, ihre Thätigkeit ſtärkt, ihren Verſtand bildet, und ihnen Gewandtheit gibt; ſoll es mehr fruchten, ſo müſſen ſie es ſelbſtthätig benutzen. Bey den Frauen wirkt es, ohne ihr Zuthun, auf das ganze Weſen, und hilft, was an ihnen lieblich und herrlich iſt, ſchneller und glücklicher entwickeln. Vor allem befördert

es ihre Religiosität, da es das Bedürfniß des Glaubens und Hoffens stärker bey ihnen anregt, sie von dem Weltleben entfernt, in dem die Stimme des Herzens so oft überhört wird, ihre, so oft an flüchtige Eindrücke vertheilten Gedanken und Gefühle um feste Punkte versammelt, ihren Leichtsinn in Ernst verwandelt, in ihrem Gemüthe eine fruchtbare Stille erzeugt, sie das Nichtige des Irdischen fühlen läßt, und sie in eine Stimmung versetzt, worin man sich gerne mit etwas Höherm und Bleibenderm beschäftigt.

Wenn das Unglück die Männer gewöhnlich isolirt: so treibt es die Frauen zum innigern Anschließen. Wenn jene sich aus einer Welt zurück ziehen, die ihr Glück zerstört, für ihr Wirken keinen Raum hat, und ihrer Plane spottet, in der sie nur als Gedemüthigte erscheinen: so haben diese Stützen nöthig, an denen sie sich halten, sie sehnen sich nach theilnehmenden Wesen, denen sie ihr Herz aufschließen können.

Wenn das Unglück die Männer oft hart macht, und die wenigen Reste von Gefühl, die

noch in ihnen ſind, vertilgt: ſo macht es die Frauen in der Regel noch ſanfter und weicher; die eigne Erfahrung davon, was es heißt, elend ſeyn, läßt ſie fremde Noth lebhafter empfinden, und jeden mit Schonung behandeln. Sie müſſen ſich Liebe erwerben, und Liebe iſt nur der Liebe Preis.

Die Eitelkeit findet da keine Nahrung, wo das Gemüth von etwas anderm ſo ſchmerzlich angezogen wird.

Endlich bildet ſich der Charakter zu einer Geſchloſſenheit und Feſtigkeit, die im Glücke ſelten von den Frauen erreicht werden. Sie lernen das Leben im Ganzen kennen, ſich in alle Lagen des Lebens fügen, und alles mit Geſchick behandeln, wie ſonſt nie. Die weibliche Klugheit reift hier zur Weisheit.

Noch größer wird der veredelnde Einfluß des Unglückes bey den Frauen, wenn ſie demſelben, in unermüdeter Selbſtbildung, in Benutzung der Andeutungen, Belehrungen, Aufmunterungen, Gelegenheiten und Unterſtützungen, die es ihnen anbiethet, zu Hülfe kommen.

Glückliche Frauen, die Ihr die traurigen und einsamen Stunden zum stillen Nachdenken anwendet, zum Nachdenken über Euch selbst, über Gott und Eure Pflichten, die Ihr die Winke Eures Schicksales verstehet, und ihnen folget, die Ihr Euch durch die widrigen Ereignisse Eures Lebens über Eure Fehler zurecht weisen lasset, die Ihr hier Grundsätze sammlet, welche Euch künftighin sicher leiten werden — Euch in allen frommen Gefühlen, in allen edeln Entschließungen stärket, Euch immer mehr überzeuget, daß das Beste, was der Mensch hat, in ihm selbst wohnt, und daß auch Frauen durch Adel der Seele größer seyn können, als ihr Schicksal! Ihr erfahret ganz, wie wohlthätig das Unglück für das Leben werden kann; Ihr werdet einen Gewinn desselben in Euch antreffen, der durch keinen Schmerz zu theuer bezahlt ist; Euch wird es nicht wundern, daß die Trefflichsten Euers Geschlechtes aus der Schule des Unglückes hervorgegangen sind.

5.

Gemeiner und edler Stolz des Weibes.

Der gemeine Stolz gründet ſich auf ſolche Dinge, die, ob ſich ihnen gleich eine gewiſſe Wichtigkeit nicht abſprechen läßt, den, der ſie beſitzt, nicht berechtigen, ſich deßwegen höhern Werth zuzuſchreiben. Nur gemeinen Seelen, die an nichts Beßres ihr Selbſtgefühl knüpfen können, pflegt er eigen zu ſeyn; und wenn er bey höher geſtimmten ſich findet, dann hat ſich eine andre Art des Stolzes veredelnd zu ihm geſellt. Menſchen, die von ihm ganz und allein beſeſſen ſind, bleiben entfernt von allem, was an ſich würdig und groß iſt; ſie werden an das Herrliche nie etwas ſetzen, denn ſie haben keinen Sinn dafür.

Die Dispoſition zum Stolze überhaupt iſt in der männlichen Natur ſtärker, als in der weiblichen. Dem Manne gibt das Bewußtſeyn ſeiner Kraft eine Erhebung, die dem Weibe in ſeiner Ohnmacht fremd bleibt. Der Mann erwirbt und beſitzt die Güter, auf welche der Stolz ſich bezieht, unmittelbar — das Weib erſt durch den Mann; ſie ſind zum Theil von der Art, daß das Weib ſie nicht haben kann, ohne ſeiner Natur ungetreu zu werden. Die Frauen ſind mehr eitel als ſtolz, weil ſie am meiſten durch Kleinigkeiten glänzen, und ihr Glück machen. Der Mann kann ſtolz ſeyn, ohne aus dem Charakter ſeines Geſchlechtes zu fallen, dem Weibe geziemen Demuth und Anſpruchsloſigkeit. Auch die angeborne Herzensgüte der Frauen wirkt dem Stolze entgegen, der ſich immer von andern losſagen, der immer verachten und drücken will. Die Liebe, die ſich ſo mächtig in dem weiblichen Herzen regt, verträgt ſich auf keine Weiſe mit dem Stolze; durch ſie iſt das Weib weit mehr abhängig vom Manne, als der Mann vom Weibe. Der ge-

meine Stolz insbesondre setzt einen Egoismus voraus, der bey den Frauen nur als grobe Entartung vorkommt, und leitet zu einem Benehmen, welches dem echt weiblichen Sinne durchaus zuwider ist.

Gleichwohl trifft man diesen gemeinen Stolz eben so häufig, wo nicht noch häufiger, bey den Frauen, als bey den Männern an. Diejenige Beschränktheit des Verstandes, welche der Stolz voraussetzt, ist unter gemeinen Weibern gewöhnlicher als unter gemeinen Männern, die durch ihr thätiges Leben mehr im Nachdenken geübt, und über den wahren Werth der Dinge belehrt werden. Gemeine Frauen können die Begünstigungen des Glükkes, die ihnen zu Theil geworden sind, fast nur aus dem Gesichtspunkte der Wichtigkeit, die sie dadurch erlangen, ansehen; während die Männer sich mit der Vermehrung und Anwendung derselben beschäftigen. Der Müßiggang der meisten unter ihnen gibt ihnen Zeit genug, die Idee ihrer Wichtigkeit recht auszubilden, und sich tief einzuprägen.

Der gemeine Stolz ist bey den Weibern, die ihn besitzen, gröſſer und heftiger, als bey den Männern. Ein geistreicher Schriftsteller sagt: die Weiber sind alles, was sie sind, im höchsten Grade. Dies ist freylich übertrieben; es gilt aber überall: wo die Weiber aus den Schranken ihres Geschlechtes treten, da werden sie gewiß von keinem Manne erreicht. Die Krämpfe der Schwäche zeigen uns die Kraftanstrengungen, welche uns in Erstaunen setzen. Lasset im furchtsamen Weibe einmal Muth geweckt werden; so ist es Heldenmuth, der der drohendsten Gefahr Trotz biethet. Lasset im Busen des sanften Weibes einmal Rache aufglühen; so kennt sie keine Gränzen, die ausgesuchtesten Qualen sättigen ihre Lust nicht es haßt und verfolgt den Feind bis in den Tod. Lasset ein Weib einmal ein groſses Werk beginnen; sie wird es mit einer Anstrengung und mit einer Standhaftigkeit fortführen, deren nicht viele Männer fähig wären. So verhält es sich auch mit dem Stolze der Weiber; er ist ungemessen, weil er ihrer Natur an sich

fremd iſt; er ſieht entweder alles mit Verachtung an, oder will alles zu Boden drücken.

In bedeutendern Dingen fehlt es den Frauen an einem ſichern Maßſtabe der Wichtigkeit, ſo glücklich ſie auch das Kleinere zu beurtheilen wiſſen. Wenn etwas über die Größe deſſen, was ihnen täglich durch die Hände geht, hinausreicht; ſo können ſie ſich keine deutliche Vorſtellung von dem Wieviel mehr machen; es verliert ſich in ein ſchwankendes Bild, worin es ihnen gewöhnlich ſehr groß erſcheint — beſonders wenn davon Glanz auf ſie fällt — denn ſie thun lieber überall zu viel als zu wenig. Nur etwas ungewohnten Schimmers darf ſie umgeben, und ſie können alle die Herrlichkeit nicht mehr faſſen, ſie kennen ſich ſelbſt nicht mehr.

Der Umſtand, daß die Güter, auf welche ſie ſtolz ſind, nicht von ihnen herrühren, iſt ſo weit davon entfernt, ihren Stolz zu vermindern, daß er ihn vielmehr noch höher treibt. Dieſe Güter kommen ihnen eben darum, weil ſie nichts dazu gethan haben, wichtiger vor; ſie

glauben ihre Würdigkeit mehr damit bezeichnet; oder sie treiben sich selbst in die Höhe, um sich die Verdienstlosigkeit zu verbergen. Vielen Männern schmeichelt man, wenn man sie an ihren vorigen niedern Stand erinnert, den weiblichen Stolz kann man nicht empfindlicher kränken, als damit.

Auch trägt die Abhängigkeit der Frauen oft nicht wenig zur Vermehrung des weiblichen Stolzes bey. Weil sie sonst immer auf andre sehen und nachgeben müssen, wollen sie es auch recht genießen, wenn sie sich geltend machen, Befehle ertheilen und herrschen können. Nichts pflegt deßwegen stolze Frauen mehr zu reitzen, als Zurücksetzung, die sie von Männern erfahren. Die Wuth, welche wir an ihrer verschmähten Liebe erblicken, ist meist Zorn der beleidigten Majestät. Die echte Liebe kann ihren Gegenstand nie hassen, sie kann sich nur im Grame verzehren.

Das stolze Weib maßt sich mehr an, weil man dem Weibe mehr hingehen läßt; was die Schonung ihm gewährte, das nimmt es sich

heraus, als etwas, wozu es ein Recht habe. Sein Hohn wird übermüthiger, weil man ihn weniger achtet, indem man ihn eher bemitleidet, als sich dadurch gedrückt fühlt.

Der gemeine Stolz äußert sich bey den Weibern **plumper**, als bey den Männern. Dies hat zum Theile darin seinen Grund, daß nur die Unfeinen unter den Frauen desselben fähig sind. Das zarte Gefühl muß erst aus der weiblichen Seele hinweggenommen werden, ehe der gemeine Stolz darin Platz nehmen kann; an dem Weibe aber, dem dieses fehlt, muß jede Leidenschaft Rohes und Ungestaltiges erzeugen. Mit dem Verstande der Frauen hat es auch nicht viel zu bedeuten, wenn der Stolz sich seiner bemächtigt hat. In den gemeinen Stolz der Männer mischt sich gewöhnlich noch ein gewisses Kraftgefühl, das ihn nicht ganz gemein werden läßt. Er pflegt selten die Einsicht so zu überwältigen, daß sie nicht noch stark genug wäre, wenigstens auffallende Thorheiten und Unanständigkeiten zu verhüthen. Das

Treiben unter Menſchen, Einſchränkungen und Zurechtweiſungen von mancherley Art erhalten ihn bey Verſtande. Rückſichten, die ihm aufgedrungen werden, geſtatten ihm nicht, ſich ganz zu vergeſſen. So glaubt ſich denn das ſtolze Weib alles erlauben zu dürfen; der ſtolze Mann weiß, daß ſich manches nicht ſchickt, und daß manches lächerlich ſeyn würde.

Der gemeine Stolz der Männer iſt mehr ſelbſtgenügſam, als der gemeine weibliche Stolz; er kann ſich in dem Bewußtſeyn des eignen Werthes ſo feſt zuſammen halten, daß kein Urtheil der Welt ihn da aus einander treibt, daß ihm die fremde Anerkennung ſo gar entbehrlich wird. Die Verachtung iſt in ſeinem Charakter vorherrſchend. Der ſtolze Mann beräuchert ſich inwendig, und zuckt die Achſeln über die verblendete Welt, die nicht begreift, wie viel ſie an ihm hat. Der gemeine Stolz der Weiber macht ſich gerne breit, die Welt ſoll ſich ſonnen in ſeinem Glanze, und ihm huldigen, er will gebieten und Einfluß haben, es verdrießt ihn, wenn man ihn nicht gelten

läßt.

läßt. Das iſt ihm von der Eitelkeit, zum Andenken an die urſprüngliche Natur, übrig geblieben. Er iſt nur dann in ſeinem Elemente, wenn er ſich und andern jeden Augenblick Beweiſe der Ueberlegenheit geben kann. Aufgeblaſenheit, Anmaßung und Hoffart bezeichnen vornehmlich ſeinen Charakter.

Die gewöhnlichſten Arten des gemeinen weiblichen Stolzes ſind: Geldſtolz, Ahnenſtolz und Rangſtolz.

Der Geldſtolz iſt der allergemeinſte, mit der geſunden weiblichen Natur am meiſten im Widerſpruche, und nur bey durchaus verſäumter Bildung des Geiſtes und des Herzens möglich. Dem Weibe, das auf ſein Geld ſtolz iſt, muß es an jedem fehlen, worauf es ſich etwas einbilden könnte; denn alles andre eignet ſich eher, den weiblichen Stolz zu entflammen, als das Geld. Eine Frau, welche nur einiges weibliche Gefühl und einige Bildung beſitzt, wird ſich auf die größten Reichthümer nichts dünken. Hat ſie Geſchmack und ein gutes

Herz: so wird sie dieselben nach dem Gebrauche schätzen, den sie davon, zur Freude andrer und zur Verschönerung ihrer Umgebungen, macht. Hat sie das nicht: so wird sie nach Lust verschwenden, oder der Eitelkeit Opfer bringen. Es liegt dem weiblichen Charakter noch näher, das Geld mit Kargheit zu hüthen, als den Stolz daran zu weiden.

Die geldstolzen Weiber sind sehr beschränkte Seelen, unfähig über den Werth selbst zu urtheilen. Auch den rechten Werth des Reichthumes kennen sie nicht, wie der Geschäfte treibende Mann; aber sie haben immer gehört, das Geld mache erst den Menschen; man hat ihnen oft gesagt, daß sie viel haben, und darum zu großen Forderungen berechtigt seyen; sie sehen täglich, daß man sich, des Geldes wegen, Mühe um sie gibt; sie sind schon frühe für eine gute Parthie erklärt worden; sie haben nie in Erfahrung gebracht, daß sonst noch etwas von Bedeutung an ihnen sey. So bildet sich die Idee eines unendlichen Werthes; das Geld wird ihnen das, woran sie ihr Ich

befeſtigen, und wodurch ſie ſich eine Art von Selbſtſtändigkeit ſichern.

Das geldſtolze Weib hat vor nichts Reſpect, als vor dem Gelde und vor den Menſchen, die viel beſitzen. Wie man auf geldloſe Dinge noch einiges Gewicht legen, wie man Menſchen ohne Geld einige Aufmerkſamkeit beweiſen, wie man von Kopf, von Verdienſten, von bürgerlichem Range ſo viel Weſens machen, wie man dergleichen gar über das Geld hinaufſetzen könne: das begreift ſie nicht, das iſt ihr baare Ungereimtheit; alles iſt ja nur um des Geldes willen, was kann es denn helfen, wenn kein Geld dabey iſt? und wozu ſoll es denn dienen, wenn man das Geld ſchon hat? Der geldſtolze Mann weiß, daß es noch außer dem Gelde Dinge gibt, durch die etwas ausgerichtet werden kann, und daß man durch Verſtand und Fleiß Geld erwirbt.

Der Geldſtolz der Männer geht mehr in das Große; die Weiber verläugnen auch hier den Sinn für das Anſchauliche nicht. Der Mann ſagt: das Haus iſt gut, und meynt da-

mit, dort sey Geld im Ueberflusse. Die Frau sagt: in dem Hause lebt man auf einen glänzenden Fuß — noch lieber aber bemerkt sie, es sey dort knapp genug, und die Leute müssen sich kümmerlich behelfen. Der Mann spricht mit Achtung von dem, der sich zum Reichwerden gut anläßt; die Frau meynt, es sey aber doch noch nichts da. Der Mann ladet den wenig Begüterten zu seinen Festen, damit er sehe, wie hoch es bey ihm hergeht; die Frau setzt hinzu, damit er bey uns einmal einen guten Tag habe, er hat es ja nicht immer so.

Die geldstolze Frau kann nicht leben, ohne Gepränge zu treiben. Am meisten sucht sie es in der Kleiderpracht. Das Kostbare, Gediegene und Moderne sind dabey Hauptsache. In der Anordnung blickt indeß der Ungeschmack überall hervor, selbst die getreueste Copie verräth, daß die Frau nicht zu der Klasse gehört, der sie es nachthut. Nichts von der Simplicität, welche die Kultur immer nach sich zieht; alles strotzt von Ueberladung; eine gewisse Unbehülflichkeit merkt man auch bey denen, die

eine vornehme Erziehung gehabt haben, und in den Zirkeln, wo die geldſtolzen Frauen in ſo großer Anzahl vorhanden ſind, daß ſie ſich unter einander abſchleifen könnten. Nur diejenigen ſind hierin gewandter, feiner, delicater, die viel mit Menſchen von anderm Gepräge in Geſellſchaft leben, deren Stolz aber auch nie bloßer Geldſtolz iſt.

Der geldſtolze Mann geht oft ſchlicht einher — des Glaubens, es verſtehe ſich von ſelbſt, wie viel er habe, man ſehe es ja an ſeinen Geſchäften, an ſeinem übrigen Aufwande und an Gallatagen. Die Frauen ſind in jeder Angelegenheit für die augenſcheinlichen Beweiſe: ſie können derſelben weder genug haben, noch genug geben. Oft überläßt auch der Mann ſeiner Frau das Brilliren, weil es ihn zu ſehr geniert, und er mit ihr, die er doch nicht umſonſt genommen haben will, außerdem nicht viel anzufangen weiß.

Der Adelſtolz iſt ein Kind der Erziehung und des Vorurtheiles. Die Männer erheben

ſich leichter darüber; ſie haben mehr Verkehr mit bürgerlichen, mehr Gelegenheit, mit den Verdienſten derſelben bekannt zu werden, und ſind ihnen oft verpflichtet; ſie kommen auch wohl von ſelbſt zum Nachdenken über die Meynungen, die man ihnen früher beygebracht. Bey den Frauen haften Jugendeindrücke tiefer, ſie bleiben ihnen dunkler und ehrwürdiger, und es hält ſchwerer, dieſelben bey ihnen auf Begriffe zu bringen. Sie haben mehr Reſpect vor dem Herkömmlichen; ſie ſind mehr auf Menſchen ihres Standes beſchränkt; ſie hören faſt von allen, die ſie umgeben, man ſey ohne Ahnen nichts; alles begegnet den gnädigen Kindern in Unterthänigkeit. Es wird in der That ein ſehr geſunder Kopf und ein richtig geſtimmtes Herz erfordert, um ſo vielen und ſo verführeriſchen Anpreiſungen zu widerſtehen. Dem Adel ſind die Wege zu Ehrenſtellen gebahnt, die dem Bürgerlichen verſchloſſen bleiben, ein Umſtand, der bekanntlich den Frauen viel wichtiger iſt, als den Männern. Uniformen ſind größten Theils Prärogative des

Adels, und man weiß, was dieſe bey den Frauen gelten.

Am auffallendſten zeigt ſich der weibliche Adelſtolz in ſeinem Uebergewichte über den männlichen unter dem weniger gebildeten Theile des Landadels. Der Junker familiariſirt ſich mit Bedienten und Jägern, zuweilen auch mit deren Frauen und Töchtern, und hoffnungsvolle halb bürgerliche Sprößlinge grünen nicht ſelten an den Verzweigungen des Stammbaumes, wenn auch nur als künftige Ableger. Das Fräulein familiariſirt ſich mit niemand; die Zofe darf den Reſpect nicht vergeſſen, und die Gouvernante hat ihre Inſtruction aus dem ehemaligen Frankreich mitgebracht. Es erfährt, in ſeinem engen Kreiſe, kaum, daß es außer dem Adel noch Menſchen gibt. Die Vorzüge der Geburt ſind die einzigen, welche es zu ſchätzen fähig iſt, weil es die einzigen ſind, die es ſelbſt beſitzt, weil es nie in die Welt kommt, wo andres ſich Geltung verſchafft, weil es nie davon etwas vernimmt, daß andre Dinge geachtet und die unbegränzten Rechte einer hohen

Abkunft bezweifelt worden ſind. Nicht viel beſſer iſt es da, wo der Adel in geſchloſſenen Coterien lebt.

Der gröbere Adelſtolz erhebt ſich wenig oder gar nicht über den Geldſtolz. Das Weib, das von ihm erfüllt iſt, hat immer ſeine Ahnen im Munde; ſelbſt am Bettelſtabe hört es nicht auf, davon zu ſprechen, prätendirt es noch gnädig zu ſeyn, und ſieht die Wohlthat, die ihm von Bürgerlichen gereicht wird, als etwas an, deſſen es ſich darum nicht ſchämen dürfe, weil es ihm gebühre. Mit höhnender Verachtung blickt es nicht bloß auf die Nichtadlichen, ſondern auch auf die Nichtvollbürtigen herab. Es kann nicht unterlaſſen, durch bedeutende Winke und bittere Bemerkungen, ſeinen Unmuth darüber auszudrücken, wenn die Geſellſchaft durch unreines Blut entweiht wird, was Männer ſich ſelten erlauben. Durch öffentlichen Umgang mit Bürgerlichen, ſelbſt wenn ſie die Ausgezeichneteſten wären, würde es ſich entehrt glauben; es behauptet, wenn es mit ihnen zuſammen geworfen zu werden das Unglück

hat, vornehmes Schweigen, oder entſcheidet über Dinge, wovon es nichts verſteht, in einem Tone, der zu erkennen gibt, es wiſſe das von Geburtswegen beſſer, und niemand dürfe ſich anmaßen, darüber andrer Meynung zu ſeyn. Verdienſt und Bildung ſind ihm überall im Wege, weil ſie, als werthloſe Dinge, ſich gegen ſeine Anſprüche auflehnen. Da es indeß doch zuweilen mit Bürgerlichen verkehren muß; ſo begegnet es ihnen, in ihrer Gegenwart, mit herablaſſender Freundlichkeit, um, hinter ihrem Rücken, die Naſe zu rümpfen. Es erzählt gerne kleine Details aus der eignen unbedeutenden Lebensgeſchichte umſtändlich, um anzuzeigen, wo man es meine gnädige Frau angeredet, oder doch hätte anreden können und ſollen, beſonders wenn der Zuhörer darin etwas verſäumt, wobey der weibliche Hang, die Perſonen redend einzuführen, ihm gut zu Statten kommt.

Im Aufwande ſtehen adelſtolze Frauen von dieſer Art den geldſtolzen um nichts nach. Aber wenn dieſe durch das Moderne glänzen: ſo legen jene mehr darauf, daß etwas lange bey der

Familie gewesen. Das Hausgeräthe ist einige Jahrhunderte, das Uebrige wenigstens ein halbes Menschenalter zurück, aber der Plunder hat viel gekostet, und bezeugt den Reichthum der Vorfahren. Bey Tische lassen sie mehr für lieb nehmen, als die geldstolzen, damit man merke, die vornehme Tafel sey schon an sich etwas.

Kostbar ist das ganze Wesen solcher Frauen. Ueber nichts wird ängstlicher gehalten, als über gewisse kleine Manieren, die den Adel unterscheiden sollen, worüber die Männer sich meist wegsetzen — was denn gewöhnlich in die läppischste Ziererey ausschlägt. Vornehmlich wird Weichlichkeit und eine gewisse förmliche Sentimentalität affectirt, und über den Mangel an guter Gesellschaft geklagt. Was sich aus den höhern Gegenden zu ihnen verirrt, wird bis auf die albernsten Possen nachgeahmt — besonders die Sprachfehler der Residenz, weil sie mehr auffallen und sich leichter annehmen lassen, als die Kultur derselben, auch zum Beweise dienen können, daß man in der Jugend französirt worden ist.

In großen Städten iſt der weibliche Adelſtolz ſeltener, zugleich feiner und humaner. Die Stände vermiſchen ſich hier mehr; die Geburt kommt mit dem Range oft ins Gedränge; der beſondre Vorzug verliert ſich in dem allgemeinen Glanze oder in dem höhern Glanze des Hofes. Und wenn der Zutritt zu dieſem ein neuer Reitz wird: ſo gleicht ſich das dadurch wieder aus, daß die Frauen hier kultivirter ſind, daß der Ton ihnen eine gewiſſe Achtung gegen Staatsdiener, Gelehrte und Künſtler aufnöthigt, daß ſie Eigenſchaften ſchätzen lernen, die man am meiſten bey Bürgerlichen antrifft, und daß es hier unter ihrem Stande ſo viele Arme gibt.

Der feinere weibliche Adelſtolz liebt mehr das Moderne und die ſchimmernde Umgebung, er hält eine zahlreiche Dienerſchaft, führt einen guten Ton ein, protegirt, thut gnädig und läßt gerne warten.

Der Rangſtolz iſt vom Adelſtolze wenig verſchieden; er klebt an der Stelle, die dem

Amte, das jemand bekleidet, in der öffentlichen Meynung zukommt, und hat, in Vergleichung mit jenem, das Eigenthümliche, daß er sich nicht auf etwas Angebornes bezieht, also auch durch Erziehung nicht mitgetheilt werden kann — und daß in demselben selten eine ganze Klasse gemeinschaftliche Sache macht, sondern fast immer jeder Einzelne seine Sache für sich betreiben, und diejenigen, die gleiche Ansprüche mit ihm zu haben meynen, als Nebenbuhler betrachten und bekämpfen muß; daher er auch in der Tagesgeschichte des weiblichen Geschlechtes eine so bedeutende Rolle spielt, und von einem großen Theile seiner Unterhaltungen, Spannungen, Zänkereyen, Complotte und Friedensschlüsse die Ursache ist.

Die Frau hat für sich keinen Rang, sie empfängt ihn erst vom Manne; sie ist aber auf den erborgten Glanz desto eifersüchtiger. Nach ihrer Ansicht ist an der geheimen Räthinn mehr gelegen, als an dem geheimen Rathe, wenn auch mit ihr niemand zu Rathe geht, selbst der letztere nicht einmal — und eben darum. Der

ſtolze Mann bringt ſeine Verdienſte und ſeine Würdigkeit in Anſchlag, welche die Frauen faſt nur durch die bürgerliche Auszeichnung kennen lernen, und deßwegen faſt nur in dieſer ſchätzen können. Die meiſten Frauen haben des Mannes ganze Größe in ſeinem Titel; ein Titel iſt ihnen die größte Herrlichkeit, und gewiß würde mancher Mann kein Geld dafür ausgeben, wenn er es nicht um des Hausfriedens willen müßte.

Der rangſtolze Mann überſieht oft, wenn etwas gegen ſeinen Rang gefehlt worden iſt, indem er entweder die Sache für unbedeutend hält, oder ſie mit Unwiſſenheit und Verlegenheit entſchuldigt. Die rangſtolze Frau will von keiner Rückſicht wiſſen; daß ihr nicht die gehörige Ehre erwieſen, daß von dem Titel eine Sylbe abgefallen, daß man ihr nicht den rechten Platz gegeben — vergißt ſie nimmermehr. Sie redet gerne von den Geſchäften und den Verbindungen des Mannes, ſo wenig ſie auch davon verſteht, und ſpart keine Worte, andern eine große Meynung davon beyzubringen, wor-

'in sie zuweilen recht populär wird, und sich bis zu Domestiken herabläßt. Sie verspricht gerne die Verwendung ihres Einflusses, denkt aber nicht, daß man sie um die Erfüllung ihres Versprechens angehen werde. Der Aufwand ist bey ihr in der Regel Nebensache; es sey denn, daß ihr der Rang noch nicht Geltung genug verschaffe — sonst dient er nur, diesem Relief zu geben, und zu bewirken, daß sich alles zusammen schicke. Die rangstolze Frau biethet vorzüglich der adelstolzen, wie diese der geldstolzen, Trotz; darum ist mit dem Rangstolze nicht immer Vornehmthun verbunden — oft sucht man sich so gar absichtlich über die Unterscheidungszeichen der vornehm Gebornen hinweg zu setzen.

Der weibliche Rangstolz liebt mehr das Einfache, und äußert sich weniger gemein, als der weibliche Geld- und gröbere Adelstolz; denn sein Interesse bringt es mit, sich die feine Sitte zu eigen zu machen, und damit wenigstens öffentlich aufzutreten. Die rangstolzen Frauen unter sich treiben es oft gemein genug, wovon

zuweilen etwas publik wird; auch pflegt die vernachläßigte Erziehung wohl Ausnahmen zu machen.

Zu dem gemeinen weiblichen Stolze muß man auch noch den Stolz auf solche Dinge rechnen, die zwar eigentlich zum Persönlichen gehören, und worauf Männer, als auf etwas, das ihnen zur Ehre gereicht, mit einigem Rechte stolz sind, worauf aber Frauen, dem Charakter ihres Geschlechtes zu Folge, es nur nach gemeiner Weise seyn können. Dies ist der Fall mit dem Stolze auf angeborne oder erworbene Geistesvorzüge, mit dem Amazonen- und mit dem Heiligkeitsstolze.

Die gewöhnlichen Vorzüge des weiblichen Geistes, Klugheit, Witz, Geschmack, Kenntnisse und Bildung für das gesellige Leben machen die Frauen mehr eitel als stolz. Wenn diejenigen, welche sie besitzen, darin andre Frauen übertreffen, oder zu übertreffen glau-

ben, und wenn darin das echt Weibliche ist gehalten worden: so sind sie mehr geeignet, daß man damit glänze, als daß man sich darauf etwas dünke — mehr dazu, daß man sich selbst darin gefalle, als daß man sich um ihretwillen über andre erhebe, und vertragen sich nicht mit dem Kalten und Harten, was im Stolze liegt.

In einem ungewöhnlichen Grade vorhanden, pflegen sie etwas dem Stolze nahe Kommendes zu erzeugen. Der eigentliche weibliche Geistesstolz aber gründet sich auf den wirklichen oder eingebildeten Besitz ausgezeichneter Talente, auf Bruchstücke von wissenschaftlichen Kenntnissen, und auf eine, der männlichen nachgestümperten Bildung.

Auch dieser Stolz ist bey den Weibern größer und anmaßender, als bey den Männern; weil sie, unvermögend, sich mit dem richtigen Maßstabe des Vollkommnen zu messen, gewohnt, sich nur mit andern ihres Geschlechtes zu vergleichen, selten einsehen, wie viel ihnen noch fehlt, und dasjenige, worin sie diese übertreffen, für etwas halten, was sie zu den höchsten

ſten Anſprüchen berechtige. Je weniger ſolche Vorzüge ſich für ihr Geſchlecht ſchicken, deſto mehr glauben ſie, darin alles zu beſitzen; je weniger ſie dieſelben nach ihrem wahren Werthe ſchätzen können, deſto höher ſteigt das unbeſtimmte Gefühl ihrer Wichtigkeit.

Bey einigen äußert ſich dieſer Stolz durch kalte Zurückgezogenheit, wenn ſie unter Menſchen ſind, unter die ſie, nach ihrer Meynung, nicht gehören, das nur zuweilen von einem entſcheidenden Worte, mit der Miene der Herablaſſung begleitet, unterbrochen wird, durch ein behagliches Gefühl der Ueberlegenheit, das ſich, mit Unwillen über die Gemeinheit, mit Selbſtbedauern, zu ſo ſchlechter Geſellſchaft verurtheilt zu ſeyn, vermiſcht, auf dem Geſichte ausdrückt, und durch hochmüthiges Herabblicken.

Bey andern äußert er ſich durch anmaßungsvolles Hinzudrängen, Zurückſtoßen und Geltendmachen. Dieſe Weiber müſſen überall dabey ſeyn, und eine Stimme haben, wo über die Angelegenheiten der Welt entſchieden wird;

ihr Ton iſt der zuverſichtlichſte, und wer an ihrer Unfehlbarkeit zweifelt, der hat es mit ihnen für immer verdorben. Es fällt ihnen gar nicht ein, daß ſie von den Dingen nichts verſtehen, über die ſie das Wort führen. Am liebſten reden ſie die Sprache der Kritik; ſelbſt an dem Vollendeten haben ſie noch viel auszuſetzen; aber was ſie darüber vorbringen, iſt leeres Geſchwätz, ſie wiſſen ſelbſt nicht, was ſie ſagen. Die Modeausdrücke aus den Gebiethen der Wiſſenſchaft und Kunſt ſind immer in ihrem Munde, was nicht ſelten lächerliche Mißgriffe gibt. Niemand findet vor ihnen Gnade, als die genialen Männer der Mode, deren Ekzentriſches aufzunehmen, ſie ſich allenfalls erniedrigen. Was ſie ſonſt dulden ſollen, muß ſie anbethen, oder das Beſtreben zeigen, ſich nach ihnen zu bilden.

Noch ſchlimmer iſt es, wenn ſie ſelbſt etwas von Genie in ſich wittern, wofür ſie nähmlich ihre bizarren Einfälle oder ihr erkünſtelte Libertinage nehmen. Höhnend begegnen ſie dann jedem Verſuche, ſie zurecht zu weiſen; ſo wohl

in ihren Arbeiten, als in ihren Sitten, wähnen ſie ſich über jeden Tadel wegſetzen zu dürfen, und haben nur Mitleiden mit den Einfältigen, die ihre Vortrefflichkeit nicht anerkennen wollen.

Männer imponiren durch Ernſt, Entſchloſſenheit, Muth, Kraft und kalte Feſtigkeit. Das haben manche Frauen ſich gemerkt; und da es ihnen an weiblichen Vorzügen gebricht, ſo glauben ſie, ſich hierauf legen zu müſſen, wenn ſie es zu etwas bringen wollen. In ihrer Verbildung, bey der Abſtumpfung des weiblichen Gefühles und bey ihrem mächtigen Egoismus, däucht ihnen der Reſpect, den man vor dergleichen hat, das würdigſte Ziel ihres Beſtrebens zu ſeyn. Einige unter ihnen mögen wohl etwas von Anlage dazu in ſich antreffen; andre affectiren dieſes Weſen, oder raſen ſich in daſſelbe hinein. So entſteht der höchſt ekelhafte Amazonenſtolz.

Viele von den Weibern, welche mit dieſer Krankheit behaftet ſind, ſchämen ſich ihres Geſchlechtes, und ſprechen nicht anders als mit

tiefer Verachtung von dem Charakter, den Beſchäftigungen und den Sitten deſſelben, ſeine edelſten Vorzüge ſind ihnen entehrende Schwäche, die ſie zu Sclaven der Männer machen; dieſen wollen ſie ſich an die Seite ſetzen, mit ihnen wollen ſie es aufnehmen, ihnen wollen ſie in Beſchäftigungen und Vergnügungen, in Bewegung und Sprache, in Ton und Miene gleich werden. Je mehr es ihnen in der Verläugnung der Weiblichkeit gelingt deſto mehr fühlen ſie ſich gehoben. Der Unnatur einmal hingegeben, können ſie darin kein Maß halten, und erlauben ſich Ungezogenheiten, in welchen die roheſten Männer hinter ihnen bleiben. In dem Ausgelaſſenen, Schmutzigen und Pöbelhaften ſuchen ſie das Kraftvolle, in dem Frechen und Zügelloſen das Freye, worum ſie die Männer beneiden. Und doch können ſie nicht verhüthen, daß ſich jeden Augenblick ihr Geſchlecht verrathe; man lacht über ihre Poltronerie, und niemand fürchtet etwas an ihnen, als ihre gereizte Wuth.

Die Feinern begnügen ſich damit, ſich an die

Angelegenheiten der Männer zu mengen, und über die unter die Füße getretene Würde des Weibes zu deklamiren. Gar zu entehrend dünkt ihnen der Rang, den man ihnen in der bürgerlichen Geſellſchaft angewieſen hat; daß die Natur ſelbſt ihnen dieſen anwies, begreifen ſie nicht. Von Kathedern reden und in Kollegien ſitzen, das ſind die vorenthaltenen Rechte des Weibes, die ſie wieder herſtellen wollen: was ihnen keiner verübeln wird, der ihr Talent zur Beredſamkeit, ihre Stärke in Verhandlungen und im Kriegführen zu würdigen verſteht.

Kein Weib kann auf ſeine Tugend ſtolz ſeyn; das geſtattet die Natur der weiblichen Tugend nicht, welche mehr bewahrte Unſchuld und entwickelter ſchöner Herzenstrieb, als die Frucht freyer moraliſcher Selbſtbearbeitung iſt, und ſich vornehmlich durch ungeheuchelte Demuth an den Tag legt. Eher könnten es die Männer, die ihre ſittliche Würde meiſt im Kampfe mit der mächtig widerſtrebenden Sinnlichkeit gewinnen müſſen; ob ſie es gleich ſelten ſind. Es iſt nicht die echte Tugend, ſondern

der lügenhafte Schein derſelben, worauf der weibliche Heiligkeitsſtolz ſich ſo viel einbildet.

Mit erborgten und erbettelten Flittern treibt das heiligkeitsſtolze Weib ein äuſſerliches Gepränge, während es von der Tugend kaum eine Ahnung hat; das unreine Herz verbirgt ſich hinter vorgeſpiegelte Reinigkeit des Wandels und hinter mechaniſch getriebene Verrichtungen der Andacht. Geiſt- und werthloſe Geſchöpfe, die ſich durch nichts bedeutend machen können, alte Sünderinnen, die von den Stürmen eines wüſten Lebens endlich in den Hafen der Gottſeligkeit verſchlagen worden ſind, geitzige und zänkiſche Furien, die dem Himmel die eine Leidenſchaft dafür verhandeln, daß ſie die andre frey bekommen, Lüſterne, denen zur Befriedigung ihrer Begierden nichts mangelt, als die Gelegenheit, Müßige, die aus Langerweile Konventikeln ſtiften, worin zugleich gefrömmelt und geläſtert wird: das ſind die Weiber, die ſich durch ihre Heiligkeit über alles erhaben wähnen.

Sie wiſſen es nicht genug zu rühmen, daß man ihnen die Laſter nicht vorwerfen kann, die unter ihnen am meiſten gebrandmarkt ſind. Die Keuſchheit, die bey vielen nie auf die Probe geſetzt worden, bey vielen längſt zu Grabe gegangen iſt, haben ſie unaufhörlich auf der Zunge. Des Seufzens und Schimpfens über das ſittliche Verderben iſt kein Ende; die Fehler andrer werden auf die unbarmherzigſte Weiſe mitgenommen; ſie zu vergrößern, hält man eher für etwas Verdienſtliches, als daß man ſich ein Gewiſſen daraus machen ſollte; ſchuldloſe Luſtbarkeiten werden noch ärger behandelt. So weit es der Geiz erlaubt, iſt man wohlthätig, doch daß es in die Augen falle. In der gebeugteſten Demuth feyert der heimliche Stolz ſeine glänzendſten Triumphe, und prahleriſch trägt man zur Schau, was man von der argen Welt zu leiden hat.

Etwas ganz andres, als dieſer Heiligkeitsſtolz — auch etwas andres, als der Stolz auf

Tugend, ist das, was man edeln Stolz nennt - die erhöhte Stimmung der Seele, welche aus dem Bewußtseyn der angebornen und treu bewahrten moralischen Würde entspringt — dunkles, aber mächtiges Gefühl, daß man etwas werth sey, daß man auf Achtung Ansprüche habe, und sich nicht durch Schlechtes entweihen dürfe. Ihm liegen keine bestimmten Begriffe von einzelnen Vorzügen, wodurch man sich vor andern auszeichne, zum Grunde; auch kennt er keine Vergleichung mit andern. Er bezieht sich auf das, was im Menschen Charakter der Menschheit — wodurch der, welcher es besitzt, noch nichts Besondres, aber etwas Großes ist, was, der Anlage nach, in allen sich findet, und, als ausgebildetes Wesen, in allen sich finden sollte. Er erhebt sich nicht über die Menschen, sondern nur über das Gemeine und Erniedrigende; nicht jene, sondern nur dieses lehrt er verachten. Die Vorstellung des Verdienstlichen, woran jeder andre Stolz so fest klebt, ist, mit jeder egoistischen Rücksicht, von ihm ausgeschlossen. Es ist ihm fremd, sich

an der eignen Trefflichkeit zu ergötzen. Dahin allein iſt ſein Streben gerichtet, daß man, in ſeinem Denken, in ſeinem Thun und in ſeinen äußern Verhältniſſen, nicht unter ſich ſelbſt erfunden werde.

Der edle Stolz ſchickt ſich auch für das Weib, nur muß er bey demſelben der weiblichen Natur angemeſſen, mithin anders erſcheinen, als bey dem Manne. Der Mann darf ihn gewiſſer Maßen vor ſich hertragen, daß man ihm anſehe, er halte etwas auf ſich, und er werde ſich vor nichts beugen, als vor der Gewalt der Pflicht und der Nothwendigkeit des Schickſales. Bey dem Weibe muß er ſich in Anſpruchsloſigkeit verlieren; er ſoll in ihm leben und wirken, er ſoll ſeine Geſinnungen und Handlungen beſtimmen, aber das Gefühl der weiblichen Schwäche, den Charakter liebenswürdiger Schüchternheit nicht verläugnen. Nichts Herausforderndes, nichts Trotz Biethendes darf in ihm ſeyn; er darf nie den Schein haben, etwas erzwingen oder mit Gewalt abwehren zu wollen.

Der Blick des edeln Stolzes müsse den Mann sicher stellen, daß man ihm nichts Erniedrigendes ansinne, und sich nichts Ungebührliches gegen ihn herausnehme. Das Weib sichere dagegen der Blick würdevoller Reinheit und jenes innere Halten an sich selbst, das, ohne imponiren zu wollen, jedem Achtung einflößt, und deutlich genug verräth, man werde es nicht aus dem Gleichgewichte treiben. Nur der erfahre die Entrüstung und die strafende Verachtung des edeln weiblichen Stolzes, der es wagt, der sittlichen Würde des Weibes zu nahe zu treten, seine moralische Delicatesse zu verletzen oder ihm Entehrung zuzumuthen, sonst bleibe immer vorherrschend der Ausdruck der Sanftheit.

Ernst und selbst ein gewisser Unmuth darf sich in den edeln Stolz des Mannes mischen; dem weiblichen darf nie die Milde, die Freundlichkeit und der Zauber der Anmuth fehlen; durch diese eben übt er seine größte Gewalt.

Endlich kann der edle Stolz des Mannes, unter bittern Welterfahrungen, eine gewisse Kälte annehmen, während seine Grundsätze die

Maximen des Wohlwollens bey ihm wirkſam erhalten. Dies wird dem Weibe nicht ſo leicht begegnen; und daß es ihm nicht begegne, dafür muß es über ſich ſelbſt unabläſſig wachen, denn mit der Wärme des Herzens büßt es ſein Beſtes ein, in dieſer Wärme iſt ſein ſittliches Leben, kalter Stolz iſt Zerſtörung der Weiblichkeit, gränzenloſer Egoismus ſeine unausbleibliche Folge im weiblichen Gemüthe. Nie müſſe bey ihm der edle Stolz die Theilnahme und die Mittheilſamkeit, die Gefälligkeit und das Vertrauen, die Herzlichkeit und die Ergebung vermindern, wohl aber die zurückſcheuchen, die deſſen nicht werth ſind. Der Stolz einer Frau, der auch dem Beſſern den Muth rauben könnte, ſich ihr zu nähern, iſt gewiß kein edler.

Unſträflich zu ſeyn, bis in das Innerſte ſeines Herzens, Unreines weder in ſich noch an ſich, noch um ſich zu dulden, nie vor ſich ſelbſt und vor edeln Menſchen erröthen zu dürfen: das iſt die Forderung und der Trieb des edeln Stolzes im Weibe. Viel lieber noch würde es

die Verachtung der ganzen Welt tragen, wie drückend ihm auch das werden müßte, als gezwungen seyn, sich selbst zu verachten. Es meidet die Menschen, die sich durch ihre Denkungsart und durch ihre Sitten verächtlich machen; den Rechtschaffenen vom niedrigsten Stande achtet es viel höher, als den Angesehensten von niedrigen Gesinnungen. Nicht leicht wird man an ihm etwas wahrnehmen, das in irgend einer Hinsicht gemein wäre. Alle seine Aeußerungen verrathen eine erhabene Stimmung der Seele, ein zartes Gefühl und Scheu vor Selbstverletzung. Einfachheit herrscht in seinen Umgebungen, edle Haltung in seinem Benehmen — und diese läßt die Fröhlichkeit nie in Leichtfertigkeit übergehen. Ungeziemende Scherze hört es nicht: in seiner Nähe dürfen sie nicht laut werden. Der Schmeicheley begegnet es, in richtiger Selbstschätzung, mit der verdienten Verachtung.

Frey von Dünkel und Anmaßung, voll Humanität und Güte, im Bunde mit einem gefühlvollen Herzen, ist edler Stolz des Weibes

Kraft und Selbſtſtändigkeit; er ſchützt es gegen Eitelkeit, Modeſucht und Kleinigkeitsgeiſt, er hält es in Befreundung mit dem Schönen und Groſſen, und befeuert in ihm das Streben nach allem, was herrlich iſt.

3.

Weiblicher Leichtſinn.

Wenn man unter dem Leichtſinne das Leben in den Eindrücken der Gegenwart und in den Spielen der Phantaſie, die ſich an dieſe zunächſt anſchließen, mit Beſeitigung des Ernſten, des Feſthaltenden und alles deſſen, was durch Betrachtung und Nachdenken auf das Leben wirken will, verſteht: dann wird er häufiger bey den Frauen als bey den Männern angetroffen.

Der Leichtſinn verträgt ſich nicht mit überwiegender Kraft des Verſtandes, mit heftigen Leidenſchaften und mit der Arbeitsnoth eines vielbeſchäftigten Lebens.

Was den Leichtſinn intereſſiren ſoll, das muß den Sinn reitzen, lebhaft zwar, aber doch auch flüchtig; der Leichtſinn ſetzt immer voraus, daß viel Sinn da ſey. Der Verſtand beſchränkt den Sinn, wo er zum ſelbſtſtändigen Leben gekommen iſt, da geſtattet er nicht, daß man nur empfange, aufnehme und oberflächlich verarbeite. Er knüpft an das Gegenwärtige die Erinnerung des Vergangenen, den Gedanken der Zukunft, er läßt den Eindruck weder ſchnell entfliehen, noch ſchnell in That übergehen, er beobachtet ihn, er ſtellt Vergleichungen an, zieht das Erlebte zu Rathe, berechnet die Folgen, beurtheilt Empfindungen und Vorſtellungen nach feſten Regeln, und entwirft Grundſätze für das Verhalten. Der Leichtſinn hingegen nimmt alles, wie es ſich ihm zuerſt darſtellt, das Vergangene vergißt er, das Zukünftige achtet er nicht, er thut, was ihm einfällt, oder wozu die Neigung und die Umſtände drängen. Auf eine höhere Stärke des Verſtandes aber hat es die Natur im Manne angelegt.

Nicht weniger gehört die Leidenſchaft zum urſprünglichen Charakter des Mannes, und dieſe feſſelt das Gemüth, die Betrachtung und das Streben an ſich. Die Leidenſchaft will das Leben beherrſchen, alles ſoll auf ſie bezogen werden, alles ſoll ihr dienſtbar ſeyn, überall beſorgt ſie Beeinträchtigungen; ſie geſtattet nicht, daß man der Eingebung des Augenblikkes folge, wie es dem Leichtſinne gefällt, ſie verurſacht Spannung und Beſchränkung, während im Leichtſinne das Leben losgelaſſen der Luſt ſich ergibt, ſie macht unaufhörliche Rückſichten und Beherzigungen nöthig, die der Leichtſinn am meiſten flieht.

Das thätige Leben iſt des Mannes Beſtimmung, für Weltzwecke ſoll er wirken, zu ſchweren Anſtrengungen wird er getrieben, in umfaſſende Unternehmungen wird er verwikkelt, die Bedürfniſſe des Lebens ſoll er herbeyſchaffen; immer ſchwebt ihm etwas vor, wovon viel abhängt, die meiſte Zeit iſt er mit Dingen beſaßt, die reiflich überlegt ſeyn müſſen. Da kann eine leichte Stimmung ſelten aufkommen,

und

und der Geiſt befeſtigt ſich immer mehr in ſeinem ſorgenvollen Streben, Ernſt und Bedächtlichkeit, häufig genug bis zur Pedanterey, werden ihm immer mehr eigen, daß er ſie auch zu den unbedeutendern Angelegenheiten mitbringt.

Das alles iſt bey den Frauen anders; hier iſt der Verſtand zwar nicht weniger ſcharf, aber weniger ſelbſtſtändig — dem Sinne dienſtbar, und das Uebergewicht deſſelben immer Abweichung von der weiblichen Natur, wie bey den gelehrten, den raiſonnirenden, den kalt bedächtigen und den intriganten Frauen, die denn freylich nicht leichtſinnig, aber dafür gewöhnlich etwas Schlimmeres ſind. Seltener und gemäßigter erſcheint bey dem Weibe die Leidenſchaft, und wenn darin die von der Erziehung Verderbten, durch Umſtände aus ſich ſelbſt Herausgetriebenen und die krankhaft Reitzbaren eine Ausnahme machen, ſo geſchieht es auf Koſten ihrer Weiblichkeit. Die Geſchäfte der Frauen ſind einfach und auf einen kleinen Kreis beſchränkt; ſie erfordern wenig

anhaltender und gedankenvoller Bemühung, sie lassen sich meist in dem Augenblicke vollenden, wo die Veranlassung dazu eintritt. Daher können sie eben so wohl den Leichtsinn selbst befördern, als zu einer gewissen Gesetztheit und Haltung des Lebens führen — das Letztere nur dann, wenn schon etwas andres im Gemüthe ist, was den Leichtsinn daraus vertreibt, oder ihn doch in engere Gränzen schließt.

Dazu kommt noch das Bedürfniß des Weibes, sich an das Wirkliche, das nirgends stärker als in den Eindrücken des Gegenwärtigen empfunden wird, anzuschließen, in und mit demselben zu leben. In den Einzelnheiten des Wirklichen ist kein Stillstand, wer darin lebt, wird von den Wechseln desselben fortgerissen, und ist jeden Augenblick etwas andres. Um sich selbst gleich zu bleiben, muß man sich von dem Wirklichen trennen und über dasselbe erheben können, was wenigen Frauen verliehen ist; die meisten sind, wie ihre jedesmaligen Umgebungen, sie denken und wollen, wozu diese sie treiben.

Endlich wirkt auch die Beweglichkeit ihrer Phantaſie mit, die Frauen leichtſinnig zu machen. Die Schnelligkeit, womit dieſe von Einem Bilde zu dem andern eilt, die Gewandtheit, womit ſie ein Bild an das andre knüpft, läßt ſie auch nicht einmal ſo lange bey dem Wirklichen ſtehen bleiben, als dieſes ſelbſt ſtille ſteht; ihre Gedanken ſind Pulsſchläge, und tanzen mit den Empfindungen davon; ehe der Kopf ſich recht auf ſie beſinnen kann, und ehe es ihnen einfällt, etwas feſt zu halten, ſind ſie ſchon eine weite Strecke darüber weg. Eine Sache recht zu überdenken, gebricht es ihnen an Zeit, weil ſie ſo viel zu denken haben, deßwegen lernen ſie auch ſo ſelten ſich ſelbſt kennen. Dabey iſt es nicht wohl möglich, zu einiger Geſetztheit zu gelangen.

Unläugbar gehört ein gewiſſer Leichtſinn zu den Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur, er iſt bey den Frauen das, was bey den Männern die Leidenſchaft, und dieſe neigen ſich im-

mer in eben dem Maße zum Weiblichen hin, als sie sich leichtsinnig zeigen.

Ob und in wie fern aber das Gefühl, das bey den Frauen so oft die Stelle des Verstandes vertritt, die Disposition zum Leichtsinne beschränke, darüber muß die Natur des weiblichen Gefühles Auskunft geben.

Es sind vorzüglich zwey Eigenschaften, wodurch das weibliche Gefühl im Allgemeinen sich auszeichnet, und nach welchen die weiblichen Charaktere in zwey Hauptklassen zerfallen: **Innigkeit und Lebhaftigkeit**, jene entspricht der **Tiefe**, diese der **Stärke des Gefühles** bey den Männern.

Das innige Gefühl wird nicht leicht und schnell erregt; es will Zeit haben, um zu erwachen; aber wenn es erwacht ist, dann arbeitet es sich in das Gemüth hinein, es theilt sich diesem ganz mit, es tritt mit allen Gedanken und Empfindungen, die hier verborgen sind, in Gemeinschaft, sorgfältig wird es bewahrt und entwickelt, es geht über in das stille Leben des Gemüthes, und bildet darin neue Gestalten. Die

innigen Frauen ſind ſelten leichtſinnig, ſie ſind es höchſtens nur in den Fällen, wo ihre Innigkeit nicht angeſprochen wird. Sonſt widerſetzt ſich dieſe dem Zuſtrömen der Eindrücke, ſie zieht die Aufmerkſamkeit und den Sinn ab von dem äußern Wechſel, ſie faßt nur dasjenige auf, was die zartern Saiten des Herzens berührt, und in das ſich ruhig fortbewegende Spiel des Innern eingehen kann. Das ſind die Gemüthvollen, die Sanften, Stillen und Guten unter den Frauen, an denen die Weiblichkeit vorzüglich ſchön und rührend erſcheint.

Das lebhafte Gefühl iſt ſo weit davon entfernt, den weiblichen Leichtſinn zu beſchränken, daß es vielmehr die Diſpoſition deſſelben am meiſten begünſtigt. Die lebhaften Frauen ergreifen alles ſchnell und mit Heftigkeit, um es eben ſo ſchnell wieder fahren zu laſſen. Ihre Lebhaftigkeit läßt ihnen keine Zeit, ſo lange bey einer Sache zu verweilen, daß ſie ſich dieſelbe aneignen, und das bemerken könnten, was das Gemüth inniger anſpricht; ſie duldet kein: ie-

fern und bleibendern Eindrücke, und am wenigsten gestattet sie den Empfindungen, in ernstes Nachdenken überzugehen. Dieselbe Veränderlichkeit, die sich in ihren Gedanken findet, ist auch in ihren Gefühlen, und bemächtigt sich durch sie ihrer Entschließungen und Handlungen, das lebhafte Gefühl drängt immer weiter in seiner Unruhe, und die Stimmungen, die es wechselnd erzeugt, leiten das Verhalten.

Eine ganz eigne Lebhaftigkeit pflegen bey den Frauen diejenigen Gefühle zu haben, welche von den Vorstellungen und Spielen der Phantasie erregt werden, wie das Mitgefühl und das Gefühl der Rührung. Vorstellungen, die sich auf fremden Schmerz und fremde Freude beziehen, so wie diejenigen, in welchen Fröhliches und Wehmüthiges sich mischt, werden von der weiblichen Phantasie leicht aufgefaßt, und drücken dem weichen Herzen leicht die ihnen anklebenden Gefühle ein. Darin hat es seinen Grund, daß gerade die leichtsinnigsten Frauen oft die mitleidigsten sind, daß es nur unbedeu-

tender Veranlaſſungen bedarf, um ihr Herz zu erſchüttern, daß oft leiſe Empfindungen dieſes Herz bis zum Ueberſtrömen anfüllen, und daß es ſo wenig koſtet, ſie zu Thränen zu bewegen. Dieſelbe Lebhaftigkeit des Gefühles, die dieſe Frauen leichtſinnig macht, macht ſie auch für Rührung empfänglich.

Die Lebhaftigkeit der Phantaſiegefühle iſt indeß ſanfter und anhaltender, wie die der übrigen; darum kann ſie wohl zuweilen einigen Stillſtand in das flüchtige und einige Tiefe in das oberflächliche Leben bringen. Doch vermögen auch dieſe Gefühle ſelten den weiblichen Leichtſinn lange zu unterbrechen, und noch weniger Geſetztheit und Ruhe des angehaltenen Lebens an ſeine Stelle zu ſetzen. Ohne Spuren von ſich zurück zu laſſen, machen ſie andern Empfindungen Platz, ſo bald dieſe mit der gehörigen Stärke geweckt werden. Doch dafür wiſſen die Frauen ſelbſt Rath; nicht lange ertragen ſie denſelben Zuſtand der Seele, beſonders, wenn er ſo ſehr gegen den herrſchenden Sinn contraſtirt; ſie führen die Umſtände abſichtlich

herbey, die ihn vertreiben; sie wenden sich an die Gedanken und Gegenstände, die ihnen die erwünschte Zerstreuung geben.

Daher ist es gar nichts Besonders, wenn bey den Frauen das Eine Auge in Thränen schwimmt, während das andre im Schimmer der Heiterkeit steht, und mitten aus der Rührung ein fröhlicher Scherz, eine witzige Bemerkung oder lauter Jubel hervorbricht.

Eben so wenig dürfen wir uns darüber verwundern, wenn wir an Frauen öftere und starke religiöse Bewegungen wahrnehmen, während davon in ihren Gesinnungen und in ihrem Wandel nichts zu merken ist, während sie so gar die ärgerlichste und ausschweifendste Lebensart führen; beydes fließt aus Einer Quelle. Diese Bewegungen sind nicht Wirkung der Religion auf das Herz, sondern Berauschung der Sinnlichkeit durch die Phantasie — etwas, wovon man kaum ahnet, das es für die Sitten von Bedeutung sey, und daß diesen gar keinen Zwang aufzulegen begehrt. Lebhafte Frauen lieben es, sich zuweilen recht rühren zu lassen,

weil dadurch Abwechselung in das Leben kommt; die Rührung ist selbst ein Spielwerk ihres Leichtsinnes.

Indeß gibt es doch in jedem Weibe einzelne Gefühle, die sich über die andern erheben. Daraus bilden sich Interessen, die freylich weniger umfassend und mächtig, als die Leidenschaften der Männer, Ueberlegungen, Rücksichtnehmen, Widerstand gegen Antriebe, bedächtliches Verweilen, Beherrschung augenblicklicher Gefühle nöthig machen, und dadurch den Leichtsinn einiger Maßen beschränken. Leichtsinnig in jeder Hinsicht ist kein Weib: denn keins vermag sein Herz so auszuleeren, daß nicht irgend eine Neigung oder ein Verlangen darin übrig bleibe.

Vorzüglich hat die Natur den Leichtsinn der Frauen im Allgemeinen durch die höhern Geistesgefühle einschränken wollen. Diese sind bey ihnen in der Regel stärker und feiner als bey den Männern, denen dafür mehr Kraft des Verstandes und des Willens verlie-

hen ward. Das sittlich religiöse Gefühl, und was damit zusammenhängt, das Gefühl für das Schickliche und Anständige, Delicatesse, Schamhaftigkeit, Scheu des Rufes werden das nicht ganz verderbte Weib von vielen Schritten zurück halten, die es sich sonst leichtsinnig erlauben möchte; sie werden es oft zum Nachdenken leiten, zur Aufmerksamkeit auf sich selbst antreiben, Reue und Entschließungen in ihm wecken; sie werden der Liebe in seinem Gemüthe die heilige Weihe, die edle Stimmung, den entscheidenden Einfluß und die feste Dauer geben, wodurch sie bindende Einheit seines Lebens und das wirksamste Gegenmittel gegen den Leichtsinn wird.

Frauen, bey welchen diese Gefühle wenig oder nichts vermögen, sind leichtsinnig im schlechtesten Sinne; man kann ihren Leichtsinn den moralischen nennen, der entweder Leichtsinn der Frechheit oder Leichtsinn der Gleichgültigkeit ist.

In dem leichtsinnig-frechen Weibe sind die höhern Geistesgefühle fast ganz unter-

drückt. Nach Religion fragt es nichts; es hat die Regungen derſelben entweder wegraiſonnirt und weggeſpottet, oder durch den Trieb des Weltlebens überwältigt. Mit ſeinem Gewiſſen, wenn ſich daſſelbe ja noch ankündigt, wird es bald fertig; über Anſtand und Ruf ſetzt es ſich hinweg; in dem Genuſſe des Augenblikkes überläßt es ſich allein ſeiner oft bis zur Raſerey ſteigenden Luſt; Erſchöpfung iſt die einzige Störung, die es nicht abwehren kann. Solche Weiber zeigen uns die tiefſte Entwürdigung der Menſchheit, und flößen einen Abſcheu ein, den die ſittenloſeſten Männer nicht einflößen können. Alles an ihnen wird ſcheusliche Unnatur, und der Leichtſinn verwandelt ſich bald in wilde Leidenſchaften, die mit ungezügelter Gewalt das Gemüth beherrſchen.

Bey den leichtſinnig-gleichgültigen Frauen iſt entweder das ſittlich religiöſe Gefühl nicht genug entwickelt, daß es ſich nur leiſe und flüchtig äußert, oder andre Gefühle ſind zu lebhaft, und geſtatten nicht, daß es beachtet werde. Solche Frauen ſind nicht ohne alle re-

ligiöse und moralische Empfindungen; aber diese kommen ihnen selten und zufällig, sie bleiben dunkel, erregen kein Nachdenken, verlieren sich unter den übrigen Bewegungen des Gemüthes, und werden von ihnen verdrängt. Man muß ihnen nicht ansinnen, sich aus denselben eine Angelegenheit zu machen; sie verstehen das nicht, und lachen darüber. Gewissensbeunruhigungen kommen zuweilen, aber ändern nichts; sie suchen sie unter Zerstreuungen zum Schweigen zu bringen. Nur diejenigen Forderungen, welche Geselligkeit, Sitte und Welton sanctionirt haben, werden berücksichtigt; im Uebrigen ist es auch ihre Stimmung, zu thun, was ihnen gefällt, und sich aus dem Sinne zu schlagen, was sie daran hindern will.

Die höhern Geistesgefühle lassen aber auch da, wo sie den weiblichen Leichtsinn wirklich beschränken, demselben, besonders wenn nicht absichtliche Bildung ihren Einfluß verstärkt, ein weites Gebieth offen. Der Fälle sind noch genug, die außer dem Kreise des sittlich religiösen

Gefühles zu liegen scheinen, wo die Entscheidungen desselben nicht vernommen werden, und wo man sie mit Bedacht dahin gestellt seyn läßt.

Hier zeigt sich der weibliche Leichtsinn in einer bessern Gestalt, in der wir ihn den natürlichen nennen. Die verschiedenen Arten desselben bilden: der wilde, der flüchtige, der fröhliche, der sorgenfreye, der zerstreute, der gutmüthige und der kindliche Leichtsinn. Wir wollen jede dieser Arten an einem Charakter beobachten.

Der wilde Leichtsinn.

Ausgelassenheit ist Julianens gewöhnliche Stimmung. Keinen Augenblick kann sie sich still halten; wo sie sich wohl fühlen soll, da muß es zu lachen, zu jubeln, zu springen geben; nirgends gefällt es ihr besser, als wo geneckt, Muthwille getrieben, allerley angezettelt, gelärmt und getobt wird, und wo man sich gar nicht zu genieren braucht. Jede Art von Zwang ist ihr verhaßt; Gesellschaften, in welchen die Convenienz herrscht, können ihr nur

dadurch auf ein halbes Stündchen erträglich werden, daß sie ihre Spottlust beschäftigen. Das freundliche Zimmer ist ihr ein Gefängniß, wenn sie dort lange allein seyn muß. Bloß das Klavier zerstreut sie einiger Maßen; aber um sich mit Lesen, mit Nachdenken oder auch nur mit Träumen der Phantasie zu unterhalten, muß sie ihre Launen haben; an den weiblichen Arbeiten, meynt sie, versitze man sich hinlänglich, und büße genug ab, auch werde einem der Ernst mehr als zu viel aufgedrungen, und die Weisheit allenthalben aus vollen Händen gereicht, das meiste in der Welt mache sich von selbst besser, als man es mit aller Klugheit einzurichten im Stande sey. Wo sie erscheint, da kommt das Leben mit, und alles wird laut und hinein gerissen in ihren Tumult. Nichts wird ihr schwerer, als sich Maß und Ziel zu setzen in der Lust; doch verläugnet sie darin den Sinn der Weiblichkeit nicht. Der Eigensinn der Schicklichkeitsgesetze wird sich oft über sie zu beklagen haben; aber der wahre Anstand nie, ihre Würde ist gesichert, selbst wenn sie sich zu

vergessen scheint. Wer in ihren Kreis tritt, muß sich gefallen lassen, von ihr geschult zu werden. Man nimmt ihr nichts übel, weil man ihr gutes Herz kennt. Grämlich sieht man sie nie, schwermüthig nicht selten, verdrießlich nur zuweilen, wobey ihr aber das Lachen gemüthlicher zu seyn scheint, als das Schmollen. Uebrigens fehlt es ihr auch nicht an Empfänglichkeit für tiefere Eindrücke; wenn die weichen Stellen ihres Herzens getroffen werden, dann arbeitet sich mächtig etwas empor, was zwar nicht lange in der Höhe bleibt, aber für die Zukunft herrliche Bildungen verspricht.

Der flüchtige Leichtsinn.

In Karollnens Seele jagt Ein Gedanke den andern und Ein Gefühl das andre. Sie beobachtet alles nur halb, weil gleich etwas andres ihre Blicke anzieht; sie hört auch alles nur halb, weil ihre Aufmerksamkeit schon wieder mit etwas anderm beschäftigt ist, oder die bewegliche Phantasie mit ihren Gedanken davon geht. Darum kann man sich auf ihre Berichte selten

verlaſſen; in aller Unſchuld verfälſcht ſie, und bildet aus den Bruchſtücken, die ſie aufgegriffen, ein Ganzes, in dem niemand das Seinige wieder erkennt; auch iſt ſie nicht im Stande anzugeben, ob ſie etwas geſehen, oder gehört, oder geträumt, oder gedacht hat. Ueber dem Sprechen entfällt ihr, was ſie hat ſagen wollen. Ihr zu folgen, oder von ihr etwas recht zu erfahren, iſt ſehr ſchwer, denn ſie kommt immer von der Sache ab. Was ſie auf dem Herzen hat, das hat ſie auch auf der Zunge; ihre Geheimniſſe ſind bey ihr am ſchlechteſten verwahrt; wenn ſie dieſelben nicht aus freyen Stücken verräth, ſo lockt man ſie doch ohne Mühe hervor. Iſt ſie einmal im Zuge, dann würde die Geduld auf harte Proben geſetzt werden, wenn nicht in ſo mancher Hinſicht intereſſant wäre, ihr zuzuhören, und wenn ſie nicht ſo oft andre Zuhörer in Beſchlag nähme. Sie fängt an zu ſprechen, ohne zu wiſſen, wo ſie hinaus will, und im Munde wird glücklicher Weiſe das Wort ein Gedanke, der zuweilen gar nicht ſchlecht iſt, und mit dem man auf jeden

Fall

Fall für lieb nimmt, denn ſie ſpricht allerliebſt Sollte ja der Gedanke ausbleiben, oder kein Geſchick haben, ſo hält man das dem löcherichten Gedächtniſſe zu gute.

Selten bringt ſie etwas ganz zu Stande; um etwas zu vollenden, muß ſie es wenigſtens zehnmal weglegen, und nach einiger Zeit wieder vornehmen. Das iſt ihr des Lebens ſüßeſter Reitz, daß es darin immer Neues gibt; doch ſind ihr die gewöhnlichen Gegenſtände der weiblichen Neugierde zu langweilig. Was ſie angenehm beſchäftigen ſoll, darf nicht lange dauern, und muß Abwechſelung genug haben.

Die Spiele der Phantaſie gefallen ihr beſſer, als das Leſen und Denken, aber auch dabey hält ſie nicht lange aus.

Vielerley hat ſie ſich ſchon vorgeſetzt, aber es iſt unterblieben, weil ſie es wieder vergeſſen hat. Sie fühlt oft die Nothwendigkeit, ſich an gewiſſe Regeln zu binden, aber ſie vergißt es immer wieder. Die Geſetze der Convenienz verachtet ſie nicht, aber ſie denkt nicht daran, wenn ſie dieſelben beobachten ſoll. Sie hat viel

gelernt, aber im Gedächtniſſe iſt wenig davon zurück geblieben, ſo daß ſie ſich ſelbſt verwundert, woher ſie das doch wiſſen möge, wenn einmal Einer von den beynahe erloſchenen Gedanken wiederkehrt.

Bey dem allem verräth ſie zuweilen eine Innigkeit, die man bey ihr nicht vermuthen ſollte, eine tiefe Rührung geht zuweilen durch ihre Seele, Züge ſittlicher Vortrefflichkeit können ſie in Entzücken verſetzen. Ihr Herz iſt unverdorben und warm für das Gute. Sie fehlt oft, ſie handelt aber auch oft ſchön; ſie wünſcht nie zu fehlen, und Schlechtes wird man ihr nicht nachſagen können; ſie achtet ihr Gewiſſen, aber ſie vernimmt nicht immer ſeine Stimme.

Ein Mann, der durch das eigne Gefühl das ihrige zu wecken, und durch Reichthum des innern Lebens es zu beſchäftigen vermöchte, würde ihre ungetheilte Liebe beſitzen, und ſie für das häusliche Leben gewinnen. Ein kalter mürriſcher oder geiſtesarmer Mann wird ſie und ſich zu Grunde richten; ſie bewahrt ihm

wohl die Treue, aber nicht das Herz, in der Welt wird sie für das Schadloshaltung suchen, was ihr das Haus versagt.

Der fröhliche Leichtsinn.

In Elisens Gemüthe ist immer Frühling und Sonnenschein, darum lacht die Welt sie immer im Blüthenschmucke an; nur das häufige schlechte Wetter draußen und bey der Mutter ist ihr etwas ungelegen. An allem das Freundliche und Gefällige sehen, das Unfreundliche und Mißfällige behandeln, als ob es bloß in der Menschen Sinn und Einbildung wäre, sich über alles Schöne und Gute freuen, und nichts ungenossen lassen, was das Leben angenehm macht, das ist ihre Lebensweisheit, aber sie will nicht wissen, daß das eine besondre Weisheit ist. Allenthalben findet sie Nahrung der Freude, ohne sie mühsam aufzusuchen; das etwa Fehlende thut die Phantasie hinzu.

Sie lebt dem Augenblicke, es fällt ihr nicht ein, daß er ihre Freude mitnimmt, oder sie denkt, der nächste werde wohl wieder neue brin-

gen. Sie hält gar nichts darauf, mit dem Vergnügen hauszuhalten, und ſich etwas aufzuſparen, damit man deſto länger daran habe; doch fühlt ſie ſich auch nicht verſucht, das Maß zu überſchreiten, über welches hinaus das Vergnügen ſich ſelbſt zerſtört, und bittrer Schmerz wird. Die Unſchuld wacht über ihrer Freude; ungeſtüme, tobende Luſt kennt ſie nicht. Sie hat keine Vorſtellung davon, daß in dem Vergnügen etwas Unſittliches ſeyn könne, weil in dem ihrigen nie etwas der Art geweſen iſt. Es bedarf nicht viel, ihr Freude zu machen, weil ſie den Sinn der Freude hat; eine Blume, ein Blick zum blauen Himmel oder auf die bunte Flur, das Erſcheinen eines geliebten Menſchen kann ſie entzücken; wenn ſie eine Kleinigkeit empfängt, wenn ſich ein neues Schauſpiel ihren Sinnen darſtellt, jauchzt es laut auf in ihrer Seele. Jeder Gedanke, jedes Bild ihrer Phantaſie iſt ein Kind der Freude, jede Empfindung wird zum Geſange, jede Bewegung zum hüpfenden Tanze; doch kann ſie auch ſtill und froh ſeyn, nur nicht lange.

Sie hat noch nicht viel andres gethan, als was ihr einfiel, und was ſie gerne that — und das iſt ſelten etwas Tadelhaftes geweſen. Sich erſt lange bedenken, ehe man etwas thut, die That genau nach Regeln abmeſſen, und ſinnen, was wohl daraus entſtehen könnte, das nennt ſie Grillenfängerey. Altkluge Leute ſchütteln oft den Kopf zu dem, was ſie thut, und ſchelten es kindiſch, albern, ungezogen; aber gemüthvolle Menſchen ſehen es gerne, und haben ſie lieb darum, und ſie kümmert es wenig, was die altklugen Leute ſagen.

Der Ernſt iſt ihr zuwider, nicht, weil ſie ſeine Kritik ſcheut, ſondern weil ſie keine finſtern Geſichter leiden kann. Auf dem ihrigen glänzt immer der Schimmer der Freude, und wo ſie hin kommt, da bringt ſie dieſe mit, da ſchließen alle Herzen ſich auf, und alle Blicke erheitern ſich.

Daß ſie das menſchliche Elend ſehr zu Herzen nehme, muß man nicht von ihr fordern; dagegen hilft ſie ihm ab, wo ſie kann.

Noch iſt nicht alles erwacht, was in ihrem

Gemüthe liegt; noch sind ihr die Erfahrungen fremd geblieben, welche das menschliche Herz am tiefsten verwunden. Möge auch dann, wenn einst alles in vollem Leben steht, die Fröhlichkeit nicht von ihr weichen! Leicht wird sich ihr Inneres der Liebe aufschließen, weil sie in ihr den Himmel ahnet; leicht könnte sie daher von derselben um ihren Frieden betrogen werden.

Der sorgenfreue Leichtsinn.

Weniger lustig und innig froh, aber auch noch weniger bekümmert, und immer gutes Muthes ist Emilie. Sie hängt ganz an der Gegenwart, zufrieden, wenn diese nur leidlich ist, und ihr Gemüth lebhaft genug beschäftigt; in kleine Unannehmlichkeiten wird sie sich leicht fügen, ihr aufgeweckter Sinn wird ihr durchhelfen. In der Gegenwart wurzelt sie mit ihren Empfindungen, mit ihren Gedanken und mit den Träumen ihrer Phantasie. So gibt es für sie keine andre Welt, als die, welche sie mit sich fort trägt.

Was vorbey iſt, kehrt nicht wieder, was kommen ſoll, wird ſich ſchon einſtellen: iſt ihr Wahlſpruch. Sie verlangt nie, das Vergangene möge wiederkehren; ſie quält ſich nicht mit der Vorſtellung, daß ſie dies und jenes wohl anders hätte machen können, ſie trübt ſich die gegenwärtige Freude nicht durch den Gedanken des ehemaligen Schmerzes, und eben ſo wenig bedarf ſie es, ſich den gegenwärtigen Schmerz durch Erinnerung an ehemalige Freuden zu verſüßen. Sie grübelt nicht darüber, was ſich ereignen könne, oder wahrſcheinlich ereignen werde. Daß es anders werden möchte, als es jetzt iſt, verurſacht ihr keine Sorgen, ſo ganz ſchlecht, denkt ſie, werde es doch auch nicht ſeyn; ſelbſt bey dem, was ſie als unvermeidlich betrachten muß, glaubt ſie, und tröſtet ſich damit, ſie werde wohl durchkommen.

Die Zukunft iſt nie ein recht deutlicher und lebendiger Gedanke in ihr geweſen; ſie wäre daher wohl im Stande, dieſelbe aufzuopfern, wenn die Gegenwart dadurch gewönne. Um eines künftigen Genuſſes willen wird ſie ſich

den gegenwärtigen nicht versagen, und das Uebel muß sehr groß seyn, gegen welches sie vorher Maßregeln trifft. Wenn sie, bey ihren Entschließungen, etwas berechnet, was freylich selten geschieht, so bringt sie nur das Nächste und Auffallendste, was gar nicht zu übersehen ist, in Anschlag. Die Lehren der Erfahrung sind meist an ihr verloren; den schon oft beklagten Schaden zieht sie sich immer von Neuem zu, wo die Gelegenheit reizt. Kenntniß der traurigen Folgen hält sie selten von einem Schritte zurück, den die Eindrücke der Gegenwart begünstigen, häufiger der dunkle Trieb des Gewissens. Mächtiges Gefühl des Herzens muß jede Einsicht werden, die bey ihr wirken soll. Jahre und Schicksale werden sie wohl bedächtlicher machen, sonst wäre zu fürchten, daß sie ein Opfer der Unbesonnenheit werde.

Der zerstreute Leichtsinn.

Lucie ist immer so voll von dem, was sich gerade ihres Geistes bemächtigt, so ganz gefesselt von dem, was sie darin getroffen hat, und

ſo folgſam dem Zuge der Ideen und Gefühle, die ſich daran knüpfen, daß ſie darüber die nöthigſten Ueberlegungen und Rückſichten verſäumt, und nichts denkt, als was ihr Gemüth gerade beſchäftigt. Sie möchte ſich gerne überall vortheilhaft ausnehmen, und verräth jeden Augenblick ihre Schwächen. Sie möchte gerne alles ſchonen, und ſagt jeden Augenblick etwas, was für eine Anzüglichkeit gelten kann. Sie möchte gerne von allen wohl gelitten ſeyn, und es allen recht machen, und ſtößt jeden Augenblick an. Sie tadelt Menſchen, deren nächſte Verwandten gegenwärtig ſind; ſie fällt Urtheile, die ſie und andre in die größte Verlegenheit ſetzen; ſie offenbart ihre Heimlichkeiten unter Menſchen, die ſie am wenigſten erfahren dürfen. Der Drang des Herzens und die Beweglichkeit der Sprachorgane laſſen ſie Ort, Verhältniſſe, Umgebungen, Regeln der Klugheit, eignes und fremdes Intereſſe vergeſſen. Selbſt die Forderungen des Anſtandes, wofür ſie ſonſt ein feines Gefühl hat, fallen ihr oft erſt ein, wenn ſie ſchon verletzt ſind. So hat

ſie manchen veranlaßt, ſie für leichtſinnig im ſchlimmern Sinne zu halten, was ſie nicht iſt.

Es iſt ein Glück, wenn das, was ſie beginnt, ihr nicht während des Thuns aus den Gedanken kommt. Selten verrichtet ſie etwas, wobey nicht ſehr Wichtiges überſehen würde, oft ſtellen ſich die unbedeutendſten Nebendinge zwiſchen ſie und die Hauptſache. Sie wird immer zu ſpät fertig, und auch dann iſt ſie es nicht ganz. Tauſend Gedanken gehen ihr durch den Kopf, nur die rechten nicht. Des Anſtellens und Beſchickens iſt kein Ende, und doch gebricht es allenthalben. Sie weiß indeß ihr Verſehen ſchnell wieder gut zu machen, ſie bittet ſich ſelbſt um die leicht gewährte Verzeihung, und thut, als verſtehe ſich von ſelbſt, daß ihr Niemand die Sache verargen könne; der eigne Verdruß iſt bald verſchmerzt, und dient nicht einmal zur Warnung für die Zukunft. Das alles gilt nur von den täglichen Angelegenheiten des Lebens, und hindert ſie nicht, Dinge zu Herzen zu nehmen, die von andern nie erwogen werden. Was mit heiligen

Gefühlen zuſammenhängt, das behandelt ſie mit würdevoller Sorgfalt.

Der gutmüthige Leichtſinn.

Amalie will allen Menſchen wohl, und hat zu allen Menſchen Vertrauen; ſie begreift nicht, wie ein Menſch ſchlecht ſeyn, und bewieſenes Vertrauen mißbrauchen könne. Sie hat zwar mancherley Erfahrungen gemacht, die ſie darüber hätten belehren müſſen; aber dieſe haben in ihrem Sinne nicht haften wollen, theils, weil ſie ihn zu fremd anſprachen, und theils, weil überhaupt nicht viel in ihrem Sinne haftet — am wenigſten das Unfreundliche. Nichts würde ihrem Herzen weher thun, als wenn ſie ſich von Menſchen losſagen ſollte. Ueber kalte Begegnung von andern kann ſie ſich Tage lang grämen. Niemand findet weniger Gehör, als wer ihr Verdacht einflößen will. Ihre Mittheilungen kommen aus dem Bedürfniſſe des Anſchließens, aus dem Beſtreben, andern Gutes zu erweiſen, aus Offenheit, Theilnahme und Hingebung, darum ſpricht aus ihnen

immer das Gemüth, darum wird keine Art der Selbstbeherrschung ihr so schwer, als vorsichtige Zurückhaltung. Sie bedenkt in der Stille wohl vieles, aber so bald sie unter Menschen ist, folgt sie ihrem Herzen; sie kann sich nicht anders zeigen, als sie ist, sie muß aber auch alles zeigen, was sie ist, wenn man ihr mit freundlicher Gefälligkeit entgegen kommt. Sie gibt, worum sie angesprochen wird, ohne zu untersuchen, ob sie auch so viel geben dürfe. Fremde Vergehungen, unter denen man selbst gelitten hat, kann man nicht milder beurtheilen, als sie; sie schenkt nach der scheinbaren Reue noch größeres Vertrauen, und setzt sich, dem Scheine glaubend, noch größern Gefahren aus. Ihre Fröhlichkeit in heitern geselligen Kreisen ist von Sanftheit, ihr Witz und ihre muntre Laune sind von Wohlwollen gehalten. So flüchtig Empfindungen und Gedanken durch ihre Seele gehen, das Gute und Herzliche darin macht sie ungemein rührend. In ihrem Selbstvergessen spiegelt sich am klarsten das reine, freye und liebevolle Gemüth.

Der kindliche Leichtſinn.

Unbefangene und anſpruchsloſe Einfalt iſt der hervorſtehende Zug in Henriettens Charakter. Sie nimmt alles, wie es ſich einem unverrückten und unverſtimmten Sinne zuerſt darſtellt; was das Vorurtheil, die künſtliche Sitte, die ängſtliche Sorge, der rechnende Verſtand hinzuthun, das geht ſie nicht an. Von den Urtheilen der Welt, von den Formen des geſellſchaftlichen Lebens und von den Forderungen der Mode hat ſie zwar vieles gehört, aber ſie hat nicht darauf geachtet. Was ſie befremdet, darüber verwundert ſie ſich, wenn auch Ton und Eitelkeit riethen, ſich zu ſtellen, als ſey man mit dergleichen lange bekannt, und wenn auch die hochfahrende Dame über ſie die Naſe rümpfen ſollte. Was ſie meynt, das ſagt ſie, wenn es auch eben nichts ſehr Kluges iſt, und es von vielen gar für albern gehalten werden möchte. Ueber das, was ihr gefällt, freut ſie ſich, wenn es auch unter Frauen von Welt ausgemacht wäre, es ſey daran nichts, ſich dar-

über zu freuen, sey recht einfältig, affectirte Kälte und grimassirender Tadel seyen die Zeichen vornehmer Bildung. Was ihr zuwider ist, das kann sie nicht loben, wenn auch noch so viele Stimmen dies für das Vorzügliche erklärt hätten. Was sie lächerlich findet, darüber muß sie lachen, wenn es auch die Schicklichkeit verbiethet; selten kann sie den Spott zurückhalten, aber es ist nichts Bittres darin; sie lacht und spottet auch über sich selbst. Keine ihrer Schwächen sucht sie zu verheimlichen; nie sucht sie etwas zu scheinen, was sie nicht ist.

Nicht leicht bewegt man sie, etwas zu thun, was ihr abgeschmackt vorkommt, wovon sie die Gründe nicht einsieht, wozu das Herz sie nicht treibt, und wenn sie es thut, scheint sie sich selbst zu persifliren. Man sieht manches an ihr, was, nach der hergebrachten Sitte, für ihr Alter nicht paßt, was ihr aber unbeschreiblich wohl steht. Sie meynt, anders, als sie ist, könne sie nicht seyn; ob gleich in den Stunden der Besonnenheit oft das sittliche Ideal in seiner ganzen Herrlichkeit vor ihrer Seele

ſchwebt, und ſie ſich muthig zu ihm hinauf arbeitet, nur mit dem, was Menſchen erſonnen haben, kann ſie ſich nicht verſöhnen. Rein und wahr ſpiegelt ſich die Natur in ihrer Seele ab, und ſo ſtellt ſie dieſelbe in ihrem Leben dar; kein erzwungenes Gefühl, kein verſchrobenes Urtheil, kein peinliches, gezwängtes Benehmen, keine Art von Ziererey nimmt man bey ihr wahr.

An Unvorſichtigkeiten und Uebereilungen fehlt es zwar nicht — nicht an kindiſchen Anſchlägen und Beluſtigungen, aber auch nicht an Tiefe des Gefühles; was ſie anzieht, kann ſie lange beſchäftigen, was ſie intereſſirt — ihr ganzes Gemüth erfüllen. Ihre Theilnahme iſt ungekünſtelt und innig; das Schöne und Gute verbreiten Strahlen der Heiterkeit über ihr Angeſicht; auch der tiefern Trauer iſt ſie empfänglich. Der Schimmer der Reinheit erleuchtet ſanft ihr Inneres, der Friede der Unſchuld wohnt noch darin, ſelten vom wahren Schmerze unterbrochen.

Möge dir, gute Seele, das Leben nie hart

werden, mögen seine Stürme dich nie aufstören aus deiner glücklichen Sorgenlosigkeit, möge die giftige Luft des Weltlebens nie dein Gemüth verderben, mögen die Verhältnisse dir nie aufdringen, was dir fremd ist, möge die frische Lebenswärme nie in dir zur Kälte der repräsentirenden Förmlichkeit erstarren! aber wahrscheinlich wirst du viel zu leiden haben, wenn du dein beßres Selbst retten willst.

Man muß sich hüthen, den weiblichen Leichtsinn, wie er hier dargestellt worden ist, unbedingtem Tadel zu unterwerfen.

Derjenige Leichtsinn, der jede Beherzigung von sich fern hält, sich über alle Rücksichten wegsetzt, und sich gegen alle höhere Forderungen an das Leben gleichgültig zeigt, oder sie wohl gar mit Spott abweis't, kann allerdings nur in einem schon vergifteten Herzen Platz finden, und muß immer mehr in Frechheit und Zügellosigkeit ausarten. Derjenige Leichtsinn hingegen, der flüchtig und fröhlich, unbefangen und sorgenfrey durch das Leben schwebt, ist, so

ſo lange er in gewiſſen Gränzen bleibt, unſchuldig — Eine von den Formen, in welchen die Natur das weibliche Weſen hat darſtellen wollen; ihn in männlichen Ernſt umſchaffen, iſt ein widernatürliches und undankbares Beginnen. Auch würde man ſich vergebens bemühen, ihn in die andre Form des weiblichen Weſens, die Innigkeit hinüber zu leiten; die Natur hat gewollt, daß beyde neben einander beſtehen, jede in ihren Individuen, damit ſie auch hier den Reichthum ihrer Schöpferkraft offenbare.

In der Innigkeit erſcheint die Weiblichkeit zarter, in dem unſchuldigen Leichtſinne freundlicher. In der Innigkeit hilft das Weib den Kummer tragen, und erleichtert ihn durch ſanfte Tröſtung, in dem unſchuldigen Leichtſinne ſcherzt es ihn hinweg. In ſeiner Innigkeit ſinnt das Weib auf das, was das Leben erfreut, in ſeinem unſchuldigen Leichtſinne läßt es daſſelbe in tauſend heitern Geſtalten an uns vorüber gehen. Die Innigkeit erzeugt die Fülle, der unſchuldige Leichtſinn bewirkt die Entfaltung.

Das innige Weib bereitet in der Stille ein genügliches Daseyn, das unschuldig-leichtsinnige zaubert die Lust in das gesellige Leben. Der lebhafte Witz, der feine Beobachtungsgeist, die heitre Laune, die unerschöpfliche Unterhaltungsgabe, das flüchtig wechselnde Ideenspiel, die schonende Gefälligkeit, das liebreiche Zuvorkommen der Frauen hangen mit diesem Leichtsinne genau zusammen. Er schließt nicht alle tiefere Empfindungen aus, und verträgt sich nicht allein mit Güte des Herzens, sondern hat diese auch gewöhnlich in seinem Gefolge. Die leichtsinnigen Mädchen sind oft herrliche und achtungswürdige Frauen geworden.

Indeß nicht immer hält sich der beßre weibliche Leichtsinn in den Gränzen, wo man ihn unschuldig nennen kann; selbst in der Unschuld streift er oft nahe an die Schuld; er vergißt vieles, was ernstlich bedacht werden sollte; er versäumt oft die wichtigsten Angelegenheiten, und kann dem Herzen sehr gefährlich werden; daher er immer der Beschränkung und Leitung bedarf.

In ſeinem Leichtſinne gibt ſich das Weib oft Eindrücken hin, die unordentliche Begierden erzeugen, und das Gemüth beflecken, duldet es Empfindungen, die bald in heftige Leidenſchaften ausbrechen. In ſeinem Leichtſinne vermag es nicht, die Geſellſchaften und die Plätze des Vergnügens zu vermeiden, von welchen es vielleicht ſeine Ruhe nicht wieder zurück bringen wird. In ſeinem Leichtſinne läßt es ſich von der Luſt fortreißen, zu begehen, was gegen ſein Gewiſſen iſt. Im Rauſche des Leichtſinnes überhört es die leiſe mahnende Stimme; bethört von dem Schimmer der Sünde, von den Worten der Verführung, vertraut es dem lügenden Scheine, der gleißenden Verſpiegelung, weiſ't es die Bedenklichkeit ab, und täuſcht ſich ſelbſt mit ſinnreichen Beſchönigungen. Leichtſinnig thut es Schritte, die es nachher bereuen muß; leichtſinnig tritt es in Verbindungen, die den Frieden ſeines Lebens zerſtören; leichtſinnig achtet es des Rufes nicht, und verſcherzt Gelegenheiten, die nicht wiederkehren. Nicht ſelten hat Eine leicht-

ſinnlge That Frauen für immer unglücklich gemacht.

Wie iſt aber zu bewirken, daß der weibliche Leichtſinn ein unſchuldiger bleibe, und den Gefahren entgehe, die ihn bedrohen? Einzig durch die Ausbildung deſſen, was die Natur ſelbſt gegen ihn aufgebothen hat, durch Tugend, Religion und reine Liebe.

Jedes andre Intereſſe, durch welches man ihn einſchränken wollte, würde etwas Schlechteres an ſeine Stelle ſetzen; es ſey denn, daß es ſelbſt wieder von Tugend, Religion und Liebe beherrſcht werde. Es hilft nicht, daß man den Frauen die Lehre gibt, doch alles recht zu bedenken: denn das iſt es eben, was die Frauen nicht können, wenn nicht irgend ein Trieb des Herzens es ihnen eingibt. Zum Beſten der Eitelkeit bedenken ſie freylich genug, wobey aber wenig gewonnen iſt. Auch möchte das Bedenken, wenn es nicht aus einem edeln Triebe des Herzens kommt, Beengtheit und Peinlichkeit, Hang zum Sorgen, zum Grü-

beln und pedantiſchen Moraliſiren, oder eine vornehm thuende Weisheit erzeugen, wobey der Frohſinn und die Einfalt des Weibes verloren gehen.

Das Weib, das die Tugend wahrhaft achtet, und die Religion heilig hält, bedenkt von ſelbſt, was zu bedenken nöthig iſt, ohne ſich mit überflüſſigen Bekümmerniſſen zu belaſten, ohne die Freyheit, die ſchöne Unbefangenheit und die Weite des Gemüthes einzubüßen, in welchen das Weib eben ſo ſehr gefällt, als es ſich darin glücklich fühlt. Tugend und Religion ſichern dem Weibe das zarte Gefühl des Schicklichen und Anſtändigen, wodurch allein ſchon viele Verirrungen des Leichtſinnes verhüthet werden, ohne in leeren Förmlichkeiten das friſche Leben des Herzens zu tödten; ſie verhindern es, auch in der fröhlichſten Stimmung, das zu begehen, was ſeiner unwürdig iſt, ſie lehren es fliehen, was ihm Unheil bringen, oder ſein Herzen verletzen würde, ohne darum ſeine Heiterkeit zu trüben; ſie geſtattet ihm nicht, um des Vergnügens willen, Pflichten

zu versäumen, oder wichtige Angelegenheiten aufzuopfern, ohne durch lästigen Zwang ihm die Lust zu verkümmern; sie machen ihm zum Bedürfnisse, zuweilen allein zu seyn, sich innig mit Gott, mit der Zukunft und mit sich selbst zu beschäftigen, ohne ihm die freundliche Ansicht des Lebens zu rauben; sie gesellen zu dem Leichtsinne einen sanften Ernst, der ihn reinigt, veredelt und bewacht, ohne ihm zu nehmen, was an ihm liebenswürdig ist.

So verwandeln sie den **Leichtsinn** in **leichten Sinn**, der alles Gefällige des Leichtsinnes, aber nichts von den Schwächen, Fehlern und Nachtheilen desselben besitzt.

Das tugendhafte und fromme Weib hat sein moralisches Gefühl verfeinert und verstärkt, es hat die Aussprüche desselben zu deutlichen und bestimmten Grundsätzen erhoben, und sie seinem Gemüthe tief eingeprägt; heilige Scheu vor dem Unsichtbaren wohnt in seiner Brust, das Bewußtseyn der Nähe Gottes weicht nicht von ihm: das sind seines Lebens schützende Genien.

Wo das höhere Gefühl frühe entwickelt, sorgfältig gepflegt, und ihm seine Regsamkeit und Lauterkeit bewahrt worden, da ist schon vielen Gefahren des Leichtsinnes vorgebeugt; aber absichtsvolle und angelegentliche moralische Bildung muß hinzukommen, damit diese ganz abgewendet werden.

Vereinigt sich mit der Tugend und Frömmigkeit des Weibes noch reine Liebe, dann fehlt keine von den Beschränkungen mehr, die dem weiblichen Leichtsinne nöthig sind. Liebe ist in der Brust des Weibes die mächtigste und seligste Empfindung, fähig, alle andern Empfindungen an sich zu ziehen, alle Eindrücke zu beherrschen, den flüchtigen Gedanken an ihr Interesse zu knüpfen, und allen Regungen des Geistes eine bestimmte, bleibende Richtung zu geben; so weit sie zu wirken vermag, duldet sie keinen schädlichen Leichtsinn. Vorzüglich gilt das von der edlern Geschlechtsliebe und von der Mutterliebe.

Leichte Fröhlichkeit ist oft in den Aeußerungen der Liebe, denn sie ist des Lebens heitres

Spiel; doch ist sie in ihrem Wesen sinnig, die tiefste Empfindung, der entschiedenste Charakter, und selten erlangt das Weib Charakter ohne die Liebe. Für das liebende Weib scheint das Leben nur Einen Moment zu haben; an der Brust des Mannes, im Anschauen des holden Kindes scheint es Vergangenheit und Zukunft zu vergessen, nichts als das Geliebte scheint für es da zu seyn; und doch ist es der zärtlichsten Sorge voll, doch wird von ihm alles bedacht, was das Geliebte angeht, doch sind die feinsten Rücksichten in seinem Thun sichtbar, und was ihm an sich gleichgültig wäre, das beachtet es um des Geliebten willen.

Durch Tugend, Frömmigkeit und Liebe gesellt der weibliche Leichtsinn die Innigkeit wieder zu sich, daß jener von dieser den Adel empfange, diese von jenem die Freude, und aus dem schönen Bündnisse, in vollendeter Gestalt, sich erhebe des Weibes seliges Leben.

7.

Die Weltfrauen.

Mit dem Nahmen der Weltfrauen bezeichnet man nicht bloß diejenigen, die sich in den höhern Kreisen der Gesellschaft umhertreiben, und die Farbe derselben an sich tragen, die Bildung besitzen, die Meynungen hägen, die Eigenschaften und Fertigkeiten sich erworben haben, welche hier gelten, und nach den Zwecken streben, wodurch man hier bedeutend wird, sondern auch diejenigen, die der äußerlichen Welt allein, oder doch vornehmlich leben, und in ihr, wo nicht ihr Glück, doch einen Theil desselben suchen — alle, an denen das Gepräge des Welttones, der Weltsitte, des Weltgeschmackes, des Weltglanzes, oder des Weltgenusses sichtbar ist.

Es ist nicht nöthig, daß Frauen dieser Art die Welt ins Herz gedrungen sey, und sich ihres Charakters ganz bemächtigt habe. An den meisten Weltfrauen ist freylich nichts als Welt — und nur das Flachste und Schlechteste, was die Welt hat; Gehalt und Eigenthümlichkeit sind an ihnen vertilgt, Glätte, Gewandtheit oder steife Formen allein noch übrig geblieben. Indeß gibt es auch achtungswerthe Weltfrauen, die mit der Vielseitigkeit ihres Weltlebens Einheit des Gemüthes, mit dem leichten Anschmiegen an alle Verhältnisse festes Halten an sich selbst, mit der höchsten Feinheit edle Simplicität, mit der Fähigkeit, in alle Künste der Welt einzugehen, ein lebhaftes sittliches Gefühl, große Rechtlichkeit, in vielen Stücken strenge Tugend, und manche religiöse Stimmung verbinden, und denen, bey allem Glücke, das sie in der Welt machen, und bey allen Beschäftigungen, womit die Welt sie überhäuft, doch das stille Leben nie fremd wird.

Wir unterscheiden im Allgemeinen unter den Weltfrauen, die bloß repräsentirenden,

die eiteln, die ſinnlichen, die, denen das Weltleben an ſich ſelbſt Zweck iſt, und die, welche ſich mit freyer hochſinniger Beherrſchung darin bewegen.

Die repräſentirenden Weltfrauen ſind in der Regel die unbedeutendſten; ſie wollen nicht mehr in der Welt, als etwas vorſtellen; das iſt ihnen Beſchäftigung und Genuß. Gefühl haben ſie entweder nie gehabt, oder es iſt von Förmlichkeiten erſtickt worden; der Geiſt kann gegen die Regel nicht aufkommen. Sie repräſentiren entweder ihren Stand, oder ihren Rang, oder ihren Reichthum.

Bey denen, die den Stand repräſentiren, trifft man die größte Gleichförmigkeit und gewöhnlich auch die meiſte Flachheit an. In dem Stande wird man geboren; er hat ſeine Formen, die mit wenigen Modificationen unabänderlich feſtſtehen, und von der Furcht, die Rechte deſſelben Preis zu geben, ängſtlich bewacht werden. Er allein beſtimmt die Erzie-

hang der Frauen, von denen man glaubt, sie seyen nur zum Repräsentiren geboren; plappernde oder steife Gouvernanten, die nichts wissen, als was Sitte des Standes ist, sind dabey die Werkzeuge. In die Formen des Standes werden Geist und Herz eingezwängt, die Manier verdrängt alles, was sich im innern Leben hervorthun möchte. Sie lernen nichts, als was zu ihrem Stande gehört; Kenntnisse und Künste, die nicht dazu gehören, gewöhnt man sie, als etwas, das unter ihrer Würde sey, zu verachten. Der moralische Sinn wird, wenn nicht ganz in den Standesten aufgelöst, doch demselben anbequemt. Von Religion läßt oder gibt man ihnen so viel, als sich für Personen von Stande schickt. Ihre Gefühle verwandelt man in Sentiments, und wo das nicht thunlich ist, schafft man sie weg. Ihre Begriffe werden auf wenige Vorurtheile zurückgebracht, und nur in der Richtung, die von diesen Vorurtheilen herrührt, denkt ihr Verstand. Diejenigen, in denen sich der Stand am vollkommensten ausdrückt, werden ihnen als Muster

aufgestellt; der Mensch des Standes rückt ihnen den Menschen der Menschheit aus den Augen. Auf ihr Benehmen wendet man die größte Sorgfalt, daß darin alles dem Stande entspreche.

So erhebt sie denn einzig der Standesgebrauch über das Gewöhnliche; in diesen sind sie weit mehr festgewachsen, als die Männer, weil sie beschränkter sind, und weniger mit der übrigen Welt in Berührung kommen. Verstöße gegen den Standesgebauch, selbst Freyheiten, die im Geiste desselben sind, und nur sein Aeußeres veredeln sollen, vergeben sie schwerer, als Unsittlichkeiten.

Im Standesleben bringen sie es zu einer großen Fertigkeit, da es, in seiner Einförmigkeit, leicht erlernt werden kann, und alles in demselben genau begränzt ist. Wo aber die Vorschrift sie verläßt, da zeigen sie nichts von dem feinen Takte der Frauen; sie haben ihn in den Fesseln des Standeszwanges verloren, daher fehlt in ihrem Tone oft die Haltung. In dem, worüber nichts bestimmt ist, unterschei-

den sie sich zuweilen kaum von der gemeinsten Klasse; sie schämen sich dessen auch nicht, weil sie das Gemeine entweder zu den Vorrechten ihres Standes zählen, oder dasselbe durch die übrige Auszeichnung hinlänglich gedeckt glauben. Ihre Delicatesse ist nicht selten die gröbste Indelicatesse. *Sie gerathen nicht in Verlegenheit*, weil sie das wahrhaft Unschickliche nicht fühlen, und der Reputation des künstlichen Anstandes gewiß sind.

Den Werth des Menschen beurtheilen sie einzig darnach, ob er, in ihrem Sinne, Welt hat, d. h., ob er zu ihrem Stande gehört, und sich in diesem Stande zu nehmen weiß, und wenn er nicht dazu gehört, ob er diesen Stand respektirt, und sich in die Forderungen desselben schickt.

Ihre Muttersprache sprechen sie oft nicht besser, als der Pöbel; schlechtes Französisches ist ihnen desto geläufiger, besonders, was darin täglich vorkommt. Es drückt sie so wenig, das nicht zu wissen, was der gebildete Mensch wissen muß, daß sie vielmehr eine Ehre

darin ſuchen, und wohl gar Unwiſſenheit affectiren.

Ihre Unterhaltungen können ſich Stunden lang um die trivialſten Gegenſtände drehen, und in den abgeſchmackteſten Urtheilen äußern. In der Nähe des Hofes fehlt es ihnen nicht an Stoff; aber auch außer derſelben haben ſie Connexionen, mit denen ſie wichtig thun, wenn ſie gleich höchſt unbedeutend, ja lächerlich ſind. Ueberdem ereignet ſich in den höhern Kreiſen, zu denen ſie ſich zählen, ſo vieles, wovon doch das Eine und Andre an ſie gelangen wird; und daß recht viel an ſie gelange, iſt ihre vornehmſte Sorge.

Ihre anderweitigen Beſchäftigungen ſind: Cour annehmen und machen, Partien und Feſten arrangiren. In ihren Ergötzlichkeiten und Zerſtreuungen ſuchen ſie nicht ſo ſehr das Vergnügen und den Zeitvertreib, als die Tagesordnung des Standes. Es fällt ihnen nicht beſchwerlich, ſich halbe Tage zu ennüyiren; eigentlich ennüyiren ſie ſich nur dann, wenn ſie unter Menſchen ſind, die Geiſt, aber keine Welt ha-

ben. In ihrer Sphäre iſt ihnen das Abgeſchmackteſte, wenn es Ton hat, gut genug; es fällt ihren engen Geiſt aus; das Abgeſchmackte darin fühlen ſie entweder nicht, oder ſie laſſen ſich nicht merken, daß ſie es fühlen, um nicht ihre Welt verdächtig zu machen.

Unter ihren Leidenſchaften iſt der beſchränkte Standesſtolz die vornehmſte, der indeß doch keine ſehr ſtarken Bewegungen hervor bringt — wenn er nicht gekränkt wird.

Feinere Gefühle kennen ſie kaum, ob ſie gleich zuweilen davon ſprechen, gerade da, wo das Gefühl ſeine Rechte geltend machen möchte, ſind ſie an Rückſichten gebunden. Sie ſind etwas bigot und etwas ungläubig, zuweilen auch etwas ruchlos.

Ihre Kleidung iſt nie ganz nach der Mode, für das Gewöhnliche nachläſſig ſimpel, im Glanze koſtbar; ſie hat immer etwas von der Hoftracht an ſich, und ſtimmt mit dem guten Geſchmacke nur ſo weit überein, als dieſe ihm die Ehre gibt.

Daß manche von den, den Stand repräſentirenden

tirenden Weltfrauen mehr Bildung, Geiſt und Gefühl haben, mehr Freyheit und Feinheit in ihrem Benehmen zeigen, ändert in ihrem Aeußern zwar viel, aber in ihrem Weſen wenig; Kälte, Förmlichkeit, ſteifen Etikettenzwang, Herzensdürre, und ſelbſt Gemeinheiten wird man immer bey ihnen wahrnehmen.

Etwas gebildeter pflegen die Weltfrauen zu ſeyn, die, mit oder ohne Standesgeburt, ihren Rang repräſentiren. Sie haben die Welt gewöhnlich von mehrern Seiten kennen gelernt; ſie ſind durch mehrere Schulen gegangen; in ihrer Erziehung iſt weniger Zwang geweſen; es fehlt ihnen nicht an Gelegenheit, die Auszeichnung des Talentes und der Geſchicklichkeit zu beobachten; ſie ſehen ihre Männer durch Brauchbarkeit, durch Verdienſte, oder doch durch den Wirkungskreis geachtet — durch Mängel dieſer Art zurückgeſetzt.

Ihr Beſtreben iſt, die Rolle, die ſie in der Welt zu ſpielen glauben, bemerklich zu machen. Glanz und Aufwand ſind ihr vornehmſtes Weltintereſſe, und damit ihre Verbindungen

und ihr Betragen in Uebereinstimmung zu bringen, ihr vornehmstes Bemühen; sie gesellen dazu gerne das Gefällige, Schöne und Moderne. Der vornehme Ton und die natürlichen Zeichen eines hohen Standes sind ihnen mehr, als das Hergebrachte, in gewissen Kreisen Geltende. Von denen, die den Stand repräsentiren, holen sie zuweilen etwas zu sich herüber; aber sie gestalten es um, und nehmen ihm das Steife, Affectirte, Pedantische.

Ihr Umgang ist leichter und freyer, nicht selten mit einer eleganten Nachlässigkeit, die nur dann üble Eindrücke hervorbringt, wenn die Spuren einer gemeinen Erziehung hindurch blicken. Sie lieben große und glänzende Zirkel, nicht um des Genusses willen, sondern weil ihr Rang sie verlangt, weil sie eine schickliche Umgebung desselben sind. Des Conventionellen gibt es viel unter ihnen, aber auch viel des Selbstgebildeten, und sie halten besser Tact.

Sie protegiren gerne, und können mit Anstand gnädig thun. Sie intriguiren nach Maßgabe ihres Vestandes und ihres Einflusses. Sie

haben belles lettres, und ziehen Gelehrte und Künstler zur Tafel.

Sie scheuen sich Blößen zu geben; aber sie geben sie jeden Augenblick, ohne es zu wissen. Es gibt wenige Dinge, worüber sie sich nicht anmaßten, mitzusprechen, und von denen sie nicht auch so viel an sich gebracht hätten, als man braucht, um ein Paar Worte darüber zu machen. Ihre Unterhaltung wirft sich schnell von einem Gegenstande auf den andern.

Manche feinere Gefühle sind in ihnen lebhaft, das sittliche und religiöse meist sehr verwahrlos't. Der Geschmack ist einseitig, nicht ohne Kultur, aber nach der Mode. Das natürliche Schicklichkeitsgefühl ist zart, aber nicht immer richtig.

Wer bey ihnen sein Glück machen will, muß Anstand haben, ihren Rang anerkennen, sich leicht mittheilen, in den wesentlichen Formen des höhern Weltlebens einige Gewandtheit besitzen, mit ihnen in ihre Ideen eingehen, und es sich ja nicht merken lassen, wo er sich ennüyirt, auch nicht allem, was sie vorbrin-

gen und vorſpiegeln, auf den Grund ſehen wollen.

Galanterie findet bey ihnen eine gute Aufnahme.

Dem Putze, der Geſellſchaft und einer leichten Lectüre gehört der Tag.

Ihr Weſen hat in dem Weltgeräuſche mehr oder weniger Männliches angenommen. Dem Geiſte und Herzen fehlt es eben ſo ſehr an Fülle, als an Tiefe.

Weltfrauen, die den Reichthum repräſentiren, trifft man am häufigſten unter den Emporkömmlingen an. Mehr als die Männer werden die Frauen von großen Gunſtbezeugungen des Glückes berauſcht; ſie müſſen überall zeigen, was ſie ſind, und ſich ihrem Stande, wie ſie es nennen, gemäß betragen.

Die Welt beſteht ihnen aus Gold und aus Menſchen, die es bewundern; Welt haben heißt ihnen: die Lebensart der Reichen, die ihnen auch die Vornehmen ſind, führen; dahin geht ihr ganzes Trachten. Mit der wirklichen höhern Welt haben ſie nichts gemein, als

den Glanz, den sie um sich her verbreiten. Auf das Kostbare, in die Augen Fallende, Prächtige ist alles bey ihnen angelegt. Sie treiben Luxus, bloß um ihre Schätze zur Schau zu stellen. Zu ihrem Putze wählen sie — nicht die gefälligsten, sondern die theuersten und blendensten Stoffe. Sie halten eine zahlreiche Bedienung — nicht, damit sie es bequem haben, sondern weil das zum hohen Fuße gehört. Ihre Tafeln sind mit ausgesuchten Leckereyen besetzt, weniger um des Genusses willen, als um ihren Ueberfluß bemerklich zu machen, und weil das bey Großen zu seyn pflegt.

Sie loben, was ihnen zuwider ist; sie legen sich den peinlichsten Zwang auf, damit man sie gelten lasse, was ihnen doch nur bey denen gelingt, die von ihrer Thorheit Nutzen ziehen.

Geschmack haben sie selten; mit dem Verstande sieht es eben so kläglich aus. Die Formen, in denen sie sich bewegen wollen, sind ihnen ungewohnt, was in dem neuen Kreise schicklich ist, wissen sie nicht zu beurtheilen; daher kommen überall die widrigsten Verzerrun-

gen zum Vorſcheine. Der Dame von Stande ſtreben ſie nachzuahmen; aber das linkiſche Weſen will gar nicht weichen; die Gemeinheit bleibt, und fällt um ſo mehr auf, da ſie der Abglättungen, welche der Stand doch immer mit ſich bringt, entbehren.

Außer dem Reich- und Vornehmſeyn verachten ſie alles; Reich- und Vornehmſeyn iſt ihnen der ganze Werth des Menſchen, der Inbegriff der menſchlichen Glückſeligkeit, ob ſie gleich ſelbſt deſſen nie froh werden.

Die Einrichtung und Führung eines reichen und vornehmen Lebens iſt ihre einzige Beſchäftigung; darüber bleibt denn alles Menſchliche an ihnen zurück, und wird zuletzt unter den ſchweren Maſſen erdrückt und begraben. Für die Bildung des Geiſtes geſchieht ſchon deßwegen nichts, weil ſie dieſe für etwas ſehr Unbedeutendes und in ihrer Welt Entbehrliches halten, wenn ſie ja noch einen Begriff davon haben. Das Gefühl ſtumpft ſich ab, bey dem trägen Wohlleben, bey der hohen Einbildung von ſich ſelbſt, und bey der Entfernung von

allem, was daſſelbe anſpricht. Selbſt Leidenſchaften regen ſich ſelten in ihnen. In dem Gepränge erſtarrt ihr Weſen. Auch nicht Eine intereſſante Seite biethen dieſe Weiber der Beobachtung dar.

Die zweyte Klaſſe der Weltfrauen bilden die eiteln. Dieſen iſt die Welt der Schauplatz ihrer Vorzüge und der Spiegel ihrer vermeynten Trefflichkeit. Was ſie ſind und haben, ſind und haben ſie für die Welt; ſie ſehen nicht ein, was an dem Leben noch weiter ſey, als daß man von demſelben Beyfall einernte. Die glücklichſte Lage in der Stille würde ihnen unerträglich ſeyn, weil ſie da nicht bemerkt werden; den einzigen Genuß ihrer Reitze, den ſie kennen, bewundernde Huldigung, kann ihnen nur die Welt geben. Sie ſind daher auch auf nichts weiter bedacht, als ſich diejenigen Eigenſchaften zu erwerben, wodurch ſie in der Welt Aufſehen erregen; ſie in das vortheilhafteſte Licht zu ſtellen, und ſie vornehmlich da zu offen-

baren, wo die meiſten Zuſchauer oder die feinſten Kenner ſind.

Welt haben heißt ihnen, die Künſte beſitzen, wodurch man ſeine Vorzüge hebt, von Anbethern umgeben ſeyn, ſie zu behandeln wiſſen, ihnen entgegen kommen, und ſie kalt zurückweiſen, nach Gelegenheit, ſie beherrſchen und ſich ihnen unterwerfen, ſie anlocken und verabſchieden, wie es das Intereſſe der Eitelkeit mit ſich bringt.

Sie ſind nicht gleichgültig gegen das Vergnügen; aber dieſes iſt ihnen mehr Mittel zu glänzen und Eroberungen zu machen, als Zweck an ſich. Sie ziehen deßwegen diejenigen Ergötzlichkeiten, von denen ſich die Eitelkeit viel verſprechen darf, denen vor, die ihnen das meiſte Vergnügen verſchaffen würden. Sie erſcheinen an öffentlichen Oertern — nicht, um zu ſehen und zu genießen, ſondern um geſehen zu werden und zu triumphiren. Sie beſuchen große Geſellſchaften — nicht, um ſich zu unterhalten oder zu zerſtreuen, ſondern um die Blicke auf ſich zu lenken, und ſich verherrlicht zu ſeh-

len. Sie treten in Verbindungen — nicht, weil ſie davon etwas erwarten für ihr Herz, ſondern weil dieſe ihnen ſchmeicheln, und löſen ſie daher wieder auf, wenn das Schmeichelhafte ihnen alltäglich geworden iſt.

Sie legen es auf eine möglichſt große Zahl von Liebhabern an; aber ſie können nicht Liebe erwiedern, ſie fühlen kein Bedürfniß der Liebe. Alle ihre Machinationen dienen der Eitelkeit; ſelbſt die Sinnlichkeit, von der ſie nicht immer frey ſind, muß dieſer gehorchen. Laſſen ſie ſich in ein Liebesverhältniß ein: ſo geſchieht es entweder in einem ſchwachen Augenblicke, wo die Natur über die Leidenſchaft ſiegt, oder um damit zu prunken, oder um ſich ſelbſt zu verſichern, daß ihrem Werthe nichts unmöglich iſt, oder um ſich in einer neuen intereſſanten Geſtalt zu zeigen, und neue Eindrücke zu machen. Zuweilen erkünſteln ſie auch den Schein von Liebesempfindungen, um dadurch andre Zwecke zu erreichen, die nur durch dieſes Mittel zu erreichen ſind. Es iſt ihnen indeß nicht einerley, ob ſie bloß die Augen geblendet, eine flüchtige,

wenn auch heftige, Neigung geweckt, oder ob sie das Herz gewonnen haben; denn das Letzte ist das Meisterstück ihrer Kunst. Sie wollen das gewonnene Herz nicht behalten; aber sie wollen es in ihrer Gewalt haben, es soll bey ihnen stehen, dasselbe zu beherrschen, so lange es ihnen gefällt, es soll noch für sie schmachten, wenn sie es schon weggeworfen haben.

Was von Gefühl noch in ihnen ist, benutzen sie, um ihre Triebfedern spielen zu lassen, um sich, durch die Aeußerung desselben, zur rechten Zeit interessant zu machen, um auch im Stande zu seyn, zu schmachten, bestürzt zu werden, zu weinen, zu erröthen, in Schmerz zu versinken, sich in Entzücken zu verlieren, und sich in romanhafte Situationen zu bringen; daher muß es sich immer in Grimasse umsetzen.

Ueber den vielen Beschäftigungen, die ihnen ihr Anzug, die Plane für das Brilliren, das Umhertreiben unter Menschen, die beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst, das Sinnen auf Mienenspiel, auf zweckmäßige Falten, Verhüllungen und Enthüllungen, Bewegungen,

Stellungen, witzige Einfälle und die Ausbildung derjenigen Talente, durch die sie zu gefallen wünschen, auflegen, bleibt ihnen keine Zeit zu dem anderweitigen Anbaue des Geistes übrig; auch fehlt es dazu an Lust, das Interesse, was hierzu aufmuntern könnte, ist zu verschieden von dem Interesse der Eitelkeit.

Die höhern Anlagen des menschlichen Gemüthes müssen bey ihnen, ungenutzt und ungeübt, unter der Last ihrer Sorgen und Leidenschaften erdrückt werden. Zahllose Verbildungen sind unvermeidlich.

Die Gemeinsten unter ihnen sind allein auf die körperlichen Reitze beschränkt; diese hervorzuziehen, und in dem größten Umfange wirken zu lassen, ist ihre erste Angelegenheit. Ihr Putz ist ihre wichtigste Arbeit, daran wird unaufhörlich gekünstelt, zurecht gelegt und verändert. Die Mode ist ihr Götze, und mit ihr gleichen Schritt zu halten, ihre unabläßige Sorge. Was sie sonst an sich thun, ist von der Art, daß man es füglich auch zum Putze rech-

nen kann. Sie eignen ſich von den gewöhnlichſten verſchönernden Künſten etwas Oberflächliches an; ſie lernen einige ungewöhnliche Wörter ein; ſie zieren an ihrer Ausſprache; ſie richten ſich ab, in alles ſo hinein zu plappern, daß ſie etwas zu ſagen ſcheinen, und, wo es damit nicht fort will, ein kluges Stillſchweigen zu beobachten; daher man zuweilen eine nicht ganz ſchlechte Meynung von ihrem Verſtande davon trägt — auf Augenblicke. Ziemlich frühe erfahren ſie, was bey den Männern zu ſuchen iſt, wie man ſie anzugreifen hat, und wie man ſich ihrer verſichert. Die Beſſern geben ſich einen Anſtrich von Beſcheidenheit, Sittſamkeit und Wohlanſtändigkeit. Den Uebrigen iſt es einerley, bey welchen Männern und auf welche Weiſe ſie ihr Glück machen; ſie tragen ihre Reitze auf die plumpſte und ſchamloſeſte Art zu Markte, und unterſcheiden ſich, wenn nicht in ihrer Aufführung, doch in ihrem Anzuge, wenig von der verworfenen Buhldirne. Hier iſt es, wo der gänzliche Ruin der Sittlichkeit und der Weiblichkeit beginnt.

Die kultivirten unter den eiteln Weltfrauen ſpielen entweder die Intriganten oder die Eleganten; die erſten, wenn bloſſe Weiberliſt ihr Talent iſt; die andern, wenn ihnen vielſeitige Abglättung zu Theil ward.

Jene ſind beſtändig voll von Ränken; ſie müſſen in allem ihre Hand haben; daß man ihnen Einfluß zutraue, iſt ihre eitle Betriebſamkeit. Die große Welt öffnet ihnen den Wirkungskreis, hier können ſie ihre Kräfte, nach ihrem Sinne, anwenden, hier wird man über ſie erſtaunen, und ſich vor ihnen beugen. Alle Vortheile, die in ihrer Gewalt ſind, biethen ſie auf, ſich Connexionen zu verſchaffen, und Wege zu bahnen. Was der Eitelkeit andrer Frauen ſchon ein anſehnlicher Tribut ſeyn würde, das iſt ihnen erſt das Mittel, ſich noch gröſſern Tribut zu verſchaffen. Daß Männer an ihrem Seile ziehen, iſt ihnen nicht ſo wichtig, als daß ſie dieſelben nach Belieben lenken, und durch ſie bewirken können, wornach ihnen gelüſtet; einigen iſt es indeß auch ſchon genug, mit Männern von Bedeutung in Verbindung

zu ſtehen, wenn es die Welt erfährt. Daran, daß etwas im Stillen vorbereitet, lange geheim gehalten worden, viel Mühe gekoſtet, und nun plötzlich hervortrete in ſeiner Reife, liegt ihnen mehr, als daran, daß der Erfolg groß und glänzend ſey. Sie kennen Welt und Menſchen, und wiſſen beyde zu behandeln: das iſt ihr wichtigſter Vorzug, den ſie unabläſſig zu erhöhen bedacht ſind; darüber aber werden ſie immer herzloſer.

Die Eleganten haben Geſchmack, Ton, Gewandtheit und Feinheit der Sitten. Leichtigkeit und Zierlichkeit, Glätte und Kunſt, das Modiſche und das Schöne, das Conventionelle und das Selbſtgebildete vereinigen ſich in ihrem Weſen und Benehmen. Sie drücken ſich gut aus, ihr Anzug iſt lieblich und zugleich glänzend geordnet, ſie unterhalten auf kurze Zeit angenehm, ſie machen ſich jeden verbindlich, es iſt ſo gar etwas von Grazie an ihnen. Sie ſind nicht ohne Temperament; aber ſie bleiben in den Gränzen eines edeln Anſtandes. Ihre Außenſeite gefällt, darauf haben ſie es ange-

legt, und daß ſie immer mehr gefalle, dahin ſtrebt ihre Selbſtbearbeitung. Sie ſuchen die Kreiſe auf, wo dergleichen geſchätzt wird; dieſen leben ſie hauptſächlich, halten es jedoch auch nicht unter ihrer Würde, die Blendungen ihres Schimmers auf die übrigen fallen zu laſſen. Nicht immer, aber ſehr oft wird dadurch das Edlere in ihnen unterdrückt.

Die eiteln Weltfrauen endlich, die einigen Geiſt und einige Bildung beſitzen, werden vor allem bemüht ſeyn, dieſe geltend zu machen. Man kann ſie nicht immer die Leidlichſten nennen. Sind ihre Begriffe deutlich und einfach, iſt ihr Urtheil richtig, und nicht über ſeine Sphäre hinaus fliegend, ihr Witz ungeſucht-treffend, dann ſind ſie zu ertragen; aber unausſtehlich werden ſie, durch ihre geſchrobene Sprache, durch ihre hochtönenden Worte, durch ihre ſüſſiſanten Urtheile, durch ihr anmaßendes Abſprechen, durch ihr Einmiſchen in Dinge, von denen ſie keine Kenntniß haben, durch ihren geſuchten Witz, durch ihre erpreßten oder vorgeſpiegelten Sen-

timents, und durch ihr Herabblicken auf andre, die weniger wiſſen.

Die Welt wird ihnen leicht zu klein und zu enge; nur Gelehrte und ſchöne Geiſter laſſen ſie gelten, wenn nicht etwa die Sorge, unter die Haube zu kommen, durch die Finger ſieht. Die Bekanntſchaft und der Umgang der Männer, die in der Mode ſind, iſt das höchſte Ziel ihrer Anſtrengungen, wovon ſie nicht abſtehen, wenn ſie auch von dieſen verachtet werden, ſie ſind ſogar im Stande, damit zu prahlen, daß dieſe anzüglich von ihnen geſprochen.

Von Kunſtausdrücken können ſie nie zu viel inne haben; ſie legen ſich deßwegen Sammlungen an. Ueber das Neueſte in der Litteratur müſſen ſie wenigſtens etwas ſchwatzen. Man kann ſie nicht ärger beleidigen, als wenn man ihnen zu erkennen gibt, daß ſie etwas nicht verſtehen, wäre es auch von der Art, daß ſelbſt viele Männer es nicht verſtehen.

Sie wollen bald über die Weiblichkeit hinaus, und verläugnen ſie wirklich in ihrer Verbildung, bald affectiren ſie Weiblichkeit, wor-

aus

aus aber die widrigſten Zerrbilder entſtehen. In Geſchmack und Sitten ſind ſie gewöhnlich hinter den Eleganten zurück, weil ſie abſichtlich dieſe entſtellen, und jenen verderben. An der Verſchrobenheit ihres Kopfes nimmt nicht ſelten auch das Herz Antheil. Das Weib ſoll ſich in der Stille bilden, für das eigne Leben; ſeine Bildung gehört am wenigſten auf die Bühnen der Welt. Es iſt indeß ein Unterſchied, wenn ſie ſich unwillkührlich äußert, und wenn ſie abſichtlich hingeſtellt wird.

Die dritte Klaſſe der Weltfrauen beſteht aus den Sinnlichen, welchen es vornehmlich um die Genüſſe zu thun iſt, die die Welt ihnen anbiethet. Hier kann nur von denen die Rede ſeyn, die dieſe Genüſſe in den höhern Sphären des Weltlebens ſuchen.

Die Leeren, Kalten und Geiſtloſen unter ihnen wollen faſt nur ſich zerſtreuen, und die Langeweile verſcheuchen. Kleinigkeiten ſind oft dazu ſchon hinlänglich, oft gerade ihren Bedürfniſſen am angemeſſenſten; und dieſe finden

ſich nirgends mehr beyſammen, als in dem Müßiggange der großen Welt. Da gibt es Ereigniſſe, Veränderungen und Beſchäftigungen, die dem Geiſte wechſelnde Bilder und Gedanken zuführen, ohne ihn anzuſtrengen. Da gibt es Neues zu erleben und zu erfahren, was ſchon, weil es neu iſt, gefällt, und ſich überdem noch an die vielen flachen und zerfließenden Intereſſen des Herzens anknüpfen läßt. Die Schauluſt trifft da reiche Befriedigung an; Menſchen, Kleider, Feyerlichkeiten, Anſtalten und Einrichtungen der Geſelligkeit laſſen ſie nie leer ausgehen. Beſchränkten Gemüthern können dieſe Dinge, außer der Zerſtreuung, noch Vergnügen genug verurſachen, und was Anfangs bloß die Zeit vertreiben ſollte, das gewinnt endlich den Geſchmack für ſich, und wird eine Quelle der Luſt.

Unbedeutendheit in jeder Hinſicht iſt der Charakter dieſer Frauen. Was die Welt ihnen gewährt, iſt in der That wenig, weil ſie für wenig Empfänglichkeit haben; für ſie aber iſt es viel, ja alles, weil ſie wenig fordern; ſie fin-

den das Leben gemächlich und ſchön, wenn jeder Tag ſeine, die Sinne reitzenden, Veränderungen hat. Den Unmuth und die Verſtimmung, welche die gemeinen Genüſſe der Welt bey andern zurück laſſen, kennen ſie nicht; ſie kennen nur die Unbehaglichkeit der Abſpannung und den Verdruß darüber, daß gerade nichts zu hören, zu ſehen und zu treiben iſt; und dieſe ertragen ſie ſtandhaft, als Uebel, die nun einmal vom Leben unzertrennlich ſind. Sie lernen nicht mehr, als ſie in ihren Geſellſchaften brauchen; ſie kleben an allen Vorurtheilen, die hier herrſchend ſind; an Bildung des Verſtandes und des Herzens iſt nicht zu denken. Die Erſtarrung des Gefühles geht bey den meiſten in moraliſchen Stumpfſinn über; was von Religion in ihnen bleibt, iſt gemeiner Aberglaube, der bey Seite gelegt wird, wenn er ſich nicht ſelbſt aufdringt.

Die Lebhaftern lieben mehr den eigentlichen Genuß — die Zerſtreuung als Mittel den Genuß zu vervielfältigen, und zu erhöhen.

An Genüſſen, wie dieſe ſie verlangen, iſt die Welt reich, für die gröbere und für die feinere Sinnlichkeit hat ſie Ergötzlichkeiten, ſelbſt der Geiſt geht nicht immer leer aus. Der Eitelkeit und dem Stolze werden hier Opfer gebracht, alle Leidenſchaften hoffen hier Befriedigung, alle Wünſche Erfüllung zu finden.

Vergnügen und immer Vergnügen iſt die Looſung ſolcher Frauen; ungenoſſen ſoll ihnen kein Tag und keine Stunde, unbenutzt keine Gelegenheit verſchwinden, und jeder Becher der Freude ſoll bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden. Freude iſt ihnen des Lebens Beſtimmung, und ohne Freude das Leben nichts werth. Daß man ſich um etwas andres bemühen könne und ſolle, daß das Leben Ernſt und Bedeutung habe, kommt ihnen entweder nie in den Sinn, oder ſie finden es lächerlich. Plane zum Genuſſe erſchöpfen ihren Scharfſinn, Einrichtungen zum Genuſſe ihre Thätigkeit; vom Genuſſe erholen ſie ſich kaum, um wieder neuem nachzueilen; körperliche und geiſtige Genüſſe müſſen entweder mit einander abwechſeln,

oder ſie werden hingenommen, wie ſie ſich gerade anbiethen.

Welt haben heißt ihnen der Welt genießen; und nichts iſt ihnen in der Welt läſtig, als die Feſſeln, die ſie dem Genuſſe zuweilen anlegt; ſie beſitzen aber meiſt das Talent, dieſe Feſſeln in Blumenketten zu verwandeln.

Wenn die Genußſucht ſich der Frauen bemächtigt hat: ſo iſt ſie weit ſtärker, als bey den Männern; denn die Paſſivität ihres Gemüthes iſt größer, ſie verſtehen die Kunſt zu genießen beſſer, und die Welt, welche die Männer zu ihren Geſchäften aufruft, ihnen Gegenſtände der ernſten Betrachtung vorlegt, ihre Leidenſchaft reitzt, und ſie in Kämpfe verwickelt, hat für viele Frauen nur Genüſſe. In ihrem Leichtſinne denken ſie weniger, als die Männer, an die Folgen; aber ſie bewahren mehr die Sitte und den Anſtand, theils, weil ihr Schicklichkeitsgefühl lebhafter iſt, theils, weil von ihrem Rufe mehr ihr Glück abhängt. Hat indeß ihre Genußſucht dieſe Schranken ſchon niedergeriſſen, dann werden ſie auch zügelloſer und

frecher, als jene. Die Gewöhnung an den Genuß, die Entfremdung von allem, was nicht Genuß heißt, die frivolen Gesinnungen der Menschen, mit welchen sie täglich umgehen, die frivolen Grundsätze, die sie täglich hören, die öftere gewaltsame Unterdrückung der Empfindungen, welche ihre Vergnügungen beschränken wollen, die Verletzung der Delicatesse in den Augenblicken des Rausches, die steigende Macht der Sinnlichkeit geben ihrem Herzen zuletzt eine Kälte, die jedes andre Gefühl tödtet, in welcher sie sich über alle Rücksichten wegsetzen, sie der Tugend Hohn sprechen, und das Heilige ein Gegenstand ihres Spottes wird. So kann auch das Weib ungläubig werden, und in einer gewissen Freygeisterey Größe der Seele affectiren. Gewöhnlich verwandeln sich solche Weiber im Alter in andächtige Bethschwestern; aber das Beßre ist in ihnen vernichtet, und ihre Weiblichkeit unwiderbringlich verloren.

Die Gebildetern unter den genußsüchtigen Weltfrauen legen es hauptsächlich auf die feinern Vergnügungen an, in welchen Eitelkeit

und Genußſucht zuſammentreffen. Gleichgültig zwar gegen die Freuden, welche die Einſamkeit, das häusliche Leben und der enge Kreis befreundeter Menſchen umſchließen, können ſie doch den gemeinen Freuden der Sinnlichkeit keinen Geſchmack abgewinnen, wenn dieſe nicht durch geiſtige Zuſätze veredelt werden. Aber das Geiſtige allein iſt auch ihre Sache nicht. Ihre Vergnügungen ſollen, während ſie den Geiſt ergötzen, zugleich die Sinne bezaubern; ſie wollen darin zeigen, daß ſie Geſchmack haben, und wo möglich nebenbey Eroberungen machen, wenigſtens ſich Weihrauch ſtreuen laſſen. Die Eindrücke der Sinne geben dem Geiſte Stoffe, die er zu ſeinen Freuden ſublimirt; ſie bringen in die dem Geiſte eigenthümlichen Freuden Mannichfaltigkeit und Abwechſelung; ſie berauſchen die Phantaſie, und erregen im Geiſte heitre Spiele.

Es fehlt dieſen Frauen nicht an Gefühl für das Schöne; nur muß es ſich den Verhältniſſen des Weltlebens anſchließen, und die Annehmlichkeiten deſſelben erhöhen; nur muß es

ſich die Verbindung mit dem Uebrigen gefallen laſſen, und ſich nicht eigenſinnig gegen die Forderungen der Mode ſträuben. Sie lieben unterhaltende, geiſtreiche Geſellſchaften, nur ſchwebe der Witz und das gedankenvolle Wort lieblich um die Blüthen des Lebens. Sie ſetzen großen Werth auf die Genüſſe der Kunſt; nur ſchlage die idealiſche Welt in der irdiſchen ihre Wohnung auf, und werfe für die Anſprüche der letztern ein Hinlängliches ab.

Wenn bey ihnen weniger, als bey den ganz ſinnlichen, die höhern Anlagen des Gemüthes in Gefahr ſind: ſo wird doch die wahre Kraft des Gemüthes geſchwächt, das Herz verweichlicht und dem Würdigſten entfremdet, und die ſchöne Einfalt des innern Lebens zerſtört. Eine ſittlich fromme Stimmung wird man ſelten bey ihnen wahrnehmen.

Wenige unter den ſinnlichen Weltfrauen bringen es zu einem künſtlichen Syſteme des Genuſſes; diejenigen aber, denen es damit gelingt, laſſen auch darin die Männer weit hinter ſich zurück. Die Frauen verſtehen

ſich beſſer auf den Genuß; ſie fühlen feiner aus allem die Freude heraus; ſie ahnen glücklicher, welche Einrichtung ihrer Verhältniſſe die meiſte Annehmlichkeit haben werde; ſie ſind aufmerkſam auf Kleinigkeiten, an denen oft das Süßeſte hängt; ſie entdecken leichter Störungen, und räumen ſie leichter aus dem Wege; die Kunſt des Ausgleichens, des Zuſammenfaſſens und Ineinanderbildens iſt ihnen geläufiger; ihre Phantaſie ſteht ihnen mehr zur Erfindung und Verſchönerung zu Gebothe; ihr ſanfter Charakter gewährt ihnen mehr Ruhe und Beſonnenheit; die größere Unabhängigkeit ihres Geiſtes läßt ſie ſicherer das Richtige treffen; ſie werden nicht ſo, wie die Männer, von ihren Leidenſchaften fortgeriſſen. Alles was die Welt hat, Natur und Kunſt, ſtache und vertraute Geſelligkeit, Fremde und Bekannte, Land- und Stadtleben, Freundſchaft und Liebe, Bücher und Menſchen, Spiel und Arbeit wird in dem Lebensſyſteme der raffinirenden Weltfrauen berechnet. Sie bringen dabey alle ihre Bedürfniſſe, Gefühle und Neigungen

in Anſchlag, jedes nach ſeinem größern und geringeren Intereſſe; Sinn, Geiſt und Herz bekommen jedes ſeinen verhältnißmäßigen Theil, nichts wird dabey überſehen, allem iſt ſeine Dauer und ſein Wechſel beſtimmt, Verkümmerungen und Unannehmlichkeiten möglichſt vorgebeugt. Was nicht mehr ergötzt, wird aufgegeben, und Neues an ſeine Stelle geſetzt.

Ausſchweifungen werden nicht ſtrenge beurtheilt, aber in ein gefälliges Gewand gekleidet. Mit der Sittlichkeit wird nicht gebrochen, aber vielfach capitulirt. Liebenswürdige Eigenſchaften und äußere Anmuth vergüten manchen Fehler. Heitre Geſelligkeit macht dieſe Frauen zu den Angebetheten der Welt. Der Ruf ihrer Bildung verſammelt alles um ſie. Etwas äſthetiſcher Andacht gehört bey vielen in das Lebensſyſtem, es hat indeß damit wenig auf ſich. Ganz ſchlecht ſind ſie nicht, denn dabey wäre kein rechter Lebensgenuß möglich, in welchen auch moraliſche Empfindungen aufgenommen werden müſſen. Sie vertragen ſich zuweilen mit der Einſamkeit und mit Betrachtungen

über ſich ſelbſt; aber ernſtliche ſittliche Bildung iſt nicht zu erwarten.

Die vierte Klaſſe der Weltfrauen machen diejenigen aus, denen, ohne ein hervor ſpringendes einzelnes Intereſſe, das Weltleben überhaupt und an ſich ſelbſt Zweck iſt. Sie ſind in der Welt aufgewachſen, die Welt hat ihrem Thätigkeitstriebe die erſte Richtung gegeben, in Weltformen hat ſich ihr Geiſt ausgebildet. Das Gepräge der Welt iſt ihren Gefühlen und ihrer Art ſich zu betragen aufgedrückt worden. In den glänzenden Zirkeln der Welt müſſen ſie erſcheinen; ſie haben hier Rollen zu ſpielen und Abſichten zu erreichen; Verſtand und Herz finden ſich hier angemeſſen beſchäftigt; das Leben in der Welt enthüllt immer mehr von ſeinen Annehmlichkeiten, und kettet das Gemüth immer feſter an ſich. Es wird ihr Stolz, ſich zu der Welt zählen zu können; die Eitelkeit erwacht, und trifft allenthalben Preiſe an, die des Kämpfens werth ſind; die Genußſucht ſchmachtet auch nicht ver-

gebens nach Befriedigung, ſie lernt unaufhörlich neue Gegenſtände kennen, die für ſie gemacht ſind, neue Reize, die ſie anlocken.

So vereinigen dieſe Frauen, in ihrer vollſtändigen Entwickelung, die verſchiedenen Intereſſen des Weltlebens, die ſich bald in das Herz theilen, bald auch das Eine dem andern Platz machen, um gelegentlich wieder dafür ſchadlos gehalten zu werden. Sie zeigen uns die repräſentirende, die eitle und die ſinnliche Weltfrau oft in Einer Perſon, und haben noch ſo viele andre Leidenſchaften, als ſich damit vertragen wollen, und die Welt in ihnen weckt. Sich mit dieſen in der Welt zu behaupten, und in die Höhe zu arbeiten, iſt ihr Beſtreben, und wer dazu Geſchick und Feinheit beſitzt, der hat, in ihrem Sinne, Welt.

Sie ſind kälter, als die übrigen Weltfrauen, weil die einzelnen Neigungen ſich unter einander ſchwächen, und ſich in den allgemeinen Weltſinn verlieren, der freylich mächtig genug iſt, aber ſeine Aeußerungen beherrſcht, weil ſie dieſelben oft einander aufopfern, oft verbergen,

oft ihnen gar den Schein einer ganz entgegengesetzten Natur geben müssen. Ihre Leidenschaften unterwerfen sich der Zucht des Verstandes, sie lassen sich dafür, daß ihr Interesse besser besorgt wird, die Versagungen, Einschränkungen und Hinaussetzungen, die er für nöthig erklärt, gefallen. Zuweilen werden sie so zahm, daß die Lahme sie regieren, der Kopf an ihnen spielend seine Kräfte üben, das leere Herz sich mit ihren kleinen Streifzügen die Zeit vertreiben kann.

Bey Frauen dieser Art ist eigentlich das Gefühl von der Leidenschaft weggenommen, diese selbst aber geblieben. Sie erstaunen, ohne zu bewundern; sie loben, ohne zu empfinden; sie streben, ohne zu verlangen, sie rächen sich, ohne aufgebracht zu seyn; sie hassen mit dem freundlichsten Gesichte, mit dem Benehmen des Wohlwollens und der zuvorkommendsten Artigkeit. Ihnen wird es leicht, sich in alle Falten zu werfen, und jeden beliebigen Schein anzunehmen. Sie haben die Bedeutung aller Zeichen studiert, und irren eben so wenig in der

Auslegung, als ſie im Gebrauche derſelben fehlgreifen, oder Verlegenheit blicken laſſen.

In der Menſchenkenntniß übertreffen ſie nicht allein alle Weltmänner, ſondern auch alle Uebrigen ihres Geſchlechtes. Sie ſehen unbefangener und ſchärfer, ſie behalten beſſer, ſie betrachten und folgern vielſeitiger, als diejenigen, welche allein dem Stolze, oder der Eitelkeit, oder der Genußſucht gehorchen. Mit Einem Blicke ſind ſie auf ihrem Felde orientirt.

Ihre Gewandtheit zeigt ſich nicht bloß in Manieren, im Weltgebrauche, und in dem, was der Geiſt zum Weltgebrauche hinzu thut, ſondern auch in der Behandlung aller ihrer Angelegenheiten. Sie können eilen und warten; ſie können gerade auf ihr Ziel losgehen, und auf Nebenwegen umherſchweifen; ſie haben ſich ſchnell in ein neues Mittel hinein gedacht, wenn das frühere aufgegeben werden muß; ſie ſetzen ohne Mühe diejenigen für ſich in Bewegung, die ihnen am meiſten entgegen ſind. So ſehr es ihnen an Empfindung fehlt, ſo geſchickt heucheln ſie dieſelbe, jede Falte des Geſichtes iſt in

ihrer Gewalt, Thränen ſind ihnen nur Kinderſpiel. Sie affectiren ſelbſt Leidenſchaften, die ihnen fremd ſind.

Nichts aber verſtehen ſie beſſer zu handhaben, als die Grimaſſe der Liebe. Der echten Liebe ſind wenige unter ihnen fähig, aber ſie haben ſie beobachtet, und auch mit der gemeinen, die größten Theils ſinnlicher Trieb iſt, betrügen ſie die Welt. Sie ſind eiskalt, wenn man ſie für glühend heiß hält; ſie handeln mit der größten Beſonnenheit, wenn man glaubt, ſie ſeyen berauſcht, verblendet und ihrer ſelbſt nicht mächtig.

Die Intrigue iſt ihre immerwährende Beſchäftigung, ob ſie gleich aus dem Gewinne derſelben ſelten viel machen; ſie iſt ihr Weltberuf, und ihre Weltehre hängt daran.

In der ſteifſten Förmlichkeit ſuchen ſie ihren Meiſter, und können doch auch mit bezaubernder Natürlichkeit auftreten.

Ihr Geiſt iſt gewöhnlich ſo weit gebildet, als es die Verhältniſſe, worin ſie leben, und der in ihrer Sphäre herrſchende Ton geſtatten. Es

gibt unter ihnen Frauen von vielen Kenntniſſen, von richtigem Geſchmacke und von feinem Kunſtſinne; aber die meiſten bleiben in demjenigen, was nicht in das Weltleben eingreift, an Vorurtheilen kleben; von den Ereigniſſen in der Litteratur laſſen ſie ſich etwas berichten, um ein wenig darüber radotiren zu können; ſie leſen auch wohl vielbeſprochene Schriften, aber mit verkehrtem Sinne, und ohne Verſtand; ſie finden das Erhabene allerliebſt, das Tiefgedachte wunderſchön, das Freundlichſchöne zum Erſtaunen.

Religion haben die meiſten eben ſo wenig, als Gewiſſen, ob ſie ſich gleich oft Gewiſſensräthe halten; die Welt iſt ihr Gewiſſen und ihr Gott. Was nicht in die Sinne fällt, iſt entweder nie ein deutliches Bewußtſeyn in ihnen geworden, oder man hat es ihnen ausgeredet, oder ſie laſſen es dahin geſtellt ſeyn, weil es ſich für Weltfrauen nicht ſchickt, ſich damit abzugeben, doch können ſie frömmeln, wie alles andre.

Unter allen Weltfrauen ſind ſie die gefährlichſten

lichſten und vielleicht auch die verderbteſten — zu allem fähig, was ihnen die Welt erlaubt. Die Wärme des Herzens iſt verſchwunden; an ihr Mitgefühl würde man vergebens Anſprüche machen; ſie ſind nur dann ſanft, wenn ſie dieſe Maske brauchen. Für alle Laſter der Welt haben ſie Empfänglichkeit, und werden von allen angeſteckt, die mit ihnen in Berührung kommen, wobey ſie nur ſo viel Dezenz beobachten, als die Welt fordert.

Die letzte Klaſſe der Weltfrauen umſchließt die Liberalen und Hochſinnigen, welche die Welt, der zu leben ihre Verhältniſſe ſie nöthigen, mit freyem Gemüthe beherrſchen, und das beßre Selbſt über ſie emportragen. Eine gewiſſe moraliſche Genialität, Tiefe des innern Lebens und Selbſtſtändigkeit des Charakters ſetzen ſie in den Stand, da ihre Freyheit zu behaupten, wo ſich alles zu ihrer Unterjochung vereinigt, da an ſich ſelbſt zu hal-

ten, wo alles an der Zersplitterung ihres Wesens arbeitet.

Diesen Frauen gehört die Welt an, aber sie nicht ihr; sie bewegen sich in allen Kreisen der Welt, ohne von ihr fortgerissen zu werden. Sie kennen die Leidenschaften der Welt, aber sie wissen sich vor derselben in Sicherheit zu bringen — die Maximen der Welt, aber sie wissen, ohne anzustoßen, das Unwürdige darin zu vermeiden; sie kennen die Menschen, und leiten sie oft, aber in beydem machen sie sich keines Mißbrauches schuldig. Sie sind überall an ihrem Platze, weil ihr Geist ihnen überall zurecht hilft; aber sie dürfen deßwegen nie gemein werden, weil dieser Geist auch den geistlosesten Zirkeln von seiner Beseelung mitzutheilen vermag. In ihrem Benehmen ist Eleganz, aber auch sittlicher Adel. Durch ihre strenge Moralität und durch ihre gebildete Feinheit zugleich, halten sie den wüsten Höfling und den frechsten Verächter der Tugend in Respect. In ihrer Glätte wird das gefühlvolle, tiefe und gute Herz nie verkannt. Aus ihrer Geschmeidigkeit

Vorrede.

In ſeinen Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlechte hat der Verfaſſer das Bild der edeln Weiblichkeit, wie dieſelbe durch eigene Bemühungen geſtaltet werden ſoll, darzuſtellen geſucht. In der vorliegenden Schrift wollte er den Sinn und das Leben des Weibes, nach dem, was darin Werk der Natur und der äußern

Verhältniſſe iſt, ſchildern; kein Ideal, ſondern Beobachtungen und Reflexionen über dieſelben, Gemählde der Wirklichkeit wollte er mittheilen.

Ueber den Charakter des weiblichen Geſchlechtes im Allgemeinen beſitzen wir ſcharfſinnige und gründliche Werke. Von dieſen unterſcheidet ſich das gegenwärtige dadurch, daß es, während jene mehr das Ganze umfaſſen, ſich mehr an das Beſondre hält, dieſes mit den nähern Beſtimmungen, unter welchen es erſcheint, hervor hebend, auf weſentliche und zufällige Verſchiedenheiten hindeutend.

In dem erſten Buche ſind Züge aus dem Leben Jeſu zum Grunde gelegt. Unvergleichbar wahr, treffend, anſchaulich und zugleich unbefangen iſt dieſe Geſchichte in dem, was ſie uns von Menſchen berichtet. Der feinſte Menſchenkenner hätte nicht richtiger beobachten, nicht glücklicher auswählen, nicht genauer charakteriſiren können, als die anſpruchsloſen Erzähler derſelben. Sie haben es nicht auf das Beobachten angelegt gehabt; ſie haben nicht gewählt; ſie haben keine Charakterbilder liefern wollen. Was ſie geſehen und gehört ſagen ſie mit kindlicher Naivität. Bloß ihr reiner Na-

Das Weltleben ist ihnen Spiel, in dem sich die reinen und gefälligen Gestalten ihres Gemüthes abprägen; ein andres Leben, das Leben des Ernstes, wohnt, davon abgesondert, in ihrem Innern, und herrscht über jenes. Darum findet man an ihnen alles, was das Weltleben Reitzendes und Anziehendes hat — aber hinaufgezogen in das Licht einer schönen Seele, veredelt durch Gemüthsinnigkeit und Gemüthskraft; man findet noch mehr: Freyheit, Menschlichkeit und Weiblichkeit.

Freundschaft, Liebe und Selbstgenuß halten sie schadlos für den Zwang und die Entbehrungen, welche ihnen das Weltleben auflegt. Die Einsamkeit bildet und waffnet sie für die Welt; sie schützt sie gegen die Verderbnisse derselben, denen sie sonst schwerlich entgehen würden; sie setzt sie in den Stand, das Lästige derselben zu ertragen; sie wetzt die Schäden aus, die sie an den harten Massen der Welt empfangen haben; sie facht die Wärme wieder an, die in der Welt verloren gegangen ist. Oft wird sie auch aufgesucht zum Nachdenken über sich selbst, zur Un-

terhaltung mit Gott und zur Beſorgung heiliger Angelegenheiten.

Möchte nur die Zahl der Frauen, die auf dieſe Weiſe, mitten unter den Verſuchungen der Welt, ſich ſelbſt getreu bleiben, und das Edelſte erſtreben, nicht ſo klein ſeyn!

ihnen erzählt wird, vorzüglich sinnvoll, wahr und lehrreich, reich an Aufschlüssen über die reine Natur des Weibes. Möge die hier versuchte Entwickelung nicht ganz mißlungen seyn.

Der Zweck dieser Schrift brachte es mit sich, daß in der Schilderung trefflicher Eigenschaften auf das Höchste, was davon in edeln Frauen zum Vorschein gekommen, hingewiesen werden mußte, damit offenbar würde, wohin die Natur im Weibe strebt, was sie vermag, und wie es seyn würde, wenn sie überall ohne Hinderung und Beschränkung wirken könnte. Bey minder

gefälligen kam es auf das an, was in der Erfahrung am häufigsten ist.

Die Schattenzüge waren nicht wegzulassen; doch steht das Meiste im Lichte. Das Schöne der Weiblichkeit ist mit Liebe hervor gehoben, und füllt den größten Theil des Buches. Darum hofft der Verfasser nicht bekriegt zu werden, wenn er auch die Eine und andre Schwäche nicht geheim gehalten.

Berlin, den 14ten April 1809.

Inhalt.

Erſtes Buch. Nach Zügen aus der heiligen Geſchichte.

1. Die Holdſelige. . . . . Seite 3
2. Das glückliche Weib. . . . . — 18
3. Fortſetzung. . . . . — 32
4. Weibliche Ergebung. . . . . — 46
5. Mutterſinn. . . . . — 65
6. Mutterabſchmerz. . . . . — 82
7. Mütterliche Verweiſe. . . . . — 99
8. Weibliche Eitelkeit. . . . . — 113
9. Weibliche Anſpruchsloſigkeit. . . . — 140
10. Weibliche Verehrung. . . . . — 159
11. Tiefe Bewegungen des weiblichen Herzens. . . . . — 186
12. Beſchränkte und veredelte Häuslichkeit. . . . . — 207
13. Fortſetzung. . . . . — 231

Zweytes Buch. Freye Gemählde.

1. Weiblicher Mittheilungstrieb. . . . Seite 255
2. Weibliche Freundschaft. . . . . — 269
3. Weibliche Freude. . . . . — 295
4. Das Weib im Unglück. . . . . — 310
5. Gemeiner und edler Stolz des Weibes. . . . . — 329
6. Weiblicher Leichtsinn. . . . . — 366
7. Weltfrauen. . . . . — 409

Betrachtungen

über

die wichtigsten Angelegenheiten

des

religiösen Sinnes und Lebens

in

Predigten

für

gebildete Christen.

Von

Friedrich Ehrenberg,

Königl. Pred. und Gymnasiallehrer in Berlin.

Berlin,

bei Friedrich Maurer, 1821.

Vorerinnerung.

Der häufig und besonders von Auswärtigen gegen den Verfasser geäußerte Wunsch, eine Sammlung von Predigten, die zur häuslichen Erbauung geeignet wären, von ihm zu besitzen, hat ihn zur Veranstaltung der gegenwärtigen veranlaßt. Er meynt keinesweges damit einen Beytrag zu dem Vorzüglichen in dieser Art zu liefern, und hat nur diejenigen im Auge gehabt,

die in seiner Weise etwas ihrem Geiste oder ihrem Herzen Zusagendes finden.

Diese Bestimmung der Sammlung hat ihn nun auch bey der Wahl der in dieselbe aufzunehmenden Predigten geleitet. Er hat dabey nicht auf rhetorische und homiletische Kunst, auf Neuheit und Stärke der Gedanken, auf Forderungen der Zeit und des Ortes, und was sonst noch einem öffentlichen Vortrage, als solchem, Werth geben mag, sondern allein auf die Bedürfnisse der Erbauung gesehen, und diejenigen Predigten vorgezogen, die in das Innere des religiösen Lebens am tiefsten eingreifen, und dasselbe am vielseitigsten anregen, und die, mit einander vereinigt, das Wesen, die Beziehungen und Verhältnisse des höhern Lebens einiger Massen umfassend darzustellen vermöchten. Dadurch

war er genöthigt, einige Vorträge mit aufzunehmen, die sich über mehr allgemeine und schon oft auf der Kanzel und in Schriften verhandelte Gegenstände verbreiten; vielleicht wird man in denselben Eigenthümliches der Ansicht und Darstellung bemerken, und es deßwegen entschuldigen daß sie hier eine Stelle bekommen haben, wenn dies, bey dem Zwecke des Buches anders einer Entschuldigung bedarf. Vorträge über ganz specielle Wahrheiten glaubte er ausschließen zu müssen, wenn das Buch nicht zu stark werden sollte.

Die sechste Predigt ist schon mit einer andern zusammen im Drucke vorhanden. Da sie aber nicht in den Buchhandel gekommen, und wegen ihres Inhaltes in diese Sammlung zu ge-

hören schien: so ist sie hier wieder abgedruckt worden.

Sich über die in den Predigten herrschende Vorstellungsart von religiösen und christlichen Wahrheiten zu rechtfertigen, hält der Verfasser sich nicht berufen. Sie ist seine Ueberzeugung, und diese das Resultat rein exegetischer Forschungen, die er niemand aufzudringen begehrt, über die er aber auch mit niemand zu streiten gedenkt.

Den Ton und die Sprache betreffend, hat der Verfasser sich bemüht, dieselben genau den Bedürfnissen seines Auditoriums, das beym Vormittagsgottesdienst zum Theil aus fürstlichen Personen und der Mehrzahl nach aus gebildetern Christen besteht, anzupassen. Die Predigten sind

ohngefähr vor derselben Klasse gehalten, für welche sie im Druck erscheinen. Es sollte überflüssig seyn, so etwas anzuführen, da es hier allein darauf ankommt, ob sie den Bedürfnissen der letztern entsprechen; aber die Erfahrung lehrt, daß dergleichen nicht immer überflüssig ist.

Die Anordnung ist mehr aus dem Innern der Sache, wie dem Verfasser die Gedanken am lichtvollsten und wirksamsten hervorzutreten und am leichtesten sich vollständig zu entwickeln schienen, als nach künstlichen logischen Formen in vielfachen Abtheilungen und Unterabtheilungen, die zwar die Uebersicht erleichtern, aber oft ihrer Natur nach zusammengehörende Begriffe von einander trennen, und noch öfter die Kraft der Rede und das tiefere Eindringen beschränken, entworfen.

Die Wünsche des Publikums und die anderweitigen Geschäfte des Verfassers müssen darüber entscheiden, ob nach einiger Zeit noch eine zweyte Sammlung werde folgen können.

Berlin, den 16. April 1812.

Inhalt.

I.

Der Sieg des Geistes über die Unfälle, welche unsern äußern Menschen treffen. - - Seite 1

II.

Daß wahrhaft Fromme alles, was der Vater hat, als das Ihrige ansehen können - - - - - 23

III.

Der fromme Sinn und das würdige Verhalten bey Trennungen. - - - - - - - - - 45

IV.

Selig sind die nicht sehen, und doch glauben. - - 65

V.

Behüte Dein Herz mit allem Fleiße; denn daraus gehet das Leben. - - - - - - - 88

VI.

Der edle Kampf mit uns ſelbſt. - - - Seite 111

VII.

Wir ſind allenthalben vom Tode umringt. - - 136

VIII.

Von der Selbſtverleugnung. - - - - - 150

IX.

Ueberlegungen für die Stunden, wo wir mit Gott und unſerm Herzen allein ſind. - - - - 162

X.

Von der Treue gegen unſre Ueberzeugungen. - - 206

XI.

Wie wir die Worte Jeſu: ich verlaſſe die Welt und gehe zum Vater, zu den unſrigen machen ſollen. 229

XII.

Wie wir der Zeit gedenken ſollen, wo wir nicht mehr unter den Unſrigen ſind. - - - - - 252

XIII.

Was soll der Gedanke: Gott ist uns allenthalben nahe, bey uns wirken. - - - - - - Seite 277

XIV.

Trost und Freude, die uns durch Menschen zu Theil werden. - - - - - - - - - - 293

XV.

Ermunterungen zu einem entschlossenen und standhaften Kampfe mit den Uebeln des Lebens - - 322

XVI.

Die Theilnahme des Himmels an unsern höhern Angelegenheiten. - - - - - - - - - 347

XVII.

Nur mit einem reinen Herzen können heilige Werke würdig von uns verrichtet werden. - - - 370

XVIII.

Wie sollen die Segnungen der Natur auf unser Herz wirken? - - - - - - - - - 392

XIX.

Ueber die Erfahrung, daß so viele schon in der Jugend dem Laster anheim fallen. - - - Seite 413

XX.

Daß edle Menschen die Unbekannten und doch auch die Bekannten sind. - - - - - - - 437

Der

I.

Der Sieg des Geistes über die Unfälle, welche unsern äußern Menschen treffen.

Wir müssen unser wahres Selbst von unserm äußerlichen Daseyn unterscheiden, und ein deutliches Bewußtseyn dieses Unterschiedes bey uns unterhalten; wir müssen unser Wesen über die Zustände, in denen wir uns befinden, emportragen: wenn wir die Würde unsrer Natur retten, uns mit der Verfassung unsers Lebens auf Erden aussöhnen, und der erhabenen Bestimmung desselben eine eifrige und freudige Thätigkeit widmen wollen. Denn daß unser äußerliches Daseyn oft in einem hohen Grade schmerzlich und demüthigend für uns wird, daß es nicht selten ganz geeignet ist, uns muthlos zu machen, und uns an allem Großen, das wir uns vorsetzen möchten, verzweifeln zu lassen, dies können wir uns gar nicht verbergen, dies können selbst diejenigen nicht ableugnen, deren Loos auf das Günstigste und Glänzendste fiel. Erinnert es uns doch jeden Augenblick daran, daß wir durch fremden Einfluß bestehen, und durch fremden Einfluß empfangen, was wir bedürfen, daß es

von Dingen, über die wir wenig oder nichts vermögen, die uns nicht einmal hinlänglich bekannt sind, abhängt, ob wir besitzen oder entbehren, ob wir glücklich oder elend seyn, ob wir fortdauern oder umkommen sollen. Einem unaufhörlichen, oft schnellen und traurigen, Wechsel, den wir in seinem Laufe weder aufzuhalten noch zu leiten vermögen, ist unser äußerliches Daseyn unterworfen, zahlreichen feindseligen Anfällen, die wir weder abzuwehren, noch zu besiegen im Stande sind, die uns nicht selten die empfindlichsten und gefährlichsten Verletzungen zufügen, ist es unablässig bloß gestellt. Wie oft erscheint es uns so dürftig, so unberathen, so zurückgesetzt, daß wir das niedrigste Geschöpf neben uns um seine Vorzüge beneiden könnten! Wie oft wird uns die Ohnmacht unsers irdischen Daseyns so fühlbar, daß wir mit uns selbst Mitleiden haben möchten! Wie oft werden uns seine Mühseligkeiten und Beschwerden so drückend, seine Leiden, Entbehrungen und Verluste so schmerzlich, daß wir es, je eher je lieber, geendigt wünschen! Wie bald unterbrechen Müdigkeit und Erschöpfung unsre Anstrengungen! Wie bald ist die Zeit vorüber, wo die Kräfte unsers äußern Daseyns sich mit einiger Freyheit und Munterkeit äußern! Liegt es nicht in der Natur desselben, daß es sich allmälig in sich selbst verzehre, und in seiner Abnutzung seinen Untergang finde? Und dieses so vielfach bedrohte und beraubte, dieses allen Zufällen Preis gegebene und so schnell verbrauchte Daseyn sollte uns genügen?

indem wir uns auf daſſelbe beſchränken, ſollten wir uns für edle, von Gott ausgezeichnete Geſchöpfe, für Geſchöpfe erkennen, die ſich mit Achtung und Bewunderung betrachten, die ein hohes Gefühl von ſich ſelbſt unterhalten dürfen, ſollten wir fähig ſeyn, uns mit Ernſt den erhabenen Beſtrebungen zu weihen, wozu wir den Beruf in uns antreffen? Nein, wir ſelbſt ſind nicht das, wodurch wir mit den Erſcheinungen um uns her zuſammenhangen, was an uns unaufhörlich verändert wird, und einmal in Staub zerfällt. Der Geiſt erhebt ſich, im Beſitze eines eigenthümlichen Lebens, über den Körper, er kann ſich bey allem, was den Körper Widriges, Beläſtigendes und Zerrüttendes trifft, in einer glücklichen Freyheit behaupten, er kann was dem Körper nachtheilig wird ſogar in Vortheil für ſich verwandeln. Es giebt einen Sieg des Geiſtes über den äuſſerlichen Menſchen, der das Unterpfand unſrer Unſterblichkeit iſt. Davon überzeugen uns tauſend Erfahrungen, und vor allen die Erfahrungen derer, die ſich nach der Lehre des Evangeliums gebildet haben, und in der Kraft des Glaubens und der Liebe ihren Wandel führen. Eine inhaltreiche, große und troſtvolle Wahrheit, die es werth iſt, unſer Herz zu begeiſtern und zu erheben, unſern Muth anzufeuern, und auf alle unſre Beſtrebungen Einfluß zu gewinnen! Laſſet uns ihr in der gegenwärtigen Stunde weiter nachdenken, laſſet uns den frohen Empfindungen, die ſie in uns wecken muß, Raum geben, und zu den

Anstrengungen, die sie uns zur Pflicht macht, uns ermuntern.

2. Korinth. IV, 16.

Darum werden wir nicht müde; sondern ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tage zu Tage verneuert.

Der Apostel hatte im vorhergehenden von den Drangsalen geredet, die er im Dienste des Evangeliums erdulden müssen, und noch immer erduldete. So mannichfaltig und schwer sie auch gewesen waren, seinen Geist hatten sie nicht niederbeugen können. Er wurde nicht müde, das arbeits- und leidensvolle Geschäft fortzusetzen: denn der Geist lebte in ihm, und behauptete sich in seiner Würde, was den äußern Menschen drückte, das bildete und verherrlichte den innern. Beschädigungen und Verletzungen des äußern Menschen erfahren wir alle; möchten wir denn auch in gleichem Maße mit dem Apostel erfahren, welche Kraft der innere Mensch besitzt, sich darüber zu erheben! Wir wollen dieser Angelegenheit die Betrachtung der gegenwärtigen Stunde widmen.

Der Sieg des Geistes über die Unfälle, welche den äußern Menschen treffen

sey der Gegenstand unsers andachtsvollen Nachdenkens.

Dieser Sieg des Geistes offenbart sich aber darin, daß der Geist

erstens unter den Unfällen des Körpers unversehrt bleiben, und

zweitens aus denselben sogar Vortheile ziehen kann zur Stärkung und Erhöhung seines Lebens.

I.

Unter dem Verwesen des äußerlichen Menschen versteht der Apostel zwar zunächst dasjenige, was die beschwerlichen Arbeiten seines Berufes, das mannichfache Ungemach und die persönlichen Mißhandlungen, denen er ausgesetzt gewesen, nebst den zahlreichen Bekümmernissen und Beängstigungen seines Herzens auf seinen Körper gewirkt hatten. Indeß dürfen wir, indem wir seinen Ausspruch auf uns anwenden, keinen von den Unfällen ausschließen, welche unsern äußerlichen Menschen treffen. Denn vermag der Geist da zu siegen, wo dem Körper auf eine ungewöhnliche Art zugesetzt wird, wie viel mehr wird er es da vermögen, wo diesem nichts widerfährt, als was in der Ordnung ist! Die Unfälle aber, die unsern äußern Menschen treffen, sind: Verluste, Schwächungen und das endliche Dahinsinken desselben.

Durch den Körper stehen wir mit der Sinnenwelt in Verbindung, und empfangen von ihr Eindrücke, die uns angenehm oder schmerzlich sind; wir haben Bedürfnisse, die von ihr befriedigt werden

müſſen; wir können uns in ihr Beſitzthümer erwerben, welche den Wohlſtand unſers äußerlichen Daſeyns ausmachen, und die Reize deſſelben erhöhen. Aber nicht immer werden wir darin begünſtigt; nur zu häufig wird uns das verſagt, was wir zu den Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zählen, nur zu oft wird uns das entriſſen, deſſen wir kaum anfingen froh zu werden. Ueber Unfälle des äußern Lebens beklagen wir uns mit Recht: wenn wir von unſerm Vermögen etwas einbüßen, wenn unſer Anſehen beeinträchtigt wird, wenn wir der gewöhnlichen Hülfen entbehren, wenn die Liebe, die uns ſonſt beglückte, uns nicht mehr entgegen kömmt, wenn unſre Unternehmungen fehlſchlagen, wenn unſre Erwartungen ſich getäuſcht finden, wenn Menſchen uns zuwider handeln, und uns Uebel von mancherley Art zufügen. Zahlreich auch ſind die Schwächungen, denen unſer äußerlicher Menſch unterworfen iſt: bald entkräften ihn große Anſtrengungen und Beſchwerden, bald erſchöpfen ihn Krankheiten und innere Unordnungen, bald ſtumpft anhaltender Druck ihn ab, bald verzehren ihn Gram und Sorge. Von allen Seiten wird er angegriffen, gering iſt ſein Vermögen Widerſtand zu leiſten, leicht hat er gefährliche Verletzungen empfangen, und wenn er überall davon kommt, ſo erliegt er doch zuletzt unter der Bürde der Jahre. Kaum hat er ſeine volle Reife erlangt, und ſeine Stärke nimmt ſchon wieder ab, er findet ſich bald von allem und von ſich ſelbſt verlaſſen, im-

mer leiser regt sich in ihm das Leben, bis er zusammenfällt und Staub wird.

Unter allen diesen Unfällen des Körpers meyne ich, könne der Geist unversehrt bleiben. Wie auch dem ehrwürdigen Apostel sein äußerliches Daseyn beengt und verkümmert wurde: der innere Mensch wurde davon nicht angetastet, die Klarheit und Besonnenheit seines Verstandes, die Kraft seines Willens, die Ruhe seines Gemüthes, sein Eifer und seine Thätigkeit im Dienste des Evangeliums blieben immer dieselben. Fest, unermüdbar, glühend für die Sache Jesu, allezeit fröhlich erblicken wir den Mann der von sich sagen könnte: ich trage das Leiden und Sterben meines Herrn an meinem Leibe, ich werde immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen, ich habe mehr gearbeitet und mehr Mißhandlungen erduldet denn alle, ich bin überall in Gefahr gewesen, in Mühe und vielem Wachen, in Hunger und Durst, in Frost und Blöße habe ich meine Tage hingebracht. Wenn wir nun hierin allerdings den ausgezeichnet großen Mann bewundern müssen: so dürfen wir doch nicht daran zweifeln, daß es auch uns möglich ist, den Geist über die Leiden und Schwächen des äußern Menschen zu erheben. Es ist wahr, dem Körper gehören die Werkzeuge an, deren sich der Geist bey sehr vielen seiner Verrichtungen bedient, und die jedesmalige Beschaffenheit derselben hat auf diese Verrichtungen großen Einfluß:

sie geben nicht mehr so glücklich von Statten, wenn der Körper seine Munterkeit verloren hat, wenn die Brauchbarkeit jener Werkzeuge vermindert worden ist; der Geist muß zuweilen ruhen, damit der Körper sich erhole; der Geist muß im höhern Alter manches Geschäft aufgeben, weil der Körper ihn dabey nicht mehr unterstützt. Sollen wir darum sagen, der Geist liege dem Körper unter? Sind wir uns nicht vielmehr oft in den Zuständen der größten körperlichen Abspannung der ungeschwächten Kraft und Thätigkeit unsers Geistes deutlich bewußt? fährt er nicht, indeß der Schlaf den Körper gefesselt hält, fort thätig zu seyn? gibt er nicht bey einem auf das Aeußerste heruntergekommenen Körper Spuren eines unbeeinträchtigten Lebens von sich? zwingt er nicht den Körper zu Anstrengungen, wo dieser nichts mehr zu vermögen scheint? erblicken wir nicht zuweilen an Sterbenden, in einer beynahe völlig zerrütteten Körpernatur, Aeußerungen der Besonnenheit, der Willenskraft, der Religiosität, die uns in Erstaunen setzen, und die den Sieg des Geistes über die äußere Zerstörung unwiderleglich bezeugen? Es ist wahr, die krankhaften Gefühle und die Schmerzen des äußern Menschen werden auch dem Geiste nachtheilig: sie trüben das Licht des Verstandes, und erzeugen in demselben irrige Vorstellungen; sie verhindern das Nachdenken, oder leiten es auf Abwege: sie verwirren unsre Ueberlegungen, und erschweren uns die Besorgung unsrer Geschäfte. Aber lasset uns wohl

zuſehen, ob wir das einer unabänderlichen Einrichtung oder nicht vielmehr unſrer Weichlichkeit, Nachgiebigkeit und Trägheit zur Laſt legen müſſen. Laſſet uns doch bey uns nachforſchen, ob wir da, wo wir die Unluſt des äußerlichen Menſchen empfanden, auch Kraft aufgeboten haben, ihr zu widerſtehen, ob es auch nur unſer ernſtlicher Wille geweſen iſt, uns nicht hindern und ſtören zu laſſen. Laſſet uns mit dieſem ernſtlichen Willen einmal den Verſuch anſtellen: und wir werden gewiß bald inne werden, was in dieſer Hinſicht der Geiſt über den Körper vermag. Es hat Menſchen genug gegeben, die ihr ganzes Leben hindurch mit körperlichen Unbequemlichkeiten und Leiden zu kämpfen hatten, und doch etwas Beträchtliches leiſteten; zu ihnen gehört ein großer Theil derer, die ſich um die Erleuchtung und Wohlfahrt der Welt unvergeßliche Verdienſte erworben haben. Es iſt ferner nicht zu leugnen, daß Zerrüttungen des äußern Menſchen häufig unſre Empfindungen verfälſchen, böſe Begierden in uns wecken und verſtärken, die Entſchließungen des Willens entkräften, den Begierungen Unlauters beymiſchen, und uns gegen das Gute machen, wofür ſonſt das Herz von heiliger Wärme voll iſt. Aber ſollten wir nicht auch hier uns ſelbſt anzuklagen haben? ſollte dieſes alles nicht durch Nachläſſigkeit über uns ſelbſt, durch Strenge gegen uns ſelbſt, und beſonders durch fortgeſetzte Bearbeitung unſers Gemüthes verhütet, oder doch ſchnell verbeſſert werden können? die falſche Empfin-

dung läßt ſich berichtigen, und es geſchieht nicht, weil wir es unbequem finden; die böſe Begierde läßt ſich unterdrücken, und es geſchieht nicht, weil wir Gefallen an ihr haben; die edle Entſchließung läßt ſich feſthalten, und es geſchieht nicht, weil wir zu verdroſſen ſind; die Wärme für Gott und die Tugend läßt ſich unter allen Umſtänden bewahren, und es geſchieht nicht, weil wir uns zu gerne den Eindrükken, die wir empfangen, hingeben. Kein unangenehmes Gefühl würde uns verleiten, unſern Grundſätzen untreu zu werden, keins würde unſre Geſinnungen verderben, keins uns von dem abwenden, was wir aus Ueberzeugung und Bedürfniß des Herzens lieben, wenn wir nicht ſelbſt einwilligten. Nirgends kann ſich der Geiſt feſter gegen den äuſſern Menſchen behaupten, als in dem, was unſre Denkungsart und Handlungsweiſe angeht. Hier vermag er unwandelbar in ſeiner Freiheit und Würde zu beharren. Wie tief das Leiden des Körpers in uns eindringe, wie mächtig es uns erſchüttre: hier hören wir nicht auf, uns ſelbſt zu gebieten. Endlich müſſen wir auch zugeben, daß die Entkräftung und das Mißbehagen des äuſſerlichen Menſchen einen bedeutenden Einfluß auf die Stimmung unſers Gemüthes haben; nur zu oft bringen ſie ärgerliches Weſen, finſtern Unmuth und Ueberdruß des Lebens hervor. Wenn die Schwäche des äuſſern Menſchen immer gröſſer und merklicher, ſeine Verfaſſung immer peinlicher wird, wenn die ſchmerzhaften Empfindungen immer häufiger

ſich einſtellen, und nur ſelten eine angenehme ſich ihnen beymiſcht: dann iſt es allerdings nichts Geringes, das Gleichgewicht, die Ruhe und Heiterkeit des Geiſtes zu erhalten; und doch gelingt es dem gebildeten und in ſich gekräftigten Geiſte. Die Kenntniſſe, die wir uns in der Jugend geſammelt, die edeln Gemüthseigenſchaften, die wir uns in der beſſern Zeit unſers Lebens erworben, und die Erinnerung an die freundlichen Ereigniſſe, die wir erlebt, an die Erfahrungen, die wir gemacht, an das Gute, das wir geſtiftet, werden uns einſt die Beſchwerden des Alters verſüßen. Das Nachdenken über uns ſelbſt, die Betrachtung tröſtlicher Wahrheiten, der Blick auf Gott und die beſſre Welt werden uns die Schmerzen der Krankheit erleichtern und ihnen manche erquickende Empfindung zugeſellen. Wer hätte nicht Greiſe gekannt, denen, ob ſie ſich gleich von allen Ungemächlichkeiten der höhern Jahre beſchwert fühlten, doch jugendlicher Frohſinn im Geſichte glänzte, denen es heller Tag in der Seele war, obgleich es ſich mit dem äuſſerlichen Menſchen ſchon zum ſpäten Abend neigte? Wer hätte nicht zuweilen in dem matten Auge des frommen, ſchwer geprüften Dulders die ſanften Schimmer der Zufriedenheit wahrgenommen?

O, gewiß ſind es glückliche Menſchen, die ſolche Erfahrungen an ſich ſelbſt machen. Mit welcher erhabenen Ruhe werden wir auf die Zerſtörungen unſers äußerlichen Daſeyns hinblicken, wenn der Geiſt

in uns kraftvoll, frisch und jung bleibt! Mit welcher Freudigkeit wird dann die Ueberzeugung, daß wir ewig leben werden, uns durchdringen! Mögen sie kommen die bösen Tage und die Jahre, die uns nicht gefallen: wir sind gegen ihre Uebel gewaffnet, an uns werden sie wenig vermögen, neue Triumphe werden sie dem Unsterblichen in uns bereiten.

Solche Erfahrungen können aber nur die an sich machen, die dem Geiste gelebt haben, nicht diejenigen, die, mit ihrem Denken, Fühlen und Streben ganz in den äußern Menschen versunken, ihres Geistes nie anders als durch die Begierden und Genüsse des äußern Menschen inne geworden sind. Von unserm gemischten Daseyn müssen wir uns ein recht deutliches Bewußtseyn verschaffen, und immer gegenwärtig erhalten; die Kräfte des Geistes müssen wir üben und stärken; zu einer angestrengten, unermüdbaren Thätigkeit müssen wir ihn gewöhnen; was des Geistes ist, muß uns immer theurer werden; Schätze des Geistes müssen wir uns erwerben, und ihn in den Stand setzen, bey sich selbst viel zu finden, und sich mit sich selbst würdig zu beschäftigen; Licht müssen wir in unserm Verstande, Ordnung in den Neigungen unsers Herzens, Reinheit und Würde in unsern Gesinnungen hervorbringen; unerschütterliche Befolgung edler Grundsätze müssen wir uns auf das ernstlichste angelegen seyn lassen; verwahren müssen wir uns vor Weichlichkeit und sinnlichen Ausschweifungen, welche, indem sie den Körper schwächen, auch

die Freyheit des Geistes beschränken: strenge Mäßigkeit im Genusse müssen wir beobachten, und mit Gewalt die Bande zerreißen, die den innern Menschen so oft, zu seiner Entehrung und zu seinem Verderben, unter der Herrschaft des äußern gefangen halten, wo er freylich allen Unfällen des letztern bloß gestellt bleibt: wenn auch in uns der Geist über diese Unfälle siegen soll. Doch ein vollständiger Sieg wird nur dem zu Theil werden, den der Glaube und die Gesinnungen der Religion beseelen. In diesem Glauben und in diesen Gesinnungen besteht das höchste und kräftigste Leben des Geistes. Sie betrachtet auch Paulus als die Ursache davon, daß sein innerer Mensch sich unter den Verletzungen und Bedrängnissen des äußerlichen behaupte. Gott, sagt er, **der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorgehen, hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben.** Je mehr wir in ungeheuchelter Frömmigkeit wachsen: desto stärker und freyer wird unser Geist, desto leichter schwingt er sich, in der Liebe zu Gott, in der Vereinigung mit Gott, im festen Wollen dessen, was Gott will, im kindlichen Vertrauen auf ihn, und in der frohen Hoffnung des Zukünftigen, über die Anfechtungen, welche der äußere Mensch leidet, empor. **Die überschwängliche Kraft ist Gottes**, spricht Paulus, **und nicht von uns.** Ist Gott unser lebendigster Gedanke, unser wärmstes Gefühl, die mächtigste Triebfeder unsrer Handlungen geworden: dann können wir

triumphirend mit dem Apostel ausrufen: obgleich der äußere Mensch verweset, wird doch der innere von Tage zu Tage erneuert.

II.

Von Tage zu Tage wird der innere Mensch erneuert: das heißt noch mehr, als er behauptet sich unter den Unfällen, welche den äußern Menschen treffen: es heißt auch: er zieht aus denselben Gewinn für die Stärkung und Erhöhung seines Lebens. So war es bey dem Apostel. In eben dem Maße, als der äußere Mensch abnahm, nahm der innere zu; in eben dem Maße, als der äußere Mensch verarmte, wurde der innere reicher an Trost und Zuversicht; in eben dem Maße, in welchem die Leiden des äußern sich vermehrten, stieg in dem innern die Wonne des guten Bewußtseyns; in eben dem Maße, in welchem der äußere sich wieder zum Staube der Erde hinneigte, strebte der innere aufwärts zu seinem Vaterlande. Die Anstrengungen, die an der Zerstörung seines Körpers arbeiteten, übten und bildeten die Kraft des Geistes; die Widerwärtigkeiten, die seinem Körper so hart zusetzten, gaben ihm Veranlassung, sich in den herrlichsten Tugenden des Christen zu üben; die Entbehrungen, die dem äußern Menschen auferlegt wurden, führten dem innern wohlthätige Nahrung zu; die Schwächen, die in dem irdischen Theile seiner Natur Ueberhand nahmen, richteten seinen Geist fester

auf den Himmel. Im erhebenden Himmelsgefühle ſind die Worte geſprochen, die gleich auf den Text folgen: unſre Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich; was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

So kann, ſo ſoll es auch bey uns ſeyn. Daß in den Fällen, wo die Verluſte und Schwächungen, welche der äußere Menſch erleidet, eine Folge pflichtmäßiger Anſtrengungen ſind, wo der Dienſt der Wahrheit und der Tugend unſern Körper verzehrt, wo wir im brennenden Eifer für eine ehrwürdige oder nützliche Sache nicht einmal gewahr werden, wie der äußere Menſch darüber zu Grunde geht, daß in dieſen Fällen der innere Menſch gewinnt, groſſe herrliche Vortheile gewinnt, iſt von ſelbſt klar. Daß in Euch, Ihr Edeln, die Ihr unabläſſig darauf ſinnet, wie zu helfen, und das Gute zu fördern ſey, und nicht eher raſtet, bis ihr geleiſtet habt, was Ihr vermöget, daß in Euch, Ihr hochherzigen Patrioten, die Ihr Euch dem Vaterlande, in Euch, Ihr liebevollen Wohlthäter, die Ihr Euch Euern Brüdern, in Euch, Ihr rechtſchaffenen Vorſteher des Hausweſens, die Ihr Euch Eurer Familie, in Euch Ihr guten Mütter, die Ihr Euch Euern Kindern aufopfert, daß in Euch der tugendhaft-fromme Sinn von Tage zu Tage wachſe; daß Eure Liebe zum Guten ſich von

Tage zu Tage stärke und läutre; daß von Tage zu Tage die edelsten Kräfte in Euch sich weiter entwikkeln; daß Ihr immer reicher in Euch selbst, immer geschickter, immer brauchbarer, immer Gott gefälliger, immer fähiger werden müsset für die Geschäfte des Himmels: daß Ihr immer mehr Fertigkeit erlanget in der Vollbringung des Guten: daß Ihr immer mehr lernet Euch selbst überwinden; daß jede fromme That, die Ihr verrichtet, Euch weiter führt in der Veredlung Eures Herzens und Lebens: das bedarf keines Beweises.

Indeß auch in denjenigen Fällen, in welchen die Schwachen und Gebrechen des äußern Menschen von andern Ursachen herrühren, soll der innere Mensch von Tage zu Tage durch sie erneuert werden. Denn in den schwersten, seltensten und vortrefflichsten Tugenden üben uns die Schmerzen und Gebrechen des äußern Menschen. Kann unsre Geduld irgend stärkere und rührendere Proben ablegen, kann sie sich irgend mehr zur stillen, Gott ergebenen Gelassenheit, zu einer, in sich selbst befestigten unerschütterlichen Seelenruhe bilden, als unter unerträglichen und anhaltenden körperlichen Leiden? Hat unsre Sanftmuth mehr Gelegenheit, sich zu offenbaren und zu vollenden, als da, wo die erhöhte Reizbarkeit des geschwächten oder gequälten Körpers so leicht in der Seele Aerger, Bitterkeit und Entrüstung erzeugt? Kann unsre Menschenliebe irgend mehr ihre Größe, unsre Theilnahme irgend mehr

ihre

Reinheit und Wärme beweisen, als da, wo unser eigner Zustand so sehr unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht, und uns so geneigt macht, alles um uns her zu vergessen? Kann in unsrer Gewissenhaftigkeit sich irgend mehr Stärke der Seele, festentschlossene Treue gegen unsre Grundsätze an den Tag legen, als da, wo wir uns in der gedrücktesten Verfassung Erleichterung zu verschaffen glauben, indem wir das Unrechte begehen? Kann endlich das Gute irgend [illegible] zur Reife gelangen, so alle Neigungen gestalten, und zum eigenthümlichen Leben der Seele werden, als da, wo es unter dem unaufhörenden Eindrucke körperlichen Ungemaches sich ausbildet? Wie weit es der Mensch in der Vervollkommnung seiner Natur schon auf Erden zu bringen vermag, das nehmen wir mit Erstaunen an denen wahr, welche die Unfälle des äussern Menschen zu diesem grossen Geschäfte treu benutzt haben. Diesen eben verdanken sie, das werden sie selbst freudig gestehen, das Beste, was an ihnen ist.

Unfälle, welche den äussern Menschen treffen, werden dem Leben des Geistes förderlich, indem sie uns nöthigen, uns der Herrschaft des äußern Menschen zu widersetzen, das Recht des Geistes anzuerkennen, und ihm unsre eifrigsten Bemühungen zu widmen. Während der äussre Mensch sich einer ungestörten Gesundheit und ungeschwächten Kraft erfreut, scheint es nur zu leicht, daß er eine, wo nicht unumschränkte, doch

dem Leben des Geistes höchst gefährliche und nachtheilige Herrschaft über uns erlangt. Durch den Zauber verführerischer Lust weiß er uns zu bethören, durch Begierden, die mit Ungestüm auf Befriedigung dringen, weiß er uns an sich zu fesseln; durch Güter, die einen blendenden Glanz um sich her verbreiten, weiß er uns zu gewinnen, und von sich abhängig zu machen; mit Leidenschaften weiß er uns zu erfüllen, zu Bestrebungen weiß er uns anzufeuern, bey denen wir die Forderungen des Geistes überhören, versäumen, zurückweisen — nicht selten mit schnöder Verachtung. Finden wir nicht wirklich bey den meisten den innern Menschen den Zwecken des äußern unterworfen, den Besorgungen desselben dienstbar, seine Angelegenheiten den Angelegenheiten des letztern weit nachgesetzt, wo nicht gar darüber gänzlich vergessen? Was aus diesen werden, wie die Sinnlichkeit sie zu ihren Sclaven erniedrigen, und den Geist in ihnen erdrücken würde, wenn sie sich immer in dem Zustande des körperlichen Wohlgefühles befänden, das sehen wir an der Eile, mit welcher sie zu ihrer sinnlichen Lebensweise zurückkehren, sobald die Hindernisse, die ihnen dabey in den Weg traten, oder die Umstände, welche dieselben ihres Reitzes beraubten, gehoben sind. Seyd uns gesegnet, ihr Unfälle, die ihr die Macht sinnlicher Begierden in uns schwächet, die ihr uns über den wahren Werth der Güter, welche dem äußern Menschen angehören, unterrichtet, die ihr uns fühlbar machet, wie wenig auf die Ge-

nüſſe zu rechnen ſey, die in unſrer Verbindung mit der Sinnenwelt ihren Urſprung haben, die ihr uns, in täglichen bittern Erfahrungen, die Beſchränkungen, die Mühſeligkeiten, die Schmerzen und die Hinfälligkeit, welche von unſerm äuſſern Daſeyn unzertrennlich ſind, kennen lehret, und uns dadurch antreibet, unſre Erwartungen und Bemühungen von demſelben abzuziehen, und ſie auf das Leben des Geiſtes zu richten, um uns in demſelben beſſerer, unvergänglicher Güter zu verſichern, und Quellen eines nie verſiegenden Vergnügens zu eröffnen! Wie wohlthätig werdet ihr uns, indem ihr die ſich ſelbſt Entriſſenen und Entfremdeten nöthiget, bey ſich ſelbſt einzukehren, zu Beſchäftigungen des Geiſtes ihre Zuflucht zu nehmen, in der Betrachtung des Wahren, Schönen und Guten die Aufheiterung zu ſuchen, die ſie ſonſt nirgends finden würden, auf den Anbau ihres Verſtandes, auf die Bildung ihrer Gefühle und die Veredlung ihrer Geſinnungen mit Ernſt zu denken!

Was iſt endlich mehr geeignet, unſern Geiſt zu dem Unſichtbaren zu erheben, als die Unfälle, welche den äußern Menſchen treffen? Wenn ſie uns Ein unangenehmes Gefühl nach dem andern zufügen, und uns das Leben zu einer beinahe unerträglichen Laſt machen: bleibt uns dann etwas anders übrig, als uns nach dem Troſte umzuſehen, womit die Religion die Mühſeligen und Beladenen erquickt, und unſerm Gemüthe die erhabene Stimmung zu erwerben, welche allein der Auf-

blik zu Gott, in dem festen Vertrauen, alle Leiden der Erde kommen von einer väterlichen Hand, auch der rauhe Weg der Prüfung führe zur Seligkeit, ein höherer Beistand sey uns immer nahe, und erleichtere uns die Last und den Schmerz, uns einflößen kann? Wenn uns die Beschaffenheit unsers äußern Menschen jeden Augenblik an die Nichtigkeit alles dessen, was die Erde für uns hat, erinnert: soll denn nicht die Sehnsucht nach dem Himmel immer stärker in uns erwachen? soll es uns dann nicht immer gewisser werden, der Himmel sey das Ziel unsrer beschwerlichen Erdenbahn? sollen wir dann nicht auf das eifrigste uns um die Schätze bemühen, die dort gelten, um die Eigenschaften, die uns dort verherrlichen? Wenn wir das Sterben täglich an unserm Körper lesen, wenn ihm die Zeichen seiner nahen Auflösung unverkennbar aufgedrükt sind, wenn er mit schnellen Schritten gar seiner Zerstörung entgegen eilt: soll dann nicht das künftige Leben oft die stille, angelegentliche Beschäftigung unsrer Gedanken seyn? soll es uns denn nicht immer mehr eigen werden, uns als unsterbliche Geschöpfe zu betrachten — und als Wesen, die über dem Grabe ihre Bestimmung haben, zu denken, zu fühlen und zu handeln?

Nein, nicht mehr erniedrigt und beeinträchtigt wollen wir uns wähnen, durch die Unfälle, welche den äußern Menschen treffen, nicht mehr beklagen wollen wir uns über sie, als über etwas mit unsrer

Bestimmung und wahren Wohlfahrt Unverträgliches; dankbar wollen wir in den Verlassen und Schwächungen des irdischen Daseyns Mittel erkennen, die Würde des Geistes zu erhöhen, und ihm, in dem Siege über sie, den herrlichsten Gewinn zu verschaffen. Wir wollen aber auch nicht vergessen, daß wir selbst dazu mitwirken müssen, daß nur bey dem der innere Mensch durch die Unfälle des äußern von Tage zu Tage erneuert wird, der seine höchste Angelegenheit begriffen hat, und es sich um sie Ernst sein läßt, der sie mit heiliger Liebe und Treue umfaßt, dem der Entschluß, mit jedem Tage weiser und besser zu werden, und dazu alle Hülfsmittel, die seine Lage ihm darbietet, zu benutzen, fest in der Seele steht, und dem die Ausführung dieses Entschlusses mehr als alles am Herzen liegt. Wir wollen uns oft verhalten, daß wir darum mit diesem hinfälligen Körper bekleidet sind, daß wir darum so oft Verletzungen und Gebrechen desselben empfinden, damit der Geist in uns desto mehr Kraft erlange, damit er sich glücklicher entwickle, und mächtiger erhebe über das vergängliche Wesen. Wir wollen jeden guten Eindruck, den wir von dem Leiden des Körpers empfangen, festhalten, ihm nachdenken und ihn für das Leben des Geistes fruchtbar machen. Wir wollen auf jeden Wink, auf jede Ermunterung, die uns daher kommen, merken, und ihnen Folge leisten. Jedes neue Gefühl der Schwäche und des Schmerzes soll uns eine Anregung und Verstärkung unsers überirdischen Wesens

ſeyn, ſoll Himmliſches in uns erzeugen und zur Reife bringen.

So ſchwinde denn dahin, was uns an die Erde feſſelt: der Erde gehören wir nicht an. So laſſe die Zerſtörung den äußern Menſchen ihre ganze Gewalt empfinden: über den innern, über unſer wahres Selbſt vermag ſie nichts. So drücke uns immer tiefer darnieder die Noth des Lebens, die Entkräftung des Alters: der Geiſt wird ſich unter ihnen aufrichten. So ſtürze endlich zuſammen das Gebäude von Staub, das wir jetzt bewohnen: der Geiſt ſchwingt ſich über die Trümmer deſſelben zu einem höhern Aufenthalte empor. Je troſtloſer alles um uns her wird, je verlaſſener wir uns auf Erden fühlen, je mehr unſer Ende herannaht, mit deſto höherm Entzücken werden wir den Triumph der unſterblichen Seele gewahr werden. Was uns in der ſichtbaren Welt demüthigt und den Untergang bereitet, das führt uns der Vollendung in der unſichtbaren entgegen.

II.

Daß wahrhaft Fromme alles, was der Vater hat als das Ihrige ansehen können.

Wie viel auch mit Recht von dem Werthe und den Vortheilen einer wahren Frömmigkeit zu rühmen seyn mag: so bleibt doch dies das Vorzüglichste, daß sie uns mit Gott, dem Urheber unsers Daseyns, und dem höchsten Gute der unsterblichen Seele, in die genaueste und glücklichste Verbindung bringt; und alles andre muß erst in das Licht dieses Gedankens treten, damit es in seiner Wahrheit und Wichtigkeit erkannt werde. Die wahre Frömmigkeit wird durch Kräfte gewirkt, welche die edelsten in unsrer Natur sind, und unsre Verwandtschaft mit Gott begründen, durch Gedanken und Empfindungen, in welchen der himmlische Theil unsers Wesens sich offenbart, in welchen Gott selbst sich unsern Gemüthern mittheilt, durch Eindrücke, welche die erziehende Weisheit Gottes veranstaltet hat, durch Entschließungen und Anstrengungen, bey denen wir uns fortdauernd zu Gott

erheben müssen, wenn sie von glücklichem Erfolge seyn sollen. Sie äußert sich durch Gesinnungen, die wir zu Gott am meisten verehren, und durch Handlungen, in denen ein hoher und heiliger Gottessinn sich ausdrückt. Ihr ungetheiltes Bestreben ist es, unser Innres nach dem Bilde Gottes zu erneuern und zu verklären. Liebe zu Gott ist die Seele der echten Frommigkeit — begleitet von dem Bewußtseyn, daß wir von ihm wieder geliebt werden, und von aller Zuversicht und allen frohen Gefühlen, welche dieses Bewußtseyn in sich schließt. Der Fromme führt sein Leben beständig in der Nähe Gottes, im Andenken an ihn, in der Rücksicht auf ihn und in dem Bestreben ihm wohlzugefallen. Ihn hat er zum Vertrauten seines Herzens gemacht; an ihn wendet er sich in allen Angelegenheiten, mit allen Bedürfnissen, Wünschen und Sorgen seines Herzens; ihm entdeckt er sein Geheimstes und Theuerstes; bey ihm sucht er Rath in seinen Verlegenheiten, Trost in seinen Schmerzen, Stärke in seinen Schwachheiten, Hoffnung in seinen Bekümmernissen, Frieden in seiner Unruhe; von ihm erwartet er freudig alles, was zu seinem Wohl erfordert wird. Und da kann es ihm nicht an angenehmen Erfahrungen von den huldreichen Gesinnungen Gottes gegen ihn fehlen. Sie werden ihm zu Theil in den Ereignissen seines äußern Lebens, wie in den Gedanken seines Geistes und in den Bewegungen seines Herzens. Belehrungen, Ermunterungen, Aufrichtungen und Hülfen sind die

Geschenke der göttlichen Liebe, und in ihm sieht der Glaube, daß jedes Schicksal seiner Tage, sey es auch noch so dunkel und verworren, zu seinem Besten werde gelenkt werden. Läßt sich aber für ein vernünftiges Geschöpf etwas Größeres, Ehrenvolleres und Beglückenderes denken, als die Gemeinschaft mit dem Unendlichen und Ewig-Reinen, dessen Herrlichkeit alle Himmel erfüllet, mit dem Allmächtigen, der jedes Verlangen stillen, jeder Noth abhelfen, jedes Elend in Freude verwandeln kann, der sein Leben und seine Seligkeit allen mittheilt, die durch Reinheit und Liebe dessen würdig geworden sind?

Sehr treffend drücken unsre heiligen Schriften dieses Verhältniß aus, indem sie die Frommen Kinder Gottes nennen. Sie bezeichnen damit nicht bloß den Sinn und das Verhalten des Frommen, seine Aehnlichkeit mit Gott, seinen Gehorsam gegen Gott, seine Ergebung an Gott und sein Vertrauen zu Gott, sondern auch was Gott dem Frommen ist und gewährt, den Beyfall, womit er auf ihn hinblickt, die Treue, womit er für ihn sorgt, die Segnungen, die er ihm zufließen läßt, die Rechte und Vorzüge, die er ihm in seinem väterlichen Herzen giebt; und davon erweckt sie in uns sehr erhabene Vorstellungen. **Sind wir denn Kinder**, heißt es, **so sind wir auch Erben, nähmlich Gottes Erben und Miterben Christi.** Wie das Kind alles, was der Vater hat, schon jetzt gewissermaßen als das Seinige betrachtet, und es einst ganz besitzen wird: so

kann auch der Fromme schon jetzt alle Reichthümer seines großen Vaters gewisser Maßen als sein Eigenthum ansehen, sich ihrer freuen, und sie gebrauchen; so sollen einst diese Reichthümer ihm ganz angehören, und ihn ganz beglücken. Eine inhaltsreiche, herzerhebende Wahrheit! Lasset uns mit ihr in der gegenwärtigen Stunde unser Nachdenken beschäftigen.

Joh. XVI, 15.

Alles, was der Vater hat, das ist mein; darum habe ich euch gesagt: er wird es von dem Meinen nehmen, und euch verkündigen.

Jesus verheißt in dem Kapitel, woraus diese Worte entlehnt sind, seinen Jüngern den Geist der Wahrheit, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Von diesem behauptet er: ihn werde er verklären, sein Werk werde durch denselben als ein göttliches dargestellt, und mächtig gefördert werden, denn von dem Seinigen werde er nehmen, was er ihnen mittheile. Um das letzte nun zu rechtfertigen, da er doch diesen Geist, als einen Geist vom Vater bezeichnet hatte, setzt er hinzu: alles, was der Vater hat ist mein. So konnte der sprechen, der in ausgezeichnetem, ja in einem einzigen Sinne Gott seinen Vater nennen durfte, der vom Vater alles empfangen hatte, und fortdauernd empfing, wodurch er groß und herrlich und der Segen der Menschheit war, der mit ihm in der genauesten Gemeinschaft des Denkens, des Gesinnt-seyns und des Handelns lebte, ja

der göttliches Wesen an sich trug, damit die Gottheit durch ihn den Menschen offenbar würde. Was der Vater hat sey das Seinige, versichert er zwar zunächst in Beziehung auf die himmlischen Kräfte, die jener Geist über die Jünger bringen sollte; diese himmlischen Kräfte hatten ihn beseelt, und sich enthüllt in der Lehre, die er verkündigt, in den Thaten, die er verrichtet; sie konnten sowohl in Ansehung des Ursprunges als des Wesens und der Abzweckung das Seinige heißen: sie mußten ihn verklären, einzig seiner Sache zum Vortheile gereichen. Indeß giebt Jesus seiner Bemerkung eine noch weitere Ausdehnung. Alles, was der Vater hat erklärt er in dem Maße für das Seinige, daß, was davon nur irgend den Menschen zufließe, von dem Seinigen genommen sey. Um seiner Verbindung mit dem Vater willen waren alle Güter und Kräfte desselben schon jetzt das Seinige, und er empfing davon, was er bedurfte, und bald sollte er gesetzt werden zum wirklichen Erben über alles.

Was Jesus hier von sich versichert, das kann, zwar nicht ganz in demselben, aber doch in einem sehr großen und umfassenden Sinne, von seinen frommen Verehrern gesagt werden. Durch ihn sind sie zu Kindern Gottes gebildet worden, und sollen an seiner Herrlichkeit schon hier auf Erden, noch mehr aber in der zukünftigen Welt Theil haben, wie er selbst spricht: ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, und ich will,

daß, wo ich bin, auch sie bey mir seyen, und meine Herrlichkeit sehen. Lasset uns darüber jetzt weiter nachdenken.

Wie von den wahrhaft Frommen gesagt werden könne, alles, was der Vater hat sey das Ihrige

lasset uns andachtsvoll erwägen. Es sind drey Stücke auf die wir dabey unsre Aufmerksamkeit zu richten haben:

erstens, der Geist des Vaters ist in ihnen,

zweytens, was der Vater wirkt ist Gegenstand ihrer Erkenntniß und ihrer Freude, ihrem Gebrauche und Genusse übergeben,

drittens, das unbegränzte Vermögen des Vaters wird zu ihrem Besten angewendet.

I.

Nur von wahrhaft Frommen kann hier die Rede seyn, d. h. von solchen, die durch einen gefühlvollen und wirksamen Glauben mit Gott in Verbindung gekommen, bey welchen die Empfindungen, die sie für Gott hegen, in Gott ähnliche Gesinnungen übergegangen, die auf diese Weise des Edelsten, eines wahrhaft göttlichen Lebens theilhaftig geworden sind, und dasselbe in ihren Gedanken, Worten und Handlungen ausdrücken. Sie sind nicht von der Welt, sondern aus Gott geboren. Der Geist des Vaters beseelt sie, und mit demselben besitzen sie die Eigenschaften seines Wesens, wofür die menschliche Na-

tur Empfänglichkeit hat, seine Weisheit, seine Liebe und seinen Frieden, zwar auf Erden nur in einem beschränkten Maße, doch so, daß dieselben immer mächtiger in ihnen werden, sich immer reicher in ihnen entwickeln, und sich immer mehr der Vollendung nähern.

Weisheit läßt sich von der wahren Frömmigkeit nicht trennen. Aus Weisheit ist diese hervorgegangen, mit Weisheit bezeichnet sie ihre Aeußerungen. Göttliche Weisheit ist das Evangelium, für welches die Frommen sich bekennen, durch welches ihre Frömmigkeit gebildet wurde, und fortdauernd gebildet wird. Der Geist der Weisheit und der Offenbarung zur Erkenntniß Gottes ist ihnen verliehen, die Augen ihres Verstandes sind erleuchtet, daß sie einsehen, welches da sey die Hoffnung ihres Berufes und der Reichthum des herrlichen Erbes Gottes an seinen Heiligen, und darnach ihre Bemühungen einrichten. Weisheit hat sie gelehret, ihr Herz Gott zuwenden, und das Ewige dem Vergänglichen vorziehen. Mit Weisheit beurtheilen sie alle Dinge, nicht nach dem, was von ihnen in die Augen fällt, nicht nach vorübergehenden Eindrücken, nicht nach den Vorurtheilen der Menschen, sondern nach ihrer eigenthümlichen und innern Beschaffenheit, nach ihren bleibenden und entferntern Wirkungen, nach den Entscheidungen der Vernunft und der geprüften Erfahrung. Als die Weisen wandeln sie vorsich-

tig, vermeiden ſie das Nachtheilige und Gefährliche, wählen ſie überall das Beſte, und bringen ſie alles in Verbindung mit dem höchſten Zwecke ihres Lebens. Und dieſe Weisheit iſt keine gemeine, irdiſche, die nur, was in die Sinne fällt, erforſcht und berechnet; ſie iſt Weisheit, die von oben ſtammt, und über die Welt erhebt, Weisheit, die alles geiſtlich richtet, und in dem Irdiſchen das Göttliche erblickt und berückſichtigt, eine Weisheit, welcher durch den göttlichen Geiſt geoffenbaret wird, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, was in keines Menſchen Herz gekommen iſt, was Gott bereitet hat, denen, die ihn lieben, eine Weisheit welche von der Klugheit der Welt, der ihr tiefes und heiliges Weſen verborgen bleibt, als Thorheit verachtet wird, eine Weisheit, welche das Edle höher hält, als allen Weltgewinn, den Sinn der Uneigennützigkeit höher, als die größte eigennützige Verſchlagenheit — ein Strahl der Weisheit, die das Weltall gegründet, und aus allen Einrichtungen, wie aus allen Veränderungen deſſelben, ewig wunderbar, ewig anbetungswürdig hervorglänzt.

Die wahrhaft Frommen ſind von Liebe erfüllt, von Liebe zu allem Wahren und Rechten, zu allem Reinen und Trefflichen, von Liebe zu Gott und zu dem, der unter den Menſchen der Größte und Liebenswürdigſte war, von Liebe auch — von lauterer, warmer und thätiger Liebe zu den Brüdern. Dieſe Liebe macht ſie geneigt, jedem guten Eindrucke

ihr Herz zu öffnen, was nur einer edeln Liebe werth ist, in sich aufzunehmen, und zu beglücken, was sie erreichen können. Sie hat ihre Herzen erweitert, und erhoben, und in ihr immer stärker zu werden, durch sie alle niedrigen Antriebe der Selbstsucht zu überwinden, ist ihr angelegentliches Bestreben. Keiner kann sich zu den wahrhaft Frommen zählen, der nicht Liebe im Herzen trägt, und in seinen Handlungen beweist, den nicht die Liebe dringt, wo er das Gebot der Pflicht vollführt, dessen Tugend nicht die Kraft der Liebe beseelt, der nicht Selbstveredlung in der Liebe seine vornehmste Sorge seyn läßt. Auch in dieser Hinsicht müssen wir den Ausspruch Jesu im Texte auf seine frommen Verehrer anwenden: was der Vater hat ist das Ihrige. Denn ist nicht der Geist, der von Gott ausgeht ein Geist der Liebe? ist nicht Liebe das Wesen Gottes und das Herrlichste in ihm? nicht Liebe die Quelle des Lebens und über alle Theile seiner unermeßlichen Schöpfung verbreitet? ist es nicht Liebe, womit er alles erhält, alles umfängt, alles erquickt und segnet? so daß der Apostel mit Recht sagen konnte: wer in der Liebe bleibet, bleibet in Gott und Gott in ihm. Und schreibt nicht derselbe Apostel der Liebe einen göttlichen Ursprung zu, wenn er spricht: die Liebe ist von Gott, und wer lieb hat, der ist aus Gott geboren und kennet Gott; so wir einander lieben, bleibet Gott in uns, und seine Liebe wird völlig in uns seyn?

Ja, iſt es nicht die Liebe Gottes zu uns, dieſe unendliche und unausſprechliche Liebe, die ſich uns in Jeſu Chriſto, ſeinem Ebenbilde, ſichtbar dargeſtellt hat, was unſer Herz zu Gott hinzieht? iſt es nicht das Gefühl dieſer Liebe in unſerm Herzen, was zuerſt und am mächtigſten die Liebe in ihm weckt? ſind es nicht die höhern, göttlichen Kräfte unſrer Natur, was uns der Liebe fähig macht? ſind wir uns nicht des Vaters und unſrer Gemeinſchaft mit ihm in dem Maße deutlicher bewußt, als die Liebe unſer Herz erwärmt? ſind wir nicht darum ſo ſelig in der Liebe, treibt nicht darum die Liebe alle Furcht aus, weil wir in ihr die Liebe Gottes empfinden, und ſeiner Liebe zu uns ſtärker verſichert werden, und alle Reichthümer derſelben uns zueignen dürfen?

Die Liebe ſtiftet in der Bruſt des Frommen einen Frieden, welcher höher iſt denn alle Vernunft, der, wie auch ſein Leben äußerlich und innerlich angefochten und bedrängt, wie dieſer Friede auch durch den Kampf mit unordentlichen Wünſchen und heftigen Leidenſchaften, durch Uebereilungen und Fehltritte, durch das Bewußtſeyn noch anklebender Schwächen und Verkehrtheiten, durch Stunden der Kälte und der Trägheit oder durch ſchmerzliche Leiden geſtört werde, doch nie ganz von ihm weicht, und ihn eſt, in der vollkommenen Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und in der vollkommenen

Be-

Beſänftigung ſeines Gemüthes, das Süßeſte fühlen läßt, wofür ein menſchliches Herz Empfänglichkeit hat. Dieſen Frieden kann die Welt nicht geben, denn ſie hat ihn nicht, ſie iſt voll Unruhe, womit ſie alle verfolgt, voll Streit, worein ſie alle verwickelt, die ihr angehören. Himmliſcher Abkunft, ſenkt dieſer Friede mit dem Geiſte des Vaters ſich in die Gemüther derer, die ſich Gott geweiht haben, und ihm vertraut geworden ſind. Ja, Ihr kennet und beſitzet dieſen Frieden, edle Freunde der Gottheit, und wiſſet, daß er nicht von der Welt, daß er Friede Gottes iſt, das Zeichen Euers glücklichen Verhältniſſes zu ihm, daß nur der Allein-Selige ihn Euch verleihen konnte. Ihr empfindet ihn da am ſtärkſten, wo Ihr Euch am innigſten mit Gott beſchäftiget, wo Ihr Euch am meiſten von dem frey fühlet, was den Menſchen von Gott ſcheidet, wo die reinſten Gedanken Euern Geiſt, die edelſten Empfindungen Euer Herz erfüllen, wo die Liebe Gottes ſich am reichſten in Eure Seelen ergoſſen hat, wo Ihr Euch am höchſten über das Irdiſche erhebet. Was der Vater hat, iſt das Eurige, denn in Euch wohnet ſein Friede.

Was nur irgend im Weltall aus der Fülle der göttlichen Weisheit und Liebe hervorſtrömt, und in heiliger Stille von dem Frieden des Ewigen zeugt, das können wahrhaft Fromme das Ihrige nennen: denn es iſt ihnen verwandt, und mit ihrem Beſten aus Einer Quelle gefloſſen, dem Beſten in ihnen ſoll es zur Nahrung und Stärkung gereichen. Was nur

irgend im Weltall der Geist der Liebe und des Friedens wirkt, das ist von dem Ihrigen genommen, und dient zu ihrer Verherrlichung, wie Jesus von dem Geiste der Wahrheit spricht: derselbe wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er's nehmen und Euch verkündigen; und immer tiefer sollen sie eindringen in das göttliche Wesen, immer mehr sollen die Weisheit, die Liebe und der Friede des Vaters das Ihrige werden.

II.

Von den Frommen kann man, zweytens, sagen, was der Vater hat sey das Ihrige, weil alles, was der Vater wirkt, Gegenstand ihrer Erkenntniß und ihrer Freude, ihrem Gebrauche und Genusse übergeben ist.

Geistig wird eine Sache dadurch unser Eigenthum, daß sie sich rein und wahr in unsrer Seele abspiegelt, daß wir uns solche Einsichten von ihr erwerben, die, den Reichthum des innern Lebens und der innern Bildung vermehrend, in unsre Empfindungen und Gesinnungen übergehen, und leicht und glücklich in allen Verhältnissen von uns angewendet werden können. Wir dürfen sie schon als die unsrige betrachten, wenn sie zu uns in dem Verhältnisse steht, das uns in den Stand setzt, uns solche Einsichten von ihr zu verschaffen. Wahrhaft Fromme aber halten es für ihren Beruf, täglich in der Erkenntniß dessen, der von ihnen über alles verehrt

und geliebt wird, zu wachsen, mithin auch seine Werke und Einrichtungen, seine Wege und Führungen zu betrachten, den Sinn und Zusammenhang seiner Rathschlüsse, so weit ihnen dieses gestattet ist, zu erforschen, und in den Gesetzen, nach welchen er alles regiert, den Abglanz seines Wesens zu schauen, damit ihnen Gott immer mehr offenbar werde, und immer mehr in ihrer Seele lebe. Und das nicht allein: ihnen ist es auch Bedürfniß, in den Werken Gottes seine Weisheit und Güte zu erkennen; ihnen gewährt es ein hohes Vergnügen, neue Eindrücke von den Schöpfungen und Anordnungen Gottes zu empfangen, und dadurch ihren Blick zu erweitern, und ihr Gemüth zu stärken: sie werden aufmerksam, so oft ihnen etwas vor die Augen tritt, was ihnen neue Belehrungen über den immer Nahen und doch Unerforschlichen verheißt, worin sich auf eine eigenthümliche Art seine Weisheit und seine Liebe ausdrückt. Mehr, als von irgend etwas anderm fühlen sie sich angezogen und gefesselt von den Wundern, die an ihn erinnern und von ihm zeugen. Ihnen ist es zugleich vergönnt, täglich von dem Wirken Gottes Neues zu erfahren. In ihrem eignen Leben, wie in den Ereignissen und Erscheinungen der Welt wird unaufhörlich an ihnen vorübergeführt, wodurch Gott sich ihnen enthüllt, was sie zu einem fruchtbaren Nachdenken veranlaßt, was ihren Geist und ihr Herz wohlthuend beschäftigt; ja, alles, was sie bemerken wird ihnen eine erhabne Verkündigung Gottes. Wenn

es nun zwar auch denen, die man nicht zu den wahrhaft Frommen zählen kann, zuweilen nicht an Verlangen, sich über das Wirken Gottes zu belehren fehlt: wenn sich auch ihnen Gelegenheiten genug darbieten, ihre Erkenntniß davon zu vermehren: so ist doch jenes Verlangen einzig auf das Wissen des Verstandes gerichtet, ohne das fromme Herzensbedürfniß, wodurch allein man recht und in jeder Hinsicht mit Gott vertraut wird; so werden doch diese Gelegenheiten nicht so von ihnen benutzt, daß dadurch eine lebendige und das Gemüth belebende Gotteserkenntniß Zuwachs erhielte. Denn nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit heiligen Gesinnungen des Herzens müssen wir den Ewigen suchen, oder wir entdecken bloß das Aeußerliche und Zufällige seines Wirkens — nicht das Innre, den Geist und die Rathschlüsse des Herrn, bloß die irdische und vergängliche Gestalt, während das Göttliche darin sich unsern Blicken entzieht. Hier gilt, was der Apostel sagt: der sinnliche Mensch vernimmt nicht, was des Geistes Gottes ist; es ist ihm eine Thorheit, er kann es nicht erkennen, weil es geistlich, d. h., mit einer frommen Stimmung der Seele beurtheilt seyn will. Nur diejenigen, die Gott im Herzen tragen, die seine Liebe immerdar erfüllt, sind fähig, in seinem Wirken ihn selbst wahrzunehmen. Vermöchten jene, was von Gott gewirkt wird zu verstehen: so würden sie es als etwas Fremdes, das man sich nie ganz zu

eigen machen kann, auffaſſen. Die wahrhaft Frommen hingegen ſind in ihrem Eigenen, wenn ſie ſich mit göttlichen Dingen beſchäftigen, ſie ſind mit Gott, und mit allem, was von Gott herrührt einverſtanden und befreundet; ihnen iſt das Innerſte des Sinnes dafür aufgeſchloſſen; in ihnen iſt ein zartes Gefühl dafür gebildet, dem ſelbſt das Leiſeſte nicht entgeht, wodurch ſich Gott den Menſchen kund thut. Und ſo bringen ſie von den Schätzen heilſamer Erkenntniß das Eine nach dem andern an ſich, daß alles ihr wahres und wirkliches Eigenthum wird, und was der Vater hat in ihrem Leben ſich darſtellt.

Nicht weniger iſt, was der Vater wirkt, Gegenſtand ihrer Freude. Denn wurde, was das Wirken Gottes Freudenreiches in ſich ſchließt, allen bereitet, alle ſollen ſchmecken und ſehen, wie freundlich der Herr iſt, aber nicht alle ſind gleich geſchickt, daſſelbe in ſich aufzunehmen. Wie viele Schönheiten, in denen ſich die Güte Gottes an der Welt verklärt, bleiben verborgen, und müſſen verborgen bleiben dem, der ſein Gemüth von Gott abgewendet hat! Nur das Gemeinſte davon, was ſogleich in die Augen fällt, was ſich von ſelbſt aufdringt, und die ſinnliche Natur ergötzt, die ſinnliche Begierde befriedigt vermag er zu empfinden, wenig oder nichts von dem, was den in edler Frömmigkeit gebildeten Geiſt entzückt, wenig oder nichts von dem, worin die Güte des Ewigen am rührendſten zum gefühlvollen Herzen ſpricht. Und wie wird er in dem

Empfinden der Freude gestört durch die Unordnungen und Verstimmungen seiner Seele, durch die wilden Leidenschaften, welche darin herrschen, durch die Beunruhigungen seines Gewissens! wie oft verdunkelt sich seiner verhafterten Seele alles, was ihn umgibt! Selbst in den bessern Augenblicken seines Lebens wird die Freude über die Einrichtungen Gottes etwas seinem Gemüthe Entfremdetes behalten, weil sie nicht Weltfreude ist. Ganz anders fühlt der die Freuden einer glücklichen Familie, welcher, ein Glied derselben, in ihrem Schooße seine Tage zubringt, als der Freund, der nur zuweilen in ihren Kreis eintritt, um ihn bald wieder zu verlassen. Jenem ist alles so wohl bekannt und vertraut; er verständigt sich auf die Menschen, mit denen er hier zusammen lebt; sein Gemüth findet sich mit den Gemüthern der andern in Uebereinstimmung; nichts von dem, was hier Freude gewähren kann entgeht ihm; und alles Erfreuende wird ihm doppelt erfreuend, weil er es als das Seinige betrachtet, und darin, als in dem Seinigen immer verweilen wird. Also verhält es sich mit dem Frommen, er ist das Kind in dem Hause Gottes, das geliebte und liebevolle Mitglied seiner großen Familie. Er weiß, alles Schöne, womit die himmlische Güte diese Welt schmückt, sey da, damit der Fromme dessen froh werde; zur Freude ladet es ihn ein, und fordert es ihn auf von allen Seiten; allenthalben und in allen Verhältnissen bemerkt er, was Freude erwecken

kann; er erkennt den Geist der Freude, der im väterlichen Hause waltet, auch in seinen leisesten Regungen, und jede Stimme der Freude wird von ihm vernommen, und willig zieht die Freude in sein, ihr geöffnetes Herz, wo nichts mit ihr im Widerspruche steht, ungetrübt und innig wird sie hier empfunden. Woher sie ihm auch kommen möge: er nimmt sie von seinem Eigenen und als sein Eignes besitzt er sie, als sein Eignes lebt sie ungetheilt und beseligend in seiner Brust, der nichts sie entreißen kann. Fromme können alles, was der Vater wirkt das Ihrige nennen, weil ihnen alles Erfreuliche darin Ursache der herzlichen Freude wird.

Aber auch, weil alles, was der Vater wirkt ihrem Gebrauche und Genusse übergeben ist; es versteht sich von selbst mit der Einschränkung, daß es von ihnen rechtmäßig erworben sey, und pflichtmäßig gebraucht und genossen werde, denn anders können es Fromme nicht einmal gebrauchen und genießen wollen, jeder andre Gebrauch und Genuß würde mit den ihnen eigenthümlichen Gesinnungen streiten, ihr Gewissen verletzen, und sie dessen berauben, was ihnen weit mehr gilt, als alle Güter der Welt. Freilich ist der Gottesvergessene von dem Gebrauche und Genusse der Wohlthaten und Segnungen, die Gott über die Erde verbreitet hat nicht ausgeschlossen; er gebraucht und genießt sie oft in reicherm Maße als der Fromme, aber mit dem nie ganz zu unterdrückenden Gefühle, daß sie ihm

nicht gebühren, er gebraucht und genießt in ihnen nicht das Eigne, sondern das Geliehene, das er bald zurückgeben muß, während nichts ihn berechtigt, dann Neues zu erwarten, und von allem muß er scheiden, wenn seine Tage auf Erden geendigt sind. Und wie bedauert bringt er sich durch den Leichtsinn und die Thorheiten, durch die Leidenschaften und Ausschweifungen, denen er sich dabey überläßt, durch die Pflichtverletzungen, deren er sich dabey schuldig macht, um das, was sie ihm gewähren könnten! Was die Frommen gebrauchen und genießen ist ihr väterliches Erbe; sie gebrauchen und genießen es als Belohnung ihres Wohlverhaltens, mit dem Bewußtseyn, daß sie ein Recht dazu haben; sie gebrauchen und genießen es mit solchen Gesinnungen und nach solchen Grundsätzen, bey welchen sie der Zustimmung ihres Herzens und des Beyfalles Gottes gewiß sind, von keinen Vorwürfen beunruhigt werden, und an echter Lebenszufriedenheit gewinnen; sie gebrauchen und genießen es mit kindlichem Sinne, mit dankbarem Aufblick zu dem, von dessen Güte sie es empfangen haben: und dies erst setzt sie in den Stand, es sich ganz zu Nutze zu machen, und sich eines reinen Genusses davon zu freuen. Was sie beglückt ist von den reichen Schätzen des väterlichen Hauses gekommen, aus den Quellen einer unerschöpflichen Fülle ihnen zugeflossen; ohne Aufhören wird ihnen Neues daraus zufließen, immer mehr daraus zufließen, in dem Maße als sie dessen würdiger wer-

den. Alles, was sie von dem Gute des Vaters gebrauchen und genießen können ist das Ihrige, nichts davon soll ihnen verloren gehen, alles sollen sie wirklich einmal gebrauchen und genießen: denn was ihnen auf Erden nicht zu Theil wird, das bleibt ihnen für das künftige Leben aufbewahrt.

III.

Doch nicht bloß was der Vater wirkt, sondern auch das unbegränzte Vermögen desselben dürfen Fromme als das Ihrige betrachten; zwar nicht so, daß es ihnen gestattet wäre, dasselbe aufzubiethen, so oft es ihnen gefällt, zur Abwendung solcher Uebel, die ihnen heilsam, ja zu ihrer Prüfung nothwendig sind, zur Erfüllung solcher Wünsche, die, von der Thorheit geboren, von der Kurzsichtigkeit gepflegt, auf das Eitle gerichtet, mit ihrer wahren Glückseligkeit im Widerspruche stehen, die sie selbst verurtheilen und verwerfen müßten, wenn sie dieselben für das erkennten, was sie sind — wohl aber so, daß sie vertrauen können, das unbegränzte Vermögen des Vaters werde stets angewendet werden, wie sie selbst es verlangen würden, wenn sie wüßten, was zu ihrem Frieden dient, und Ernst und Muth genug besäßen, dieses allein zu wollen, und jedes andere zu verschmähen, wie verführerisch es sich ihnen anpreisen möge, mit welchen blendenden Reitzen es ihr Herz zu bethören versuche. Kann doch auch das Kind die Macht und den Einfluß des verstän-

seines Vaters nicht in dem Sinne als das Seinige ansehen, daß es darüber ganz nach Gutdünken verfügen dürfte, was nicht anders als zu seinem Verderben gereichen könnte — wohl aber in dem Sinne, daß es von denselben nie verlassen seyn, daß durch sie alles geschehen wird, was sie zur Beförderung seines wahren Besten vermögen.

Glückliche Menschen, die Ihr durch wahre Frömmigkeit in dieses schöne Verhältniß zu Gott gekommen seyd! Seine Allmacht ist Euers Lebens Stärke, von ihr werdet Ihr empfangen, ja von dem Eurigen werdet Ihr nehmen, was Ihr bedürfet, was Euch retten, was Euch bilden, was Euch segnen kann. Alle Kräfte der Natur und der Menschen sind Eurer Wohlfahrt dienstbar gemacht, und wo die Kräfte der Natur und der Menschen in ihrem gewöhnlichen Zustande nicht hinreichen, da müssen ungewöhnliche Verknüpfungen sie erhöhen, wo sie widerstreben, da gebietet ihnen jene Kraft, welche den Himmel und die Erde gegründet hat, der alles, was im Himmel und auf Erden sich zuträgt, unterworfen ist. Und Euch sollte es an irgend einem Gute fehlen? Ihr sollter in irgend einer Verlegenheit Euch unberathen finden, in irgend einer Gefahr zittern, in irgend einer Noth verzagen, in irgend einer Versuchung den Muth sinken lassen? Die Hand des Allmächtigen wird Euch aus jeder Verlegenheit herausführen, in jeder Gefahr beschirmen, aus jeder Noth erretten, in jeder Versuchung den Sieg verleihen, zu

jeder schweren Pflicht stärken, und Euch aufrichten, so oft Ihr strauchelt und fallet. Wo Euch Hülfe Noth ist, da wendet Ihr Euch an den Allmächtigen, und sie wird Euch in vollem Maße zu Theil, denn seine Allmacht ist zugleich seine Liebe, und was er hat, das ist das Eurige. Wäre auch in der ganzen sichtbaren Welt nichts anzutreffen, worauf Ihr Euer Vertrauen gründen könntet; doch könnet Ihr alle Wege getrost seyn, denn der ist Euer Vertrauen, der die sichtbare und die unsichtbare Welt mit seinem kräftigen Worte trägt. Die Bedrängnisse Eures Lebens sind bestimmt, Euch fühlen zu lassen, wie viel Ihr durch den vermöget, der Euch mächtig macht. Ja, durch ihn vermöget Ihr alles zu dulden, was Gott auflegt, alles zu leisten, was von Euch gefordert wird, alles zu vollführen, was Ihr Euch Würdiges vorsetzet. Und was dürfet Ihr nicht noch von der Allmacht Eures Vaters erwarten! mit welchen Wohlthaten wird sie Euch noch segnen! welche Wunder wird sie für Euch schaffen! welcher Seligkeit wird sie Euch entgegen führen! Mit wonnestrahlenden Blicken schauet Ihr auf zum Himmel, wo Ihr Erfahrungen von ihr machen sollt, die eure Schwachheit hier am Staube nicht einmal ahnen konnte. Immer Größeres und Herrlicheres wird Gott durch Euch beginnen, immer mehr an Euch und durch Euch seine Unerschöpflichkeit offenbaren, ein immer reicheres Maß von Kraft Euch anvertrauen, in immer höhere und weitere Wirkungskreise

Euch versetzen; wenn Ihr Euch zu tüchtigen Werkzeugen seiner Allmacht bildet, und in der Gemeinschaft mit ihm Euch immer mehr befestiget.

Zu dieser Würde, zu dieser Kraft und zu diesen Hoffnungen schwingen wir uns empor, wenn wir dem nachstreben, an ihn uns haltend, durch ihn uns stärkend, der im erhabensten Sinne sagen konnte, was der Vater hat, das ist mein, dem Gott alle Gewalt gegeben hat im Himmel und auf Erden, den er erhöhet hat über alles, was genannt mag werden in dieser und der zukünftigen Welt. Für das höchste aller Güter, für die höchste aller Ehren werde von uns die Frömmigkeit geachtet, die uns solche Rechte und Vorzüge erwirbt, auf sie wollen wir unsre ernstlichen Bemühungen richten, durch sie unsre Herzen Gott heiligen, daß nichts uns scheide von seiner Liebe.

III.

Der fromme Sinn und das würdige Verhalten bey Trennungen.

Ein Schauplatz unaufhörlicher Trennungen ist die Erde, die wir bewohnen. Bey jedem Schritte, den wir auf unsrer Lebensbahn weiter thun, trennen wir uns von Gedanken und Empfindungen, von Schmerzen und Freuden, die unsre Seele bewegten, von Gegenständen, die uns umgaben, von Verrichtungen, die uns beschäftigten. Jeder Augenblick hat seine Annäherungen und seine Entfernungen, seine Verknüpfungen und seine Auflösungen; und womit wir nur irgend in Verbindung treten, das wird auch wieder von uns hinweg genommen werden; was wir besitzen und lieben wird uns einmal verloren gehen: was uns jetzt hoch beglückt, wird uns einst mit schmerzlicher Trauer erfüllen: in die Schatten der Nacht fliehen die holden Erscheinungen zurück, die wir im freundlichen Lichte begrüßen. Kommen und gehen, finden und verlieren, fröhlich empfangen und

wehmüthig nachblicken, das ist die Geschichte unsers irdischen Daseyns.

Nicht anders finden wir es in den Verhältnissen, worin wir mit Menschen stehen. Nur wenige unserer Bekannten und Freunde begleiten uns bedeutende Strecken unsers Wegs; die wir am innigsten lieben, die wir am länasten zu behalten wünschen, werden uns oft am schnellsten entrissen. Die meisten von denen, die in die Bezeanisse unsers frühern Lebens verwebt waren, haben sich zerstreuet, sie sind aus unsern Augen verschwunden, die Erwartungen, die wir von ihnen hätten sind zu nichts geworden; und so geht noch immer der Eine nach dem andern von unserer Seite weg. Dieser verliert sich in dem Gedränge der volkreichen Stadt, wo er uns fremd ward, jenen zwingt seine veränderte Lage, sich von uns zurückzuziehen; diesen ruft sein Schicksal in eine ferne Gegend, woher er nur selten, und auf kurze Zeit, oder nie wiederkehrt, jenen rafft das letzte Loos der Sterblich-Gebornen dahin. Und nöthigen nicht uns selbst zuweilen Umstände, Pflicht und Gewissen, Verbindungen, die uns fest umschlungen hielten, aufzulösen? werden wir nicht zuweilen gleichsam mit Gewalt aus denselben herausgerissen? Treffen Welt unsre Tage: dann ist nichts gewisser, als daß wir noch manchen traurigen Abschied werden zu nehmen haben; und endlich ist es der Tod, der alles trennt, was sich hier ergeben war.

Trennungen von Menschen gehören zu den wich-

eigen Veränderungen in unserm Leben und fordern in mehr als Einer Hinsicht uns zu ernsthaften Betrachtungen auf. Es ist nicht genug, daß wir mit ihnen vertraut geworden sind, daß wir uns die Ansichten, Grundsätze und Gemüthsstimmungen eigen gemacht, und die Einrichtungen getroffen haben, bey welchen wir dieselben leichter übersehen werden, auch darauf kömmt es an, daß wir in den Stunden der Trennung selbst uns weise und würdig benehmen, daß wir auch hier die zarten Gefühle, die hohen Gesinnungen und die edeln Bestrebungen, die reine und innige Liebe, die fromme Ergebung, die männliche Fassung, den hohen Ernst der Selbstveredlung, das selige Vertrauen und den himmlischen Sinn zeigen, wodurch Christen sich überall auszeichnen sollen. Wie dieses geschehen möge, das sey jetzt unsre andachtsvolle Erwägung.

1 Sam. XX, 40, 41.

Da stand David auf von dem Orte gegen Mittag, und fiel auf sein Antlitz zur Erde, und betete dreymal an, und küsseten sich mit einander, und weinten mit einander, David aber am allermeisten.

Und Jonathan sprach zu David: gehe hin mit Frieden; was wir beyde geschworen im Nahmen des Herrn und gesagt: der Herr sey zwi-

schen mir und dir, zwischen meinem Samen und deinem Samen; das bleibe ewiglich.

Von der Zärtlichkeit, von der männlichen Fassung und den hohen Entschließungen, womit die Herzensfreunde David und Jonathan, als ein finstres Geschick sich zwischen sie drängte, von einander schieden, geben uns die vorgelesenen Worte ein ungemein anziehendes Gemählde. Wer könnte es ohne Rührung betrachten, wer dabey verweilen, ohne zu bedauren: ja so lieben, so trennen sich edle Menschen, ohne zu wünschen: möge so auch einst mein Abschied von denen seyn, die meinem Herzen angehören! So lasset uns denn jetzt überlegen, was hier von uns gefordert wird.

Der fromme Sinn und das würdige Verhalten bey Trennungen

sey der Gegenstand unsrer Betrachtung.

Wir beweisen diesen Sinn und dieses Verhalten: wenn wir

erstens zwar nicht ohne inniges Gefühl, aber doch auch standhaft und mit Ergebung von einander gehen,

zweytens die Veränderungen, welche die Trennung nach sich ziehen wird, weise beherzigen,

drittens die Stunden der Trennung selbst für uns und unsre Freunde wohlthätig machen,

viertens dafür sorgen, daß in dieser Trennung das

das Band der geiſtigen Gemeinſchaft nicht zerriſſen werde, und

fünftens heitern Hoffnungen in unſerm Gemüthe Raum geben.

I.

Mit innigen Gefühlen, das ſehet Ihr, ſchieden David und Jonathan. Sie küſſeten ſich, heißt es, und weinten mit einander am meiſten aber David. Ja, man darf auf die Erzählung nur einen flüchtigen Blick werfen, um ſich zu überzeugen, ihre ganze Seele ſey bewegt geweſen.

Schmerz und Trauer bey der Trennung von Menſchen, die uns auf irgend eine Weiſe nahe waren, ſind etwas ſo Natürliches, daß ſie nur rohen und verhärteten Gemüthern fremd ſeyn können, daß ſie ſich dem menſchlich fühlenden Herzen ſelbſt da aufdringen, wo die Verbindung nicht viel mehr als oberflächliche Bekanntſchaft geweſen iſt. Sind aber die Menſchen, von denen wir uns trennen ſollen, unſre Verwandten, unſre Wohlthäter, unſre Freunde; haben wir uns ihrer Nähe, ihrer Unterhaltung, ihres Rathes, ihrer Lehre, ihres Troſtes, ihres Beyſtandes gefreut; haben wir manche ſchöne und genußreiche Stunde mit ihnen zugebracht; haben wir wahre Liebe zu ihnen gehägt, und Liebe von ihnen erfahren; haben ſie an den wichtigſten Ereigniſſen unſers Lebens Antheil — auf unſre Stimmung und Denkungsart großen Einfluß gehabt; haben ſie eine

bedeutende Stelle in unserm Herzen ausgefüllt: wie könnten wir dann bey der Vorstellung, dessen, was wir an ihnen verlieren, bey dem Gedanken, sie werden uns überall fehlen, wenig oder nichts mehr werde uns von ihnen zukommen, alles werde nun anders seyn, gleichgültig bleiben, gesetzt auch, daß sie sich nur auf einige Zeit von uns entfernten? Sollen wir gar auf immer von ihnen Abschied nehmen, reißt sie der Tod hinweg aus unsrer Mitte und von unserm Herzen: wie muß dann nicht das letzte Wort ihrer Liebe unsre Seele erschüttern! Wenn nun dessen ungeachtet auf manche, eben nicht gefühllose Menschen die Trennung von denen, die ihnen theuer seyn sollten, nur schwache Eindrücke macht: so rührt dies entweder von einem Leichtsinne her, der sich jeder ernsten Betrachtung entschlägt, oder von einer Befangenheit in den Zerstreuungen, Arbeiten und Sorgen des Lebens, die ihren Gefühlen nicht gestattet, sich zu entwickeln und zu äußern, die sie kaum bemerken läßt, was sonst noch mit ihnen vorgeht. Uns dagegen zu verwahren muß uns eine wichtige Angelegenheit seyn. Die Verbindungen, in welchen wir stehen sind von Gott zu großen Zwecken weisheitsvoll angeordnet, und was sich mit denselben zuträgt verdient von uns beachtet und empfunden zu werden. Der Schmerz der Trennung ist ein heiliger und wohlthätiger Schmerz, Gott sendet ihn uns, damit er zur Läuterung und Bildung unsers Wesens beytrage. Darum soll es uns nicht genügen, daß

wir ihn nicht verhindern oder unterdrücken; wir sollen auch den ihm verweilen, ihn ganz fühlen, ihn zu einem deutlichen Bewußtseyn erheben, und uns den Bewegungen überlassen, die von ihm herrühren. Es ist nicht eine gedankenlose Sitte, sondern natürliches Bedürfniß des menschlichen Herzens, wenn wir dem Abschiede von denen, die wir lieben, eine gewisse Feyerlichkeit geben, um allen Schmerz der Trennung in uns zu versammeln, und uns gleichsam mit diesem Schmerze zu sättigen. Wer noch nie in der Stunde der Trennung an der Brust eines geliebten Menschen heiße Thränen vergossen hat, der hat auch noch nicht ganz erkannt den Werth und die Bedeutung des Lebens.

Doch auch nicht überwältigen darf uns der Schmerz; nicht bis zu jenem Ungestüm, der sich nicht zufrieden geben kann, darf er sich unsrer bemeistern; nicht zu jener betäubenden Heftigkeit, die alle Besinnung unmöglich macht, darf er steigen: die Kraft des Gemüthes, willig von einander zu lassen, und ohne Murren und Widerstreben dem höhern Rathschlusse, der über uns waltet, zu folgen darf er uns nicht rauben. Denn kein Zufall, keine Täuschung eines blinden Geschickes, kein Eigensinn menschlicher Willkühr, sondern die Hand der Vorsehung trennt uns. Der Ruf der Vorsehung heißt unsre Geliebten hinweneilen; die Stimme Gottes beschieden uns in andre Gegenden seines Reiches: es geschieht zu unserm Besten, daß wir aus dem Kreise, der uns liebevoll

umfing, vertrieben werden; unser Wohl gestattete es nicht, daß wir länger beysammen blieben. Weil er uns anderswo glücklicher machen, weil er anderswo Größeres durch uns bewirken, weil anderswo unsre Vollkommenheit besser gefördert werden kann, fordert uns Gott hier ab. Das lasset uns erwägen, und dadurch unsre Seele zur Ergebung in den Willen der höchsten Weisheit und Güte stimmen, dadurch zum Gehorsam gegen den, der über unsre Tage gebiethet uns stärken: und mäßigen wird sich unser Schmerz zur sanften Wehmuth, eine edle männliche Fassung wird sich mit ihm verbinden, und uns in demselben aufrecht erhalten; entschlossen, getrost und standhaft werden wir uns der letzten Umarmung entreißen, und unsrer Bestimmung nacheilen. Gehe hin mit Frieden: sprach Jonathan zu David, und da verließ er ihn. Stille Rührung des gefühlvollen aber gläubigen Herzens ist die Stimmung, welche bey den Frommen die Stunden der Trennung bezeichnet. In dieser Stimmung lasset auch uns aus einander gehen mit Frieden, wenn unsre Stunde schlägt.

II.

Dies wird uns um so leichter werden, je sorgfältiger wir bey der Trennung die Veränderungen beherzigen, welche sie nach sich zieht. Jede menschliche Trennung ist nähmlich von mancherley Veränderungen in den Bedürfnissen, in den Be-

ſchäftigungen und in der Lebensweiſe derer, die von einander ſcheiden begleitet, die uns laſtig fallen, die uns in Verlegenheit ſetzen müſſen, die uns bedeutende Nachtheile bringen können, wenn wir nicht bey Zeiten darauf Bedacht nehmen, und Einrichtungen treffen, wodurch ſie uns unſchädlich oder erträglich werden. Je früher wir uns aber damit bekannt machen, je ſchneller und angelegentlicher wir hier das Nöthige beſorgen, deſto ſicherer werden wir ihren Unannehmlichkeiten, Beſchwerden und Gefahren ausweichen. Mußt Du Dich trennen von dem Freunde, mit dem Du Dein Herz theilteſt, bey dem Du Erholung, Aufheiterung und Troſt fandeſt: überlaſſe Dich nicht allein dem Schmerze, ſondern bedenke auch, wie Du Dich zum Entbehren gewöhnen, wie Du das, was er Dir war irgendwo anders antreffen, wie Du Dir in Dir ſelbſt, im Umgange mit Gott, in der Erfüllung Deiner Pflichten Quellen der Erholung, der Aufheiterung und des Troſtes eröffnen mögeſt. Mußt Du Dich trennen von einem theuern Mitgliede Deines glücklichen Familienbundes, das ein unerbittliches Schickſal durch den Tod dahin rafft: überlaſſe Dich nicht allein dem Schmerze, ſondern bedenke auch, wie Du den Kreis enger zuſammenrückeſt, wie Du den Uebrigen mehr werdeſt und von Ihnen mehr empfangeſt, wie innigere Vertraulichkeit, herzlicheres Einverſtändniß, größere Gefälligkeit Dir für den Verluſt Erſatz geben können. Mußt Du Dich trennen von einem geliebten Kinde, und ihm mit ſchwer-

bekümmertem Herzen nachsehen in die Fremde, wo tausend Gefahren es erwarten, wo Deine Aufsicht und Deine Leitung ihm fehlen werden: überlasse Dich nicht allein dem Schmerze, sondern benutze die ernste Stunde des Abschiedes, ihm die Grundsätze einzuprägen, die Warnungen und Rathschläge mitzutheilen, in deren Beobachtung es den Fallstricken des Verderbens entgehen, die Ruhe seines Herzens und das Heil seiner Seele bewahren wird. Mußt Du Dich trennen von dem väterlichen Hause, wo Eltern und treugesinnte Freunde über Dir wachten, und dorthin wandern, wo Du viel vermissen, mancherley Mühseligkeiten erfahren, und allen Verführungen der Sinne und allem Betruge des Herzens bloß gestellt seyn wirst: o so säume nicht, Deine Seele zu waffnen, Dich der Geduld, der Ertragsamkeit, der Weisheit, der Gottesfurcht, der Selbstherrschung anzugelehen, und Dich dem zu empfehlen, dessen Auge uns allenthalben sieht, dessen Allmacht uns allenthalben umfängt. Mußt Du Dich trennen am Rande des Grabes von denen, welchen Du bisher Versorger gewesen, deren Angelegenheiten Du verwaltet, deren Auskommen und Wohlstand Du gesichert hast; so vergiß nicht in Deinem Kummer um sie, was Du ihnen jetzt noch schuldig bist, was Du jetzt noch für sie thun kannst, dadurch daß Du in Ordnung bringst, was noch in Verwirrung liegt, daß Du sie von dem, was ihnen zu wissen nöthig ist gehörig unterrichtest, daß Du ihnen gewissenhafte Vormünder erwählest,

ihnen das Wohlwollen edler Menschen zuwendet, und sie an die Wahrheiten erinnert, die ihnen zur Beruhigung gereichen können. Mußt Du Dich an ihrem Sterbebette trennen von einem ehrwürdigen Vater, von einer frommen Mutter: so ermanne Dich, und fühle, was hier auf Deine Seele gelegt wird, was Du von nun an Deinen unmündigen Geschwistern seyn sollst: entreiße Dich dem kindischen Wesen und dem jugendlichen Leichtsinn, die Dir bisher noch anklebten; erhebe Dich zu einem weisen und gesetzten Ernste; überlege, wie Du die Stelle des Vaters oder der Mutter würdig vertreten; heilige Dir die Stunde des Abschiedes durch das feyerliche Versprechen, das Du Dir, den Sterbenden und Gott thust, im Fleiße und in der Sorge nie zu ermüden, dich jeder Last willig zu unterziehen, und Dich als ein ehrwürdiges Muster der Frömmigkeit und Tugend denen darzustellen, die an Dich gewiesen sind. So bey der Trennung die Veränderungen beherzigen, welche sie nach sich zieht, das ist frommer Sinn und edles Verhalten, wirksames Mittel, den Schmerz der Trennung zu besänftigen.

III.

Doch der fromme Sinn und das edle Verhalten schließen auch in sich, daß wir die Stunden der Trennung uns und den Unsrigen wohlthätig zu machen suchen.

In den Stunden der Trennung steht unser Herz

Wahrheiten offen, die sonst selten bedeutende Eindrücke bey uns hervorbringen; diese Wahrheiten werden uns wichtig, weil sie mit unsrer Trauer verwandt sind, und weil das Leben sie jetzt auffallend bestätigt: Gott ist uns gleichsam näher, weil wir des Trostes bedürfen, der von ihm kommt; unsre Bestimmung für die Ewigkeit ist uns einleuchtender und gewisser, weil sie uns eine bleibende Heimath gewährt nach der wechselvollen Wanderung des Erdenlebens. Darum seyen uns diese Stunden heilig zur lebhaften Vergegenwärtigung solcher Wahrheiten, zur stillen Beschäftigung mit Gott und der zukünftigen Welt; durch sie müssen Religion und Pflicht uns theurer werden, und auf unsre Gesinnungen und Handlungen größern Einfluß gewinnen. Wenn der Schmerz der Trennung unser Herz erweicht hat: dann ist es geschickt, Empfindungen aufzunehmen, von denen es sonst selten ergriffen wird, und die doch so mächtig zu seiner Veredlung wirken; dann bewegt sich etwas in ihm, das gern jedes Vortreffliche zu sich gesellt: dann ist es fähig, alles Reine und Himmlische der Liebe, alles Große und Beseligende der Tugend zu fühlen. Darum wollen wir aber dann auch diese Empfindungen bey uns einlassen, sie unterhalten und verstärken, und aus ihnen einen herrschenden Zustand unsers Gemüthes bilden. Wenn der Schmerz der Trennung uns zu einem höhern Ernste gestimmt hat: dann sind wir aufgelegt, Untersuchungen anzustellen, wozu wir uns sonst immer ver-

drossen zeigen, Angelegenheiten zu beherzigen, die wir sonst immer mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Widerwillen betrachten, Fehler an uns zu entdecken, die sonst unser Leichtsinn oder unsre Eigenliebe vor uns verborgen hält. Lasset uns diese glückliche Stimmung benutzen; lasset uns auf die Regungen, worin hier das Gewissen unsre Verschuldungen und unser Verderben anklagt aufmerksam seyn, und was sich hier in unserm Herzen enthüllt scharf ins Auge fassen; lasset uns in uns gehen, und sorgfältig überdenken, wie uns die Lage, worin wir uns jetzt befinden, die Nothwendigkeit einer wahren Besserung vorstellt, wie sie uns Grundsätze und Pflichten in Erinnerung bringt, die wir leichtsinnig vergaßen, ehrwürdige Besorgungen, die wir gedankenlos versäumten. Wenn wir am Sterbebette solcher Menschen stehen, die unsre Stützen, unser Trost und unsre Freude waren: dann wird uns die Nichtigkeit alles Erdengutes und alles Erdenglückes recht fühlbar; dann wird es uns recht fühlbar, hier sey das nimmer zu finden, was uns befriedigen kann; dann erwacht mächtig in der Brust das Verlangen nach etwas Besserm, nach etwas Festem und Unwandelbarem, das nur in höhern Gegenden angetroffen wird. Lasset uns dieses Gefühl in helle und sichre Ueberzeugung, dieses Verlangen in ernstes, kraftvolles Streben verwandeln, und da unsern Frieden gründen, wo nichts ihn stören kann — in den Tiefen unsers Herzens und über den Sternen. Entschließungen,

in den feyerlichen Augenblicken gefaßt oder wiederholt, wo ein geliebter Mensch für die Erde auf immer von uns Abschied nimmt, wo ein theuers Leben sich endigt, ein Grab sich vor uns aufthut, drungen unter allen am tiefsten in die Seele ein, sind unter allen die stärksten und dauerhaftesten, und können nie ganz ohne Frucht bleiben. Lasset uns mit der diesen Stunden eignen Rührung unsre frommen Entschließungen bezeichnen, beleben und heiligen, lasset uns hier vor Gott jeden edeln Vorsatz erneuern, zu dem sich früher unsre Seele erhoben hat.

Nicht bloß uns, sondern auch den Unsrigen sollen wir die Stunden der Trennung wohlthätig zu machen suchen. Nicht selten hat das ergreifende Wort des scheidenden Freundes Menschen einen Glauben wiedergegeben, den Zweifelsucht und verkehrte Weltrichtung ihnen genommen hatten, Empfindungen in ihnen erwärmt, die in einem frostigen Weltleben erkaltet waren, eine Besinnung und ein Nachdenken, eine Veränderung der Grundsätze und der Lebensweise hervorgebracht, die man nicht mehr hoffen durfte! Und wie oft ist eine, in den letzten Augenblicken des Beysammenseyns, unter den Thränen wehmüthiger Zärtlichkeit ausgesprochene herzliche Bitte Jünglingen und Jungfrauen ein mächtiger Antrieb zum Widerstande gegen das Böse und zum Fleiße im Guten geworden! Wie oft hat eine, hier mit heißen Empfindungen ausgesprochene treffende Wahrheit

in der jugendlichen Seele eine Exaltierung entzündet, die sie nie zum Schlechten herabsinken ließ, die das Streben nach den würdigsten Zielen bis ihnen unterhielt bis ans Ende! Wie oft hat das Wort eines Sterbenden erbitterte Gemüther versöhnt, harte Herzen erweicht, in fühllosen Reue geweckt, Leichtsinnige und Pflichtvergessene auf den Weg der Tugend zurückgerufen, Träge zu Anstrengungen ermuntert, alle Künste der Verführung und alle Bethörungsmittel des Lasters unkräftig gemacht, und unter den gefährlichsten Versuchungen aufrecht erhalten! Eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für Belehrungen, Zurechtweisungen, Erweckungen und gute Eindrücke jeder Art besitzt der Mensch in den Stunden der Trennung: auf sie zu wirken, sie zur sittlichen Wohlfahrt derer, die Gott mit uns verbunden hat, zu benutzen: das ist die wichtigste Angelegenheit der Liebe, dadurch erwerben wir uns unsterbliche Verdienste, dadurch verbreiten wir Segen über die Tage der Unsrigen, und sichern uns selbst hohe Zufriedenheit. In der Ewigkeit noch werden die, an sich so schmerzlichen Stunden herrliche Frucht bringen, und unsre Seligkeit erhöhen, wenn wir sie auf diese Weise anwenden.

IV.

Hieran knüpfe sich die Sorge, daß bey der Trennung nicht auch das Band der geistigen Gemeinschaft zerrissen werde. Nicht bloß

für die Zeit des irdischen Beysammenseyns sind die Verbindungen gestiftet, in welche Gott uns gesetzt, oder welche die Wahl unsers Herzens geschlossen hat; für unser ganzes Daseyn sollten sie Bedeutung haben, für ein höheres Leben sollten sie wichtig werden. Auch in der weiten Entfernung sollen wir nicht aufhören, einander zu lieben, an einander zu denken, und in diesem Andenken Aufmunterung, Stärkung und Trost zu finden, es freudig zu fühlen, daß wir einander angehören, die Ueberzeugungen und Gesinnungen zu bewahren und zu vervollkommen, in denen sich unsre Herzen begegnen. Auch die, welche Gott zu sich gerufen hat, sollen in unsern Herzen fortleben, ihr Glaube und ihre Tugend sollen in uns thätig, ihr Geist soll uns nahe bleiben; wenn wir keine Gedanken und Empfindungen mehr mit ihnen austauschen können, dann sollen unsre Gedanken und Empfindungen noch die Zeichen davon an sich tragen, daß sie einst mächtig auf uns wirkten, dann sollen diese Gedanken und Empfindungen uns ihr Bild vergegenwärtigen.

Freylich ist dazu erforderlich, daß unsre Bündnisse schon von Anfang mehr gewesen seyen, als sie gewöhnlich zu seyn pflegen, mehr als bloßes Gefühl der körperlichen Verwandtschaft, mehr als natürliche Zuneigung, die sich fast allein auf das Aeußere bezieht, mehr als Gewohnheit des Zusammenlebens — daß schon von Anfang geistige Gemeinschaft sie beseelt habe. Nur bey solchen Menschen kann die Liebe

jede Trennung und selbst den Tod überleben, die einander durch ihren Geist und ihr Herz werth geworden sind, die Uebereinstimmung in den Gesinnungen der Frömmigkeit und Tugend, in der Verehrung der Wahrheit, im Eifer für das Gute, die Dankbarkeit für die edelsten Wohlthaten, welche Einer von dem andern empfing, an einander fesselten, die einander um so mehr schätzen lernten, je genauer sie mit einander bekannt wurden, je mehr sie Gelegenheit fanden, die reinen und schönen Gefühle ihres Herzens gegen einander zu äußern, denen Menschenwohl angelegentliches Bemühen war, die an ihrer sittlichen Veredlung mit vereinten Kräften unermüdet arbeiteten, die auch darum alles für einander thaten und duldeten, weil ihnen das Eine Höchste mehr galt als alles. Vergebens werden wir bey der Trennung uns anstrengen, unsern Bündnissen längere Dauer zu sichern, wenn nicht früher dazu der Grund gelegt worden ist, wenn diese Sorge uns nicht immerfort beschäftigt hat.

Aber auch, wenn dieses wirklich geschehen ist, werden wir in den Stunden der Trennung noch besonders darauf bedacht seyn müssen. So hielten es David und Jonathan, sie schieden, wie Menschen, die sich ewig angehören. Gehe hin mit Frieden, das ist Jonathans Wort, was wir beyde geschworen haben im Nahmen des Herrn und gesagt: der Herr sey zwischen mir und dir, zwischen meinem Samen und deinem Sa-

men, das bleibe ewiglich. So laſſet denn auch uns, wenn wir nun einander verlaſſen ſollen, unſern Bund feyerlich erneuern: in der Erinnerung an alles, was wir uns geweſen ſind, und was uns beglückt hat, laſſet uns noch einmal das Wort der ewigen Treue ausſprechen, und es mit dem Gedanken an Gott und den ſchmerzlichen Gefühlen des Abſchiedes verſiegeln; laſſet uns noch einmal uns dem, was uns heilig iſt, und unſre Seelen bindet, der Wahrheit, der Tugend, der Gottheit, dem Himmel angeloben, noch einmal in edeln Entſchließungen und in dem Verſprechen einander werth zu bleiben, und unſre Herzen mit allem Fleiße zu behüthen, daß wir nicht von einander abfallen, uns vereinigen. Dann wird auch zwiſchen uns der Herr ſeyn; mit jugendlicher Kraft wird in unſerm Innern das fortwirken, was ſich nicht mehr offenbaren kann; nicht bloß beſtehen wird unſre Verbindung, ſie wird auch reiner, ſtärker und feſter werden, die Trennung wird ſie läutern für das himmliſche Leben. Und ſo werden wir auch

V.

frohen Hoffnungen in unſerm Herzen Raum geben können: denn das iſt das Letzte, was zu einem frommen Sinne und einem würdigen Verhalten bey der Trennung gehört. Verſchwinden die, welche Ihr liebet, und um deren Schickſal Ihr bekümmert ſeyd, aus Euren Augen und aus Eurer

Nähe: seyd getrost, der Herr ist mit ihnen, sie bleiben, auch in der Fremde, unter seiner Aufsicht und unter seinem Schutze; er wird es ihnen nicht fehlen lassen an Rath und Hülfe, an Trost und Erquickungen; er wird Gefahren von ihnen abwenden, die Ihr mit aller Sorgfalt nicht hättet abwenden können; er wird ihnen Gutes schenken, das Ihr nicht im Stande gewesen wäret, ihnen zu verschaffen. Müsset Ihr selbst hinweg aus dem freundlichen Kreise, in dem Ihr Euch so glücklich fühlet: seyd getrost und hoffet, auch das ferne Land ist Gottes Reich, auch dort scheinet seine Sonne, waltet seine segnende Liebe, wie er Euch hier beschirmte, erfreute, stärkte, und alles Ungemach zu Euern Besten lenkte, so wird auch dort seine Güte sich an Euch verherrlichen; wie er Euch hier Freunde erweckte, so wird er auch dort Euch gute Menschen zusenden, die Euch Hand und Herz biethen. Müsset Ihr sterbend von denen Abschied nehmen, in deren Mitte Ihr gerne noch länger verweiltet: seyd getrost und hoffet, Ihr gehet zum Vater, dahin, wo kein Leid mehr ist und kein Geschrey und kein Schmerz und kein Tod, dahin, wo Gott abwischen wird alle Thränen von Euern Augen, wo höhere Verbindungen auf Euch warten, wo Ihr mit den Herrlichsten unsers Geschlechtes, wo Ihr mit allen Vollendeten in Gemeinschaft treten, und unaussprechliche Freuden genießen sollet, und für die welche Ihr unter den Mühseligkeiten und Kämpfen der Erde zurück lasset, wird der

sorgen, der alle Schicksale lenkt und alles wohl macht. Müsset Ihr im Tode die scheiden sehen, an denen Euer Herz hängt, die Eure Gebete und Eure Klagen zurückhalten würden, wenn sie es vermöchten: seyd getrost und hoffet, Ihr sollt sie wiedersehen, und Euer Herz soll sich freuen, und Eure Freude soll niemand von Euch nehmen; sie sind nur dorthin vorangegangen, wohin unser aller Weg führt, bald werdet Ihr ihnen nachfolgen, und mit ihnen bey dem Herrn seyn allezeit. Hoffnung, die selige Hoffnung des Christen, die allen Frommen, wenn sie hier fortgedrängt werden, einen Zufluchtsort zeigt, mische sich mildernd und verklärend in jeden Trennungsschmerz, und verwandle ihn in wehmüthige Sehnsucht, in stillen Tugendfleiß und in ruhiges Warten.

So gehet denn hin mit Frieden, Ihr alle, die Gott von uns ruft, sollten wir Euch auch auf Erden nicht wiedersehen! Schlummert hinüber im Frieden, Ihr, die Ihr hier Euer Tagewerk vollbracht, und Euern Lauf geendigt habt! Fasset Euch, Ihr, die Ihr noch länger hier weilen sollet, während wir schon abgefordert werden, kämpfet fort im Glauben, bleibet treu dem Bunde der Ewigkeit, werdet nicht müde im Gutewirken! Einst versammelt uns alle das väterliche Haus, die ewige Wohnung des Friedens, und dann wird nichts uns mehr trennen.

IV.

Selig ſind, die nicht ſehen, und doch glauben.

Es iſt ein überaus glücklicher Zuſtand, worin ſich die Seele befindet, die ſich eines geprüften und bewährten Glaubens erfreuen kann. Denn glauben muß man an die Wahrheit, um ihrem Rufe Gehör zu geben, um ſich nach ihren Rathſchlägen zu richten, um ſich durch ſie erleuchtet, gebeſſert, getröſtet und erhoben zu fühlen; vergebens hat ſich ihr Unterricht an uns gewendet, keine ihrer ſeligen Wirkungen werden wir erfahren, wenn es ihr nicht gelungen iſt, unſern Glauben zu gewinnen. Glauben muß man an menſchliche Tugend, an menſchliche Beßrungsfähigkeit und an menſchliche Treue, um die Menſchen lieben, mit Wohlgefallen unter ihnen leben, und mit frohen Erwartungen auf ſie hinblicken zu können. Glauben muß man an eine Kraft zum Guten im menſchlichen Herzen, die zu allem ausreicht, was von uns gefordert wird, an einen himmliſchen Segen,

der jede edle That begleitet und belohnt, um ſich mit Nachdruck und Erfolg einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu weihen, und willig die Anſtrengungen aufzubieten, wodurch unſer Leben nützlich und rühmlich wird.

Eine Ueberzeugung höherer Art, die mehr noch aus dem Herzen, als aus dem Verſtande hervorgeht, an welcher die edelſten Gefühle und Triebe des Herzens Antheil haben, bezeichnen wir mit dem Worte: Glaube. Der echte Glaube faßt daher immer etwas in ſich, was für den Gutgeſinnten nicht anders als ehrenvoll und erfreulich ſeyn kann, er drückt immer etwas aus, was den, der ſeine Anſprüche beherzigt, und ihnen Genüge leiſtet, zu angenehmen Hoffnungen berechtigt.

Der Glaube entreißt das Gemüth dem traurigen Schwanken des Zweifels, und gibt ihm Gewißheit, Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, Kraft und Ruhe der Zuverſicht. In dem Glauben ſtrahlet das Licht, das die Nächte des Erdenlebens erhellt, und den Wanderer glücklich in die Heimath geleitet. Im Glauben wandeln, d. h., von einem heitern Glauben beſeelt und geſtärkt, voll Glaubens an die ewige Wahrheit, an die Menſchen, unſre Brüder, an höhere Unterſtützungen und Vergeltungen, an das Gelingen tugendhafter Beſtrebungen denken und fühlen, dulden, genießen und wirken, das iſt menſchliche Seligkeit, wie ſie hier am Staube empfunden werden kann.

Welch eine wichtige Angelegenheit müßte es uns daher seyn, jeden schönen Glauben zu bewahren, und sicher zu stellen, gegen die Anfechtungen, die ihn unaufhörlich bekämpfen! Das wird uns aber nur dann gelingen: wenn wir ihn tief im Herzen begründen, wenn wir, stets dessen eingedenk, daß jeder Glaube sich auf Dinge bezieht, von denen entweder keine sinnliche Erfahrung möglich ist, oder von denen uns doch oft die Erfahrungen fehlen, die wir uns wünschen, uns mit ihm über die Erfahrung erheben, und ihn an das befestigen, was von keiner sinnlichen Erfahrung erreicht und erschüttert wird. Gen Himmel war der Blick aller gerichtet, die im Glauben gelebt haben, und im Glauben gestorben sind; nicht an das Sichtbare und Vergängliche, sondern an das Unsichtbare und Ewige, wie ihnen das Herz davon zeugte, haben sie sich gehalten. Dazu wollen wir auch uns in der gegenwärtigen Stunde zu erwecken suchen.

Joh. XX. v. 29.

Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.

In den vorgelesenen Worten will Jesus an die wichtige Wahrheit, die seinen Jüngern von ganz vorzüglicher Wichtigkeit seyn mußte, aber auch unsre sorgfältige Beherzigung verdient, erinnern: daß man in vielen und sehr großen Angelegenheiten weder sinnliche Erfahrung noch sinnliche Begreiflichkeit zu

seiner Ueberzeugung erwarten dürfe, daß man müsse glauben können, wo es an sinnlicher Erfahrung und an sinnlicher Begreiflichkeit fehlt, wenn anders sonst entscheidende Gründe vorhanden sind, wie das bey dem Thomas der Fall war. Nicht einen Glauben ohne alle Gründe, sondern einen Glauben aus andern und höhern Gründen, als welche die sinnliche Erfahrung darbiethet, einen Glauben, der sich durch den Mangel oder den scheinbaren Widerspruch sinnlicher Erfahrungen nicht irre machen läßt, verlangt der Herr. Ein solcher Glaube ist dringendes Bedürfniß unsrer geistigen Natur, Bedürfniß des erleuchteten Denkens, des getrosten Erduldens und des freudigen Handelns.

Es gibt nämlich Gegenstände des vernünftigen, tiefbegründeten Glaubens,

erstens, von denen keine sinnliche Erfahrung möglich ist, und an denen wir auch die sinnliche Begreiflichkeit vermissen,

zweytens, die zwar sinnlich erfahren werden können, bey denen uns aber oft die Erfahrung verläßt, wo sie uns unentbehrlich dünkt.

In Ansehung beyder sind die selig zu preisen, welche glauben, ob sie gleich nicht sehen. Lasset uns das jetzt mit einander erwägen.

I.

Es gibt alſo zuvörderſt Gegenſtände des vernünftigen Glaubens, von denen keine Erfahrung möglich iſt: ſolche ſind die heiligen Wahrheiten der Religion. Die ſinnliche Erfahrung zeigt uns zwar vieles, was unſre Gedanken auf dieſelben hinleitet, und ihnen zur Beſtätigung gereicht, aber nie dieſe Wahrheiten ſelbſt, welche ganz außer dem Kreiſe ſinnlicher Erfahrung ihren Ort haben. Mit einem für das Höhere geſtimmten Gemüthe, mit den Blicken eines ſchon vorhandenen Glaubens müſſen wir was die Erfahrung uns darſtellt betrachten, wir müſſen fähig ſeyn, von ihr ausgehend, uns denkend und fühlend über ſie zu erheben, um durch ſie am Glauben reicher zu werden. Menſchen, die ganz am Sinnlichen kleben kann man auf die unverkennbarſten Spuren der Weisheit und Güte Gottes in der Natur, auf die merkwürdigſten Beyſpiele einer höhern Leitung in ihrem Leben hinweiſen, daß ſie die Beyſtimmung ihres Verſtandes nicht zu verſagen im Stande ſind: einen lebendigen Glauben wird man damit nicht gewinnen, weil es ihnen an Glaubensſinn, an Kraft des geiſtigen Lebens gebricht, in welcher allein der Glaube erwächſt, denn geiſtig will die Wahrheit gerichtet ſeyn: und wenn ſie, wie Thomas, die Hände in die Seite des Herrn legten und ſeine Nägelmale fühlten, an das Zeichen und Wunder würden ſie glauben;

aber nicht an den Wunderbaren, den Göttlich-Großen. Die Religion führt uns in eine überirdische Welt, in eine Welt, die von keinem unsrer Sinne erreicht werden kann, was kein Auge gesehen hat, und sehen wird, kein Ohr gehört hat, und hören wird, das verkündigt sie uns, einen Gott, der unsichtbar herrscht und gebietet, ein Gesetz, das unsichtbar seine heilige Gewalt über uns ankündigt, Anstalten, die in unsichtbaren Gegenden getroffen worden sind, und in den sichtbaren, wo sie ausgeführt werden, überall an das Unsichtbare erinnern, unsichtbare Kräfte, die uns beleben und stärken, ein Wesen, das aus der unsichtbaren Welt herabgekommen ist, und sich wieder zu derselben aufgeschwungen hat, um uns den Weg dahin zu bezeichnen und zu bahnen. Für dieses alles nimmt sie einen Glauben in Anspruch, der theils aus der Einrichtung unsrer sittlichen Natur hervorgeht, theils auf göttliche Offenbarungen gegründet ist. Sollen wir uns aber weigern, das gelten zu lassen, was die Gesetze der Vernunft anzunehmen uns nöthigen, was mit den reinsten Gefühlen, den edelsten Trieben und den stärksten Bedürfnissen unsers Wesens in unzertrennlicher Verbindung steht, wofür das Zeugniß des Himmels selbst entschieden hat, weil davon nichts in die Sinne fällt? Würden wir damit nicht, der Wahrheit widersprechend, uns selbst entehren, auf den Adel vernünftiger und freyer Geschöpfe Verzicht leisten, und uns zu bloß thierischen Geschöpfen herabsetzen?

Doch, nicht allein der sinnlichen Erfahrung, auch der sinnlichen Begreiflichkeit sind die Wahrheiten der Religion entrückt; als Geheimnisse wollen die erhabensten unter ihnen verehrt seyn. Darf uns das befremden? Müßte nicht das Heilige dem Gemeinen gleich, das Himmlische nicht irdisch werden, und das ablegen, wodurch es himmlisch ist, damit wir es auf sinnliche Weise deutlich machen, erklären und bestimmen könnten? und vermögen wir anders als auf sinnliche Weise deutlich zu machen, zu erklären und zu bestimmen? Das Unsichtbare ist seiner Natur nach auch das Unerforschliche: was der Sinn nicht erreicht, wird auch der Verstand nicht ermessen. Thörichter Dünkel wäre es, das abzuleugnen, was sich nicht in den engen Kreis unsrer Beschränktheit einschließen läßt. Fühlen wir denn nicht, welche Größe es uns verleiht, daß wir fähig sind, etwas zu glauben, was über allen Begriff geht, und dessen Gedanke uns weit über uns selbst erhebt? Zu allen Zeiten war herrschende Sinnlichkeit die Quelle des Unglaubens. Je mehr sich die Menschen in ihrem Denken, Fühlen und Trachten dem Sinnlichen ergeben, desto weiter müssen sie sich von einem Glauben entfernen, welcher vertraut ohne zu sehen. Der sinnliche Mensch verwirft die große Wahrheit, weil er selbst zu klein für sie ist.

Die Thatsachen, aus denen das Christenthum sich entwickelt hat, insbesondre die wundervollen Schicksale seines Stifters,

können ebenfalls nicht mehr von uns erfahren werden; sie weichen sogar von allem ab, was sich in unserm Erfahrungskreise zuträgt, sie scheinen unter ganz andern Gesetzen zu stehen, als denen sonst die Natur gehorcht. Aber sie sind uns von Menschen überliefert worden, die alle Eigenschaften glaubwürdiger Zeugen besitzen, und die sie wirklich erfahren, die ihrem Zeugnisse alle Güter des Lebens aufgeopfert, für dasselbe große Qualen erduldet, und es mit ihrem Blute versiegelt haben, die, dieses Zeugniß im Munde und im Herzen, freudig gestorben sind. Auch hier ist es Pflicht zu glauben, ob man gleich nicht siehet. Oder könnte das Ungewöhnliche in jenen Ereignissen uns berechtigen, ihnen den Glauben zu versagen? Ziemt es nicht der Gottheit, da, wo sie Ungewöhnliches beabsichtigt, auch Ungewöhnliches zu veranstalten, und es durch ungewöhnliche Begebenheiten in der Sinnenwelt zu bezeichnen? dürfen wir etwas anders erwarten, wenn wir uns auf göttliche Dinge verstehen? An dem Erlöser der Menschen ist alles so groß, so einzig, daß wir etwas vermissen würden, wenn nicht auch seine Schicksale und sein äußerliches Wirken groß und einzig gewesen wären. Was er Ausgezeichnetes verrichtet hat und was ihm Ausgezeichnetes begegnet ist, steht in so genauer Verbindung mit seinem Werke, zur Aufhellung, zur Bestätigung und zur Beförderung desselben, daß wir es nicht davon trennen können, ohne dieses Werk anzutasten. Oft müssen wir den Aussagen der Men-

schen glauben, wo wir selbst nicht sehen, oft sogar, wo wir nicht begreifen. Aber hier ist es nicht bloß die glaubwürdige menschliche Aussage, hier ist es auch der unverkennbare Rath Gottes, was uns zum Glauben nöthigt. Das Unsichtbare tritt hier mit dem Sichtbaren in die genaueste Gemeinschaft, der Glanz der überirdischen Welt strahlt durch die ganze heilige Geschichte, und wie er die Gesinnungen und Thaten Jesu umgibt, so leuchtet er auch in seiner Geburt, in den Zeichen, die seinen Tod begleiteten, in seiner Auferstehung und in seiner Verklärung. Das kann der Glaube dessen nicht verkennen, der für das Heilige Sinn und sein Gemüth dem Himmlischen zugewendet hat.

Mit Recht preist der Herr die selig, die auf die beschriebene Weise glauben, ohne zu sehen. Denn was für Wahrheiten sind es, denen wir, ohne zu sehen, unsern Glauben schenken sollen? Es sind die erhabensten und schönsten, welche der menschliche Geist zu denken vermag, es sind diejenigen, von welchen die Weisheit, die Würde, die Gemüthsruhe und Heiterkeit des Menschen abhängt, Wahrheiten, welche die Dunkelheiten des Lebens erhellen, dem Herzen die edelste Bildung geben, zu jedem Guten Kraft verleihen, jedes Ungemach durch Erquickungen des Trostes erleichtern, und die frohesten Empfindungen in der Brust des Menschen wecken; es sind Wahrheiten, welche den Menschen lehren, sich selbst mit freudigem Erstaunen betrachten, ihn auffordern nach dem

Höchſten zu ſtreben, ihm die dazu erforderlichen Hülfsmittel anbiethen, ihm eine heilige Begeiſterung einflößen, ihm Vollendung und ewige Glückſeligkeit verſichern. Was iſt der Menſch, was ſind ſeine geprieſenen Vorzüge, wenn er an nichts glaubt, das nicht in die Sinne fällt! Wie beſchränkt ſein Geſichtskreis, wie eitel ſein Wünſchen und Trachten, wie arm ſein Herz, wie traurig die Geſtalt ſeines Lebens, wie bemitleidenswerth ſein Zuſtand, wenn die ſichtbare Welt alles für ihn Vorhandene umſchließt! Was ſoll ihn tröſten über das vielfache Ungemach und die Kürze ſeiner Tage? worauf ſoll er vertrauen bey dem Unbeſtande aller irdiſchen Dinge? woran ſoll er ſich halten, wenn alles um ihn her bricht und fällt? woher ſoll er Sicherheit und Feſtigkeit nehmen für ſein ſchwankendes und zagendes Gemüth? wohin ſoll er fliehen, wenn in der ſichtbaren Welt nirgends Hülfe für ihn iſt? wo ſoll er Frieden finden in den Kämpfen der Erde? Bey den zahlreichen Mühſeligkeiten, die uns bedrängen, bey den Demüthigungen, denen wir bloß geſtellt ſind, bey den ſchimpflichen Erniedrigungen, die wir täglich erfahren, bey den Verluſten, die wir unaufhörlich erleiden, bey der drückenden Knechtſchaft, worin die Welt uns gefangen hält: wie glücklich ſind wir zu preiſen, daß wir uns im Glauben aufſchwingen können zu einer ewigen Welt, an die wir nur denken dürfen, um unſre Schmach in Ehre, unſre Knechtſchaft in Freyheit, unſre Schwachheit in Kraft, unſre Niedrigkeit in Größe, unſern

Schmerz in Freude verwandelt zu sehen! Fröhlich können wir ausrufen: was sichtbar ist, ist vergänglich, das Unsichtbare aber ewig! Ja wohl sind die selig, die nicht sehen, und doch glauben: ihnen gehört alles, was das Evangelium Jesu Köstliches, Herzerhebendes, Besserndes und Tröstliches in sich schließt.

II.

Glauben, ob man gleich nicht siehet, ist Pflicht und Bedürfniß auch bey vielen Dingen, die zwar erfahren werden können, bey denen uns aber die Erfahrungen abgehen, die wir für unentbehrlich halten. So sollen wir glauben: an das Gute in menschlichen Seelen, wo nichts davon zum Vorschein kommt; an unser eigenes sittliches Vermögen, an den Erfolg und die Belohnungen unsers Wirkens, wo nichts davon bemerklich wird; an die gnadenvollen Führungen Gottes, wo sie sich in tiefe Dunkelheit hüllen.

Es liegt uns also ob, zu glauben an das Gute in menschlichen Seelen, wo nichts davon zum Vorschein kommt. Vergebens forschen wir oft in einem großen Kreise von Menschen nach den Beyspielen einer wahren Tugend, wie sie das Evangelium fordert. Werke des Eigennutzes, des Ehrgeitzes und des Stolzes zeigen sich uns allenthalben, aber die Werke der Liebe, des Edelmuthes

und der Demuth vermissen wir. Und doch ist zu allen Zeiten und in allen Kreisen wahre Tugend gewesen und geübt worden; doch ist Tugend tief in der menschlichen Natur gegründet, und allen Neigungen des Herzens verwandt; doch wirken für sie mächtige Gefühle und Triebe, die nicht ganz fruchtlos wirken können; doch wird sie durch tausend Umstände befördert, von deren Einflusse wir uns viel versprechen dürfen, so daß wir berechtigt sind, wo wir uns auch unter den Menschen befinden mögen, Tugend zu erwarten; doch bleibt der Glaube an sie dringendes Bedürfniß und heilige Pflicht. Darum lasset uns glauben an menschliche Tugend, wo wir sie nicht sehen. Sie ist gewiß vorhanden, es fehlt ihr nur an Gelegenheit, sich zu zeigen, sie hat sich dahin zurückgezogen, wohin unser Auge nicht reicht, in die stille Wohnung des Herzens, oder wir haben nicht sorgfältig genug nach ihr geforscht, gerade bey denen, wo wir sie nicht suchten verweilt sie, bey den Stillen im Lande, bey den Einfachen und Anspruchslosen. Wir sehen Menschen, deren Wohl uns unaussprechlich wichtig ist, geliebte Kinder und Geschwister, theuer geschätzte Freunde, von der Gewalt des sittlichen Verderbens ergriffen, sich immer weiter verlieren in die traurige Verirrung, mit blutendem Herzen blicken wir ihnen nach, wir gäben wohl alles darum hin, wenn wir sie noch retten könnten; aber wir wagen nicht mehr zu hoffen, zu groß ist ihre Verblendung, zu sehr verwildert ihr Gemüth,

zu tief eingedrungen das Böſe, verſpottet und verlacht werden unſre rührendſten und liebevollſten Warnungen, alles Gute ſcheint an ihnen verloren zu ſeyn, wir bemerken nichts, wodurch ihnen beyzukommen wäre. Laſſet uns glauben an ihre Beſſerungsfähigkeit auch wo wir nicht ſehen, und fortfahren in dieſem Glauben zu wirken. Oft ſchon ward wiedergefunden, was man unwiederbringlich verloren geachtet hatte, zurückgebracht, was auf fernen Irrwegen ging. Nie ſoll man am menſchlichen Herzen verzweifeln; auch das härteſte kann erweicht werden, wenn man es an der rechten Stelle trifft; auch in dem verderbteſten ſchlummern noch Kräfte des Guten, die nur zur rechten Stunde angeregt werden dürfen, um wohlthätige Veränderungen hervorzubringen. Gott hört nicht auf, an menſchlichen Seelen zu ihrer Beſſerung zu arbeiten, er vermag unſern Bemühungen überſchwänglichen Segen zu verleihen: darum ermüde nicht das Wort und die That unſrer Liebe. An den beſten Menſchen werden wir zuweilen irre, ſie faſſen Entſchließungen, ſie nehmen Maßregeln, ſie thun Schritte, die wir beynahe für gewiſſenlos erklären müſſen, die uns alles, was wir an ihnen verehrten, verdächtig machen. Sie ſchweigen, wo wir glauben, ſie müſſen reden, ſie zögern, wo wir glauben, ſie müſſen eilen, ſie treten zurück, wo wir glauben, es ſey Zeit, mit Kraft und Anſehen hervorzutreten, ſie ſcheinen wohl gar ſich den Feinden des Guten zuzugeſellen. Laſſet uns glauben, wo wir

nicht sehen. Sollten die, welche wir sonst immer bewährt fanden, sich so ganz geändert haben, die Muthigen auf einmal feigherzig, die Hochgesinnten auf einmal gemein, die Wahrhaftigen auf einmal zu Lügnern geworden seyn? Wie könnten wir das denken? Nein, nur unbegreiflich, nur räthselhaft sind sie uns geworden, und das mag wohl daher rühren, daß wir nicht in ihr Inneres schauen, daß wir nicht ihre Absichten ergründen, oder daß wir uns nicht in ihre Lage versetzen können. Zahlreich waren bey ihnen die Fälle, wo wir freudig glauben konnten, weil wir sahen, und wir sollten uns weigern zu glauben in den seltnen, wo wir nicht sehen, da wir doch wohl wissen, wie unmöglich es ist, immer das zu sehen, worin der wahre Werth des Menschen besteht? Unsre wärmsten Freunde finden wir zuweilen kalt, sie, von denen wir Aufmerksamkeit und Liebe zu erfahren gewohnt sind, behandeln uns mit Gleichgültigkeit; wir vermissen ihre freundlichen Blicke, ihre herzliche Theilnahme: nur selten und sparsam kommt uns noch von ihnen ein wohlthätiges Wort, selten und sparsam erfreut uns ein Zeichen ihrer Zuneigung, es ist zuweilen, als ob sie uns nie gekannt hätten. Sollen wir uns darum beschweren, daß sie sich von unserm Herzen losgerissen, und Klage erheben über schmerzliche Täuschung, und das Vertrauen auf menschliche Freundschaft und Treue für Wahn erklären? oder sollen wir nicht vielmehr bedenken, daß es, uns unbekannte, eben so weise als

edle Gründe seyn können, um deren willen Sie eine Zeit lang dieses Verfahren beobachten? Sind wir je ihres Herzens gewiß gewesen, dann lasset uns auch glauben, wo wir nicht sehen. Sehr unglücklich ist der Mensch, der den Glauben an das menschliche Herz eingebüßt hat; in jedem Augenblicke aber sind wir in Gefahr, ihn einzubüßen, wenn wir nur da glauben wollen, wo wir sehen. Wie selig bleibt es dagegen auch in dieser Hinsicht, zu glauben, wo man nicht siehet! zu glauben an die Tugend mitten unter den Verworfenen, an die Besserungsfähigkeit des tief Verderbten, an die Rechtschaffenheit des zweydeutig Gewordenen, an unwandelbare Freundschaft bey den scheinbar Erkalteten! Welchen süßen Trost gewährt dieser Glaube dem verwundeten Herzen, welch eine sichere Stütze dem wankenden Sinne! Und, o wie selig, geglaubt zu haben, wenn nun doch unter den Nichtswürdigen ein edler Mensch sich findet, wenn nun doch der tief Verderbte gerettet, durch unsre Bemühungen gerettet wird, und uns gerührt an das Herz fällt, wenn der Verkannte im hellen Glanze der gerechtfertigten Tugend da steht, wenn wir, überzeugt, nie sey der Freund von uns abgefallen, und belehrt, wie viel seine Zurückhaltung ihm gekostet, ihn mit höherm Entzücken den unsrigen nennen!

Nicht weniger gebührt uns zu glauben an unser Vermögen zum Guten, an den Erfolg und die Belohnungen unsers pflichtmäßigen

Bemühens, wo nichts davon bemerklich wird. Wir werden aufgefordert zu Verrichtungen, und haben Beschwerden zu erdulden, die unsre Kräfte weit zu übersteigen scheinen, an die wir nicht ohne Unruhe und Bangigkeit denken können; wo es uns viel leichter gemacht war, sind wir, ungeachtet unsrer redlichen Anstrengungen, zurück geblieben; alle bisherigen Erfahrungen vereinigen sich, unsern Muth zu entkräften. Sey getrost, Du, der Du Dich in einer solchen Lage befindest, glaube, wo Du nicht siehest, und beginne im Glauben dein Werk. Nichts wird von Dir verlangt, was Du nicht vermöchtest; von Gott ist Dir dieses Geschäft angewiesen, von ihm diese Last aufgelegt, dies muß Dich überzeugen, daß Du die erforderliche Kraft besitzest. Es schlummern in der Brust des Menschen Kräfte, die nur bey ungewöhnlichen Veranlassungen erwachen, und da übertrifft der Mensch sich selbst, da leistet er, was er sich nie zugetraut hätte, da besiegt der große Schwierigkeiten, erträgt der große Schmerzen, der fand den kleinen unterlag. Und ist nicht an uns der Zuruf geschehen: laß Dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig? Selig bist Du, so Du glaubst, wo Du nicht siehest, und muthig arbeitest und kämpfest, selig im Gefühle der himmlischen Stärkungen, die Dir zufließen, im Gefühle Deiner durch Uebung sich erhebenden Kräfte, selig im Bewußtseyn, den Befehlen Gottes nachzukommen, und Dich Deiner Men-

schen

ſchengröſſe würdig zu zeigen, während Verdruß, Unmuth und bittre Vorwürfe den Verzagenden gequält haben würden.

Der ſichtbare Erfolg unſrer überlegteſten und eifrigſten Bemühungen iſt oft ſo unbedeutend, daß wir die ſaure Arbeit für gänzlich verloren halten, und muthlos von allen fernern Bemühungen abſtehen möchten. Wer hätte nicht ſchon in ſolcher Verſtimmung zu ſich ſelbſt geſagt: was iſts, daß ich Zeit und Kraft verſchwende an das, wobey nichts herauskommt, als Mitleid oder Spott über den redlichen Willen? unbeſiegbar ſind die Hinderniſſe, die mir entgegen ſtreben, in der Luft verhallen die Worte, die ich rede, von der Fluth menſchlicher Leidenſchaften und zerſtörender Ereigniſſe werden die Handlungen, die ich dem Dienſte der Menſchheit weihe, verſchlungen; wie unbeſchreiblich wenig habe ich in meinem mühſeligen Leben ausgerichtet! Ermanne Dich, Du, dem dieſes begegnet zum ſtandhaften Fortwirken und glaube, wo Du nicht ſiehſt. Der Segen Gottes ruht auf Deinem Wirken, darum kann es Dir nicht fehlen. Reiche, beabſichtigte und nicht beabſichtigte, Erfolge dieſes Wirkens ſind ſchon da, nur daß Du ſie nicht bemerkeſt. Wie könnteſt Du verlangen, zu bemerken, was ſeiner Natur nach im Verborgenen bleiben muß, was im Heiligthume menſchlicher Seelen ſich entwickelt, was auf ſtillen Plätzen ſtill ſich vorbereitet zum glorreichen Erſcheinen in der Welt? Was jetzt noch nicht ſichtbar iſt, wird es einſt deſto herr-

licher werden. Und hättest Du lange vergebens gerungen nach einem schönen Ziele, lange vergebens getrachtet, einen Fehler an den Deinigen oder an Dir selbst zu vertilgen, Deinen häuslichen Wohlstand zu verbessern, Versöhnung zu stiften unter den Entzweyten, abzuhalten ein drückendes Uebel, herbey zu schaffen ein erfreuliches Gut: werde doch nicht müde. Sprich mit Petrus, der auch nicht sahe, und doch glaubte: auf Dein Wort, Herr, will ich es noch einmal wagen; denn auch Du hast des Herrn Wort, auch Dich hat er Dein Werk geheißen, und auch Dir wird es gelingen.

Wurden Deine Ansprüche auf Belohnung bisher immer zurückgewiesen, hast Du noch nichts gehabt für Deine Treue, für Deine Opfer, für Deine Verdienste, als Verkennung, Tadel und Undank, während andre, die nichts von dem allen aufzeigen können, bewundert, hervorgezogen, mit den Ehren und Gütern der Welt überhäuft sind: o, es gibt Belohnungen, die nicht mit Augen gesehen werden, die aber das Herz desto seliger empfindet, die nicht die Welt, die nur der innere Richter austheilt, es gibt eine Ehre bey Gott, von der die Welt nichts erfährt, die aber mit hoher Freude das Herz erfüllt; diese Belohnungen, diese Ehre sind dein beßres Theil. Aber auch in Ansehung der äußern Belohnungen und Ehren, glaube, wo Du nicht siehest. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo Du sehen könntest; aber sie wird gewiß erscheinen, und wäre es nicht hier, so

iſt es dort, dort, wo jede gute That, jeder erduldete Schmerz, und am meiſten die verborgenen, die von Menſchen vergeſſenen, vergolten, ganz anders vergolten werden, als die Erde vergelten kann. Darum faſſe Muth und ſey getreu in Deinem Werke. Deine Arbeit iſt nicht vergebens in dem Herrn. Selig biſt Du, ſo Du glaubeſt, wo Du nicht ſieheſt — ſelig durch Dein getroſtes Herz, ſelig durch Deinen treuen Fleiß, ſelig durch die Hoffnung, mit der Du zum Himmel aufblickſt.

Endlich ſollen wir glauben an die weiſen und gnadenvollen Führungen Gottes, wo ſie ſich für uns in tiefes Dunkel hüllen. Ach, wie oft ſucht unſer Auge den Ewigen in den Nächten des Lebens, und findet ihn nicht! Wie oft gerathen die Angelegenheiten der Welt, die Schickſale der Völker in eine Verwirrung, in der es uns ſchwer wird, die Rathſchlüſſe der ewigen Weisheit anzubeten! Wie oft üben die Leidenſchaften der Menſchen Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen aus, die wir mit der Güte und Gerechtigkeit deſſen, der allmächtig im Himmel herrſcht, nicht zu vereinigen wiſſen! Das Recht und die gute Sache — wie oft erblicken wir ſie verlaſſen, bedrängt und im Elende! Welche Leiden der Menſchheit, deren Abſichten wir nicht zu ergründen vermögen! Hier ſehen wir nicht, aber wir wollen glauben. Unerforſchlich ſind Gottes Gerichte, unbegreiflich ſeine Wege; doch haben zahlreiche Erfahrungen und höhere entſcheidende Gründe uns

überzeugt, daß er alles herrlich hinausführt. An dieser herzerhebenden, stärkenden Ueberzeugung wollen wir festhalten, und es uns nicht befremden lassen, daß wir, Kinder des Augenblickes, nicht das Werk der Jahrtausende, nicht die Plane der Ewigkeit überschauen, nicht die sichtbare und unsichtbare Welt mit unsern Blicken umfassen — denn das müßten wir, um den Rath Gottes zu verstehen — damit uns begnügend, daß uns doch zuweilen Schimmer des Lichtes das Auge erleuchten, und daß uns einst alles sich enthüllen soll.

Unser eignes Leben — wie oft wird es uns wunderbar! Wie oft fragen wir: wozu das? wozu diese Vereitlung meines Bemühens, diese Demüthigungen, diese Schmerzen, diese Hoffnungen, die nicht erfüllt werden, diese Vorbereitungen, auf die nichts folgte, diese Begünstigungen, die zu nichts brachten, diese Freuden, die so schnell entflohen? und erhalten keine Antwort! Wie oft meynen wir, ganz anders müsse der uns leiten, der unser Glück will. Hier sehen wir nicht, aber wir wollen glauben. Unzählige Male haben wir gesehen, wie der Herr es wohl macht, Vernunft und Schrift belehren uns, daß er alles wohl macht. Er kann mit Recht fordern, daß wir ihm vertrauen, wo wir ihn nicht fassen, daß wir uns ihm unterwerfen in Dingen, die unsre Begriffe weit übersteigen. Wie oft dünkt uns der Herr so fern zu seyn, wenn wir uns in unsern Nöthen an ihn wenden, und nicht zu hören unsre

Seufzer und Gebete! wie oft empfinden wir nichts von seinen Erquickungen und Stärkungen! wie oft wähnen wir uns verlassen von Erde und Himmel, und fürchten zu vergehen in unserm Elende! Hier sehen wir nicht, doch wollen wir glauben, denn wir haben die Versicherung, daß der Herr nahe ist. Ja, er ist nahe allen, die ihn anrufen, er hat verheißen: ich will Dich nicht verlassen noch versäumen, fürchte Dich nicht, ich bin mit Dir, ich Dein Gott stärke Dich und helfe Dir. Er läßt uns nicht versucht werden über Vermögen, sondern gibt der Versuchung ein Ende, daß wir es ertragen können. Er wirkt auf unsre Seelen, und erfüllt sie mit seiner Kraft, mit seinem Troste und mit seinem Frieden, wenn wir auch nicht gewahr werden, wie dies geschieht. Wie oft zeigt sich uns kein Ausgang aus unsern Verlegenheiten, kein Mittel zu unsrer Hülfe, keine Anstalt zu unsrer Rettung! wie oft scheinen sich unsre Leiden von Tage zu Tage häufen zu wollen, ohne uns eine Hoffnung der Erlösung zu lassen! wie oft wird uns die Dunkelheit der Zukunft immer finsterer, nächtlicher und furchtbarer! Hier sehen wir nicht, doch wollen wir glauben. Wir haben einen Herrn der hilft und einen Gott, der vom Tode errettet. Wir vertrauen dem Allmächtigen, der seine Hand über alles ausstreckt, der allen Kräften gebietet, der in der tiefsten Finsterniß Licht schafft, und, wo kein Mensch etwas wahrnimmt, das Größte und

Wundervollſte zu unſerm Heile bereitet. Was bedarf es, um unſer Vertrauen zu vermehren, daß er uns jetzt ſchon die Wege zeige, die er uns leiten, die Mittel und Anſtalten, durch die er unſer Heil bewirken will? Genug, daß wir wiſſen, wir ruhen am Herzen ſeiner väterlichen Liebe. Wir fürchten uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und Berge mitten in das Meer ſänken. Wie oft ſind wir nicht im Stande, die Vortheile zu entdecken, die Gott bey den Uebeln unſrer Tage beabſichtigt! Wir ſehen hier nicht, doch wollen wir glauben: denn wir wiſſen, daß den Freunden Gottes alles zum Beſten dienen muß; wir wiſſen, nur ſegnen kann der Herr, auch im Schmerze nur ſegnen, nur Freude hervorgehen laſſen aus dem Ungemache. Wir beſitzen die untrügliche Zuſage: die zeitliche Trübſal ſchafft ewige Herrlichkeit, wer Anfechtung erduldet hat, und bewährt worden iſt, empfängt die Krone des Lebens. Einſt wird ſich uns im Sonnenlichte der Ewigkeit offenbaren, wie gnädig der Herr uns geleitet, wie ſein Rath voll Liebe war, wie jedes einzelne Mißgeſchick in den Zuſammenhang ſeiner Führungen gehörte, wie jedes zu unſrer Vollendung mit gewirkt hat. Voll Bewunderung, Preis und Dank werden wir einſt mit Thomas ausrufen: mein Herr und mein Gott!

Selig ſind wir, wenn wir an die weiſen und gnadenvollen Führungen Gottes glauben, ob ſie ſich uns gleich in tiefe Dunkelheit hüllen, ſelig im Frie-

den des Gottvertrauenden Herzens, selig in kindlicher froher Zuversicht, selig im Aufblick zu dem, der ewig liebt, selig selbst unter den Thränen des Schmerzes; unaussprechlich selig werden wir einst durch ihn seyn, wenn wir diesen Glauben über alle Prüfungen desselben siegend erheben, und bewahren bis ans Ende.

V.

Behüthe Dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben.

Bey der ersten Kommunion einiger gebildeten Jungfrauen, die in der Woche vorher von dem Verfasser confirmirt worden waren.

Achtsamkeit auf das eigne Herz, verbunden mit dem sorgfältigen Bestreben, Verderbnisse von demselben abzuwenden, die gute Verfassung und die köstlichen Besitzthümer desselben zu bewahren, ist gewiß Eine der wichtigsten Angelegenheiten eines jeden, der nachdenkend und bekümmert um sein Heil seine Tage verlebt. Dieses Herz, das den Menschen so hoch erhebt, durch welches er mehr als durch irgend etwas anders groß wird, durch welches er mit Gott selbst in Gemeinschaft tritt — wie tief kann es ihn erniedrigen! Ach, bis zum Thiere, ja noch unter das Thier kann er durch dasselbe hinabsinken! Dieses Herz, das die erhabensten Gedanken begeistern, in dem wir die heiligsten Gefühle und die edelsten Gesinnungen an-

treffen — welche Unverdaulichkeiten und Entſtellungen kann es in ſich aufnehmen! welche Verſchrobenheiten, Laſter und Gräuel kann es in ſich beherbergen! Keine Verirrung iſt trauriger, als die Verirrung des Herzens; die meiſten andern haben in Verirrungen des Herzens ihren Urſprung, und an jeder hat mehr oder weniger das Herz ſeinen Antheil. Dieſes Herz, für ſo ſelige Freuden empfänglich — von welchem Unfrieden und von welchen Schmerzen, von welchen Aengſten und Bekümmerniſſen ſehen wir es nicht zuweilen gepeinigt und zerriſſen! Vergleichet den Menſchen, der ſein Herz behüthete mit dem, der es der Verwüſtung Preis gab, und erkennet den großen, erſchütternden Unterſchied zwiſchen der guten und ſchlechten Verfaſſung des Herzens. Und wahrlich es gehört nicht viel dazu, daß jene in dieſe ausarte; die beſten Herzen können — o, wie leicht! — verdorben werden, und ſind ſchon — o, wie oft! — verdorben worden. Die Qualen der wilden Leidenſchaft, der Reue, der Scham, der Verzweiflung haben nicht ſelten in Herzen gewühlt, in welchen einſt der Himmel wohnte. Zahlreiche Keime des Böſen, das iſt unläugbar, ſchließt dieſes Herz in ſich; aus ihm ſelbſt entwickeln ſich die Bilder, die Gefühle, die Begierden, denen es ſich nur hingeben darf, um von ihnen ganz und bis in das Innerſte vergiftet zu werden. Von allen Seiten her empfängt es Eindrücke, die, wenn wir es nicht bewachen, nach und nach das Schlimmſte erzeugen, von Einer Entartung

zur andern führen, und endlich rettungslos der Gewalt der Sünde überliefern. Unabläßig gehen in ihm Veränderungen vor, die man zum wenigsten bedenklich nennen muß, die, ehe wir uns dessen versehen, Unordnungen in demselben anrichten können. Und wie leicht läßt sich des Menschen Herz täuschen! wie leicht täuscht es sich selbst! wie vielfach ist der Betrug, worin die Blendwerke der Sinne und der Zauber der Lust es gefangen nehmen! Was ist schwerer zu ergründen, als das menschliche Herz? Wer will sagen, er kenne sein Herz ganz, und habe sich gegen die Bethörungen desselben hinlänglich gesichert? Wer findet nicht Tiefen des Herzens bey sich, in die er nicht zu dringen vermag? Wer entdeckt nicht immerfort an sich Züge, Eigenschaften, Neigungen des Herzens, die ihn in Erstaunen setzen, die allem zu widersprechen scheinen, was er bisher von sich geglaubt hat? Und doch ist die Zuversicht so groß, die der Mensch zu seinem Herzen hägt, so groß die Sorglosigkeit, womit er dasselbe behandelt. Nichts ist nöthiger, als hier Mißtrauen zu erwecken, Vorsicht, eifrigen Fleiß in der Bewahrung des Herzens zu empfehlen, da an dem Zustande des Herzens alles gelegen ist, da aus ihm das Leben geht.

Sprüche IV, 23.

Behüthe Dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben.

Wir wollen uns mit unſrer Betrachtung genau an dieſe gedankenvollen Worte anſchließen, und ihre Aufforderung ſowohl als die ernſthafte Erinnerung, womit ſie dieſelbe unterſtützen in Erwägung ziehen.

Behüthe Dein Herz mit allem Fleiß:
das ſey das Erſte,

denn daraus gehet das Leben:
das ſey das Zweyte, worauf wir unſre Aufmerkſamkeit richten.

I.

Wir behüthen unſer Herz, indem wir dafür ſorgen, daß ihm alles, was es Edles und Koſtbares beſitzt, unbeeinträchtigt erhalten werde.

Dahin gehört, erſtens, die Reinheit unſers Herzens. Die Forderung dieſe mit allem Fleiße zu behüthen ergeht zunächſt an ſolche, die noch im Beſitze eines reinen und ſchuldloſen Herzens ſind. Wenn nun da unabweislich die Frage ſich erhebt: wer will einen Reinen finden, bey denen, wo keiner rein iſt? und die Bemerkung der Schrift uns entgegen tritt: wir ſind alleſammt wie die Unreinen und unſre Gerechtigkeit iſt wie ein befleckt Kleid: ſo dürfen wir nicht überſehen, daß nicht jede Verunreinigung des Lebens durch einzelne Vergehungen auch Verunreinigung des Herzens iſt, daß es Fehltritte gibt, bey denen das bethörte, übereilte, bedrängte oder beſtürmte Herz die Schuld der That

nicht theilt, ob es gleich bey öfterer Wiederholung derſelben gewiß verunreinigt wird; daher es, ohnerachtet der unläugbaren Allgemeinheit des moraliſchen Verderbens, nicht an Menſchen fehlt, denen eine weiſe Erziehung die Unſchuld des Herzens bewahrt hat. Aber auch bey denjenigen, die wir nicht von aller Befleckung des Herzens freyſprechen können, treffen wir noch auf Stellen, die das Verderben bis jetzt noch nicht angetaſtet, finden wir, während ſie ſich manches Unrechtes ſchuldig machen, doch gegen manche Uebertretungen und Ausſchweifungen einen ſo lebhaften Abſcheu, daß ſie ſich dieſelben um keinen Preis erlauben würden. Nicht auf einmal ergreift das Schlechte den vollen Beſitz des Gemüthes, es ſucht ſich vielmehr deſſelben nach und nach zu bemächtigen, und immer tiefer in daſſelbe einzudringen. Selbſt der verderbteſte Menſch kann in einem noch höhern Grade verderbt werden, und wird es unvermeidlich, wenn er dem Fortgange des Laſters in ſeinem Innern nicht zu ſteuern ſucht. Einen jeden unter uns nimmt alſo die Forderung des Textes, die Reinheit des Herzens mit allem Fleiße zu behüthen, in Anſpruch, jeder ſoll dahin ſehen, daß, was von urſprünglicher Unſchuld und Reinheit noch in ihm iſt, auch in ihm bleibe, daß das Böſe nicht über ihn größere Gewalt bekomme, und den geſunden Zuſtand ſeiner Seele immer mehr zerrütte. Wer ſich ſelbſt und ſeine Lage in der Welt kennt, wer je auf die zahlreichen und mannichfaltigen Verſuchungen zum

Böſen, denen wir ausgeſetzt ſind einen Blick geworfen, und die große Verführbarkeit des menſchlichen Herzens erwogen hat, der muß einſehen, wie ſehr es Noth thue, jene Forderung einzuſchärfen. Tauſend Wege weiß ſich die Sünde zu unſerm Herzen zu bahnen, das nur zu oft mit ihr einverſtanden iſt, ohne es ſelbſt zu merken. Die Freude und der Schmerz, die Einſamkeit und die Geſellſchaft, Beyſpiele und abſichtliche Verleitungen werden ihr dienſtbar. Schnell erwacht die böſe Begierde, die, wenn ſie nicht eben ſo ſchnell unterdrückt wird, mächtig um ſich greift, und mit ihrer unreinen Luſt alle Gedanken und Gefühle anſteckt. Schnell iſt die ſündliche That vollbracht, die, wenn ihr nicht eben ſo ſchnell die Einſicht und die Reue folgen, das Gefühl abſtumpft, und zu immer neuen ſündlichen Thaten fortreißt, und immer feſter verſtrickt in die Netze des Laſters. Wohl magſt Du daher mit allem Fleiße die Reinheit Deines Herzens behüthen, und Deinen ganzen Ernſt, Deine größte Sorgfalt und die kräftigſten Anſtrengungen auf dieſes wichtige Geſchäft wenden. Nie darfſt Du das volle und deutliche Bewußtſeyn Deines Zuſtandes verlieren, nie darf Dir verborgen bleiben, was in Dir und mit Dir vorgeht, nie dürfen die Ausſprüche des Gewiſſens von Dir überhört werden, nie darfſt Du Dich leichtſinnig dem bloß ſtellen, was Deinem Herzen gefährlich iſt; ſtets mußt Du die Eindrücke, welche Dein Herz empfängt, und die Bewegungen, welche in ihm entſtehen, genau

prüfen, und niederkämpfen, was Du darin Unlautres wahrnimmst, stets mußt Du den entschlossenen Willen haben, jeder Versuchung mit festem Widerstande zu begegnen, auch nicht Ein Mal darfst Du Dir die Verletzung ehrwürdiger Grundsätze nachsehen; die Scheue vor dem Allwissenden muß Dich allenthalben begleiten; im Gebete zu ihm mußt Du Dir zur prüfungsvollen Stunde Stärke holen, damit Du nicht Schaden nehmest an Deinem Heiligsten.

Behüthen sollen wir, zweytens, mit allem Fleiße das in unserm Herzen vorhandene Gute. Wo wäre wohl Einer so tief gesunken, daß er gar nichts mehr an sich hätte, was werth wäre bewahrt zu bleiben? Mit Entsetzen würden wir von einem solchen uns wegwenden, trauernd um den rettungslos Verlornen. Wie wenig bisher durch uns selbst für die sittliche Bildung unsers Herzens geschehen sey; es müssen sich doch edle Neigungen und Stimmungen des Herzens in uns finden, welche die Natur, oder die Erziehung, oder der Umgang mit edeln Menschen, oder das Einwirken äußerer Gegenstände und Begebenheiten in uns hervorgebracht, und die bisher, durch alle Verderbnißmittel, welche ihren Einfluß auf uns geäußert, nicht haben vertilgt werden können: wir können doch vieles einbüßen, was uns ehrt und beglückt, wenn es auch auf den Nahmen der Tugend keinen Anspruch haben sollte. Noch weit mehr aber haben wir dann zu behüthen, wenn wir es uns selbst haben angelegen seyn lassen, das

uns angeborene Gute zu reinigen, auszubilden, zur Würde der Tugend zu erheben, und mit andern treflichen Eigenschaften zu verbinden. Hier kömmt es darauf an, daß wir unser Herz recht kennen lernen, daß wir genau bemerken, welche gute Eigenschaften wir besitzen, und welche Dinge dieselben schwächen oder beeinträchtigen könnten, daß wir mit großer Strenge die Begierden bezwingen, welche ihnen entgegenstreben, daß wir die Verhältnisse vermeiden, welche ihnen nachtheilige Eindrücke auf uns machen, und wo das nicht möglich ist, ernstlich über uns wachen, und alle Kräfte aufbiethen, ihren Einfluß von uns abzuhalten, daß wir endlich oft ernstliche und unpartheyische Untersuchungen darüber anstellen, ob wir nicht schon etwas von ihnen eingebüßt haben. Hast Du bisher Liebe in Dir genährt, und Liebe gegen Deine menschlichen Brüder geübt: so behüthe Dein Herz mit allem Fleisse, daß nicht das uns angeborne selbstsüchtige Wesen, verstärkt durch den Undank, den Du erfahren, durch das Schlechte, was sich Dir an Menschen dargestellt, durch das Gefühl eigner Noth und durch einladende Gelegenheiten, wichtige Vortheile für Dich zu erlangen, über sie hinauf wachse. Sahe man Dich bisher schonend, freundlich im Umgange mit Menschen: so behüthe Dein Herz mit allem Fleiße, daß nicht eine finstre oder bittre Stimmung, die man bey näherer Bekanntschaft mit der Welt und unter dem Wechsel der Schicksale so leicht annehmen kann, Dich dieses schönen Vorzuges

beraube. Warst Du bisher sanft, nachgiebig und still duldend bey Kränkungen, die Dir widerfuhren; so behüthe Dein Herz mit allem Fleiße, um so mehr je öfter Du gereitzt wirst, daß es nicht heftig, auffahrend und ungestüm werde, wo ihm Mißfälliges oder Unangenehmes begegnet. Hat bisher Vertrauen in Deinem Herzen gewohnt, das Dich zu den mildesten Urtheilen und zu schönen Thaten leitete: so behüthe Dein Herz mit allem Fleiße, daß nicht, wenn dieses Vertrauen zuweilen getäuscht wird, Argwohn, Verschlossenheit und Abneigung gegen Menschen an seine Stelle treten. Hast Du bisher an der Demuth gehalten: so behüthe Dein Herz mit allem Fleiße, daß nicht die guten Eindrücke, die Du hervorbringst, und die Lobsprüche, die man Dir ertheilt, Dünkel und ungebührliche Ansprüche bey Dir erzeugen. Hast Du bisher Dein Ungemach mit Gelassenheit und Ergebung in den Willen Gottes getragen: so behüthe Dein Herz mit allem Fleiße, daß nicht anhaltende empfindliche Leiden Unmuth und widerspänstiges Auflehnen gegen die Schickungen Gottes in Dir erwekken. Hast Du bisher in stiller häuslicher Geschäftigkeit Deiner Pflicht gelebt, und in der Besorgung des Dir angewiesenen Werkes Freude gehabt: so behüthe Dein Herz mit allem Fleiße, daß Dich nicht das eitle Bestreben, Dich der Welt gleichzustellen und der Welt zu gefallen davon abwende, daß nicht das lockende, Einschmeichelnde, Verführerische eines zerstreuten Lebens Dein Gemüth fesle. Warst Du bisher

her einfach, unbefangen und wahr: ſo bebüthe Dein Herz mit allem Fleiße, daß nicht der blendende Glanz werthloſer Aeußerlichkeiten dieſes Herz verhöre, daß Du nicht lerneſt heucheln vor den Menſchen, und einen Schein um Dich verbreiten, den Dein Inneres Lügen ſtraft.

Soll es uns aber gelingen, das in unſerm Herzen vorhandene Gute zu erhalten: ſo müſſen wir auch, drittens, die edeln Gefühle deſſelben mit Fleiß bewahren; denn dieſe Gefühle, ob ſie uns gleich an ſich noch keinen Werth geben, hangen doch mit unſern Tugenden genau zuſammen, ſie nähren und beleben dieſelben, und in eben dem Maße, als ſie erkalten, wird auch jedes Eine in uns kraftloſer. Bewahren alſo müſſen wir die Gefühle, die, durch die Leiden und Freuden, durch das Daſeyn und Wirken unſrer menſchlichen Brüder angeregt, uns mit dieſen freundlich verknüpfen, die Gefühle der Theilnahme, der Dankbarkeit und des zärtlichen Wohlwollens, bewahren den feinen Sinn für den Unterſchied des Guten und Schlechten, der beyde in ihren leiſeſten Zügen wieder erkennt, die heilige Wärme für das Wahre und Rechte, für alles was ſchön und würdig und groß iſt, bewahren die Aufgeſchloſſenheit des Gemüthes für den erhabenſten und ſeligſten Gedanken des Menſchen, für den Gedanken an Gott und den Himmel, für alles, was an Gott erinnert, und worin Gott ſich uns offenbart, wie für alles, was mit unſrer Hoffnung auf die Ewigkeit in Ver-

bindung steht, was uns über das Sichtbare und Vergängliche erhebt, und uns als unsterbliche, einer andern Welt geweihte Geschöpfe bezeichnet, bewahren die Empfänglichkeit für jeden Eindruck und für jede Bewegung, die zur Veredlung unsers Herzens wirken können. Wir nehmen es täglich wahr, wie die edeln Gefühle unsrer Brust, in dem gewöhnlichen Umtreiben unter den Geschäften Sorgen und Genüssen der Welt, allmälig ihre Lebhaftigkeit verlieren, wenn wir sie nicht gegen das, was sie beschädigt und abstumpft schützen, wenn wir nicht selbst die Veranlassungen, bey welchen sie zu entstehen pflegen, herbeyzuführen, wenn wir ihnen nicht durch Betrachtungen, die mit ihnen zusammenstimmen, eine längere Dauer zu geben wissen. Wir können es uns kaum verbergen, daß sie nicht mehr die Zartheit und Innigkeit besitzen, mit welchen sie sich in den frühern Jahren unsers Lebens äußerten, und daß sie noch bis zur gänzlichen Erstarrung unsers innern Menschen erkalten werden, wenn wir sie versäumen oder gleichgültig behandeln. Und doch könnten wir hier unbekümmert seyn? Nein, ist jetzt unser Herz noch weich: so lasset uns wohl zusehen, daß es sich nicht verhärte. Dringen sie noch tief bey uns ein die Worte der gedankenvollen, rührenden, erschütternden Wahrheit: so lasset uns wohl zusehen, daß sie nicht mit der Zeit unempfunden an unserm Herzen abgleiten. Glühet noch in unsern Seelen das heilige Feuer der Liebe für das Unsichtbare, Ewige:

ſo laſſet uns wohl zuſehen, daß es nicht bey uns erlöſche. Sind ſie uns noch willkommen die Stunden der ſtillen Feyer und der ſeelenerhebenden Andacht, die Stunden des Gebetes, der ernſten Erforſchung unſers Weſens und Thuns und der Beſchäftigung mit unſrer Beſtimmung: ſo laſſet uns wohl zuſehen, daß ſie uns nicht fremd oder gar verhaßt werden. Empfinden wir noch Bewundrung, Ehrfurcht und Dank für den Heiligen des Evangeliums, der uns in Sinn- und Wandel das Bild der Gottheit darſtellte: ſo laſſet uns wohl zuſehen, daß wir nicht unter denen erfunden werden, in deren Herzen er geſtorben iſt. Fühlen wir noch Schmerz im Gewiſſen auch über unſre kleinern Vergehungen: ſo laſſet uns wohl zuſehen, daß wir nicht dieſen Schmerz unterdrücken, und künftig ohne Beſchämung und Reue Verſchuldungen häufen.

Mit dieſem allen beſorgen wir zugleich das Vornehmſte, worauf es bey der Bewahrung unſers innern Friedens ankommt, welcher größten Theils von der Unſchuld, den guten Geſinnungen und den edeln Gefühlen unſers Herzens abhängt. Doch werden, um denſelben ganz ſicher zu ſtellen noch beſondre Bemühungen erfordert, die wir bey einer vernünftigen Sorgfalt für den Zuſtand unſers Herzens nicht verſäumen dürfen. Wir haben keinen Frieden im Herzen, wenn in demſelben Gefühle und Begierden gegen einander kämpfen, oder wenn wir hier unruhige Wünſche hägen, die wir nicht zu befriedigen

vermögen. Darum ist die Zeit unsers Jugendlebens so friedevoll, weil wir da noch mit uns selbst einverstanden sind, weil sich da noch kein Theil unsers Wesens von den übrigen absondert, und gegen sie auflehnt, weil wir uns da noch so leicht mit dem, was wir besitzen, begnügen, weil uns da noch kein stürmisches Verlangen über die uns gesetzten Schranken hinaustreibt. Je weiter wir in das Leben hineinkommen, je mehr die Begierde sich zur Leidenschaft entzündet, unser Inneres sich theilt, und von sich selbst abfällt, je unersättlicher die sinnliche Lust Ein Gut der Welt nach dem andern an sich zu reißen sucht, je eifriger wir nach Glanz und hohen Dingen trachten, je drückender daher die Sorgen auf uns lasten, je mehr der Sinn für das Einfache, still Beglückende sich verliert, je weniger uns das gilt, was in jeder Lage dem Menschen das Herz gewährt: desto mehr verschwindet aus dem Herzen der Friede. Darin also müssen wir das Herz mit allem Fleiße behüthen, daß wir den Unordnungen desselben vorbeugen, die uns mit uns selbst in Widerspruch bringen, daß wir in unserm Denken, Fühlen, Begehren und Handeln die glückliche Uebereinstimmung erhalten, bey der uns allein wohl seyn kann, daß wir uns den Einflüßen der Dinge entziehen, die uns verhindern, den wahren Bedürfnissen unsers Geistes und Herzens zu leben. Darum müssen wir das Herz mit allem Fleiße behüthen, daß wir lernen an wenigem genug haben, daß wir auf das Gute in unsrer

Lage aufmerksam sind, und seiner innig froh werden, daß wir die Wünsche, welche darüber hinausgehen, niederkämpfen, daß wir uns mit unsrer Lage recht befreunden, und uns gewöhnen, sie als die Einzige zu betrachten, in der wir für unsre höhere Bestimmung, für unser ewiges Heil erzogen werden können, wie sie denn dieses auch in der That ist, daß wir in allen unsern Bestrebungen die weise Mäßigung behaupten, bey der wir uns nicht elend fühlen, wenn wir das Ziel nicht erreichen, und keinen Verdruß empfinden, wenn andre uns darin vorancilen, daß wir uns vor den Verwickelungen mit dem wechselvollen Treiben der Welt in Acht nehmen, die das Herz immer mit quälenden Sorgen beschweren, daß wir endlich den Glauben an das Wesen, das alle Verhältnisse unsers Lebens auf das Beste eingerichtet hat, immer mehr beleben, und durch das Vertrauen auf seine Liebe die Bekümmernisse unsers Gemüthes zu überwinden suchen.

II.

Nachdem wir nun die vornehmsten Bemühungen, wofür die Aufforderung des Textes uns in Anspruch nimmt, erwogen haben; so lasset uns jetzt noch auf die Wichtigkeit derselben unsre Aufmerksamkeit richten. Stärker und nachdrücklicher kann man sich über diese nicht erklären, als es in den gedankenvollen Worten geschieht: aus dem Herzen gehet das Leben. Wir dürfen nur überlegen, in

welch einem groſsen Sinne und weiten Umfange dieſes wahr ſey, um uns zu den eifrigſten Anſtrengungen ermuntert zu fühlen.

Aus dem Herzen gehet das Leben; denn die Beſchaffenheit alles deſſen, was wir in der höhern Bedeutung des Wortes Leben nennen, richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Herzens: alles Würdige, Schöne und Gute im Leben hat ſeine Bedingung und ſeinen Urſprung in der treu behüteten guten Verfaſſung des Herzens.

Aus dem Herzen gehet das Leben: denn wie das Herz iſt, ſo iſt das Bewuſstſeyn, welches wir von uns ſelbſt haben. Was an uns vorzügliches ſeyn mag: nie wird es uns ein ungetrübtes Bild unſres Zuſtandes verſchaffen, nie wird es uns zur reinen Freude werden, wenn das Herz ſich in einer böſen Verfaſſung befindet. In den Geſinnungen, Neigungen, Gefühlen und Stimmungen unſers Herzens vereinigt ſich zuletzt alles, was wir bey uns antreffen, und es iſt nicht möglich, daß es ſich uns anders darſtelle, als in der Geſtalt, die es von dieſen Geſinnungen, Neigungen, Gefühlen und Stimmungen empfangen hat. Wie ſoll das Bewuſstſeyn von uns ſelbſt ein ruhiges, getroſtes und heitres ſeyn, wenn die Sünde unſer Herz verunreinigt, und Stimmen des Vorwurfes ſich in demſelben erheben, gegen die wir uns nie ganz zu betäuben, und die wir nie ganz zum Schweigen zu bringen vermögen, wenn die Tugenden, die den Reichthum des Herzens aus-

machen, und seine Glückseligkeit begründen, in demselben zerstört worden sind, wenn wir die Empfindungen, die das Herz erwärmen und erweitern, die uns mit den Menschen, mit Gott und dem Himmel, die uns mit allem Wahren, Guten und Großen verbinden, vermissen, oder nur noch kaum merkliche Spuren davon wahrnehmen, wenn unordentliche Begierden in ihm herrschen, leidenschaftliche Wünsche es empören, und der Friede, der es einst erfüllte, von ihm gewichen ist! Ach, Mißvergnügen, Verlegenheit, Beschämung und Wehmuth werden sich dann, die Zerrüttungen und die Verluste des Herzens ankündigend, in die Eindrücke mischen, durch welche unser innrer Zustand sich uns offenbart, und keine Kunst des Selbstbetruges, keine Macht der Bethörung wird im Stande seyn, uns die wahre Beschaffenheit unsers Herzens auf die Dauer zu verbergen, und die daraus entspringenden bittern Empfindungen von uns fern zu halten. Aber, o, des frohen Bewußtseyns, worin wir der Lauterkeit und der edeln Einfalt unsers Sinnes, der Unsträflichkeit unsers Lebens inne werden, und vorwurfsfrey zum Himmel aufblicken! des frohen Bewußtseyns, das aus einer liebevollen, vertrauenden, gelassen duldenden, sanftmüthigen und demüthigen Gemüthsart entspringt! des frohen Bewußtseyns, das wir dann von uns haben, wenn unser Herz freundlich Theil nimmt, wenn es allem offen steht, was es mit höhern Freuden erfüllt, wenn die Andacht es emporträgt über

Welt und Zeit, wenn es sich verliert in der Bewunderung und Anbetung Gottes, und in der Betrachtung seines himmlischen Erbes! des frohen Bewußtseyns, das wir dann von uns haben, wenn ein ungestörter Friede in unserm Innern wohnt! Wie sind die glücklich zu preisen die in der sorgfältigen Bewahrung ihres Herzens sich ein solches Bewußtseyn sichern!

Aus dem Herzen gehet das Leben: denn wie des Menschen Herz ist, so ist sein Denken, Wollen und Handeln. Auf alle Wirkungen der Seele äußert das Herz seinen Einfluß: in unsern Ansichten, Ueberzeugungen, und Urtheilen, in unserm Billigen und in unserm Verwerfen, in unserm Begehren und in unserm Verabscheuen, wie in unserm ganzen Verhalten offenbart sich die Verfassung des Herzens. Das verderbte und zerrüttete Herz kann nur Falsches, Thörichtes, Niedriges und Schlechtes hervorbringen; es verdunkelt das natürliche Licht des Verstandes, erzeugt in ihm Irrthümer bald des Aberglaubens bald des Unglaubens, und verstrickt ihn in gefährliche Selbsttäuschungen; es entkräftet den Willen, beraubt ihn seiner Freyheit und unterwirft ihn den Antrieben der Selbstsucht und der sinnlichen Lust; es verunreinigt die That und bringt sie in Widerspruch mit den Gesetzen Gottes. Ein tief entehrtes und elendsvolles Leben gehet aus dem verderbten und zerrütteten Herzen hervor. Das edle Herz muß unser Forschen leiten, damit wir uns überall die Wahrheit zum Ziele setzen, ihr eifrig

nachstreben, ihr jedes Vorurtheil willig aufopfern, und durch die Regel des Vernunft glücklich zu ihrem Lichte hindurch dringen, damit der Glaube an sie sich siegend über jeden Zweifel erhebe. Das edle Herz muß uns begeistern, zu ernstlichen und festen Entschließungen für das Gute, damit wir, uns demselben angelobend, die Einladungen des Eigennutzes und der Weichlichkeit standhaft zurückweisen, der Gefahr kühn entgegen treten, die Beschwerde und das Ungemach, mit denen wir es dabey aufzunehmen haben, hochsinnig gering achten. Nur die sind fähig, sich das Große vorzusetzen, und dabey unter günstigen und widrigen Umständen zu beharren, denen in einem reinen und warmen Herzen die Kraft des Willens und des Muthes bewahrt worden ist. Das edle Herz muß uns antreiben, das zu thun, was die Pflicht von uns verlangt, damit wir ihr einen reinen willigen, und unverbrüchlichen Gehorsam beweisen, und ihren erhabenen Ansprüchen an uns auf eine würdige Art Genüge leisten. Wie auch unsre Handlungen mit den Forderungen des Gesetzes übereinstimmen, ja welchen glänzenden Schein sie um sich her verbreiten, der echte innere Werth fehlt ihnen noch, wenn nicht das edle, liebevolle Herz sie eingegeben hat. Werke, die in Gott gethan sind, wie die Schrift sie nennt, Werke, die vor dem, das Innerste durchschauenden Blicke der Allwissenheit ohne Tadel bestehen, Werke, über die wir, bey der strengsten Untersuchung, eine ungetrübte Freude empfinden,

Werke von unvergänglichem Ruhme und Nutzen, Werke, um deren willen man uns noch segnen wird, wenn wir längst die Erde verlassen haben, vermag nur der zu vollbringen, der sein Herz mit allem Fleiße immerfort behüthete.

Aus dem Herzen gehet das Leben: denn wie des Menschen Herz ist, so ist auch sein Genießen und Erdulden. Was kann es Euch helfen, daß die reichsten und gepriesensten Güter des Lebens Euch umringen, daß Ihr Euch ohne Mühe verschaffet, was Ihr Euch wünschet, und worum tausende Euch beneiden, daß unzählbare Anstalten der Freude Euch erwarten, und daß Ihr auf allen Sammelplätzen des Vergnügens Euch umtreibet: wenn es Euerm verwahrlosten und verwilderten Herzen an Empfänglichkeit für das Vergnügen fehlt, oder wenn die schlechte Beschaffenheit Euers Herzens jedem Vergnügen seine dunkle Farbe mittheilt, und ihm seine trüben, unruhigen und bangen Gefühle zugesellt? Bey einem moralisch-erkrankten und verarmten, von Vorwürfen gequälten, für das Höhere erkalteten, von unordentlichen Begierden aufgewiegelten, und mit sich selbst überworfenen Herzen können Euch nur sehr kärgliche Genüsse zu Theil — und müssen Euch selbst diese vielfach verbittert werden. Aber auch das geringe Gut wird Euch unaussprechlich froh machen, wenn Ihr es mit einem reinen Herzen genießet, wenn Ihr es als Belohnung Eurer guten Gesinnungen und als ein Unterpfand

der göttlichen Liebe betrachten dürfet, wenn die bewahrte Wärme Euers Herzens den Genuß erhöhet und veredelt, und wenn Ihr beſitzet, was weit mehr werth iſt, als die vergängliche Freude, den Frieden des Herzens; überdies wird Euch, was dann in Euerm Innern lebt durch ſich ſelbſt immer neue Freuden bereiten, wie ſie die Welt weder hat noch kennt. Das verunreinigte oder zerrüttete Herz macht den Menſchen im Unglücke verzagt, beugt ihn, im Gefühle ſeiner Nichtswürdigkeit und Schuld, noch tiefer darnieder, beraubt ihn der Zuverſicht zu ſich ſelbſt, der Kraft des Gemüthes, die er dem Mißgeſchicke entgegen bieten könnte, und der Fähigkeit, ſich zu faſſen, die Lehren des Troſtes auf ſich anzuwenden, und ihren wohlthätig lindernden Einfluß zu empfinden. Keine tröſtliche Wahrheit vermag auf das Herz zu wirken, wenn ſie nicht im Herzen eine ihr befreundete fromme Stimmung antrifft, wenn ihr nicht das Herz in reinen und edeln Gefühlen entgegen kommt. Vergebens werdet Ihr Euch in bangen, unglücksvollen Tagen nach bewährten Mitteln der Beruhigung umſehen, wenn ihr Euer Herz habt zu Grunde richten laſſen. Wie muthig feſt, wie ruhig und ſelbſt wie heiter werdet Ihr Schmerzen, Kränkungen, Verluſte und Demüthigungen ertragen, wenn Euch Euer Herz nicht verdammt, und Ihr darum Freudigkeit zu Gott habet, wenn Euer Herz ſich ſolcher Geſinnungen, auf denen der Werth und die Ehre des Menſchen beruht, bewußt, wenn es von

heiligen Gefühlen und seligem Frieden erfüllt ist. Euch ist die sanft heilende Hand immer nahe, die Ihr in guten Tagen Euer Herz zu Gott hieltet, und es mit allem Fleiße in seiner Gemeinschaft behüthetet.

Aus dem Herzen gehet das Leben: denn wie des Menschen Herz ist, so ist auch sein Hoffen. Eitel ist jede Hoffnung, zu welcher nicht die Beschaffenheit unsers Herzens berechtigt, unzuverlässig jede Hoffnung, die uns nicht durch Gesinnungen und Gefühle des Herzens versichert wird, in die nicht das Herz vertrauensvoll und freudig einstimmt. Jede gegründete Hoffnung ist Hoffnung zu Gott, Hoffnung seines Beystandes, seiner Hülfe, seiner Erquickungen und seines Segens, Warten auf seine gnädigen Rettungen, auf seine herrlichen Offenbarungen; darf aber der sich mit solchen Hoffnungen schmeicheln, den sein unreines, mit sträflichen Gelüsten erfülltes Herz von Gott scheidet, der das Gottverwandte in sich hat zerstören lassen, in dem die Empfindungen für Gott erloschen sind, von dem Gottes Friede gewichen ist, der nicht anders als mit Beschämung und Furcht an Gott denken kann? Gehört nicht Hoffnung zu Gott zu den erhabenen Vorzügen derer, die ihr frommes Herz zu Gottes Andern geweiht hat? Des Menschen höchste und seligste Hoffnung hat ihre Gegenstände nicht in den engen und dunkeln Räumen der Erde, sondern in den weiten und lichten Gegenden jenseits des Grabes; sie erhebt sich erst da recht frey und glücklich,

wo alle Erdenhoffnung aufhört, ſie iſt Hoffnung eines ewig-ſeligen Lebens. Woran aber ſoll der dieſe Hoffnung befeſtigen, der nicht jetzt das in ſich trägt und bewahrt, woraus dieſes Leben einſt ſich entwickeln, deſſen Verklärung und Vollendung es ſeyn wird? Dem reinen, guten und von frommen Gefühlen erwärmten Herzen iſt die Hoffnung innig vertraut, in ihm richtet ſie kühn und zuverſichtlich ſich auf, und ſchwingt ſich gen Himmel. Behüthen wir dieſes Herz mit allem Fleiße: dann weichet die Hoffnung nicht von uns, dieſes Herz leihet uns Bürgſchaft für ihre Erfüllung, und alles Beſte, was es in ſich hägt, geht nährend und ſtärkend in die Hoffnung über. O, des finſtern, armen, freudeloſen Lebens, wo man nichts zu hoffen hat, nicht hoffen kann unter dem Drucke der Noth, nicht hoffen kann in des Herzens Traurigkeit, nicht hoffen kann beym Dahinſchwinden des Geliebten, nicht hoffen kann, wenn hier alles für uns zu Ende geht! O, des hellen, des reichen, des freudevollen Lebens, über welches die Hoffnung ihr ſchönes Licht verbreitet, das die Hoffnung über das Ungemach erhöhet, in dem die Hoffnung ſiegend und verjüngend ſich hebt, wenn ſeine irdiſche Erſcheinung in die Nacht des Todes hinabſinkt!

Aus dem Herzen gehet das Leben. Groß oder klein, muthig oder verzagt, ehrenwerth oder verächtlich, glücklich oder elend wird der Menſch am meiſten durch ſein Herz. Unſer Herz umſchließt das Theuerſte und Koſtbarſte, was wir beſitzen, und wo-

von alles Uebrige, was uns für theuer und kostbar gilt, abhängt: wir haben alles verloren, wenn wir unser Herz verloren haben. Und dieses Herz sollten wir verwahrlosen, auch nur einen Augenblick sollten wir es unbeachtet lassen, da es doch in Einem Augenblicke so viel einbüßen kann? Wir sollten nicht auf die Bewahrung desselben den anhaltendsten Fleiß und die größte Sorgfalt verwenden? Wie wäre da zu erwarten, daß wir uns um die weitere Pflege und Bildung des Guten in demselben und um die Heiligung unsers Lebens bemühten, wofür unsre Bestimmung uns in Anspruch nimmt? Nein, behüthen wollen wir unser Herz mit allem Fleiße — besonders in den Stunden der Versuchung. Die gefährlichen Lockungen der Welt und das Elend der Zeit sollen uns das herrliche Kleinod nicht entreißen; entschlossen und fest wollen wir uns behaupten, wenn wir auf schwere Proben gestellt werden, und wenn wir sonst nichts zu retten vermögen, so sey das unser Trost, daß wir unser Herz gerettet haben.

Behüthet, o Jünglinge, behüthet, o Jungfrauen, Euer Herz mit allem Fleiße. Das Glück Eurer Gegenwart und Eurer Zukunft hängt an Eurer Herzensreinheit, an Eurer Herzensgüte, an Eurer Herzenswärme, an Euerm Herzensfrieden. Die frische Blüthe Eurer Jugend, die Heiterkeit Eurer Seele und der gute Muth werden Euch nur so lange bleiben, als Ihr Euer Herz mit allem Fleiße behüthet. Nützliche, ehrenwerthe und zufriedene Menschen kön-

net Ihr einſt nicht ſeyn, Euer Leben iſt verloren, die Freuden, auf die Ihr hoffet ſind ſchon im Keime vernichtet, Jahren ohne Gehalt, ohne Werth und ohne Genuß, Jahren voll Ueberdruß, Ekel, Pein und Elend eilet Ihr entgegen: wenn Ihr jetzt Euer Herz dem Verderben Preis gebet. Was jetzt in dieſes Herz dringt, das iſt ſo ſchwer daraus wieder wegzuſchaffen, was jetzt in dieſem Herzen erſtirbt, das iſt ſo ſchwer wieder ins Leben zu rufen, was ſich jetzt in dieſem Herzen empört, das iſt ſo ſchwer wieder in Ordnung zu bringen. Zahlreich, groß und mächtig ſind die Gefahren, die Euch umringen, einladend, blendend die Verſprechungen, die Euch um Euer Herz betrügen wollen; als fröhlicher Lebensgenuß preiſet ſich Euch an, was Euer Herz vergiftet; und dieſes, nach Freude durſtende Herz vertrauet ſo arglos, kommt ſo geneigt entgegen, achtet ſo leichtſinnig gering die Stimme der Lehre und der Erfahrung, hält für ſo unbedeutend die Fehltritte, welche die traurigſten Verletzungen nach ſich ziehen. O, darum mißtrauet dem Scheine, mißtrauet dem Herzen ſelbſt, wählet die Weisheit zu Eurer Führerinn, und habet Acht auf Euch ſelbſt bey jedem Schritte.

Behüthet Euer Herz mit allem Fleiße, theuergeſchätzte Jungfrauen, die Ihr daſſelbe in der verfloſſenen Woche Gott und Euerm Erlöſer feyerlich übergeben habt, und die da unter heißen Thränen ausgeſprochenen Gelübde jetzt beim Gedächtnißmahle unſers Herrn wiederholen wollet. Zählet hier alle

Freuden des reinen Herzens, alle Seligkeit des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, fühlet hier welche Wonne es sey, Gott und Jesu das Herz zu weihen, und mit einem schuldlosen, von frommen Gefühlen und himmlischem Frieden erfüllten Herzen auf gen Himmel zu schauen, und unerschütterlich werde in Euern Seelen der Entschluß, zu bleiben im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung, Ihm, Euerm Erretter, dem Ihr alles schuldig seyd, Euer Herz zu bewahren, und dahin zu streben, daß Ihr immer mit einem schuldlosen, von frommen Gefühlen und himmlischem Frieden erfüllten Herzen auf gen Himmel schauen könnet. Theuer sind auch Eure Herzen ihrem Heile erkauft; daß sie ihm stäts gehören, und nicht angetastet werden von den Lastern der Welt, dafür vergoß Jesus Christus sein Blut. O, möge es nicht vergebens seyn, daß Ihr ihn und seine Liebe erkannt habt. Freuet Euch Eurer Jugend, wandelt fröhlich die blumenvollen Wege, die Ihr jetzt noch geführt werdet; aber wandelt sie mit Vorsicht, denn es sind gefährliche Wege. Genießet jedes Gute, das Gott Euch bescheert, aber bedenket auch, daß man es nur so lange recht genießen kann, als man ein reines und frommes Herz hat, und daß die Lust dieser Welt verachet. Ja, einst wird es aus seyn mit allem, was hier am Staube menschliche Herzen betrübte und entzückte, aber nicht aus mit dem, was dieses Herz besaß, was es fühlte und wornach es trachtete. Wenn der Mensch sonst nichts mehr

hat,

hat, dann muß er alles bey ſeinem Herzen ſuchen, dann entſcheidet allein das Herz über ſein Schickſal. Bewahret Euer Herz ſo, wie Ihr wünſchet es einſt Euerm Richter darſtellen zu können. Gnädig ſieht Gott in dieſer Stunde auf Euch herab, gnädig wird er Euch hören, wenn Ihr zu ihm um Weisheit flehet, gnädig wird er Euch Kraft verleihen, daß Ihr dem Himmel erhalten werdet.

VI.

Der edle Kampf mit uns selbst.

Mannichfaltige und schwere Kämpfe, m. Z., sind von unserm Leben auf Erden unzertrennlich. Sey unser Loos auf das Günstigste gefallen, seyen von uns entfernt worden die ungewöhnlichen Umstände, welche so viele Menschen unaufhörlich bedrohen und beunruhigen: ohne, und selbst wider unsern Willen werden wir oft genöthigt, alle unsre Kräfte aufzubieten, um Anfälle von uns abzuhalten, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und einen Widerstand zu besiegen, der nicht selten der gewaltthätigste und hartnäckigste ist. Noch zahlreicher und wichtiger sind indeß diejenigen Kämpfe, die wir zwar freywillig übernehmen, denen wir uns aber nur dadurch entziehen könnten, daß wir uns selbst untreu würden, dem Gewissen den Gehorsam aufkündigten, und dasjenige Preis gäben, was uns das Heiligste seyn muß. Wenn die Pflicht ihre ehrwürdige Stimme erhebt, werden auch gleich andre Stimmen in unserm Her-

gen laut, die sich gegen sie erklären, und die nichts unversucht lassen, uns derselben abwendig zu machen. Kaum ist irgend ein Gebot, wider welches es nicht eine Neigung in uns gelüstete, oder das uns nicht Eindrücke, die wir von außen her empfangen, erschwerten; und oft genug müssen wir es mit allem aufnehmen, was lockend, verleitend, hinreißend, oder abmahnend, niederschlagend, zurückhaltend auf den Menschen wirkt, oft genug nimmt die Sünde Ursache am Gesetze, oft genug ist das Herz schon aufgewiegelt, gewonnen und gegen jede Erinnerung betäubt, ehe das Gewissen nur einmal zur Sprache kommen kann. Große Wachsamkeit und unermüdete Anstrengungen, werden hier erfordert, damit wir nicht unterliegen, und erst spät gelangt der Fromme dahin, daß sein Leben Ausübung der Tugend in Liebe und Freude wird. Diese Kämpfe glücklich bestehen, und in ihnen das Feld behalten, das ist es, was die Ehre und den Werth des Menschen ausmacht, was uns das Zeugniß gibt, unser Leben würdig geführt zu haben, was uns am Schlusse desselben einen frohen Rückblick auf die vollendete Laufbahn und einen frohen Hinblick auf die nahe Vergeltung gewähret. Was wir äußerlich gewirkt haben, sey es das Verdienstvollste und Glänzendste gewesen, sey es angestaunt und gepriesen worden, es bleibt auf der Erde zurück, der es angehörte, und wo es bald vergessen seyn wird. Aber was als Frucht stiller Kämpfe in uns selbst reifte, das geht mit uns hinüber in jene

Welt: die Siege, welche wir hier davon getragen haben, werden uns dort verherrlichen. Darum wohl dem — und besonders in dieser Zeit der Anfechtung und des mühseligen Streites, wohl dem, der mit dem Apostel sagen kann: ich habe einen guten Kampf gekämpft! Lasset uns diese wichtige Angelegenheit näher in Erwägung ziehen.

2. Timoth. IV, 7. 8.

Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben.

Der Apostel stand nahe am Ziele seiner Laufbahn, als er das Vorgelesene an seinen jüngern Freund, den Timotheus schrieb. Möchten auch wir wenn wir einst nahe am Ziele unserer Laufbahn stehen, dieses mit derselben freudigen Zustimmung unsers Gewissens, beym Rückblicke auf unser geführtes Leben, sagen können! Möchte das erhabene Beyspiel des heiligen Mannes, dem es gelungen war, im Kampfe mit sich selbst Treue und Glauben zu bewahren, und stäts vor Augen seyn, und alle unsere Bemühungen leiten! Lasset uns deßwegen

den guten Kampf, den wir nach seinem Beyspiele kämpfen müssen

jetzt zum Gegenstande unsrer Betrachtung machen. Wir wollen

erstens, sehen, was es für ein Kampf ist, den wir auf Erden zu kämpfen haben,

zweytens, was erfordert wird, damit dieser Kampf ein guter und würdiger sey.

I.

Der Kampf, den wir auf Erden zu kämpfen haben, ist ein Kampf mit dem eignen Herzen; denn wenn auch von aussen her mancherley feindliches auf uns eindringt, wenn die bösen Beyspiele und die absichtlichen Verführungen der Menschen sich unsrer zu bemächtigen, wenn günstige Schicksale uns zu verleiten, wenn widrige Begegnisse unsre Treue zu erschüttern, wenn die Güter des Glückes uns zum Leichtsinne, wenn der Druck des Unglücks uns zur Muthlosigkeit oder zum Auflehnen gegen Gott zu verleiten suchen, so ist es doch immer das eigne Herz, wodurch dieses alles auf uns wirkt. Keines von dem allen würde uns gefährlich werden, wenn nicht Gefühle, Wünsche und Bestrebungen im Herzen dadurch erweckt, wenn nicht Begierden, die schon im Herzen sind, dadurch verstärkt oder zurück gewiesen würden, kurz, wenn nicht unser Herz davon eine besondre Stimmung empfinge. Immer muß unser Widerstand zunächst gegen Regungen, Einge-

bungen und Antriebe des Herzens gerichtet seyn. Die ernstlichsten Anstrengungen, welche wir dem, was auser uns ist, entgegen setzen, sind vergebens, so lange wir des eigenen Herzen schonen wollen: nur einzelne Angriffe werden wir zurück schlagen, die sich unaufhörlich wiederholen, nie aber einen vollständigen Sieg davon tragen, der allein in unserm Innern erfochten werden kann. Haben wir unser Herz besiegt: dann haben wir die Welt überwunden, wir haben ihr die Waffen entrissen, mit welchen sie den Streit wider uns führte; sie hat fernerhin eben so wenig etwas an uns zu fordern, als wir etwas an sie zu verlieren haben; wir genießen ihr Gutes, aber ihr Böses hat keine Gewalt an uns; wir sind aus aller Gemeinschaft getreten mit dem, was in ihr verderblich ist, und freuen uns einer erhabenen Ruhe, und einer seligen Freyheit.

Dasjenige aber in unserm Herzen, womit wir es aufnehmen müssen, ist bald unsre Sinnlichkeit, bald unser Schmerzgefühl, bald unsre Reizbarkeit und bald unsre Weichlichkeit.

Wem könnte wohl unbekannt seyn, wie sich uns die Sinnlichkeit in ihren Neigungen und Begierden, oft mächtig und furchtbar, gegenüber stellt? Ist das doch eine Erfahrung, welche selbst diejenigen noch täglich an sich machen, deren Gemüth in frommer Liebe sich hinauf gebildet hat zu höherer Stärke und zu reinern Gesinnungen. Das Fleisch gelüstet wider den Geist, sagt

der Apostel, daß ihr nicht thun möget, was ihr gerne wollet. Wenn die Pflicht uns etwas untersagt, wenn wir selbst von dem Unrechte, von der Schändlichkeit und Verderblichkeit eines Schrittes überzeugt sind — was ist es, das uns dann doch antreibt, diesen Schritt zu thun? was ist es, das die geheimen Wallungen, die Anfangs dunkeln, aber immer heller hervortretenden Bilder der Sünde, die feurigen Wünsche, und endlich die strafbare That selbst erzeugt? Ist es etwas anders, als die Lust der Sinne? Wenn die Hoffnung eines äußerlichen Besitzes das Uebergewicht bekommt über unsre Grundsätze und Entschließungen, geschieht es nicht eben dadurch, daß sie mit Begierden der Sinnlichkeit in Verbindung tritt? Ein jeglicher wird versucht, wenn er von der eigenen Lust gereitzet und gelocket wird, die Lust aber, wenn sie empfangen hat, gebiert die Sünde. Neigungen und Begierden der Sinnlichkeit müssen wir auch sehr oft anklagen, wenn wir dasjenige versäumten, wozu die Pflicht uns aufforderte; wir wollten uns nicht hindern lassen in dem Streben nach dem, was der Sinnlichkeit schmeichelt, wir wollten nicht gestört seyn im Genusse dessen, was der Sinnlichkeit angenehm ist, wir wollten nicht hingeben, was die Sinnlichkeit für ein bedeutendes Gut erklärt. Lasset die Pflicht noch so deutlich und nachdrücklich ihre Befehle aussprechen; der Eigennutz weigert sich, die Opfer zu bringen, die sie verlangt; den Stolz em-

pört es, sich unter ihr Joch zu beugen, und Dienste zu verrichten, die er für erniedrigend hält; der Durst nach sinnlichen Vergnügungen macht es uns unmöglich, jenen Befehlen Aufmerksamkeit und Beherzigung zu schenken. Diesem Eigennutze muß Gewalt angethan, dieser Stolz muß gebrochen, dieser Durst nach sinnlichen Vergnügungen muß gemäßigt, gegen die Macht aller sinnlichen Neigungen und Begierden muß gekämpft, alles, was sich hier auflehnt, muß unterdrückt werden, wenn wir uns behaupten wollen in der Kraft des Guten.

Nicht weniger haben wir zu kämpfen mit unserm Schmerzgefühle. Oft ist der Weg der Pflicht eine Dornenbahn; niemand kann ihn lange gehen, der den Schmerz nicht zu ertragen vermag. Oft legt uns die Pflicht Entbehrungen auf; niemand wird sich zu den Handlungen verstehen, mit welchen sie verbunden sind, der für den Schmerz des Entbehrens gar zu empfänglich ist. Ohne uns unserm Schmerzgefühle zu widersetzen, ist es unvermeidlich, daß wir in dumpfe Trägheit dahin sinken, daß wir alle Fassung verlieren, und unsre wichtigsten Angelegenheiten versäumen, wenn uns empfindliche Leiden getroffen haben. Und ist es nicht die Heftigkeit dieses Schmerzgefühles, was, in den Stunden des Ungemaches, und besonders in den Zeiten des anhaltenden, des sich täglich erneuernden Kummers, so oft unser ganzes Wesen in Aufruhr bringt, was uns zum Mißmuthe, zu lauten Klagen, zu verwege-

nem Tadel der göttlichen Führungen, was uns zu Zweifeln und zum Unglauben stimmt, was uns die Geduld zur schwersten aller Pflichten macht, was unser Herz Gott entwendet, was die Liebe in uns zerstört, was uns verleitet, um das Ungemach zu entfernen, zu Mitteln unsre Zuflucht zu nehmen, die das Gewissen verurtheilt? Würde der fromme und feste Paulus unter so vielen Drangsalen den Glauben und den Muth bewahret, würde er, von so vielen Seiten angegriffen, mit dieser Unverdrossenheit und Standhaftigkeit sein großes Werk betrieben haben, wenn er nicht mit so vielem Ernste und so vieler Kraft gekämpft hätte gegen sein Schmerzgefühl? Allerdings sind es sehr schwere Kämpfe, in welche wir uns hier verwickelt sehen: denn es kommt nicht bloß darauf an, den Schmerz zu ertragen, er soll auch nicht selten freywillig übernommen werden; und wer weiß nicht, wie der Schmerz unsrer Natur zusetzt, wie tief und schneidend er oft in sie eingreift, so daß es noch am ersten Nachsicht zu verdienen scheint, wenn ein Mensch einem unachtsamen Schmerze unterliegt? Wahrlich es will viel gekämpft seyn, wenn in Zeiten, wo uns die Noth allenthalben begegnet, die Gelassenheit und Freyheit des Gemüthes, welche das Evangelium von uns fordert, bewahrt bleiben soll. Daß es gleichwohl nicht unmöglich ist, diese Kämpfe glücklich zu bestehen, davon überzeugen uns die Beyspiele so vieler ehrwürdigen Menschen, die sich, in der Verachtung des Schmerzes, zu der Höhe

Welt und Zeit, wenn es ſich verliert in der Bewunderung und Anbetung Gottes, und in der Betrachtung ſeines himmliſchen Erbes! des frohen Bewußtſeyns, das wir dann von uns haben, wenn ein ungeſtörter Friede in unſerm Innern wohnt! Wie ſind die glücklich zu preiſen die in der ſorgfältigen Bewahrung ihres Herzens ſich ein ſolches Bewußtſeyn ſichern!

Aus dem Herzen gehet das Leben: denn wie des Menſchen Herz iſt, ſo iſt ſein Denken, Wollen und Handeln. Auf alle Wirkungen der Seele äußert das Herz ſeinen Einfluß; in unſern Anſichten, Ueberzeugungen, und Urtheilen, in unſerm Billigen und in unſerm Verwerfen, in unſerm Begehren und in unſerm Verabſcheuen, wie in unſerm ganzen Verhalten offenbart ſich die Verfaſſung des Herzens. Das verderbte und zerrüttete Herz kann nur Falſches, Thörichtes, Niedriges und Schlechtes hervorbringen; es verdunkelt das natürliche Licht des Verſtandes, erzeugt in ihm Irrthümer bald des Aberglaubens bald des Unglaubens, und verſtrickt ihn in gefährliche Selbſttäuſchungen; es entkräftet den Willen, beraubt ihn ſeiner Freyheit und unterwirft ihn den Antrieben der Selbſtſucht und der ſinnlichen Luſt; es verunreinigt die That und bringt ſie in Widerſpruch mit den Geſetzen Gottes. Ein tief entehrtes und elendsvolles Leben gehet aus dem verderbten und zerrütteten Herzen hervor. Das edle Herz muß unſer Forſchen leiten, damit wir uns überall die Wahrheit zum Ziele ſetzen, ihr eifrig

nachſtreben, ihr jedes Vorurtheil willig aufopfern, und durch die Nebel des Irrthums glücklich zu ihrem Lichte hindurch dringen, damit der Glaube an ſie ſich ſiegend über jeden Zweifel erhebe. Das edle Herz muß uns begeiſtern, zu ernſtlichen und feſten Entſchließungen für das Gute, damit wir, uns demſelben angelobend, die Einladungen des Eigennutzes und der Weichlichkeit ſtandhaft zurückweiſen, der Gefahr kühn entgegen treten, die Beſchwerde und das Ungemach, mit denen wir es dabey aufzunehmen haben, hochſinnig gering achten. Nur die ſind fähig, ſich das Große vorzuſetzen, und dabey unter günſtigen und widrigen Umſtänden zu beharren, denen in einem reinen und warmen Herzen die Kraft des Willens und des Muthes bewahrt worden iſt. Das edle Herz muß uns antreiben, das zu thun, was die Pflicht von uns verlangt, damit wir ihr einen reinen willigen, und unverbrüchlichen Gehorſam beweiſen, und ihren erhabenen Anſprüchen an uns auf eine würdige Art Genüge leiſten. Wie auch unſre Handlungen mit den Forderungen des Geſetzes übereinſtimmen, ja welchen glänzenden Schein ſie um ſich her verbreiten, der echte innere Werth fehlt ihnen noch, wenn nicht das edle, liebevolle Herz ſie eingegeben hat. Werke, die in Gott gethan ſind, wie die Schrift ſie nennt, Werke, die vor dem, das Innerſte durchſchauenden Blicke der Allwiſſenheit ohne Tadel beſtehen, Werke, über die wir, bey der ſtrengſten Unterſuchung, eine ungetrübte Freude empfinden,

ist der Kampf, den wir mit unsrer Reitzbarkeit zu kämpfen haben.

Endlich haben wir auch noch zu kämpfen mit unsrer Weichlichkeit. Das gilt nicht bloß von denjenigen, die so sehr heruntergekommen und in ihrem Innern verzehrt sind, daß schon kleine Anstrengungen ihnen drückend seyn müssen, die immer geschont, gepflegt und in üppiger Bequemlichkeit hingehalten seyn wollen, durch welche freylich wenig oder nichts ohne lange und schwere Kämpfe geschehen wird; es gilt von allen ohne Unterschied. Denn ist es nicht Weichlichkeit, was jene Abneigung gegen Geschäfte erzeugt, die von unsrer täglichen Lebensordnung und von unsern Angewöhnungen abweichen, was sich in uns sträubt, so oft etwas gethan werden soll, das sich mit der gegenwärtigen Stimmung nicht verträgt, was uns verdrossen und träge macht zu Verrichtungen, welche mehr Nachdenken, einen größern Aufwand von Kraft und festere Beharrlichkeit erfordern? Ist nicht Weichlichkeit die Ursache, daß wir so oft aufschieben, auf halbem Wege stehen bleiben, und so viel rühmlich Begonnenes wieder fahren lassen, weil es uns sauer dabey wird? Für jeden gibt es Pflichten zu erfüllen, von welchen die Weichlichkeit nichts wissen will; jeder, der sich selbst beobachtete, muß sich häufig genug auf einem Widerwillen gegen nöthige Arbeiten betroffen haben, der nur durch einen ernstlichen Kampf zu überwinden war; und sicher kann man von allen, die etwas Be-

trächtliches leiſteten, annehmen, daß ſie das Größte und Herrlichſte von ihrer Weichlichkeit erzwungen mußten. Nie wird ſich Einer rühmen dürfen, er habe das Seinige vollbracht, nie wird Einer, wie Paulus, mit dem Triumphe des Ueberwinders auf die zurückgelegte Laufbahn hinſehen können, der nicht ſeiner Weichlichkeit Gewalt anthut.

II.

Es iſt nicht anders, in jeder Lage und auf jedem Wege erwarten uns zahlreiche Kämpfe. Indeß werde niemand darüber verzagt; eben ſo wenig laſſe jemand den Muth ſinken, wenn er bemerkt, daß ihm, durch die große Lebhaftigkeit ſeiner Neigungen und Gefühle, dieſe Kämpfe ſchwerer werden, als andern. Aus den ſchwerſten Kämpfen ſind die edelſten Menſchen, die Helden des Glaubens und der Liebe hervorgegangen. Nicht für die Kraft, womit der Feind uns zuſetzt, ſondern für die, welche wir ihm entgegen bieten, ſind wir verantwortlich. Je mächtiger der Feind, deſto glorreicher der Sieg; wer nicht viel zu kämpfen hat, der hat auch wenig Gelegenheit ſittliche Stärke zu gewinnen; und eben darum werden wir in den Streit geführt, daß wir durch denſelben geübt, und würdiger werden, die Kronen der Ueberwinder zu tragen. Darum ſey nur das unſre Sorge, daß wir jeden Kampf gut und würdig kämpfen. Laſſet uns jetzt erwägen, was dazu erfordert werde; es ſind vornehmlich zwey Stücke,

daß unſer Kampf ſtäts für das Gute, und daß er ein ernſtlicher ſey.

Unſer Kampf ſey alſo, zuvörderſt, ein Kampf für das Gute. Es iſt offenbar, daß die Menſchen oft angeſtrengt genug und mit glücklichem Erfolge gegen ſich ſelbſt kämpfen, aber für etwas ganz andres, mit einem vom Guten abgewendeten Sinne. So weiß mancher wohl ſeine ſinnlichen Begierden zu bezähmen, ſein Schmerzgefühl zu unterdrücken, ſeine gereizte Empfindlichkeit zurückzuhalten, und ſeiner Weichlichkeit Herr zu werden bis zu einer Abhärtung, welche die größten Beſchwerden leicht erträgt, damit er die Abſichten erreiche, die er ſich geſetzt hat, damit er die Reichthümer um ſich ſammle, wornach ſeine unerſättliche Seele dürſtet, oder damit er ſich hinan ſchwinge zu dem Ziele der Ehre und der Herrſchaft, das ihm glänzend vorſchwebt, oder auch nur damit er in dieſem Kampfe groß erſcheine vor der Welt. Sollte aber ein ſolcher Kampf, der immer für das Vergängliche, oft für das Verächtliche geführt wird, ein Kampf, der von nichts weniger, als von Größe der Seele zeugt, in welchem in der That nur die Eine ſinnliche Begierde gegen die andre, das Schmerzgefühl gegen das Schmerzgefühl, die Weichlichkeit gegen die Weichlichkeit kämpft, ohne daß die Pflicht und das Recht hier einigen Einfluß hätten, wohl den Nahmen eines edela verdienen? ſollte er wohl Erwartungen begründen, welche über die Traume des Sinnenlebens und über die

Schatten der Erde hinausgehen? Der edle Kampf, den Paulus gekämpft hatte, war ein Kampf für das Gute gewesen; und was das heiße, darüber hören wir am besten seine eigne Erklärung. Er sagt: ich habe Glauben gehalten. Wenn er damit nun zwar zunächst auf die Treue, die er in seinem Amte, als Diener des Evangeliums, bewiesen hatte, hindeutet: so dürfen wir doch den umfassendern und höhern Begriff des Glaubens um so weniger ausschließen, da er selbst hierin schon enthalten ist. Unter allen Versuchungen und Stürmen war er treu geblieben seiner Ueberzeugung von der christlichen Wahrheit und den hohen Gesinnungen, welche sie ihm einflößte, und das hatte ihn treu erhalten in dem Werke des Herrn. Dafür also sollen wir kämpfen, daß wir fest und unbeweglich erfunden werden in unsrer Ueberzeugung von göttlichen und ewigen Dingen, daß uns die Einwendungen, welche die Sinnlichkeit dagegen erhebt, daß die Erschütterungen unsers Schmerzgefühles durch anhaltendes Unglück, daß der Widerwille, womit unsre Weichlichkeit die beschwerlichen Forderungen betrachtet, uns in unserm Glauben nicht wankend machen, daß wir nicht aufhören, nach diesem Glauben alles, was um uns her geschieht, zu beurtheilen, in diesem Glauben Beruhigung zu suchen bey widrigen Ereignissen, und auf denselben unsre Erwartungen zu bauen. Aber auch dafür sollen wir kämpfen, [illegible] gehe der heilige Sinn dieses Glaubens, die reine

Liebe des Guten, der lebhafte Abſcheu gegen das Böſe, die Verehrung Gottes und das Vertrauen auf ihn, die Stille und Gelaſſenheit des Gemüthes, die kindliche zuverſichtsvolle Ergebung, das frohe Hinſehen auf Gott in ſchweren Leiden und das Wohlwollen gegen die Menſchen, daß wir dieſes alles herrlich bewähren in den Stunden großer Verſuchungen, wo die Leidenſchaft entbrennt, wo der Kummer das Herz durchwühlt, wo unſre Empfindlichkeit heftig gereizt wird, und wo es uns viel koſtet, in der Anhänglichkeit an Gott und die Tugend zu verharren. Nicht weniger ſollen wir kämpfen, daß wir in dieſem Sinne alles leiſten, was, in einzelnen Fällen, die Pflicht von uns fordert, daß wir vermeiden, was ſie für verwerflich erklärt, daß wir nicht zurückbleiben, wo ſie uns in Anſpruch nimmt, daß wir nicht nachlaſſen und träge werden, wo, in oder außer unſerm Amte, für Recht und Wahrheit zu zeugen und Segenbringendes zu befördern iſt, wie wir auch dabey angeſtrengt, welche Opfer auch dabey von uns verlangt werden, welchen Genüſſen wir entſagen, welche Leiden wir übernehmen müſſen. Unſer Kampf ſey ein Kampf allein und ausſchließend für das Gute. Sorgfältig haben wir uns deßwegen zu hüthen, daß nicht, indem wir zwar das Gute im Auge haben, und hauptſächlich dieſes meynen, ſich doch auch Unlauteres mit einmiſche, daß wir, indem wir halten am Glauben und an Gott, nicht zugleich darin unſrer Selbſtſucht, unſerm Eigenſinne oder

unſerm Stolze dienen, daß ſich zu dem Beſtreben, Feſtigkeit des Herzens zu zeigen, nicht Hartnäckigkeit und der Geiſt des Widerſpruches geſelle, daß an unſerm Eifer, uns dem Böſen zu widerſetzen, nicht irgend ein perſönlicher Haß gegen Menſchen Antheil habe, und daß unſre dem Guten gewidmeten Bemühungen keine tadelnswerthe Nebenabſicht entſtelle. Nur dann iſt unſer Kampf ein edler, wenn der heilige Geiſt der Frömmigkeit und Tugend ihn beſeelt, wenn er geführt wird in der Kraft des Glaubens und der Liebe. Der wahrhaft edle Kämpfer will nichts andres, als daß ſein Herz und ſein Wandel nicht befleckt werden, daß das Gute in ihm wohne, und immer mächtiger wirke, daß er den Frieden und die Freudigkeit des Guten immer in ſich fühle, daß er vor ſeinem Gewiſſen beſtehe, und vor Gott Ruhm habe auf den Tag ſeiner Offenbarung.

Doch nicht genug, daß unſer Kampf ein Kampf für das Gute iſt, er ſey auch, zweytens, ein ernſtlicher. Denn wahrlich, es ſind gefährliche Mächte, mit welchen wir zu ſtreiten haben, Mächte, welche nicht müde werden, ihre ganze Stärke gegen uns aufzubiethen, und die oft, ehe wir uns deſſen verſehen, mehr als Einen Sieg über uns davon getragen haben. Wer ſie als unbedeutend anſieht, und ſich ſorgenloſe Sicherheit geſtattet, was nichts andres, als ihr Betrug und ihre Bethörung iſt, wer ihnen bloß in ſchwachen Verſuchen, oder in einzelnen, zerſtreuten Bemühungen begegnet, wer ſich auf

Unterhandlungen mit ihnen einläßt, und ihnen zuweilen nachgibt, in der Hoffnung, ein andres Mal deſto mehr über ſie zu gewinnen, den werden ſie bald überwältigt haben. Oder wäre es wohl etwas Vermaes, die Gluth einer heftigen Leidenſchaft dämpfen, um dem Rufe der Pflicht zu folgen, das brennende Gefühl großer Schmerzen unterdrücken, um nicht zu weichen von der Ergebung und von der Liebe, die empörte Heftigkeit zur Ruhe zwingen, um dem Beleidiger zu vergeben, ſich ermannen und alle ſeine Kräfte ſammeln, um das zu vollbringen, bey deſſen Gedanken uns ſchon ein Grauen überfällt? O, Ihr, die Ihr je im Kampfe mit Euch ſelbſt geſiegt habt, Ihr wiſſet, wie viel Euch das koſtete, wie Ihr an Euch halten, welche Vorſtellungen Ihr herbeyziehen oder verdunkeln, welche Bewegungen des Gemüthes Ihr zu Boden ſchlagen, wie Ihr jeden Augenblick auf Euer Huth ſeyn und gegen Euer Herz angehen mußtet, um dahin zu kommen; darum denket Ihr mit Wonnegefühl zurück an die Stunden der Prüfung. So ſey denn, wenn wir in den Kampf gefordert werden, unſer feſter Entſchluß, nimmer zu weichen: ſo werde denn aufgerufen unſre ganze Kraft und unſer ganzes Vermögen; ſo werde bewahrt die Klarheit und Beſtimmung der Seele: ſo werde zu Hülfe genommen alles, was uns Unterſtützung gewähren kann, jeder befeſtigende Gedanke, jede erhebende Betrachtung; ſo richte ſich unſre Seele im Gebete auf Gott, der unſre Stärke iſt; ſo belebe ſie in ſich das Bewußt-

seyn seiner Nähe, seiner Gemeinschaft und seines Schutzes. Lasset uns alle Ueberlegungen, welche dadurch, daß sie die Gedanken der Sünde unterhalten, und den Gefühlen, in welchen die Sünde wider uns streitet, Nahrung geben, den Kampf verlängern und erschweren könnten, vermeiden. Ohne weiteres Bedenken — denn was könnte hier noch wohl zu bedenken seyn? — lasset uns entscheiden, so bald wir den Befehl der Pflicht vernommen haben, und ungehört abweisen, was sich gegen ihn auflehnt. Lasset uns sorgen, daß uns die Sünde auch nicht ein einziges Mal schwach und nachgiebig finde, was nichts andres wäre, als ihr volle Gewalt über uns einräumen. Unser Kampf sey nicht das Werk eines schnell auflodernden Feuers, das schnell wieder erlischt, er sey das Werk geprüfter Grundsätze, und werde ausdauernd nach denselben geführt; so oft der Streit sich erneuert, müsse er gleichen Muth und gleichen Ernst bey uns antreffen. Wir dürfen nicht dabey stehen bleiben, daß wir einzelne Anfälle des Feindes zurück schlagen, wir dürfen nicht eher ruhen, als bis er ganz niedergekämpft ist. Darum, wenn wir ihn einmal haben kennen gelernt, sey es uns ein angelegentliches Geschäft, auch da gegen ihn zu streiten, wo wir eben nicht herausgefordert sind, damit seine Macht immer mehr geschwächt werde, und wir immer weniger fürchten dürfen, daß er uns unvorbereitet überfalle. Die Stunden, welche wir in der Einsamkeit zubringen, seyen den stillen

Kämpfen mit uns selbst geweiht, und aus jedem derselben müssen wir stärker und siegreicher hervor gehen. Wer noch nie im heißen Streite sich selbst etwas abgerungen hat, der ist auch noch nichts Wesentliches geworden, und hat noch wenig Ansprüche auf Vergeltung. Könnten wir uns aber weigern, diesen Ernst und diese Standhaftigkeit zu beweisen? Ist das, wofür wir kämpfen, nicht des Kostbarsten werth, das wir daran setzen, nicht aller Schmerzen werth, die wir dafür erdulden? Sehen wir doch, daß diejenigen, die für die Güter dieser Welt streiten, die nur vergängliche Kronen gewinnen wollen, im begeisternden Hinblicke auf ihr Ziel, keine Arbeit scheuen: und wir, die wir für die Krone der Ewigkeit streiten, die wir die Rechte, die Würde und das Heil der unsterblichen Seele vertheidigen, sollten geringern Eifer, schwächere Aufopferungslust zeigen, wir sollten uns scheuen, in einem Kampfe auszuhalten, der zur Ehre und zur Vollendung führt?

Hinfort, spricht der Apostel, ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter an jenem Tage geben wird, nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben; also auch unser wartet diese Krone, wenn wir den Kampf glücklich bestanden haben. Darum sey in demselben mit uns die fröhliche Hoffnung, sie gebe uns frische Kraft, wenn die Hände müde vom Streite dahin sinken, wenn der hart-

näckige Widerſtand unſre Bemühungen vergeblich zu machen ſcheint. Wer überwindet, ſpricht der Herr, der ſoll angethan werden mit weißen Kleidern, ſein Nahme ſoll prangen im Buche des Lebens, und ich will ſeinen Nahmen bekennen vor Gott und allen Engeln. Es iſt ein kurzer Kampf, den wir zu kämpfen haben; die Früchte des Sieges ſollen wir ewig genießen; mit Mächten der Erde ſtreiten wir, Freuden des Himmels ſollen uns belohnen. Halten wir nur feſt an dieſer Hoffnung, dann werden wir es glücklich vollführen.

Mehr als je bedürfen wir deſſen jetzt; denn mehr als je ſehen wir uns jetzt zu ſchweren Kämpfen aufgefordert. Wie werden von allen Seiten die Leidenſchaften erregt! wie wird von allen Seiten das Schmerzgefühl angegriffen und die Empfindlichkeit gereitzt! wie wenig wird der Weichlichkeit geſchont! zu welchen harten Anſtrengungen werden wir genöthigt! Ja, es koſtet viel, hier immer ſich ſelbſt in der Gewalt zu haben, hier immer die Mäßigung und den Gleichmuth wahrer Chriſten und edler Menſchen zu zeigen, hier nicht irre zu werden an Gott und ſeinen Führungen, hier nicht abzulaſſen von dem Glauben, von der Geduld und von der Pflichttreue, hier die Regungen feindſeliger Erbitterung zu erſtikken, und, im unverwandten Hinſehen auf den, der uns auch in dieſen Nächten leitet, den guten Kampf ſtandhaft zu kämpfen. Und doch wird das von uns

verlangt, und doch vermögen wir es, wenn wir ernstlich wollen: höhere Kraft wird dann in unsrer Schwachheit mächtig seyn. So lasset uns denn wehren dem Unmuthe und der Verstimmung; lasset uns wegblicken von dem, was diese erzeugt, um desto größere Aufmerksamkeit auf unser Herz zu richten; lasset uns bedenken, daß wir in diese Lage versetzt worden sind, damit im Streite sich die Kräfte entwickeln, damit unsre Begierden immer mehr eingeschränkt und in Ordnung gebracht, unsre Geduld geübt, unsre Sanftmuth herrlich ausgebildet, und unser Fleiß in allem Guten erhöhet werden. Wie wollten wir es uns anders erklären, daß das Unglück so viele der besten Menschen gerade am empfindlichsten trifft? Beklaget Euch nicht darüber, als über ein Unrecht; Gott will Euch prüfen und läutern, um Euch, die er liebt, die Krone der Gerechtigkeit zu geben. Sorget nur dafür, daß Ihr alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. Erst dann wären wir zu beklagen, wenn wir unterlägen und uns selbst verloren gäben; aber, so sehr wir auch gedrängt werden, wir sind glücklich, wenn wir überwinden. Des äußerlichen Widerstandes bedarf es hier nicht, wenn wir das eigne Herz besiegt haben. Auf diesem Gebiethe dürfen wir nicht aufhören zu streiten, dann werden wir immer unantastbarer für äußerliche Anfälle. Man mag uns beunruhigen, das Herz bleibt frey, denn wir können den Schmerz ertragen; man mag uns erbittern, wir sind erhaben

über die Reitzungen einer kranken Empfindlichkeit; mögen wir verlieren, was wir in der Welt beſitzen, die Welt umſchließt unſre Reichthümer nicht, wir haben ein himmliſches Erbe errungen. Und wäre das Ziel unſrer Laufbahn nahe, wäre es über uns beſchloſſen, daß wir noch in den Tagen der Trübſal dieſen Wohnplatz der Noth, dieſes Land des Streites und der Thränen verlaſſen ſollen, es kann uns zwar wehe thun, daß wir die beſſre Zeit nicht ſehen ſollen, und daß wir Geliebte zurück laſſen im Gedränge; aber wir werden doch im Frieden hinfahren, indem wir eine Reihe gut beſtandener Kämpfe, von denen die letzten zwar die ſchwerſten, aber auch die beſten und ehrenvollſten waren, hinter uns haben; wir werden uns freuen, daß der mühſelige Streit nun geendigt iſt, und daß wir jetzt die Krone der Ueberwinder empfangen ſollen. So nehme denn jeder noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen; ſo ſehe denn jeder dahin, daß er Glauben behalte und ein unverletztes Gewiſſen, daß er ſich beweiſe in dieſer Noth als ein guter Streiter Jeſu Chriſti; denn wer beharret bis ans Ende, der wird ſelig.

VII.

Wir ſind allenthalben vom Tode umringt.

Im Herbſte.

Ein Schauplatz des reichſten und mannichfaltigſten Lebens iſt die Erde, die wir bewohnen; in allen ihren Theilen iſt ſie mit Leben angefüllt; überall ſehen wir auf derſelben Leben erwachen, ſich entwikkeln, ſich äußern und zur Reife gelangen; ein Strom des Lebens ſcheint ſich hier mächtig zu ergießen, und in alles zu dringen, was dafür Empfänglichkeit hat. In allen ihren Wirkungen arbeitet, alle ihre Kräfte erſchöpft ſie für das Leben. Welche Verſchiedenheit und welche Abſtufungen des Lebens von der erſten ſchwachen Regung bis zur vollſtändigen Offenbarung deſſelben, von der thieriſchen Beſeelung und dem bloß körperlichen Triebe bis zur Thätigkeit des Geiſtes, bis zu der höchſten Verklärung des Lebens in der Erkenntniß der Wahrheit, in der Verehrung Gottes, in der Liebe des Guten und im Streben nach dem, was ewiglich bleibet! Es muß uns wohlthun,

bey dem Anblicke dieſes allenthalben verbreiteten Lebens zu verweilen, der ſchon an ſich für den unverſtimmten Menſchen ſo viel Erfreuliches hat, und dem ſich in unſrer Seele die heiterſten Vorſtellungen zugeſellen. Was Leben beſitzt, das iſt uns verwandt, wo Leben iſt, da iſt auch Lebensgefühl und Lebensluſt. Die Schauer des Todes verlieren ſich, wir erwarten getroſter und zuverſichtlicher, daß das Leben noch über den Tod ſiegen werde, indem wir uns von zahlloſen Bewegungen des fröhlichen Lebens umringt finden. Und können wir das Leben um uns her in ſeinen vielfachen Geſtalten beobachten, ohne, von Bewunderung ergriffen, mit geſtärktem Glauben zu dem ewigen Urheber alles Lebens hinaufzuſchauen, ohne von ſeiner Macht, Weisheit, Güte und Allgenugſamkeit die tiefſten Eindrücke zu empfangen, ohne auf der Einen Seite mit Demuth unſre Kleinigkeit — und auf der andern mit Erhebung das nahe Verhältniß, worin wir mit ihm ſtehen, wahrzunehmen, ohne für ihn, der uns aus der Fülle ſeines Lebens das Edelſte mittheilte, innigere Liebe und wärmern Dank zu empfinden, ohne den Entſchluß zu faſſen, dem Leben, das er uns verliehen die Reinheit und Würde zu bewahren, und durch Fleiß in der Heiligung einen höhern Adel zu erringen?

Indeß die Erde, die wir bewohnen, iſt auch ein Schauplatz des Todes; aus dem Tode geht das Leben hervor, und in den Tod verſinkt es wieder; mit dem Tode iſt das Leben in einem unaufhörlichen

Kampfe begriffen, in welchem es für die sichtbare Welt zuletzt unterliegen muß. Die Erscheinungen des Verwelkens, des Dahinsterbens und der gänzlichen Erstarrung sind eben so zahlreich, als die des Aufblühens, des Emporstrebens und der vollen Kraftäußerung. Wie wenig Anziehendes sie auch für uns haben mögen, wie ungern wir auch unsre frohe Stimmung durch ihren wehmüthigen Ernst unterbrechen lassen: sie fordern unsre Aufmerksamkeit, und wir können ihnen dieselbe nicht anders als zu unserm größten Nachtheile versagen. Der Leichtsinnige sucht ihnen auszuweichen; der Weise beschäftiget mit ihnen oft und angelegentlich seine Gedanken, denn sie geben ihm Nahrung für Geist und Herz, sie stärken in ihm das höhere Leben. Ihm sind Betrachtungen willkommen, die mit seiner heiligsten Sorge in genauer Verbindung stehen, die ihm sein unvermeidliches Schicksal vergegenwärtigen, und ihn in den Stand setzen, sich würdig darauf vorzubereiten.

Die Veränderungen, welche wir jetzt in der Natur wahrnehmen, laden uns zu diesen Betrachtungen ein, mit Zeichen und Bildern des Todes, die uns über unsern eignen Zustand die Augen öffnen müssen, sehen wir die blühenden Stätten des Lebens bedeckt. Das fallende Laub und die vergehende Pflanzenwelt erinnern uns an die Gewalt des Todes, der auch wir unterworfen sind. So wollen wir uns denn gestehen, was wir uns nur mit Mühe verbergen können, daß wir allenthalben gleichsam vom

Tode umringt sind, und diese Wahrheit für unsern Sinn, für unser Verhalten und für unsre Hoffnungen wohlthätig zu machen suchen.

1 Petri I, 24.

Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen, wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen.

Ueber die ganze Schöpfung hat der Tod seine Herrschaft ausgebreitet, das Gras verdorret, die Blume fällt ab, alles was lebt ist der Zerstörung gleichsam geweiht, und alle Herrlichkeit des Menschen eilet ihrem Ende entgegen. Das verkündigen uns die vorgelesenen Worte, das bezeuget uns jeder Blick auf die Erscheinungen des Verwelkens und Hinsterbens, welche die herbstliche Natur uns darstellt. So lasset uns denn hierauf jetzt unsre Gedanken richten, lasset uns die Wahrheit:

daß wir allenthalben vom Tode umringt sind

näher in Erwägung ziehen,

sie uns zuvörderst lebhaft vergegenwärtigen, und

dann überlegen, welche Wirkungen sie bey uns hervorbringen müsse.

1.

In einer doppelten Hinsicht müssen wir gestehen, daß wir allenthalben vom Tode umringt sind: wir finden uns umringt von Werkzeugen und Anstalten des Todes, und von Beweisen seiner Macht, von Siegen, die er bereits davon getragen hat.

Umringt finden wir uns also, erstens, von Werkzeugen und Anstalten des Todes, von Mitteln deren er sich bedient, das Leben zu zerstören und von Vorkehrungen, die keinen andern Zweck haben, als alles Lebendige zu seiner Zeit in seine Hände zu liefern. Schon die Einrichtung unsrer irdischen Natur können wir eine Anstalt zum Tode nennen: denn auf Abnahme der Kräfte, wenn das Leben eine gewisse Höhe erreicht hat, auf Erschöpfung und endliche Auflösung unsers Körperwesens sehen wir sie berechnet. Unwandelbar fest stehet das, in dieser irdischen Natur tief gegründete Gesetz: es ist dem Menschen beschieden, einmal zu sterben. Vielen gestatten die ursprüngliche Beschaffenheit ihres Körpers oder später in demselben sich entwickelnde Uebel nicht einmal, die, ohnehin nicht weit in die Ferne gestellte, Gränze des höhern Alters zu erreichen. In Fehlern, Gebrechen und innern Zerrüttungen des Körpers, die uns angeboren, in schädlichen Stoffen, die ihm beygemischt sind, liegt nicht selten der Keim eines frühen Todes; nicht selten wirken

geheime, der erfahrenſten Kunſt unzugängliche Urſachen des Todes in dem kaum hervorgetretenen Leben, um es allmälig zu verzehren; nicht ſelten machen leiſe, und in ihren Anfängen unmerkliche, Veränderungen in demſelben unſerm irdiſchen Daſeyn ſchnell ein Ende. Zahlreich und mannichfaltig ſind überdies die Einflüſſe, welche von außen her unſer Leben gefährden. Die Luft, welche wir einathmen, die Nahrungsmittel, welche wir genießen, die Witterung, welcher wir uns bloß ſtellen, die Eindrücke, welche unſre Sinne empfangen, können in unſrer Geſundheit den Quell des Lebens vergiften. Welch ein Heer von Krankheiten, die Schwache und Starke anfallen, ihnen den Untergang zu bereiten, gegen die keine Behutſamkeit uns ſichert, und, wenn ſie uns einmal ergriffen haben, keine menſchliche Geſchicklichkeit, kein Gebrauch wirkſamer Mittel uns die Rettung unſers Lebens verbürgen kann! Wie verſchieden ſind ſie in ihrem Urſprunge, in ihrem Gange und in ihren Wirkungen! Wie viel und wie vielerley iſt allein hier aufgebothen, das Leben in die Gewalt des Todes zu bringen! Wie groß iſt die Menge der Ereigniſſe, die unſer Leben feindlich bedrohen, und ſich ſeiner wirklich ermächtigen! So leicht iſt dieſes Leben tödlich verletzt, und allenthalben können ihm Zufälle begegnen, die ihm eine ſolche Verletzung zufügen. Auf der Reiſe und in der Heimath, auf Höhen und in Tiefen, in Fluthen und in Flammen haben Menſchen ihr Grab angetroffen. Faſt alles,

was uns umgibt, selbst das, was zur Erhaltung und Förderung des Lebens bestimmt ist, muß unsern Tod herbey führen, so bald es in gewisse Verbindungen gesetzt wird, und es bedarf nur wenig, diese Verbindungen zu veranstalten; wer darf sich versprechen, daß sie für ihn nicht eintreten, daß sie ihn nicht plötzlich überraschen werden, da die Erfahrungen davon keineswegs zu den seltenen gehören? Wie wichtig werden nicht oft äußere Ereignisse, durch die Empfindungen und Bestrebungen, welche sie in unserm Gemüthe erzeugen, für unser Leben, gleich als ob sie dazu ersehen wären, in uns selbst neue Mittel des Todes zu schaffen! Die Freude und der Schmerz, vereitelte und erfüllte Hoffnungen, die Erbitterungen des Hasses und der sorgenvolle Kummer des zärtlichen Wohlwollens haben Menschen das Leben gekostet, und manche haben eben in den Dingen, bey welchen sie Hülfe gegen ihn suchten, den Tod gefunden. Und was soll ich von den unzählbaren Begehungen und Unterlassungen sagen, wodurch der Mensch mit dem Tode gemeinschaftliche Sache wider sich macht, von den Leidenschaften und Ausschweifungen, von der Unmäßigkeit und Wohllust, von der übertriebenen Anstrengung und von dem weichlichen Müßiggange, wodurch er sich in das Grab stürzt, von der Unvorsichtigkeit und dem Leichtsinne, worin er sein Ende beschleunigt, ohne es gewahr zu werden! Welche kleine Versehen und Uebereilungen, welche unbedeutende Versäumnisse, welche geringfügige Hand-

lungen haben nicht viele als die Schuld ihres frühen Todes anzuklagen! Wie viele fordert der ungestüme Drang ihres Herzens, wie viele blinde Tollkühnheit, wie viele ein wilder Ehrgeiz, wie viele eine unersättliche Habsucht, wie viele selbst die heilige Pflicht mitten in die Gefahr, in der keine Rettung ist! Oft müßten wir unsre feurigsten Begierden unterdrücken, unser Liebstes verleugnen, die Zwecke, um die wir uns am eifrigsten bemühen, aufgeben, oft müßten wir Gott und unserm Gewissen den Gehorsam versagen, um dem Tode zu entfliehen, der uns vielleicht bald auf einem andern Wege ereilt haben würde. Gibt es nicht Fälle, wo die scharfsichtigste Klugheit, die Fehler nicht vermeidet, die unsern Tod zur Folge haben? Hat nicht endlich die Natur die lebenden Geschöpfe zu einem Kriege bewaffnet, worin sie ohne Aufhören sich unter einander aufreiben? ist es nicht der Mensch, der den meisten unter ihnen nachstellt, der sogar das Blut seiner Brüder vergießt? sind es nicht unübersehbare Schaaren, worin Menschen einander anfallen und zu vertilgen suchen? ist es nicht ihr Erfindungsgeist, der dem Tode immer neue Werkzeuge überliefert? Hat man nicht diejenigen unter ihnen für die Ersten geachtet, die es in der Kunst Leben zu vertilgen am weitesten gebracht hatten? Wer könnte sie alle nahmhaft machen die großen und die kleinen, die furchtbaren und die kaum bemerklichen Uebel, womit der Tod das Leben bekämpft, die Umstände, welche schon

Menſchen Veranlaſſung und Urſache ihres Todes geworden ſind! Ja, allenthalben finden wir uns umringt von Werkzeugen und Anſtalten des Todes.

Wo nun die Werkzeuge und Anſtalten des Todes ſo zahlreich ſind, kann es da an Beweiſen ſeiner Macht, kann es da an Siegen fehlen, die er bereits davon getragen? Wir dürfen nur um uns ſchauen, um ſeine Gewalt und ſeine Zerſtörungen mit Erſtaunen und Entſetzen wahrzunehmen. Das Gras verdorret, die Blume fällt ab, und alles Fleiſch iſt wie das Gras und alle Herrlichkeit der Menſchen, wie des Graſes Blume. Jedem Geſchöpfe, welche Stelle es unter den Lebenden einnehme, mit welchen Waffen gegen den Tod es verſehen ſey, und wie lange es ſich im Kampfe mit demſelben behaupte, iſt nichts gewiſſer, als daß es ihm endlich unterliegen wird. Allenthalben und in allen Reichen des Lebens erblicken wir ſolche, die der Tod bereits zu ſeinen Opfern gewählt, und als die Seinigen unverkennbar bezeichnet hat, mit denen es, bey ihren unheilbaren Verletzungen, bei ihrem langſamen Hinkränkeln, bey ihrer Schwäche und Erſchöpfung, unmöglich noch lange dauern kann. Und wie viele raffet er plötzlich hinweg! wie viele ſinken in den Schooß der Verweſung zurück, die kaum ihres Tages ſich freuten! wie viele ſcheinen nur ins Leben geboren zu ſeyn, um die Macht des Todes zu verherrlichen! damit Ein Geſchöpf in die Zeit ſeiner Reife hin-

hinauf gerettet werde, wie viele müſſen um daſſelbe her vergehen, ohne ihr Daſeyn gebraucht oder genoſſen zu haben! Kein Augenblick, der nicht unzählbaren lebenden Weſen den Tod brächte; und gibt es nicht Zeiten, die dem Tode gleichſam geweiht zu ſeyn ſcheinen, furchtbare Zeiten des allgemeinen Dahinſterbens, wo von Einem Schlage tauſende zugleich getroffen werden? Welch eine Menge von Pflanzen und Thieren zerſtört der Froſt Einer Nacht! — und welch eine Menge von Menſchen wirft Eine anſteckende Krankheit in das Grab! Sind nicht oft ganze Gegenden, wie der Baum, den der Sturm im Herbſte ſeiner Blätter beraubt? Welche Verheerungen, die wir in der noch vor kurzem ſo reich und üppig blühenden Natur antreffen! Ein großer Theil der Pracht und Schönheit, womit das Jahr ſich geſchmückt hatte, iſt ſchon verſchwunden, und das Meiſte von dem noch Uebrigen wird in wenigen Tagen verſchwunden ſeyn; bald werden alle Pulſe des Lebens ſtocken, ſeine fröhlichen Laute einer öden traurigen Stille Platz machen, und wir mit Wehmuth der Reitze gedenken, die uns hier entzückt haben. Ein großer Theil der Menſchen, die vor Jahr und Tag noch mit uns lebten, wirkten, duldeten und genoſſen, iſt nicht mehr da; ihre Stellen ſind ſchon von andern eingenommen, kaum daß man ſie vermißt, daß man die Veränderung, die ihr Abtreten nach ſich gezogen hat, bemerkt, obgleich ſich unter ihnen ſolche befanden, die ſich durch Geiſt und Herz, durch Thaten

und Schikſale auszeichneten, und deren Daſeyn für die menſchliche Geſellſchaft von ausgezeichneter Wichtigkeit war; ſo gewöhnlich iſt es uns geworden, auf den Schauplätzen des Lebens den Einen von dem Andern verdrängt zu ſehen. Daß diejenigen welche ſchon eine hohe Stufe des Alters erreicht haben, die bereits anfangen entbehrlich, ja andern und ſich ſelbſt läſtig zu werden, bald zu weichen genöthigt ſind, das fühlen ſie ſelbſt wohl, das verräth ihnen jeder Blick auf ihren Zuſtand, das können ſie, bey aller Anſtrengung, ſich nicht verbergen, und keiner erwartet es anders. Aber dürfet Ihr, die Ihr noch die blühende Geſundheit, die friſche Munterkeit und den fröhlichen Sinn der Jugend beſitzet, die Ihr das Leben noch liebet und im Leben geliebt werdet, dürfet Ihr, die Ihr Euch in Euern beſten Jahren befindet, die Ihr der männlichen Stärke und Feſtigkeit Euch freuet, die Ihr durch Eure Geſchicklichkeit und durch Euern Fleiß, bey dem feurigen Geiſte, der Euch beſeelt, der Welt noch beträchtliche Dienſte zu leiſten im Stande ſeyd, die Ihr dem Amte, welches Ihr bekleidet, der Familie, welche Ihr verſorget, den Kindern, welche Ihr erziehet, den Bedürftigen, denen ihr rathet und helfet, unentbehrlich zu ſeyn ſcheinet, dürfet Ihr Euch einbilden, der Tod werde, dieſes berückſichtigend, Euch verſchonen? Sehet Ihr nicht, wie er nicht bloß abgelebte Greiſe von ihren Bürden erlöſet, ſondern auch blühende Kinder aus den Armen zärtlicher Mütter reißt, wie er unter hoffnungsvollen

Jünglingen und Jungfrauen, unter kräftigen Männern, unter brauchbaren nicht weniger als unter überflüßigen und schädlichen, seine Opfer wählt? Fordert er nicht bey weitem die meisten, ehe sie die Hälfte der Jahre erreicht haben, auf die wir gewöhnlich rechnen? Treffen wir nicht dicht neben den Fröhlichen, die einen Ankömmling im Leben begrüßen, Trauernde an, die um einen dahin Scheidenden weinen? Fließen nicht allenthalben Thränen um die, welche der Tod zu frühe für die Liebe, für die Bedürfnisse und für das Lebensglück der Ihrigen, zu frühe auch für die Welt hinweg nahm? Geistesüberlegenheit, Gewalt und Ansehen, Reichthümer und Heldenruhm vermögen nichts, uns gegen die Macht des Todes zu schützen. Den Forschungen des Weisen setzet er ein Ziel; von ihren Höhen stürzet er oft die Gewaltigen, und vereitelt ihre Anschläge, und zerstört alle ihre Werke; mitten in dem Laufe seiner Unternehmungen eilt er den Dränger, und befreyet vom Drucke den Geplagten; die Schätze, die der Geiz sammelte und behüthete, vertheilt er unter andre, und aus den Kreisen seiner Lust vertreibt er den üppigen Schwelger. Alle vergangenen Zeiten sind voll von Niederlagen, die der Tod angerichtet hat, alle Räume sind mit seinen Verwüstungen bedeckt. Betrachtet die Plätze, auf denen wir wohnen und wandeln, sind es nicht schauervolle Stätten des Todes und der Verwesung? sind es nicht die Gräber ganzer versunkener Geschlechter? ist nicht, was wir

hier nur erblicken mit Todeserinnerungen bezeichnet? hat nicht alles Lebende vom Tode ſich losgerungen, um wieder ein Raub des Todes zu werden? Scheint nicht jedes Gebieth des Lebens zu einem unermeßlichen Reiche des Todes zu gehören? So iſt es denn auch in dieſer Hinſicht wahr, daß wir allenthalben vom Tode umringt ſind: wir ſind umringt von den Beweiſen ſeiner Macht, von Siegen, die er davon getragen hat.

II.

Eine ſo vielumfaſſende, wichtige und erſchütternde Wahrheit verdient gewiß von uns ſorgfältig beherzigt zu werden. Unſre Geſinnungen und unſer Verhalten, das leuchtet von ſelbſt ein, nimmt ſie auf mehr als Eine Weiſe in Anſpruch, an die ganze Führung unſers Lebens richtet ſie ſehr ernſthafte Forderungen. So laſſet uns denn noch die vornehmſten Wirkungen überdenken, die ſie bey uns hervorbringen muß. Sie muß uns aber lehren, jeden Augenblick unſers Lebens als ein neues Geſchenk Gottes betrachten; ſie muß uns die Pflicht einſchärfen, nie zu vergeſſen, daß der Tod unſer endliches gewiſſes Loos iſt, ſie muß uns anreiben, uns des Glaubens an die ewige Fortdauer unſers Geiſtes immer mehr zu verſichern.

Sie muß uns alſo, zuvörderſt, lehren, jeden Augenblick unſers Lebens als ein

neues Geſchenk Gottes betrachten. Daß wir da, wo wir aus einer großen Gefahr, in welcher menſchliche Einſicht uns verloren gab, gerettet wurden, wo das, was uns verderben konnte, dicht an uns vorüberging, ohne uns zu treffen, wo wir von einer ſchweren und langwierigen Krankheit genaſen, und das ſüße Gefühl der Geſundheit uns wieder durchſtrömte, daß wir da unſer Leben aus der Hand Gottes gleichſam von neuem empfingen: das geſteht jeder willig ein, das bezeugt unſre dankbare Freude, das bezeugen die Vorſätze für die beßre Anwendung unſers Lebens, die wir faſſen. Sollen wir dieſes aber nur in denjenigen Fällen geſtehen, wo es ganz offenbar iſt, wie nahe es um was geſchehen war, oder müſſen wir nicht vielmehr von der Friſtung unſers Lebens überhaupt daſſelbe Urtheil fällen? Sind wir allenthalben von den Werkzeugen und Anſtalten des Todes umringt; ſind es unzählbare verderbliche Ereigniſſe, die unſre ſchwache, hülfsloſe Kindheit, unſre feurige, unbeſonnene Jugend und ſelbſt das bedächtigere männliche Alter bedrohen; ſind wir ſelbſt ſchon ſo manchem ausgeſetzt geweſen, das unſerm irdiſchen Daſeyn ein Ende machen konnte; ſehen wir unaufhörlich zu unſrer Seite die Opfer des Todes in den Staub ſinken: iſt es dann nicht ein Wunder, daß wir bisher davon kamen, und in die Jahre, in denen wir uns befinden, glücklich hinaufrückten? können wir leugnen, eine höhere Aufſicht habe unſre Tage beſchirmt, und unſerm Leben neue zugeſetzt? und

können wir dich, wenn wir den Werth des Lebens vernünftig zu schätzen wissen, ohne frohe Bewegungen anerkennen? Schwebet das Verderben allenthalben über unsern Häuptern; erblicken wir allenthalben das Leben mit dem Tode in einem ungewissen Kampfe; führet uns jeder Augenblick in die Nähe des Todes; vergeht kein Augenblick, in dem nicht ganze Scharen von lebenden Geschöpfen ihren Untergang ankräfen: ist dann nicht jeder Augenblick, der zu unserm Leben hinzugefügt wird, ein neues Geschenk Gottes? ist es nicht seine Anordnung, seine Bewahrung, seine Hülfe, daß wir ihn besitzen, daß wir ihn gebrauchen und genießen können? und sollten wir dann nicht jeden mit freudigen Gefühlen annehmen, und auf das Beste anwenden? Oder wäre etwa die Verlängerung des Lebens für ein Gut zu achten bey Geschöpfen, die das Leben so leidenschaftlich lieben, die vor dem Verluste desselben so ängstlich zittern, daß die Nachricht, es werde bald mit ihm aus seyn, selbst den Unglücklichsten unter ihnen tief erschüttert? Kann nicht jeder Augenblick demselben eine angenehmere Gestalt geben, eigenthümliche Reitze über dasselbe verbreiten, lange genährte Hoffnungen erfüllen, unsern Geist mit Einsichten bereichern, unsre Gesinnungen verbessern, unsre Tugend läutern und erhöhen, unsre Reife für den Himmel befördern, unsre Verdienste um die Welt vermehren? Wohlan denn, so oft wir am Morgen neu gestärkt durch die Erquickungen des Schlum-

mers in das Leben zurücklehren, ſo oft eine ſtille Stunde uns zu ernſtlichen Beſchäftigungen mit uns ſelbſt einladet, ſpreche es in unſerm Herzen: „dieſer „Augenblick iſt noch dein, es bedurfte nur wenig, ſo „wäre er es nicht mehr geweſen, der geſtrige Tag „und die verfloſſene Nacht haben tauſend Augen ge„ſchloſſen, die ſich nie wieder öffnen, darum bezeichne „ihn heilige Freude; Gottes Geſchenk iſt er, darum „ſey ihm dein warmer Dank geweiht; nicht umſonſt „hat er ihn dir verliehen, du ſollſt noch auf Er„den zu ſeinen Abſichten mitwirken. In deinem Kreiſe „für die Wohlfahrt deiner Brüder deine Kräfte „anſtrengen, du ſollſt noch weiter an deiner Gei„ſtesbildung und Herzensveredlung arbeiten, darum „willſt du ihn und alle Tage und alle Stunden, „die noch an ihn geknüpft werden mochten, nach „Gottes Willen benutzen, keinen Augenblick willſt du „verträumen und verſchleudern, jeder ſoll dir zu „würdigen Geſchäften theuer und heilig ſeyn, du „willſt wirken, weil es noch Tag iſt, ehe die „Nacht kommt, da niemand wirken kann; der „geſtrige Tag und die verfloſſene Nacht haben Tauſen„de den Umarmungen ihrer Geliebten entriſſen, du „biſt noch unter den deinigen, du freuſt dich noch „ihrer Liebe, und kannſt ihnen noch wohlthun, darum „willſt du ihnen ein zärtlicher Gatte, ein frommes, „folgſames Kind, ein guter Bruder, eine beſorgte „Schweſter, eine treue Mutter, ein gewiſſenhafter „Vater ein redlicher Verſorger, Erzieher und Rath-

„aber seyn; dein Tod hat ihnen noch nicht das „Herz schwer und das Auge naß gemacht, so soll es „auch dein Betragen nicht thun, Wohlwollen, Freund„lichkeit, Gelindigkeit, Schonung und Sanftmuth sol„len ihnen alle Tage versüßen, die du noch unter „ihnen bist, und selbst deinem Widersacher „willst du dich willfährig beweisen, so „lange du noch mit ihm bist auf dem Wege."

Haben wir uns so gewöhnt, jeden Augenblick unsers Lebens als ein neues Geschenk Gottes zu betrachten: dann liegt uns auch der Gedanke sehr nahe, daß uns Einer bevorsteht, auf den kein anderer weiter folgen wird, und diesen Gedanken bey uns zu unterhalten und uns mit demselben recht bekannt zu machen ist das Zweite, wofür uns die Wahrheit: wir sind allenthalben vom Tode umringt, in Anspruch nimmt. Es liegt am Tage, daß dieser Gedanke nicht so deutlich und lebhaft bey uns ist, daß er uns nicht so oft und so ernstlich beschäftigt, als er sollte. Zwar hört man oft genug die allgemeine Bemerkung, nichts sey uns gewisser, als der Tod; aber die Flüchtigkeit und Gleichgültigkeit, womit sie von den meisten ausgesprochen wird, verräth, daß sie nicht das Mindeste dabey empfinden, ja oft selbst nicht wissen, was sie sagen, daß sie den Gedanken des Todes noch nie in seiner tiefen Bedeutung und in seiner ergreifenden Größe gefaßt haben, daher sie auch so leben, als ob es mit ihnen nie sich endigen würde. Anders dürfen wir es von ihnen nicht erwarten, da

sie bey diesem Gedanken nicht lange genug verweilen, um zu einem vollständigen Bewußtseyn desselben zu gelangen, da sie sich seiner auf alle Weise erwehren, da sie ihn unter den Geschäften, Zerstreuungen und Lustbarkeiten des Lebens von sich zu entfernen, und, wenn er ja bey ihnen erwachen sollte, schnell zu unterdrücken suchen. Können wir diesen uns gleichstellen, wenn wir wahrnehmen, mit welchen Waffen der Tod gegen uns gerüstet ist, welche Gewalt er an allem Lebendigen übt, welche Verheerungen er rings um uns her anrichtet? O, des thörichten und eiteln Bemühens, sich das zu verbergen, was doch keiner von sich abwenden kann, was über jeden unwiederruflich beschlossen, in Ansehung dessen schon bestimmt ist, wann und wie es uns treffen soll, und was uns jeder Blick auf das, was um uns her vorgeht, ins Andenken bringt! Wie sehr wir uns anstrengen, und wie sehr unser Leichtsinn oder die glückliche Lage, in welcher wir uns befinden, uns dabey zu Hülfe kommen: wir werden doch nicht vermeiden, daß sich uns Bilder des Todes aufdringen, und uns unser künftiges Schicksal vergegenwärtigen, und diese werden uns um so furchtbarer seyn, je mehr sie uns fremd sind, je mehr sie mit unserm herrschenden Gemüthszustande in Widerspruch stehen, je mehr sie sich bey uns in dunkle Vorstellungen und schwermüthig-bange Empfindungen verlieren. Um mit Fassung und Zuversicht unter den Anstalten und Zerstörungen des Todes, wo uns unser Wohnplatz an-

gewiesen ist, zu wandeln, und, durch den Anblick derselben nicht erschüttert, unser Werk zu treiben, um ruhig und getrost die Stunde zu erwarten, wo wir seine Gewalt an uns selbst erfahren werden, dürfen wir der Erinnerung an den Tod nicht ausweichen, müssen wir vielmehr dieselbe zuweilen absichtlich in uns erwecken, sie angelegentlich unterhalten, und uns dadurch in den Gemüthszustand versetzen, in welchem er aufhört uns furchtbar zu seyn. So wollen wir uns denn nicht scheuen, die Stätten zu betreten, auf welchen der Tod seine Macht offenbart; wir wollen oft hier betrachtend verweilen, und es uns recht lebhaft vergegenwärtigen, daß er unser endliches gewisses Loos ist, daß er uns vielleicht schon in kurzer Zeit ereilt haben wird, und diesen Gedanken uns tief einprägen: wir wollen uns mit dem Tode früh vertraut machen, unsre Vorstellungen von demselben, wo sie dessen bedürfen, aufhellen und berichtigen, was Täuschung des Scheines oder des Vorurtheiles oder der aufgeregten Einbildungskraft ist, davon absondern, und sie mit dem Unterrichte, den uns das Evangelium über denselben ertheilt in Uebereinstimmung bringen; wir wollen die Leidenschaften bekämpfen, die uns den Tod als unsern ärgsten Feind ansehen lehren, unsre Liebe zu den Dingen, die wir im Tode verlieren, mäßigen, die Genüsse, von denen der Tod uns trennt uns oft freywillig versagen, die Bestrebungen einschränken, die auf den Plätzen, wo der Tod herrscht, so leicht und so bald vereitelt werden können;

wir wollen in jeder Stunde alles genau besorgen, was uns in derselben obliegt, und in unsern irdischen Angelegenheiten die gute Ordnung erhalten, bey welcher unser plötzliches Abtreten in unserm Kreise keine Verwirrung anrichten kann; wir wollen der Bestimmung unsers Hierseyns stets eingedenk bleiben, und ihr alle Zeit und alle Kräfte widmen, die wir für sie empfangen haben; wir wollen uns endlich in dem Vertrauen zu Gott und dem Helfer menschlicher Seelen befestigen, das unser Ende, es erscheine wann und wie es wolle, zu einem sanften und seligen machen wird.

Hiermit hängt genau zusammen das Dritte, wozu uns die Wahrheit, daß wir allenthalben vom Tode umringt sind antreiben muß, nähmlich: uns des Glaubens an die ewige Fortdauer unsers Geistes immer mehr zu versichern. Vergebens werden wir uns bemühen, von dem Tode eine tröstliche Ansicht, und, bey dem Blicke auf seine zahlreichen Werkzeuge, auf seine schrecklichen Siege, Ruhe zu gewinnen, wenn dieser Glaube nicht in uns lebendig und unerschütterlich ist. Wehe uns, wenn wir, mit dem unauslöschlichen Verlangen nach Leben in der Brust, ganz dem Tode anheimfallen, wenn wir, mit allen Wünschen und Hoffnungen, welche die Erde nicht erfüllen konnte, unter seinen Verwüstungen begraben werden, wenn auch das, was wir mit dem Worte Ich bezeichnen, dieser Staub wird, in den er alles verwandelt, worüber er Gewalt hat! Ja dann wäre der Gedanke des Todes ein Gedanke

des Entsetzens, den wir nicht sorgfältig genug von uns entfernen könnten; dann wäre es Weisheit des Lebens, zu vergessen, was wir sind, und was uns bevorsteht; dann wäre nur dies unser Unglück, daß alles, was wir um uns her wahrnehmen, uns den Tod vergegenwärtigt, daß wir den Vorstellungen nicht auszuweichen vermögen, vor denen unsre Natur in ihrem Innersten erbebt. Aber getrost! eben diese Wahrheit: wir sind allenthalben vom Tode umringt, stärkt unsern Glauben; auf den schauervollen Plätzen der Zerstörung, zwischen den Trümmern des versunkenen Lebens empfinden wir am stärksten, daß wir nicht dem Tode sondern dem Leben angehören. Tretet nur mit einem deutlichen Bewußtseyn Eurer selbst hin unter die Erscheinungen des Todes: sehet zu, wie wenig es ihm kostet, was in seinem Gebiethe liegt zu verderben, wie frühe und gewaltsam er oft das Herrlichste in seine Nacht hinabzieht: und es wird Euch fühlbar werden, nicht im Gebiethe des Todes sey Eure Heimath, nicht Euer wahres Wesen ziehe er in seine Nacht hinab. Lasset das Leben Eures Geistes sich äußern; machet es Euch klar, wie Ihr Euch, als denkende, fühlende, frey beschließende und emporstrebende Wesen, von allem, was die Macht des Todes erfährt, unterscheidet; erinnert Euch an die großen Anlagen, die in Eure Natur gelegt sind, die hier nicht zu ihrer vollkommnen Entwickelung gelangen, und die, auch in ihrer unvollkommnen Entwickelung, Euch einen so

hohen Werth geben, an die kostbaren Güter, die Ihr gewinnen, an die erhabenen Zwecke, die Ihr Euch setzen, an die edeln Werke, die Ihr vollbringen, an die Höhe zu welcher Ihr Euch erheben könnet: und es wird Euch nicht länger zweifelhaft bleiben, daß Ihr nicht für die Reiche des Todes geboren seyd, daß Ihr hier nur eine Zeit lang verweilet, um Euch für einen höhern Aufenthaltsort zu bilden. Bemerket, wie hier nur Leben verfügt wird, damit neues Leben zum Vorscheine komme, wie bey den furchtbaren Zerstörungen des Todes doch alles auf das Leben berechnet ist, und dem Leben dienstbar werden muß: und Ihr, in denen das höchste, das reinste und wirksamste Leben wohnt, ein Leben, welches, einer unendlichen Erweiterung fähig, das Unterpfand seiner Unsterblichkeit in sich trägt, Ihr solltet für die Vernichtung dieses Lebens besorgt seyn? Ihr solltet Euch nicht überzeugt halten, in Euch, wo das Leben eine so hohe Stufe erreicht, wo es Leben des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, wo es ein Gott ähnliches Leben wird, müsse es siegen über den Tod, und sich immer mehr hinaufringen und verklären? Indeß es gibt Stunden, in denen wir zu solchen Betrachtungen wenig aufgelegt sind, oder die Schwermuth, welche die Bilder des Todes in uns erzeugen, ihre Wirksamkeit verhindert. Darum lasset uns unablässig daran arbeiten, dem Glauben an die ewige Fortdauer unsers Geistes Kraft und Festigkeit zu geben. Lasset uns auf das eigenthümliche Leben

des Geistes in uns recht aufmerksam seyn, daß uns das Gefühl desselben nie verlösche. Lasset uns im Kampfe mit der Sinnlichkeit die Reinheit dieses Lebens befördern, durch eifriges Forschen nach Wahrheit, durch unermüdbaren Fleiß in der Veredlung unsers Herzens, durch Erhebung zu Gott dasselbe nähren und stärken. Lasset uns oft und angelegentlich das überdenken, was für die ewige Fortdauer unsers Geistes zeugt. Lasset uns immer inniger an den uns anschließen, der dem Tode die Macht genommen, und Leben und Unsterblichkeit an das Licht gebracht hat. Lasset uns immer tiefer eindringen in den Geist seiner Himmelslehre, immer mehr das uns aneignen, was beydes sein Leben und sein Tod uns verbürgt. Lasset uns nach ihm immer mehr unser Herz und unser Leben bilden. Nichts kann uns unsre Hoffnung stärker vergewissern, als ein Sinn und Wandel, die uns der Unsterblichkeit würdig machen. Dem Frommen ist es entschieden, das Leben in ihm sey unzerstörbares, ewiges Leben. Dieses Leben, das Leben der echten Frömmigkeit und Tugend wollen wir in uns gründen und erhöhen: dann werden wir, umringt von allem, was der Tod Gewaltiges und Furchtbares besitzt, und angeweht von seinem kalten Hauche, triumphirend ausrufen: der Tod ist verschlungen in das Leben; Tod, wo ist dein Stachel nun, Hölle, wo ist dein Sieg! Gott sey gedankt der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum!

VIII.

Von der Selbstverleugnung.

Das Evangelium enthält Forderungen an den Menschen, die, auf den ersten Blick, etwas Finstres und Ueberspanntes zu haben, und mit dem zu streiten scheinen, was Johannes von den Geboten Gottes sagt, nähmlich: sie seyen nicht schwer. Aber dieser Schein verschwindet, wenn man in den wahren Sinn jener Forderungen eindringt, und dabey auf den Zusammenhang und die Abzweckung derselben die nöthige Rücksicht nimmt; dann zeigt sich bald, daß auch sie von dem heitern und freundlichen Geiste des Evangeliums beseelt, genau auf die Bedürfnisse der menschlichen Natur berechnet, und tief im Wesen, nicht bloß der evangelischen, sondern jeder vernunftmäßigen Sittenlehre begründet sind, und vor allen andern zur Verschönerung und Veredlung des Lebens beytragen. Macht gleich die Ausübung derselben nicht selten schwere Anstrengungen nöthig: so fehlt es dabey weder an Erleichterungen noch an

Belehrungen, und eben in dieſen Anſtrengungen liegt etwas Großes und Beſeligendes.

Dahin gehört vornehmlich das Gebot der Selbſtverläugnung, deſſen Erfüllung Jeſus für die Bedingung erklärt, unter welcher allein man ſein Jünger ſeyn könne. Der Härte, der Unnatur, des Widerſpruches mit andern Belehrungen und Forderungen des Evangeliums müßte man allerdings dieſes Gebot anklagen, wenn damit gemeynt wäre, man ſolle ſich ganz und in jeder Hinſicht für nichts achten, ſich ganz und in jeder Hinſicht ſeiner ſelbſt entäußern, und alles, was man iſt und hat, als verderbt und nichtswürdig bekämpfen und niederdrücken, wie es wohl von manchen mißverſtanden worden iſt, oder wenn die Selbſtverleugnung zwar nur auf einen Theil unſers Weſens eingeſchränkt, dort aber betrachtet würde, als etwas, das allgemein und unbedingt, ohne Rückſicht auf irgend einen Zweck, geübt werden müſſe, und an ſich ſchon den Menſchen Gott wohlgefällig mache. Von einer ſolchen Selbſtverleugnung weiß das Evangelium nichts. Es ließe ſich auch nicht abſehen, wie es den Menſchen zu ſo etwas verpflichten könne, das ſich weder mit der Würde, die es uns beylegt, noch mit der Thätigkeit und Vollkommenheit, wofür es uns in Anſpruch nimmt, verträgt. Wenn Jeſus auf Selbſtverleugnung dringt: ſo iſt es keine andre, als die, worin er ſelbſt uns ein ſo herrliches Vorbild gelaſſen hat, indem er ſeine Hoheit unter äußerliche Niedrigkeit verbarg, indem

er

er das Geliebteste hingab, und das Schmerzlichste erduldete, so oft die Verrichtung des ihm von Gott aufgetragenen Werkes das mit sich brachte. Er erkennt es an, daß in dem Menschen etwas ist, das auf keine Weise verleugnet werden darf, sondern auf alle Weise heilig gehalten werden soll, etwas Höheres und Beßres, wodurch er mit allem Vortrefflichen und mit Gott selbst in Verbindung steht. Dem Höhern und Bessern soll er die Triebe seiner sinnlichen Natur unterordnen, für jenes soll er diese mit ihren Gütern hingeben, von diesen soll er seinen Willen immer mehr losreißen, um sich jenem ganz weihen zu können, und so sich zu der höchsten Stufe des sittlichen Adels erheben. Die Selbstverleugnung des Christen hat nicht ihren Werth in sich selbst, sie hat ihren Werth nur als Mittel der Pflichterfüllung und des Emporstrebens zu dem uns aufgesteckten Ziele, als Begleitung und Offenbarung der edeln Gesinnungen, durch welche Christen sich auszeichnen sollen, als Erweisung einer festen und kraftvollen Entschiedenheit für das Gute. Fassen wir sie in diesem Sinne, dann leuchtet es ein, daß sie mit allen Lehren und Forderungen des Evangeliums auf das genaueste übereinstimmt, und sich von der Vollkommenheit des Christen nicht trennen läßt. Sie ist gleichsam die Seele der christlichen Tugend, und alle herrlichen Thaten der Liebe sind von ihr durchdrungen gewesen, alle wahrhaft großen Menschen sind durch sie zu ihrer Größe gelangt. Die sich selbst

am meiſten verleugneten, ſind der höchſten Belohnungen theilhaftig geworden, die die Erde aufgaben, haben den Himmel gewonnen.

Matth. XVI, 24.

Da ſprach Jeſus zu ſeinen Jüngern: will mir jemand nachfolgen, der verleugne ſich ſelbſt, und nehme ſein Kreuz auf ſich, und folge mir.

Selbſtverleugnung erklärt Jeſus in den vorgeleſenen Worten für die Bedingung, unter welcher allein man ſich zu ſeinen Jüngern zählen könne; und in der That iſt es ohne vielfache Verleugnung ſeiner ſelbſt nicht möglich, das zu ſeyn und zu leiſten, was Jeſus von ſeinen Jüngern fordert. Sie hängt mit dem Ganzen des ſittlichen Lebens im Gemüthe ſo genau zuſammen, daß ſie ſich in gleichem Maße mit demſelben weiter bildet, und zu höhern Stufen erhebt. In ihrer Verbindung und Entwickelung mit dem Ganzen des ſittlichen Lebens muß man auf ſie ſeine Aufmerkſamkeit richten, um ſich eine richtige und vollſtändige Einſicht in ihr Weſen zu verſchaffen; und da zeigt ſie ſich zuerſt als Kampf, dann als Fertigkeit, endlich als Freudigkeit. So wollen wir ſie denn auch jetzt ins Auge faſſen und

die Selbſtverleugnung des Chriſten

betrachten:

erſtens, wie ſie ſich in einzelnen Handlungen äußert, und keinem erlaſſen werden kann,

der auf den Nahmen eines Christen Anspruch macht,

zweytens, wie sie, als herrschender Zustand des Gemüthes, zur Vollkommenheit des Christen gehört,

drittens, wie sie, mit der Liebe vereint, das Höchste im Leben des Christen darstellt.

I.

Die Selbstverleugnung kann also zuvörderst betrachtet werden, wie sie noch im Kampfe mit sinnlichen Gefühlen und Neigungen und als Anstrengung des Willens in einzelnen Handlungen sich äußert: und da heißt sich selbst verleugnen: sich zurücksetzen, auf sich weiter keine Rücksicht nehmen, von sich nichts wissen wollen, sich nöthigen Falls sogar selbst entgegen handeln. Daß dieses im Sinne Jesu nur von dem sinnlichen Theile unsrer Natur gelten könne, und daß wir allerdings Angelegenheiten haben, die wir nie gering halten, und aus der Acht lassen, die wir um keinen Preis aufgeben sollen, ist bereits erinnert worden. Wer sich selbst verleugnet, der schont seiner Empfindungen nicht, er unterdrückt seine Wünsche, er leistet Verzicht auf seine Ansprüche, so oft er durch etwas das höher ist, als sein sinnliches Selbst dazu aufgefordert wird, sey dieses eine Wahrheit, die anerkannt, eine Pflicht, die erfüllt, eine Gesinnung, die bewiesen, oder ein Gutes, das bewirkt werden soll. Er weiht sich jenem Höhern, und folgt

seiner Aufforderung, er erkennt die Wahrheit an, er erfüllt die Pflicht, er beweist die edle Gesinnung, er strebt dem Guten nach, als ob die widerstrebenden Empfindungen, Wünsche und Ansprüche gar nicht da wären, oder doch fest entschlossen, ihnen nicht das Mindeste einzuräumen. Der verleugnet noch nicht sich selbst, der einem Vergnügen entsagt, einen Schmerz freywillig erduldet, um sich dadurch größeres Vergnügen zu erkaufen, der entbehrt, um nachher in desto reicherm Maße zu genießen, der einen Vortheil fahren läßt, um dafür einen wichtigern an sich zu bringen, der ein geliebtes Gut hingibt, um das geliebtere zu gewinnen, der seinen Stolz überwindet, um demselben einen glänzendern Triumph zu bereiten, der sich dem drohenden Uebel bloß stellt, um die Ehre des siegenden Muthes davon zu tragen: denn bey einem jeden von diesen ist es doch zuletzt nur auf sein sinnliches Beste abgesehen. Der verleugnet sich selbst, der dieses alles thut, ohne daran zu denken, daß wieder etwas auf ihn zurückfallen werde, der es thut um des Wahren, Rechten und Guten willen, weil in Vergleichung mit diesem, ihm alles, was ihn selbst betrifft, unbedeutend erscheint. Man kann nicht sich selbst verleugnen, ohne sich über sich selbst zu erheben, und sich mit etwas zu vereinigen das mehr und besser ist, als wir selbst.

Jesus wendet sich mit der Forderung der Selbstverleugnung zunächst an seine Jünger, die er zu seinem Dienste ersehen hatte; und wenn wir dieses

wohl bemerken, dann wird uns der Sinn seiner Forderung vollkommen deutlich werden. Sie mußten die Vorurtheile, unter denen sie aufgewachsen und die ihnen lieb geworden waren, verleugnen, damit sein Evangelium sich ihres Verstandes und ihres Herzens ganz bemächtigen könnte, und sie fähig würden, ihm eine treue Anhänglichkeit zu widmen; wird uns doch von vielen, die ihm früher ergeben waren, erzählt, sie seyen hinter sich gegangen, und nicht mehr mit ihm gewandelt, weil ihnen seine Rede hart vorgekommen. Sie mußten sich aller irdischen Güter entledigen, damit sie, weder äußerlich noch innerlich, durch etwas gefesselt, sich ihrer großen Bestimmung ungetheilt zu weihen im Stande wären. Sie mußten Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens aufopfern, weil ihr arbeitsvoller Beruf und die Verhältnisse, in welche sie durch denselben geriethen, ihnen dergleichen nicht gestatteten. Sie mußten die Gefühle und Antriebe selbst der gerechten Selbstwürdigung zurückdrängen, weil ihnen so viele Demüthigungen, Erniedrigungen und schimpfliche Mißhandlungen widerfuhren. Sie mußten vergessen, worauf Werth und Verdienste ihnen Ansprüche verliehen, weil ihnen mit Undank und Schmach vergolten wurde. Sie mußten ihr Kreuz auf sich nehmen, und nach dem Schmerze nicht fragen, weil sie den empfindlichsten Leiden nicht anders als mit Verlassung ihrer Pflicht zu entgehen vermochten. Sie mußten sich Kränkungen gefallen lassen, um in der

Ertragung derſelben entſcheidende Proben ihres chriſtlichen Sinnes abzulegen. Sie mußten ſelbſt ihr Leben gering achten und daran ſetzen, um alles zu vollführen, was die große Sache, für welche zu wirken ſie erſehen waren, von ihnen verlangte. So fordert Jeſus von ſeinen Jüngern die Selbſtverleugnung als Bedingung, den Forderungen der Pflicht Genüge zu leiſten; ſie ſollten dieſelbe, wie hart es ihnen auch ankomme, üben, ſo oft ihr Beruf es mit ſich brächte, und zwar nicht um irgend eines Vortheiles willen, denn Vortheile waren überall nicht für ſie anzutreffen, jede Rückſicht auf ſich ſelbſt würde ſie zu ihrem Geſchäft untauglich gemacht haben, ſondern aus reiner Begeiſterung für die heilige Sache. Auf gleiche Weiſe ſinnt Jeſus jenem Jünglinge, der ſich mit der Frage an ihn wandte, was er zu thun habe, um das Heil zu finden, an, zu verkaufen, was er beſitze, um es den Armen zu geben, ſein Kreuz auf ſich zu nehmen, und ihm nachzufolgen, nicht als ob damit ſchon alles gethan, oder dies an ſich ſelbſt etwas Verdienſtliches geweſen wäre, ſondern weil man ohne das in der damaligen Zeit an dem Werke Jeſu nicht Theil nehmen konnte.

Ob nun gleich unſre Lage, in Anſehung deſſen, was darin zu verleugnen iſt, mit der Lage der Apoſtel keine Vergleichung leidet: ſo iſt doch die Forderung, ſich ſelbſt zu verleugnen ohne Unterſchied an jeden gerichtet, der darauf Anſpruch macht, ein Verehrer Jeſu zu ſeyn, und auch in unſerm Leben wer-

den wir vielfältig veranlaßt, Selbſtverleugnung zu beweiſen. Wollen wir unſer Gewiſſen rein erhalten, der Wahrheit Gehör geben, ihren Eindrücken unſer Herz öffnen, der erkannten Pflicht gehorſam beweiſen, und uns Gott ganz unterwerfen: ſo müſſen wir uns auf zahlreiche und mannichfaltige Verleugnungen gefaßt halten. Nicht genug, daß wir dem an ſich unſittlichen Vergnügen entſagen, auf das Gut, das nicht anders als durch Ungerechtigkeit zu erlangen iſt, Verzicht leiſten, und das Selbſtgefühl, das bloß auf Einbildung ſich gründet, unterdrücken: verleugnen ſollen wir auch das unſchuldige Vergnügen, wenn es uns an nöthigen Geſchäften hindert, wenn wir Wichtigeres darüber verſäumen, wenn wir andre durch daſſelbe betrüben würden, wenn die dazu erforderlichen Ausgaben ſich nicht mit unſern Glücksumſtänden vertragen, und wenn es unſrer Geſundheit oder unſerm Herzen gefährlich werden könnte. Verleugnen ſollen wir die Vortheile, die uns ſchmeicheln, wenn der Erwerb derſelben unſre Seele beſchädigen, uns in der Bildung unſers Geiſtes oder in gemeinnützigen Bemühungen aufhalten, oder andre ſchwer belaſten würde. Verleugnen ſollen wir das geliebte irdiſche Gut, wo wir von demſelben einen edelmüthigen Gebrauch zu machen vermögen, große Noth abzuhelfen, wo ein weſentlicher Nutzen geſtiftet, ein Gut der Seele erkauft werden kann, wo Gott es von uns zurückfordert, daß wir uns ohne Murren und mit willigem Herzen ihm unter-

werfen. Verleugnen sollen wir die Begierde nach Ehre, wo sie unser Gemüth verwirrt und beunruhigt, wo sie uns unser Ziel verrücken will, wo sie uns auf Abwege lockt, auf denen wir nicht mit der Zustimmung unsers innersten Bewußtseyns wandeln können. Verleugnen sollen wir das Gefühl des Schmerzes, wo unser Gewissen uns zu etwas auffordert, was nicht ohne schwere Erduldungen und saure Anstrengungen zu vollbringen ist, wo wir genöthigt sind, Worte zu reden oder Handlungen zu verrichten, die uns Haß, Feindschaft und Verfolgung zuziehen, uns um der Wahrheit und des Rechtes willen, dem bloß zu stellen, was unsre sinnliche Natur mächtig erschüttert, wo wir gegen diejenigen, die wir lieben eine pflichtmäßige Strenge beweisen, ihnen, um ihres eignen Wohles willen, etwas, das wir gern gewährten, verweigern, sie zu etwas, worin wir lieber nachgäben, anhalten, wo wir ihnen durch Tadel und Bestrafungen wehe thun müssen. Verleugnen sollen wir auch das wohlbegründete Gefühl unsers Werthes und unsrer Ueberlegenheit, wenn es darauf ankommt, andern Dienste zu erzeigen, in denen wir uns zu erniedrigen glauben, uns zu ihren Schwächen herabzulassen, ihren ungereimten Widerspruch ohne Erbitterung zu hören, in Fällen, wo das Recht auf unsrer Seite ist, nachzugeben, und uns von denen zurechtweisen zu lassen, denen wir gewohnt sind, Belehrungen zu ertheilen.

Thaten der Selbstverleugnung sind von dem Le-

den des Christen unzertrennlich, und noch immer gilt in dem weitesten Umfange der Ausspruch des Herrn: wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich. War nicht sein Leben gleichsam eine beständige Verleugnung, und ist er uns nicht darum vornehmlich so groß und verehrungswürdig, weil er allem entsagte, was unsrer sinnlichen Natur schmeichelhaft und theuer ist? Er erniedrigte sich selbst, heißt es von ihm, und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, darum hat ihn auch Gott erhöhet, und ihm einen Nahmen gegeben, der über alle Nahmen ist; welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete das Kreuz, und achtete der Schande nicht, und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes. Nein, seine Nachfolger können wir nicht werden, ohne mit ihm den Weg der Erniedrigung zu gehen. Jede Vortrefflichkeit, nach der wir in seinem Geiste streben, jede Tugend, die wir in seinem Geiste üben, nöthigt uns zu Verleugnungen. Wenn unser Glaube alles überwindet, unsre Liebe alles aufopfert, unsre Geduld alles trägt, unsre Demuth alles, worauf man sich etwas dünken möchte, gering achtet: so geschieht es in der Kraft der Selbstverleugnung. Zwar gibt es Pflichten, die, weil sie mit unsern natürlichen Bedürfnissen und Neigungen mehr übereinstimmen, in den meisten Fällen ohne Selbstverleugnung erfüllt werden können;

aber keine, bey der wir uns gar keinen Zwang anthun dürften, die überall genau, vollständig, mit dem rechten Sinne und auf die rechte Weise ohne Selbstverleugnung erfüllt werden könnte, keine bey deren Erfüllung wir uns nicht wenigstens innerlich bereitwillig fühlen müßten, ihr alles aufzuopfern. Allerdings kostet die Selbstverleugnung, die in einzelnen Handlungen sich äußert, manchen schweren Kampf, nicht selten muß dabey die ganze Kraft unsers sittlichen Vermögens aufgebothen, alles, was uns dasjenige, wofür wir uns verleugnen sollen, als kostbar, erhaben und ehrwürdig darstellt, zu Hülfe gerufen werden, unerschütterlich fest müssen wir dabey halten an den Grundsätzen eines heiligen Lebens. Aber wo dieser Kampf ernstlich begonnen und geführt wird, da wird er auch bestanden. Mächtig dringt die sinnliche Natur auf uns ein, doch ist es möglich sie zurückzuweisen; sie weicht der Entschlossenheit einer, der Tugend dahingegebenen Seele, besonders, wenn diese sich in ihren edelsten Gefühlen mit Gott vereinigt hat, und im Gebete höhere Unterstützung sucht. Und welch ein Gefühl der erweiterten und gehobenen Brust, das jede That der Selbstverleugnung begleitet! welch eine Hoheit der menschlichen Natur, die sich in der Selbstverleugnung offenbart! welch ein deutliches und volles Bewußtseyn von der Macht, der Verklärung und den Beseligungen der Tugend, das wir in der Selbstverleugnung empfangen! Daß die Tugend unter allem Großen das Größte, unter al-

lem Guten das Beſte iſt, das wird nicht ſtärker empfunden, als indem man ihretwegen ſich ſelbſt verleugnet. Wer ſich ſelbſt verleugnet, der fängt erſt an, ſich in dem himmliſchen Theile ſeines Weſens ganz zu beſitzen, der gewinnt das Höchſte, indem er das Niedrigſte hingibt. Der Weg der Selbſtverleugnung iſt der Weg des echten Verdienſtes, der wahren Ehre, des unſterblichen Ruhmes. Durch ſie wird man der ewigen Vergeltungen Gottes werth. Sich ſelbſt verleugnet haben alle, die, den Kämpfen der Erde entriſſen, vor Gott ſtehen, und die Siege des Himmels feiern.

II.

Doch, nicht bloß in einzelnen Handlungen ſoll die Selbſtverleugnung ſich äußern: ſie ſoll auch Fertigkeit und herrſchender Zuſtand des Gemüthes werden, und da beſteht ſie denn in einer fortdauernden Erhebung der Seele über den ſinnlichen Theil unſers Weſens, in einer Entfernung deſſen, was unſer wahres Seyn und Leben ausmacht, von dem, was der Selbſtſucht angehört, in einem Freyſeyn von den Gefühlen, Wünſchen und Bekümmerniſſen, die ſich allein auf unſer beſchränktes Selbſt beziehen, in einer Geringhaltung unſrer irdiſchen Angelegenheiten, ſo weit ſie nicht durch das Höhere in uns geheiligt, und unſrer Sorge empfohlen ſind, wodurch es uns leicht wird, uns ſelbſt zu verſäumen, zu beläſtigen, hintenan zu ſetzen und zu demüthigen, wo dieſes nö-

thig iſt, und alles, was unſer Selbſt betrifft für Wahrheit und Pflicht, für Gott und die Brüder aufzuopfern. Menſchen, denen dieſe Selbſtverleugnung eigen geworden, ſchätzen nicht bloß die Güter der Welt nicht über ihren Werth, ſondern hängen auch, in wiefern dieſelben wirklich Werth haben, ihr Herz nicht daran. Sie fürchten nicht bloß den Schmerz nicht mehr, als er ſeiner Natur nach gefürchtet werden darf, ſondern ſie ſcheuen und fliehen ihn auch nicht ängſtlich, in wie fern er wirklich unter die Uebel gezählt werden muß. Sie halten nicht bloß nicht mehr von ſich, denn ſich gebührt zu halten, ſondern ſind auch bereit, zu überſehen und zu vergeſſen, was ſie mit Recht von ſich halten dürfen. Sie können ohne Beſchwerde von den Freuden und Gütern der Welt ſich trennen, ohne Beſchwerde ſich dem Schmerzlichen unterziehen, ohne Beſchwerde ihre Anſprüche aufgeben; weil ihnen das alles bey weitem nicht ſo viel gilt, als es gewöhnlichen Menſchen, und ſelbſt denen, die mit ihrer Vernunft Rath nehmen, ohne ſich jedoch derſelben völlig zu unterwerfen, zu gelten pflegt; weil das alles bey ihnen in den edlern Beſtrebungen, die auf das Ewige gerichtet ſind, die Wichtigkeit verloren hat, welche die meiſten ihm beylegen.

Daß nun die Selbſtverleugnung in dieſem Sinne zu der Vollkommenheit des Chriſten gehöre, läßt ſich gar nicht bezweifeln. Wer irgend etwas in der Welt mehr liebe als ihn, behauptet der Herr, ſey ſeiner nicht werth, wer das irdiſche Le-

den ſuche, der werde das höhere einbüßen. Die da weinen, ſpricht Paulus, ſollen es thun, als weinten ſie nicht, die ſich freuen, als freuten ſie ſich nicht, die da kaufen, als beſäßen ſie nicht. In keinem Stücke beauſat ſich das Chriſtenthum mit der That allein; alles Edle ſoll im Menſchen Geſinnung werden, und aus der Geſinnung die That wieder freyer, reiner und größer hervorgehen. Nicht in das, was er äußerlich vollbringt, ſondern in das, was er in ſeinem Innerſten iſt, ſetzt das Chriſtenthum den Werth des Menſchen. Was uns Anfangs Ueberwindung koſtet ſoll uns nach und nach ſo geläufig werden, daß wir es ohne Mühe leiſten. Mit dem Kampfe beginnt das höhere Leben des Chriſten, aber aus dem Kampfe ſoll ſich der Friede erheben. Wie ſehr es ſich auch jemand angelegen ſeyn laſſe, in einzelnen Handlungen Selbſtverleugnung zu beweiſen: recht gelingen wird es ihm damit doch nur dann, wenn die Selbſtverleugnung in ſein Herz gedrungen, und bey ihm Fertigkeit des Gemüthes geworden iſt. Zu häufig ſind die Fälle, wo das, was verleugnet werden ſoll, dem Menſchen tief in das Herz hineingewachſen iſt, zu häufig die Fälle, wo die Kraft, die er augenblicklich aufzubiethen hätte, ihn verläßt, oder wo es ihm an der nöthigen Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart fehlt, um ſie recht zu gebrauchen; ohne es gewahr zu werden, wird er oft den Antrieben der ſinnlichen Luſt und des ſinnlichen Schmerzes nachge-

ben, wenn er ſich nicht zur Geringſchätzung derſelben gewöhnt hat, wenn nicht die bleibende Stimmung des Herzens ihn zum Beſſern leitet. Ein Geiſt der Selbſtverleugnung hat alle die Menſchen beſeelt, die in der Selbſtverleugnung groß geweſen ſind, und in dieſem Geiſte haben ſie gehandelt, wo ſie ſich ihrer am würdigſten zeigten. Das iſt die Erhebung ihrer Seele, das iſt es, was wir am meiſten an ihnen bewundern, daß ſie, indem ſie das Herrlichſte vollführen, nichts anders thun, als was ihre veredelte Natur mit ſich bringt.

Wollen wir aber dahin gelangen: dann müſſen wir uns vor allem, von der Eitelkeit deſſen, was unſre ſinnliche Natur angeht eine deutliche Ueberzeugung und ein lebhaftes Gefühl zu verſchaffen ſuchen; es muß uns klar werden, daß wir nichts ſind, ſo lange wir dem niedern Theile unſrer Natur angehören, daß wir alles ſind, ſobald wir uns von dieſem losſagen, um uns der höhern hinzugeben, daß die Selbſtſucht der geiſtige Tod, aber das Leben für Gott, für die Wahrheit und für die Pflicht allein das wahrhaftige Leben, die Quelle aller Befriedigung und aller Seligkeit iſt; wir müſſen erkennen, wie jedes Bedürfniß, jedes Verlangen und jede Kraft der Seele zuletzt dahin ſtrebt, uns von den Feſſeln des Irdiſchen zu befreyen, und uns mit dem Himmliſchen in Verbindung zu ſetzen. Nächſt dieſem kommt es hauptſächlich auf Uebung an. Je öfter wir uns ſelbſt verleugnen, deſto geringer werden die Schwie-

rigkeiten, die wir dabey antreffen, desto mehr theilt sich der Zustand, worin man sich bey der Selbstverleugnung befindet unserm Gemüthe mit. Da dürfen wir es denn aber nicht bey denjenigen Verleugnungen, welche die gegenwärtigen Umstände gerade von uns fordern bewenden lassen; wir müssen uns auch selbst solche Uebungen auflegen, zu denen keine Pflicht uns nöthigt, wo wir wahrnehmen, daß sie uns förderlich seyn können. Wir müssen zuweilen freywillig dem, was uns angenehm ist entsagen, obgleich es uns jetzt wohl erlaubt wäre, es zu besitzen und zu genießen, damit wir entbehren lernen; wir müssen zuweilen freywillig das Kreuz auf uns nehmen, und uns Unannehmlichkeiten bloß stellen, mit denen wir verschont seyn könnten, damit wir uns an den Schmerz gewöhnen, zuweilen freywillig uns demüthigen, wo nichts uns hindert, das Gefühl unsers Werthes zu unterhalten, damit der Sinn der edeln Selbsterniedrigung, gegen die sich unsre Natur so mächtig sträubt, uns eigenthümlich werde. Es war allerdings Thorheit und Unverstand, wenn man in einer zwecklosen Strenge gegen sich selbst etwas Verdienstliches suchte, und dieselbe daher nicht weit genug glaubte treiben zu können, ein trauriger Wahn, wenn man durch grausame Qualen, die man sich selbst zufügte, den Himmel zu erkaufen hoffte. Aber immer sollten uns die ehrwürdig seyn, die gegen sich selbst angingen, um sich über sich selbst zu erheben, die sich selbst Gewalt anthaten, um den Geist

in sich immer mehr zu befreyen; sie waren die Weisesten und die Edelsten unter den Menschen.

III.

So groß indeß auch die Fertigkeit seyn mag, die wir uns in der Verleugnung unsers Selbstes erworben haben: sie allein wird nicht hinreichen, überall die hohen und schweren Verleugnungen hervorzubringen, die das Leben des Christen verherrlichen sollen: oft werden wir zurückbleiben, und uns von der Selbstsucht überwältigen lassen, wenn nicht noch etwas anders sich mit ihr vereinigt. Eine wirksame Kraft muß hinzukommen, die uns treibe und beseure, auch da Verzicht zu leisten, wo das Herz am empfindlichsten angegriffen, und unser ganzes Wesen in Aufruhr gesetzt wird, damit wir nicht bloß zu jeder Verleugnung bereit seyen, sondern auch dabey fliessende Freudigkeit empfinden; denn alles, was zum höhern Leben gehört soll in uns sich zur Freudigkeit erheben. Das ist aber das Eigenthümliche des Christenthumes, daß es dasjenige, was es von seinen Verehrern verlangt, auch durch seine Lehren, Verheißungen und Anstalten in ihnen zu wecken sucht, und sich ihnen zur Ausbildung desselben auf alle Weise behülflich zeigt. Und so verhält es sich auch hier; es erzeugt in dem Menschen die fromme Liebe, jene mächtige und heilige Kraft seines Wesens, die ihm zu allem, was in dem Kreise ihrer Thätigkeit liegt, die nöthige Stärke verleiht. Je mehr man

seinen

ſeinen Einfluß an ſich erfährt, deſto mehr wird man gleichſam aus ſich herausgeriſſen, von dem engherzigen Wünſchen, Sorgen und Streben der ſinnlichen Natur abgetrennt, und in Liebe mit dem, wofür man ſich verleugnen ſoll verbunden. Dadurch erreicht dann die Selbſtverleugnung ihre dritte Stufe, auf welcher ſie das Höchſte in der Geſinnung und in dem Leben des Chriſten iſt. Jeder edlere Trieb des Herzens wird durch das Chriſtenthum in Liebe verwandelt, vornehmlich aber ſind es Wahrheit und Tugend, Gott und Menſchheit, wofür es eine eben ſo reine als feurige Liebe in uns entzündet, und eben dieſe ſind es ja auch, um derer willen die Verleugnung von uns gefordert wird.

Wo die Liebe das Herz ganz erfüllt, da achtet man nicht mehr auf die Neigungen der ſinnlichen Natur. Man vergißt ſich ſelbſt ganz und gar, man will nichts wiſſen von dem, was ihr widerſtrebt, wenn es ſich auch noch ſo mächtig in uns regte, man fühlt kaum den Schmerz, wenn uns auch noch ſo heftig zugeſetzt würde, man braucht ſich keine Gewalt anzuthun, wenn ſich auch noch ſo viel in uns empörte, indem man dem Zuge der Liebe folgt, und ihre Thaten vollbringt; denn die Liebe iſt um ſo glücklicher, je größer die Opfer ſind, die ſie hingeben, und je ſchwerer das Kreuz iſt, das ſie auf ſich nehmen ſoll. Man läßt die Wahrheit alles bey ſich gelten, ob ſie gleich unſern Stolz demüthigt, unſre vorgefaßten Meynungen widerlegt, unſre Handlungsweiſe verur-

theilt; man besitzt einen glühenden Eifer für seine Pflicht, und findet die Anstrengungen, die sie verlangt nicht beschwerlich; man räumt hinweg, was sich gegen sie auflehnt, wie fest es auch mit dem Herzen zusammenhange. Man unterwirft sich dem erhabensten Wesen, wie dunkel auch sein Rath, wie hart seine Prüfungen, wie bitter auch die Leiden seyen, die es uns zuschickt, im tiefsten Kummer der Seele und in der schmerzlichsten Entsagung empfindet man viel stärker als alles andre seine Liebe; man will nur das, was Gott gefällt, wie sehr es auch der sinnlichen Natur mißfalle; man begehrt nichts zu seyn und zu haben, außer in der Verbindung mit ihm, der das höchste Gut der Seele ist. Man wirkt, von der Liebe gedrungen, zum Wohl seiner menschlichen Brüder, wie viel es uns auch koste, wie viel es dabey zu entbehren und zu erdulden gebe; das hält man für seinen Gewinn, daß man um andrer willen alles thut und leidet, das für seine Ehre, daß man um andrer willen sich erniedriget.

Freylich verkennt und versäumt der, welcher sich zu der Selbstverleugnung der Liebe erhoben hat, seine Pflichten gegen sich selbst nicht; aber auch hier wird er von der höhern Liebe geleitet. Er beabsichtigt in der Beobachtung derselben nicht sich selbst, sondern das, dem er ganz in der Liebe angehört, die Wahrheit und die Tugend, Gott und die Menschheit. Nicht dahin, daß er selbst, sondern da-

hin, daß Wahrheit und Tugend, Gott und die Menschheit durch ihn herrlich werden, geht sein Trachten. Er erhält sein Leben, nicht weil es ihm angenehm, sondern, weil es etwas Höherm geheiligt ist; er sorgt für seine Gesundheit, nicht damit er sich ihrer freue, sondern damit er für das Höhere wirken könne, er bemüht sich um sein Wohlseyn, nicht damit er davon sinnlichen Genuß habe, sondern damit er für das Höhere tauglich werde. So gelangt der Mensch endlich dahin, daß er nicht mehr in sich selbst, sondern in dem, was mehr und besser ist, als er selbst, und wovon aller wahre und ewige Werth abhängt sein Leben führt; sein ganzes Wesen ist nun umgestaltet, er ist ein neues Geschöpf geworden, all sein Denken und Thun ist in der Liebe.

Das haben diejenigen in den Gedanken gehabt, welche darauf dringen, daß man sich seiner selbst entledigen, sich selbst völlig absterben, und allein in Gott sein Daseyn fortsetzen solle. Wie überspannt, ja wie ungereimt und widersinnig uns diese Forderung auf den ersten Blick vorkommen, und auch wirklich seyn mag, wenn man dabey an eigentliche Ertödtung der sinnlichen Gefühle und Neigungen denkt: wohl verstanden drückt sie etwas sehr Wahres, sehr Tiefes, sehr Würdiges aus. Sie bezeichnet genau das, worin die sittliche Bildung des Menschenwesens sich endigt, genau das, was den reinen Adel der Menschennatur, die Vollendung des Göttlichen in der Seele des Menschen ausmacht, worin seine Fähigkeit für die

Geschäfte und Seligkeit des Himmels besteht, die Höhe, zu welcher das Christenthum den Menschen führen will, das, wodurch Jesus der Erhabenste und Liebenswürdigste unsers Geschlechtes gewesen ist, wodurch er sich als den Sohn Gottes erwiesen hat, und welches sich alle zum Ziele setzen müssen, die ihm nachfolgen, und sich gerechte Ansprüche auf den Nahmen seiner Jünger erwerben wollen. Auf diese Weise haben die Heiligen Gottes, die Helden des Glaubens und der Liebe sich selbst verleugnet, auf diese Weise haben sie sich emporgeschwungen über Welt und Zeit, auf diesem Wege sind sie eingegangen in ihre Verklärung; weil das Herz in ihnen brannte für Wahrheit und Tugend, für Gott und Menschheit haben sie nach sich selbst nicht gefragt, und das Bewundernswürdige vollführt. Aus der Selbstverleugnung der Liebe entwickeln sich alle Tugenden, die den Christen auszeichnen, sie verleiht allen die höchste Wahrheit, Lauterkeit und Stärke. Sie führt schon hier zur innigen Gemeinschaft mit Gott und zu jener erhabenen Seelenruhe, worin alle Noth der Erde gestillt ist, sie wird einst mit allem vereinigen, was das Herz befriedigen und entzücken kann.

So lasset uns denn, hinblickend auf die, die vor uns gekämpft und überwunden haben, und vor allem auf Ihn, den großen Anfänger und Vollender unsers Glaubens, der in unaussprechlicher Liebe sich selbst verleugnet und das Kreuz getragen, der sein ganzes Leben gedient und endlich sich selbst zum Heile der

Welt aufgeopfert hat, uns stärkend durch sein Vorbild und den erhabenen Geist seines Evangeliums, entschlossen jede Verleugnung üben, und unermüdet den herrlichen Gesinnungen nachstreben, wobey man es für ein Geringes hält, alles zu wagen, alles zu leiden und auf alles Verzicht zu leisten. Einen andern Weg zu der Vollkommenheit zu gelangen, für welche unsre Natur bestimmt ist, gibt es nicht. Unsern ernstlichen Bemühungen kann es nicht an glücklichen Erfolgen fehlen, Kräfte der höhern Welt sind uns zur Unterstützung verliehen. Das Maß unsrer Selbstverleugnung auf Erden bestimmt den Grad unsrer Seligkeit im Himmel. Die mit Christo leiden, sollen mit ihm zur Herrlichkeit erhoben werden.

IX.

Ueberlegungen für die Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind.

Keinem Menschen ist es gestattet, sich unaufhörlich unter den Zerstreuungen eines geräuschvollen Weltlebens umher zu treiben. Wie sehr auch jemand sein Herz den Vergnügungen, welche in der Gesellschaft der Menschen gefunden werden, ergeben habe, und wie leicht es ihm auch gemacht sey, sich diese Vergnügungen so zahlreich und so abwechselnd, als er sie sich wünscht, zu verschaffen: doch wird er mit denselben nicht sein ganzes Daseyn ausfüllen können, doch kommen Zeiten, wo die unruhigen Bewegungen um ihn her schweigen, um ihn der Stille zu überlassen. Wie sehr auch jemand durch die Arbeiten seines Berufes, durch die Zwecke, denen er nachstrebt, und durch seine ganze äussre Lage an die Welt geknüpft, und wie anhaltend auch hier seine Thätigkeit beschäftigt werde; doch wird er sich häufig von derselben abgesondert, und an sich selbst zurückgewie-

sen sehen. Nicht bloß besondre Umstände, in die wir gerathen und ungewöhnliche Ereignisse, die sich mit uns zutragen, sehen die Ordnung der menschlichen Dinge und die Erschöpfung unsrer Kräfte führen unvermeidlich Stunden herbey, wo alles andre von uns weicht, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind. Wer sich auf seine wahren Bedürfnisse versteht, und ernstlich bedenkt, was zu seinem Frieden diene, der wird nicht allein hierin eine sehr wohlthätige Einrichtung erkennen, und die Stunden willkommen heißen, die das Gewühl der Welt von ihm entfernen, er wird auch Veranstaltungen treffen, daß solche Stunden ihm häufiger erscheinen, er wird sich oft freywillig jenem Gewühle entreißen, um in der Stille sich selbst zu leben, und das zu besorgen, was in der Stille allein besorgt werden kann.

Das ist unleugbar, großen Segen können die Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind, über unser Leben bringen, süße Erquickungen und herrliche Stärkungen können sie unserm Herzen gewähren, reiche Nahrung dem Edelsten in uns mittheilen, Stunden der seligen Ruhe, der heiligen Freude, der kraftvollen Erhebung, der mächtigen Förderung in der Tugend können sie uns werden. Aber alles hängt dabey von der Art ab, wie wir sie anwenden, von den Gedanken und Empfindungen, die wir in uns aufnehmen, von den Ueberlegungen, die wir anstellen. Nicht heilsam, sondern verderblich müssen sie uns werden, wenn un-

reine Lüſte, ſtrafbare Wünſche, die Träume einer befleckten Einbildungskraft da unſre Beſchäftigung ausmachen, wenn die Leidenſchaft da unſer Herz in Aufruhr ſetzt. Und auch dann dürfen wir uns keinen Gewinn von ihnen verſprechen, wenn wir da auf nichts anders denken, als worauf auch in der Welt unſer Trachten gerichtet iſt, als darauf, wie wir uns aus Verlegenheiten retten, Unfällen vorbeugen, unſre Begierden ſtillen, unſre Unternehmungen glücklich vollführen mögen. Höhern, wichtigern Angelegenheiten gehören die Stunden, wo wir mit Gott und unſerm Herzen allein ſind; ſie gehören ſolchen Dingen, worüber wir Gott und unſer Herz allein zu befragen, die wir mit Gott und unſerm Herzen allein abzuthun haben; ſie gehören ſolchen Ueberlegungen, die ſich nur in der ernſten, würdevollen Stimmung, und bey der völligen Sammlung des Geiſtes, welche der Stille eigen ſind anſtellen laſſen. Dieſen müſſen wir ſie weihen, indem wir uns bald zum Himmel erheben, bald in die Tiefen unſers Herzens verſenken, um ihres Segens ganz theilhaftig zu werden.

Pſalm LXIII, 7.

Wenn ich mich zu Bette lege, ſo denke ich an Dich; wenn ich erwache, ſo rede ich von Dir.

Der höhern Betrachtung, der Unterhaltung mit Gott und, was davon unzertrennlich iſt, der Unter-

haltung mit dem eignen Herzen hatte David die Stunden geweiht, wo er mit Gott und seinem Herzen allein war; denn das ist der Mensch dann am meisten, wenn er, nachdem die Mühen des Tages aufgehört haben, und sein Geräusch verstummt ist, sich zur Ruhe legt, und wenn er am Morgen erwacht, um von neuem in den Kreis unruhiger Thätigkeit einzutreten. Der höhern Betrachtung, der Unterhaltung mit Gott und dem eignen Herzen, sollen auch bey uns die Stunden gewidmet seyn, wo wir uns mit Gott und unserm Herzen allein befinden. Welche Ueberlegungen wir aber da vornehmlich anzustellen haben, das verdient wohl von uns näher in Erwägung gezogen zu werden. An

die Ueberlegungen für die Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind,

wollen wir uns daher jetzt erinnern.

Diese Ueberlegungen betreffen: unser Verhältniß zu Gott, den Zustand unsers Herzens, die Eindrücke, die wir in der Welt empfangen, die Erfahrungen, die wir dort gemacht haben, die Grundsätze, die unser Verhalten leiten sollen, und die besondern Angelegenheiten unsers Lebens.

I.

Was ist natürlicher, als daß in denjenigen Stunden, wo wir uns von dem, was uns gewöhnlich be-

schäftigt und hinhält verlassen sehen, unsre Aufmerksamkeit sich auf das Wesen richte, dessen heilige Gegenwart uns auch hier noch umgibt, und das nie aufhört, uns nahe zu seyn, als daß das Bewußtseyn, wir seyen hier mit Gott allein dem Gedanken an ihn höheres Leben in unsrer Seele mittheilt? Und wenn wir je den Beruf fühlten, uns mit diesem Wesen, von dem wir unsern Ursprung haben, von dem alles Gute auf uns herabströmt, und das ewig der erhabenste Gegenstand unsrer Bewundrung bleibt, zu beschäftigen: müssen wir uns dann nicht jetzt ganz vorzüglich gedrungen finden, den Geist zu ihm zu erheben, da die verwirrenden und betäubenden Eindrücke des Weltlebens uns nicht mehr daran hindern, da dasjenige, was ihn sonst unabläßig zur Erde niederzieht einen großen Theil seiner Wirksamkeit verloren hat? Je mehr unter den Zerstreuungen und Sorgen des gewöhnlichen Weltlebens sich Gott gleichsam unserm Blicke verbirgt; desto mehr sollten wir der Stunden der Einsamkeit uns freuen, weil sie diese Zerstreuungen und Sorgen von uns entfernen, und den freyen Aufschwung unsrer Seele erleichtern. Gibt es für ein vernünftiges Geschöpf etwas Ehrenvolleres, Trostreicheres und Froheres, als die Betrachtung der höchsten Vollkommenheit, der allmächtigen und unwandelbaren Liebe? O, unser Herz müßte sehr verwildert, seine edelsten Empfindungen und Kräfte müßten sehr geschwächt seyn, wenn nicht in den Stunden, wo wir mit Gott und

unſerm Herzen allein ſind, das Bedürfniß in uns erwachte, uns der andachtsvollen Erinnerung an ihn zu überlaſſen, und durch dieſelbe unſern Geiſt zu nähren, zu ſtärken und zu erheitern. Beſonders ſollte hier unſer Verhältniß zu Gott der Gegenſtand einer ernſthaften Ueberlegung werden; denn dieſes pflegt ſich uns vorzüglich zu verdunkeln, wo unſre Erdenverhältniſſe ſo deutlich hervortreten, und ſich des Gemüthes ſo entſcheidend bemächtigen, als es im Leben unter den Menſchen geſchieht. Daß alles, was ſich auf Erden zuträgt unter dem Einfluſſe Gottes ſteht; daß ſeine Kraft in allem wirkt, ſeine Hand alles verknüpft, lenkt und anordnet; daß in allem große und heilige Abſichten ausgeführt werden; daß wir ſelbſt in jeder Hinſicht von Gott abhangen; daß unſer Daſeyn allein durch ihn fortdauert; daß wir ohne ihn nichts ſind und vermögen; daß unſre Beſitzthümer ſeine Geſchenke, unſre Begegniſſe ſeine Schickungen ſind; daß von ihm die Freuden und die Schmerzen geſendet werden: das vergeſſen wir leicht, wo das Sinnliche mit ſeiner ganzen Gewalt auf uns eindringt, uns bald zum Trotze, bald zur Verzagtheit, bald zum Uebermuthe, bald zur Erſchütterung ſtimmt, und unſre Erwartungen feſt an das kettet, was vor Augen iſt. Und doch ſind es dieſe Wahrheiten, was uns in den Stand ſetzt, die Ereigniſſe der Welt und des Lebens richtig zu beurtheilen, jedes mit Weisheit zu behandeln, die Bewegungen unſers Gemüthes zu beherrſchen, die Uebel unſrer

Tage standhaft zu ertragen, und zu einer unverschüt-terlichen Ruhe der Seele zu gelangen. Welch ein heilsamer Gebrauch der einsamen Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind, uns an die-selben zu erinnern, den Gedanken derselben in uns zu beleben, sie mit unsrer jedesmaligen Lage in Verbin-dung zu bringen, den Spuren einer unsichtbaren Lei-tung in dem, was wir erfahren, nachzuforschen, und uns dadurch zur frommen Dankbarkeit bey dem Gu-ten, das wir empfangen, zur Getrostheit bey dem Widerwärtigen, das uns zustößt, zur willigen Unter-werfung unter die Fügungen Gottes, zur beständi-gen Hinsicht auf ihn und zu einer frohen Zuversicht zu ermuntern! Daß uns Gott unter den Geschöpfen der sichtbaren Welt den höchsten Rang angewiesen, daß er uns die Würde vernünftiger und unsterblicher Wesen verliehen, daß er uns noch ganz andre Sor-gen, als die für das Irdische, daß er uns die Bil-dung unsers Geistes und Herzens für ein künftiges höheres Leben aufgetragen hat; daß er uns auffor-dert, unsre Seele unbefleckt zu erhalten, nach Er-kenntniß der Wahrheit und Heiligkeit der Gesinnun-gen unablässig zu trachten; daß er uns über die Be-mühungen, die wir hierauf verwendet zur Rechen-schaft ziehen, und nach denselben einst unser Schick-sal entscheiden wird: das bedenken wir wenig, wo die Welt uns gefesselt hält, wo so vieles unsre Sinne bezaubert, unser Herz bestürmt, unsre Begier-den entflammt, unsre Thätigkeit in Anspruch nimmt.

Und doch ist nichts nöthiger, als dieses oft zu bedenken, damit nicht der Geist von den schweren Bürden des vergänglichen Wesens niedergedrückt, unser Wichtigstes versäumt, und das Heil unsers Lebens verscherzt werde. Welch ein würdiger Gebrauch der Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind, die heiligste Angelegenheit dieses Herzens vor Gott zu erwägen, das Gefühl ihrer unendlichen Wichtigkeit in unsrer Seele hervorzurufen, uns des Ernstes, womit wir ihr verpflichtet sind, bewußt zu werden, und uns an das zu erinnern, was uns in Ansehung derselben obliegt, um uns zu einem nie erkaltenden Eifer im Streben nach den besten Gaben zu ermuntern. Ja, was im Weltleben uns besitzt und anstrengt, das geht unsern edlern Theil wenig an; darum wollen wir uns, so oft uns eine stille Stunde zu Theil wird, davon losreißen, um unsre Gedanken und Gefühle auf das zu richten, unser Inneres für das zu erwärmen, wovon der Friede des Herzens und das Glück einer gränzenlosen Zukunft abhängt.

II.

Indem wir uns diesen Ueberlegungen hingeben, werden wir zugleich von selbst auf den Zustand unsers Herzens geführt werden. Ist uns unser Verhältniß zu Gott deutlich und wichtig geworden: muß uns dann nicht alles daran gelegen seyn, zu erfahren, wie die Gesinnungen und Neigungen unsers

Herzens beschaffen sind, von welchen Antrieben dasselbe beseelt, ob und in wie fern seine Verfassung eine solche ist, daß wir uns dabey beruhigen dürfen, was wir wegzuräumen oder zu entwickeln haben, damit es wohl um uns stehe, damit wir uns des göttlichen Beyfalles freuen, und angenehme Hoffnungen unterhalten können? Unser sittlicher Zustand ist die Quelle sowohl unsrer Glückseligkeit, als unsers Elendes, die Verbesserung desselben das Vornehmste, was uns in Ansehung unsrer Geistesbildung obliegt. Wie sollten wir aber im Stande seyn, an dieser Verbesserung zu arbeiten, wie auch nur mit Ernst daran zu denken, wenn wir entweder gar keine oder eine falsche, verworrene und unvollständige Kenntniß von demselben besitzen? Eine richtige, deutliche und ausführliche Kenntniß unsers sittlichen Zustandes aber läßt sich nicht auf einmal oder in kurzer Zeit erwerben, es kommt dabey auf nichts Geringeres an, als darauf, daß uns alle unsre Fehler und guten Eigenschaften klar werden, daß wir bestimmt die Stufe der sittlichen Bildung, auf der wir uns befinden, anzugeben vermögen, daß wir uns über die Stärke unsrer Grundsätze und unsers Willens, wie über den Werth unsrer Stimmungen genau unterrichten. Auf die leisesten Regungen unsers Innern, auf die geheimsten Verknüpfungen unsrer Gedanken, auf die Bilder, die unsre Einbildungskraft beschäftigen, auf die Empfindungen, die in uns wechseln, auf die Wünsche und Begierden, die in uns aufsteigen, auf

die Handlungen, die wir vollbringen, auf die Mahnungen, Warnungen und Bestrafungen unsers Gewissens müssen wir unsre Aufmerksamkeit lenken. Von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Lagen müssen wir dieses alles beobachten, um alles im rechten Lichte zu erblicken. Wie oft wir auch dergleichen Beobachtungen angestellt haben, wie gründlich und sorgfältig wir dabey zu Werke gegangen seyen: immer sind unsre Einsichten noch der Vervollkommnung fähig und bedürftig. Zudem bleibt der Zustand unsers Herzens nie lange derselbe, unaufhörlich gehen mit demselben Veränderungen vor, welche neue Forschungen nöthig machen, wenn die Kenntniß desselben eine zuverlässige seyn soll. Ist aber irgend eine Zeit zu den Ueberlegungen, welche den Zustand unsers Herzens betreffen mehr geeignet, als die, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind? Gesetzt, daß es uns, so lange wir im Gewühle der Welt leben, nicht an der nöthigen Ruhe und Besonnenheit fehlte, Einzelnes zu bemerken: werden wir es auch gehörig überdenken, und in den rechten Zusammenhang bringen? wird sich uns auch das weniger in die Augen Fallende enthüllen? wird unser Herz sich unverholen genug äußern, während wir uns von Menschen beobachtet wissen? werden wir mit der nöthigen Unpartheylichkeit zu Werke gehen, während so vieles sich vereinigt unser Urtheil zu bestechen? Wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind, da dringt sich von selbst der Zustand un-

sers Herzens unsrer Betrachtung auf, da fallen die Nebensichten weg, die unter den Menschen den Blick unsers Geistes trüben, da haben wir auf nichts Rücksicht zu nehmen, als auf Gott, der in die verborgensten Tiefen unsers Herzens schaut, vor dem keine Täuschung besteht, dem nur Aufrichtigkeit angenehm ist, und auf unser Herz, dem jede Täuschung nicht anders als nachtheilig seyn kann. Mächtiger wirkt da der Gedanke, daß wir uns unter den Augen des Allwissenden befinden, lebhafter fühlen wir da, wie wichtig es sey, daß wir in dieser großen Angelegenheit redlich und strenge verfahren, daß wir nichts gewinnen, aber unaussprechlich viel einbüßen, wenn wir uns selbst betrügen; alles muß uns da einen Ernst und eine Gewissenhaftigkeit einflößen, die uns unter den Verwickelungen des Weltlebens fremd sind. So lasset uns denn diese stillen Stunden als ein theures Geschenk des Himmels ansehen, und dankbar benutzen. Lasset uns hier von uns wegweisen jedes, das uns zerstreuet, und alles um uns sammeln, was uns über uns selbst Aufschlüsse geben kann, lasset uns auf alles, was hier zu erwägen ist, forschende Blicke werfen, und nicht scheuen den Schmerz und die Demüthigungen, die manche Entdeckung uns zufügen möchte; lasset uns eingehen in unser Geheimstes und Tiefstes, und so uns richten, wie Gott uns einst richten wird, und, durchdrungen von dem Bewußtseyn der Gegenwart Gottes, einstimmen in Davids Gebet: erforsche mich Herr

und

und unterſuche mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meyne, ſiehe ob ich auf dem rechten Wege bin, und führe mich auf ewigem Wege.

III.

Hiermit hängt zuſammen das Ueberlegen der Eindrücke, die wir in der Welt empfangen haben. Denn, daß das Leben in der Welt Gefühle, Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften in uns erweckt, die an unſrer Verſchlimmerung arbeiten, daß es unſrer Seele Stimmungen, denen wir uns nicht überlaſſen, und Beſtrebungen mittheilt, denen wir nicht folgen können, ohne unſerm Verderben entgegen zu eilen, davon kann man ſich leicht überzeugen. Welche Verwirrung des Gemüthes, welche ſtrafbaren Lüſte, welche Verdüſterung der Seele, welche Unruhe des Herzens erzeugt nicht oft der Genuß ſelbſt des ſchuldloſen Vergnügens! welche Entfremdung von Gott und dem beſſern Theile unſers Weſens, welche Verdroſſenheit zur Erfüllung unſrer Pflichten, welche Unzufriedenheit mit unſrer Lage bleibt nicht oft davon bey uns zurück! welch eine leichtfertige Denkungsart wird nicht oft dadurch vorbereitet! Welchen Unmuth, welche Bitterkeit, welches Empören gegen die Fügungen des Himmels, welchen verzehrenden Gram, welche traurigen Verwilderungen, welche Losſagungen von den heiligſten Forderungen unſers Gewiſſens bringt nicht oft das Mißgeſchick hervor, das

uns in der Welt getroffen hat! Wie wird die Selbſtſucht genährt, wo ſo viel für ſie zu gewinnen iſt, der Stolz in die Höhe getrieben, wo ſo vieles ihm ſchmeichelt, der Ehrgeiz befeuert, wo ſo viele Preiſe für ihn ausgeſetzt ſind! Wie leicht erkaltet die Liebe, wo ſich uns die Menſchen ſo häufig von einer ſchlechten Seite zeigen, wo wir ſo viele Unwürdigkeiten, daß ich nicht auch ſagen dürfte, Niederträchtigkeiten, Verbrechen und Gräuel! antreffen, wo unſer Vortheil, ſo häufig mit dem Vortheile andrer in Streit geräth, wo ſo häufig Einer dem andern auflauert, Einer dem andern etwas abzukämpfen, Einer den andern zu verdrängen, zu demüthigen, zu ſtürzen ſucht, ſo häufig Einer am andern zum Verräther wird! wie leicht ſetzen ſich da Neid, Haß, Schadenfreude im Herzen feſt! wie leicht bemächtigen ſich da des Herzens ſolche Verſtimmungen, die es ganz und gar zerrütten! Wie können die Geſchäfte der Welt den irdiſchen Sinn verſtärken, den Sinn für Gott und für das Ewige ſchwächen, jedes höhere Gefühl und jedes beſſre Streben unterdrücken, und die Seele dem Himmel entwenden! Und wie viele, dem Anſcheine nach kleine Störungen und Aufregungen des Gemüthes ſind mit dem Weltleben verbunden, die nicht ſelten die größten Verletzungen nach ſich ziehen! Das alles nehmen wir gewöhnlich nicht einmal wahr, ſo lange wir in der Welt umhergetrieben werden; wir ſind zu erhitzt, oder zu verwirrt, oder zu betäubt, um etwas anders zu bemerken, als

was uns gerade gefeſſelt hat. Es dünkt uns wohl gar recht und in der Ordnung zu ſeyn, daß wir ſo handeln, und uns dieſen Bewegungen hingeben; und wenn uns zuweilen bey dieſem oder jenem einfällt, daß es ſo nicht ſeyn ſollte, ſo werden wir zu ſchnell weiter gedrängt und in etwas Neues verwickelt, als daß dieſes wirkſamen Einfluß erlangen könnte. Deſto ſorgfältiger ſollten wir, indem wir wieder mit Gott und unſerm Herzen allein ſind, zuſehen, was in uns vorgegangen iſt, welche Meynungen und Grundſätze ſich uns empfohlen haben, welche Gedankenreihen in uns angeknüpft, welche Begierden in uns verſtärkt, zu welchen Schritten wir verleitet worden ſind, ob nicht unſre Seele Richtungen genommen, und ob ſich nicht Fertigkeiten in uns entwickelt, die wir nicht billigen können; deſto genauer ſollten wir unterſuchen, was wir im Umgange mit Menſchen, in den Kreiſen der Freude, auf den Schauplätzen der Thätigkeit dachten, fühlten, wollten, verrichteten, wie die lokkende Verſuchung, die drückende Sorge, das böſe Beyſpiel, die ſchlaue Ueberredung, die empfindliche Kränkung auf uns gewirkt, ob wir mit keiner äußern und mit keiner innern Schuld belaſtet worden, von welcher unſer Herz vorher frey war, ob unſer Gewiſſen noch ſo rein, ſo laut und ſo nachdrücklich ſpreche, als es ſonſt ſprach, und ob unſre Seele noch in der Befreundung mit Gott ſtehe, in der ſie ſonſt ihre Glückſeligkeit fand. Vergeſſen ſollten wir, während wir uns dieſe Fragen vorlegen, alles, wo-

mit die Welt reizt und bethört, und uns mit derſelben allein an unſer Herz wenden und an Gott, den allgegenwärtigen Zeugen.

IV.

Doch, auch die Erfahrungen, die wir in der Welt gemacht haben, verdienen von uns in den Stunden, wo wir mit Gott und unſerm Herzen allein ſind, überlegt zu werden. Es gehört zu den wichtigſten Vortheilen des Weltlebens, daß es uns Erfahrungen zuführt, die dem, welcher den Ernſt des Lebens kennt, und zum Nachdenken gewöhnt iſt, nicht gleichgültig ſeyn können. Hier ſind wir von Menſchen umringt, die ihre Gemüthsart, ihre Abſichten, ihre Geſinnungen gegen uns und die Regeln, welche ſie befolgen auf mancherley Weiſe an den Tag legen, ſo daß offenbar wird, was wir von ihnen zu halten haben, und in wie weit wir auf ſie rechnen können. Hier ereignen ſich Begebenheiten, in denen ſich uns die Rathſchlüſſe des Ewigen darſtellen, und der aufmerkſame Beobachter wird belehrt, wie Gott ſeine Gedanken ausführt, wie er vorbereitet, einrichtet, anordnet und vollendet, wie er prüft und wie er ſegnet, wie er beyſteht und rettet, wie er aus dem Böſen das Gute, aus dem Schmerze die Freude entſtehen läßt. Hier werden mancherley Mittel angewendet, und es kann nicht verborgen bleiben, was jedes vermag, welche wirkſam, welche die kräftigſten ſind, und durch welche am ſicherſten und ſchnellſten

der Zweck erreicht wird. Hier werden Güter erworben und genossen, gebraucht und gemißbraucht, und es muß sich enthüllen, was jedes unter ihnen werth, was in der gewöhnlichen Schätzung desselben Wahrheit und was Täuschung ist, und wie viel es in der That beyträgt, die Unannehmlichkeiten des Lebens zu vermindern, und die Zufriedenheit des Menschen zu befördern. Hier erblicken wir die Weisheit neben der Thorheit, das Rechtverhalten neben der Pflichtvergessenheit, die Tugend neben dem Laster, und es muß sich bewähren, wie jene mit der Natur des Menschen übereinstimmen, diese ihr widersprechen, wie jene den Menschen erheben, bereichern, schmükken und beseligen, diese ihn entehren, beunruhigen, berauben und ins Verderben stürzen. Hier sind Stunden, die man um keinen Preis aus seinem Leben möchte fahren lassen, deren man sich immer mit den angenehmsten Empfindungen erinnert, aber auch Stunden, die man für verloren achtet, die man verwünscht, an die man mit Unwillen, Schaam und marternder Reue zurückdenkt, und es kostet wenig, den grosen Unterschied zwischen verträumten, vertändelten, der Schande, der Ungerechtigkeit, der Ausschweifung und der Verführung geopferten, und zwischen den wohl zugebrachten, Gott geweihten, mit edeln Thaten bezeichneten Stunden wahrzunehmen. Wie zahlreich nun auch solche Erfahrungen sich in unserm Leben zusammendrängen: glaube doch keiner, daß sie ihm auf irgend eine Art zu Gute kommen

werden, wenn sie nicht in der Einsamkeit seine Ueberlegung beschäftigen. Darum bleiben sie für Tausende fruchtlos, weil sie sich dieselben leichtfertig aus dem Sinne schlagen, weil sie versäumen, bey denselben zu verweilen, sie auszusondern, in der Nähe zu betrachten, und Folgerungen daraus herzuleiten. Möge das uns nicht begegnen! welche Vortheile würden wir einbüßen, welchen Gefahren würden wir uns bloß stellen, welche drückende Unannehmlichkeiten würden wir uns zuziehen, wenn wir ihre ehrwürdige Stimme verachteten. So oft das Gedränge der Menschen und Begebenheiten nachläßt, und wir wieder mit Gott und unserm Herzen allein sind, wollen wir still erwägen, was wir in der Welt gesehen und gehört haben, und was wir daraus lernen können. Wir wollen bedenken, daß der Gott, in dessen Nähe wir uns jetzt befinden, darin zu uns geredet, daß er uns über unsre wichtigsten Angelegenheiten belehrt hat. Wir wollen seinem Unterrichte alle die Aufmerksamkeit schenken, die er mit Recht von uns fordern kann; wir wollen ernstlich darauf achten, welche Aufklärungen, Rathschläge, Warnungen und Ermunterungen uns in demselben ertheilt werden, und wie wir diese zur Erweiterung unsrer Einsichten, zur Vertilgung unsrer Fehler, zur Befestigung unsers Glaubens, zur Belebung unsrer Hoffnung, zur Beruhigung unsers Gemüthes, zur Stärkung in guten Gesinnungen und zu einer weisen Einrichtung unsers Verhaltens benutzen mögen.

V.

An ſolche Betrachtungen ſchließt ſich gleichſam von ſelbſt die Ueberlegung der Grundſätze an, welche uns in unſern Handlungen leiten ſollen. Den Ruhm einer echten Tugend und einer zuverläſſigen Pflichttreue können wir nicht anders erlangen, als dadurch, daß wir uns in unſerm Thun und Laſſen an bewährte Regeln binden, und dieſe immer vor Augen haben. Unſicher und ſchwankend iſt die Rechtſchaffenheit der meiſten; von den Umſtänden, von zufälligen Eindrükken, von plözlichen Aufwallungen und der jedesmaligen Stimmung hängt es ab, wie ſie ſich benehmen werden, bey dem beſten Willen werden nicht wenige häufig zu Vergehungen fortgeriſſen, weil es ihnen an Grundſäzen fehlt. Wahre, edle und feſte Grundſäze aber werden nicht in der Welt, wo der Drang der Umſtände, die herrſchende Sitte, der Eigenſinn des Vorurtheils und die Verſchlagenheit der Selbſtſucht das höchſte Anſehn behaupten, und wo uns die Einkehr in uns ſelbſt ſo ſehr erſchwert wird, ſondern in der Stille gebildet, wo wir mit Gott und unſerm Herzen allein ſind, uns einem ruhigen Nachdenken ganz zu überlaſſen, und die Vorſchriften der Religion wie die Forderungen des Gewiſſens unpartheyiſch zu erwägen vermögen. Dazu müſſen wir die Stunden der Stille und des Alleinſeyns mit Gott und unſerm Herzen anwenden, daß wir mit Gott und unſerm Herzen zu Rathe gehen, wie wir unſern

Weg würdig und unsträflich wandeln mögen, und was wir da bey uns entscheiden, unserm Gemüthe tief einprägen. Indeß wenn wir uns die Grundsätze der Weisheit auch schon wirklich zu eigen gemacht haben, ist es doch nöthig, daß wir oft zu denselben zurückkehren, sie von neuem der Prüfung zu unterwerfen, und in unsrer Seele zu beleben; denn die Meynungen und Sitten der Welt, mit der wir täglich verkehren, die Güter, die sich uns da anpreisen, die Begierden, die da in uns aufsteigen, die Bestrebungen, die uns da anstrengen, die Uebertretungen, die wir uns da zu Schulden kommen lassen, arbeiten fortdauernd daran, unsre Grundsätze zu verfälschen und zu verdunkeln. Sie werden sich den Irrthümern der Zeit, den Neigungen des Herzens und den Beyspielen, die wir um uns her erblicken anbequemen, sie werden ihren Ernst und ihren Nachdruck verlieren, sie werden aufhören uns ehrwürdig zu seyn, sie werden zuletzt ganz aus unserm Gedächtnisse verschwinden, wir werden es übersehen, wo die Fälle eintreten, in welchen wir auf sie Rücksicht nehmen sollten: wenn wir uns nicht oft und angelegentlich an sie erinnern. Dadurch vornehmlich wird das Weltleben dem Menschen verderblich, daß es ihm dasjenige entreißt, was ihm die Reinheit und Würde des Sinnes und Wandels bewahren muß. Darum, wer da wünscht, vor Gott ohne Tadel erfunden zu werden, und sein Herz zufrieden zu stellen, der gehe in sich, wenn er mit Gott und seinem Herzen allein

ist, und höre auf sein Gewissen und das Wort göttlicher Wahrheit, und prüfe, welches da sey der wohlgefällige Wille Gottes, ohne auf irgend eine andre Eingebung zu achten, und halte sich vor die Grundsätze eines edeln Lebens in ihrer ganzen Reinheit und Strenge, besonders diejenigen, welche zu übertreten er am meisten versucht wird; er halte sich vor die Umstände und Schwierigkeiten, unter welchen sie werden auszuüben seyn und die einzelnen Pflichten, die sie in sich schließen; er halte sich vor alles, was ihm die Heiligkeit und das Gewicht derselben fühlbar machen kann, und erhebe sich dann zu der kraftvollen Entschließung, unverbrüchlich daran zu halten; er gelobe es hier Gott und seinem Herzen, mit großem Fleiße über sich selbst zu wachen, und nie wissentlich von dem zu weichen, was diese Grundsätze ihm auf die Seele legen.

VI.

Zu den Gegenständen unsrer Ueberlegung in den Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind, rechnet endlich noch: die besondern Angelegenheiten unsers Herzens, die Umstände, Vorfälle und Besorgungen, über die wir der Beruhigung oder der Auskunft oder der Zurechtweisung bedürfen, ohne sie irgendwo anders finden zu können, als bey Gott und unserm Herzen. Haben wir einen schmerzlichen Verlust erlitten: die Welt kann uns nicht trösten, sie kann nur unsre Wehmuth und Bekümmerniß ver-

mehren; laſſet uns dahin eilen, wo wir mit Gott und unſerm Herzen allein ſind, und hier unſern Zuſtand überdenken, und unterſuchen, wie viel darin wahrer und wirklicher Verluſt ſey, was wir in der That für unſer Herz und unſre Lebenszufriedenheit eingebüßt, und wie viel in unſrer Vorſtellung von demſelben der Einbildungskraft und dem herrſchenden Gefühle der Traurigkeit angehöre; laſſet uns im Gedanken an Gott, der gegeben und genommen hat, der reichlich erſetzen, und jeden irdiſchen Verluſt in ewigen Gewinn verwandeln kann, unſre Seele zu faſſen ſuchen. Iſt irgend ein tiefer Gram in unſrer Seele: die Welt kann ihn nicht vermindern, ihre Zerſtreuungen gewähren uns nur für Augenblicke Vergeſſenheit, um ihn nachher deſto empfindlicher aufzuregen; laſſet uns mit unſerm Herzen und mit Gott darüber uns unterreden, wo wir mit unſerm Herzen und mit Gott allein ſind; laſſet uns hier vor ihm, der alle unſre Schickſale leitet, der uns kennt und liebt, der wunderbar beyſtehen, retten und ſtärken kann, unſer Herz ausſchütten. Drückt uns eine Verlegenheit: die Welt kann uns nur ſolche Rathſchläge ertheilen, die entweder unſer Gewiſſen verwunden, oder die Verwirrung vergrößern müſſen; laſſet ſie uns vor Gott und unſer Herz bringen, wo wir mit Gott und unſerm Herzen allein ſind; laſſet uns zu Gott um Erleuchtung flehen, unter ſeinen Augen die Sache erwägen, und vernehmen, wie die unverfälſchte Stimme des Herzens entſcheidet, und

uns dann ihm befehlen, der noch nie den Redlichen verlassen hat. Aengstigen uns Zweifel, welche aufzulösen wir uns lange vergebens bemühten: die Welt ist wohl im Stande, uns zu verblenden und zu täuschen, aber nicht uns zu befriedigen; lasset sie uns den Stunden aufbewahren, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind; lasset uns hier mit stillem und unbefangenem Gemüthe, mit Ernst und Ehrfurcht nach Belehrung forschen, bis das Licht uns aufgeht in der Dunkelheit. Stehen uns wichtige Veränderungen bevor: die Welt ist nicht der Ort, wo wir sie auf die rechte Art abzuwarten vermöchten; in den Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind, lasset uns auf dieselben uns vorbereiten; lasset uns um den Unterricht uns bemühen, den wir schon jetzt über sie erlangen können, um die Eigenschaften und Fertigkeiten des Gemüthes, die uns für sie ausrüsten; lasset uns hier unsre Seele zu der Ergebung und zu dem Vertrauen stimmen, worin wir sie, wenn sie nun eintreten, mit der Ruhe und Würde des christlichen Sinnes aufnehmen werden. Haben wir Schritte zu thun, an welche bedeutende Folgen geknüpft sind: nicht im Geräusche der Welt lasset uns unsern Entschluß fassen; in den Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind, lasset uns überlegen, welches das Beste sey; nicht auf das Urtheil der Welt, nicht auf die Vortheile, wornach die Welt trachtet, nicht auf die Annehmlichkeiten, die in der Welt alles gel-

ten, sondern auf Gottes Recht lasset uns sehen, auf den Ausspruch des Herzens lasset uns hören, dahin lasset uns denken, daß wir unsre Wahl vor Gott und unserm Herzen verantworten können, und den Ausgang unsers pflichtmäßigen Beginnens dem obersten Regierer aller Dinge getrost anheim stellen.

Wohl uns, wenn wir so die Stunden zubringen, in denen wir uns mit Gott und unserm Herzen allein befinden! Diese für die meisten so leeren, langweiligen und lästigen Stunden, die sie doch nicht vermeiden können, sind uns dann die gehaltreichsten und angenehmsten; nicht Stunden des Mißmuthes und des quälenden Ueberdrusses, sondern Stunden des Friedens und der himmlischen Erquickung sind sie uns. Wir weichen ihnen nicht mehr aus, wir freuen uns ihres Erscheinens, als Stunden der Erholung und des köstlichen Selbstgenusses heißen wir sie willkommen, und suchen sie möglichst zu verlängern. Und welchen Segen werden sie über unsre Tage verbreiten! welches Licht, welcher Trost, welche Kraft wird von ihnen ausgehen! wie fest werden sie uns mit Gott verbinden! welche Verbesserungen werden sie in unserm Leben bewirken! mit welcher Weisheit werden sie uns erfüllen, mit welcher Würde uns bezeichnen! wie mächtig werden sie unser Herz zum Himmel emporziehen! Ja, der Ewigkeit gehören sie an, das Größte, Beste und Bleibendste, was je in mensch-

lichen Seelen gelebt, und in menſchlichen Thaten ſich geoffenbart hat iſt die Frucht würdig verlebter ſtiller Stunden geweſen. O, laſſet uns ſorgen, daß ſie auch für uns dieſe Bedeutung und dieſen Segen gewinnen!

X.

Von der Treue gegen unsre Ueberzeugungen.

Unter diejenigen Eigenschaften, welche dem Menschen Werth und Ehre geben verdient vorzüglich die Treue, als eine Tugend von dem weitesten Umfange, von dem entschiedensten Einflusse auf unser Wohlverhalten und auf unsre Zufriedenheit und als kraftvolle Erweisung eines edeln Charakters, bemerkt zu werden. Sie besteht in dem unbeweglichen Beharren bey der Sache, der man sich einmal angelobt und im pünctlichen Leisten dessen, wozu man sich dabey, ausdrücklich oder stillschweigend, anheischig gemacht hat. Allem Guten in uns muß die Treue wachend zur Seite gehen, um es zu beschirmen und zu vollenden; in allen Verhältnissen des Lebens muß Treue unser Betragen leiten, damit es mit unsern Obliegenheiten in Ansehung derselben übereinstimme; in allem, was wir vollbringen muß Treue gegen bewährte Grundsätze sich an den Tag legen, damit es unsrer selbst würdig und im Segen vollbracht werde.

Was hilft es uns, irgend ein koſtbares Kleinod gewonnen, eine große Wahrheit erkannt, uns zu herrlichen Geſinnungen erhoben zu haben, wenn wir uns in dem Beſitze nicht zu behaupten, und dem, was uns aus demſelben verdrängen will, nicht Kraft und Feſtigkeit entgegen zu ſetzen wiſſen! Das Beſte, was dieſe Dinge dem Menſchen geben können, empfängt er nicht in den erſten Augenblicken, ſondern in der vertrautern Bekanntſchaft, in der genauen Verbindung mit ihnen, in der fortdauernden Anhänglichkeit; nur dem Treuen wird Gewährung ſeiner Wünſche, Erfüllung ſeiner Hoffnungen und der Preis ſeiner Anſtrengungen zu Theil. In der Treue offenbart ſich die wahre Stärke der Seele: denn nie fehlt es an äußern Umſtänden und innern Antrieben, die ſie zu erſchüttern und wankend zu machen ſuchen, die nur durch ſtrenge Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und durch entſchloſſenen, nachdrücklichen Widerſtand überwunden werden können. Wenn andre Tugenden oft darin Aufmunterung finden, daß ſie vor vielen Zeugen und mit glänzender Auszeichnung geübt werden: ſo bleiben die Werke der Treue meiſt in der Stille, wo niemand ſie ſieht und bewundert. Darum aber iſt das Bewußtſeyn der unter großen Verſuchungen bewahrten Treue deſto ſüßer. Seliges Gefühl des Mannes, der zu ſich ſelbſt ſagen kann: bey allem, was mich lockte und was mir drohte habe ich Wort und Glauben gehalten, wich das Glück von mir, ſo blieb der Friede mit mir! Welch ein erhabener

Ruhm, wenn es von einem Menſchen heißt: er war treu bis in den Tod, treu ſeiner Ueberzeugung, treu ſeinem Gotte, treu ſeiner Pflicht, treu ſeinen Vorſätzen, treu ſeinen Freunden, auf ihn konnte man ſich verlaſſen, wo man auf ſonſt nichts bauen durfte! und welche Schande dagegen könnte mit der, welche die Treuloſigkeit begleitet, verglichen werden!

Die Treue aber gegen unſre Ueberzeugungen liegt jeder andern zum Grunde; ſie muß uns am meiſten gelten und angelegen ſeyn, weil es ohne ſie nicht möglich iſt, irgend eine andre Treue zu beweiſen. Wie ſoll der bey ſeinen Geſinnungen beharren, der den Glauben an den Werth derſelben verloren hat? wie ſoll der ſeiner übernommenen Verpflichtung nachkommen, der die Heiligkeit derſelben nicht mehr anerkennt? wie ſoll der einem Menſchen treu bleiben, dem dieſer nicht mehr zu verdienen ſcheint, daß er geachtet und geliebt werde? Ach, darum wird ſo viel Treuloſigkeit auf Erden angetroffen, weil überall ſo viel Unſicherheit und Veränderlichkeit der Ueberzeugungen iſt, weil man ſich ſo wenig um feſte Ueberzeugungen bemüht, ſo leicht wohlthätige Ueberzeugungen fahren läßt, ſo leicht ehrwürdige Ueberzeugungen verleugnet, ſo oft Ueberzeugungen an denen wir unverbrüchlich halten ſollten, pflichtvergeſſen entgegen handelt. Laſſet uns denn jetzt mit der Treue, die wir unſrer Ueberzeugung ſchuldig ſind, unſer Nachdenken beſchäftigen, und für ſie unſre Gefühle

und Entschließungen mit allem Ernste zu erwecken suchen.

2. Timoth. III, 14.

Du aber bleibe in dem, das du gelernet hast und dir vertrauet ist; sintemal du weißt von wem du gelernet hast.

Nachdem der Apostel im Vorhergehenden den Timotheus auf bedenkliche Zeiten, auf nahe Gefahren der Verleitung zu Irrthümern und Lastern aufmerksam gemacht hatte, empfiehlt er ihm hier das kräftigste Gegenmittel wider alle Versuchungen, festes Halten an seiner Ueberzeugung, indem er auf den sichern Grund hinweiset, auf welchem diese Ueberzeugung ruhe: bleibe an der Wahrheit, in der du unterrichtet bist, und von der du eine geprüfte Ueberzeugung gewonnen hast. Auch uns gilt die Erinnerung des Apostels, und sie verdient um so ernstlicher von uns beherzigt zu werden, je mehr der Geist der Zeit sich von einer edeln Ueberzeugungstreue abwendet, je zahlreicher die Umstände, die Eindrücke und Antriebe sind, welche dieselbe bey uns zu schwächen, oder sie uns zu nehmen drohen. Um uns in derselben zu befestigen wollen wir daher

über die Treue gegen unsre Ueberzeugungen

einige Betrachtungen anstellen. Es gehört aber zu dieser Treue:

erſtens, daß wir unſre Ueberzeugungen nicht leichtſinnig aufgeben,
zweytens, daß wir ſie nicht feigherzig verleugnen,
drittens, daß wir unſre Geſinnungen und unſer Verhalten nach denſelben einrichten.

I.

Die Treue gegen unſre Ueberzeugungen verlangt alſo, erſtens, daß wir ſie nicht leichtſinnig aufgeben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Ueberzeugung, der wir Treue beweiſen ſollen nicht in Meynungen beſtehen kann, die wir zufällig aufgegriffen, willkührlich uns zu eigen gemacht, die wir blindlings, oder auf eine flüchtige Einſicht hin angenommen, ſondern eine ſolche ſeyn muß, die wir durch anhaltendes vielſeitiges Nachdenken erlangt, die wir in öfterer und ernſtlicher Prüfung bewährt gefunden, bey welcher wir ruhig und unpartheyiſch erwogen haben, was dawider vorgebracht werden kann, die wir auf dieſe Weiſe unſerm Herzen tief eingedrückt, und mit unſrer Art zu denken und zu empfinden in enge Verbindung geſetzt haben. Darum wird der Aufforderung im Texte hinzugefügt: denn du weißt, von wem du gelernt haſt. Zahlloſe Menſchen würde man vergebens auffordern ihrer Ueberzeugung treu zu ſeyn, weil ſie noch gar keine Ueberzeugung beſitzen, oder, um bey derſelben, da ſie eigentlich nichts als Vorurtheil iſt, zu beharren, der Wahrheit abſagen müßten. Auch ſtreitet mit der Treue gegen unſre

Ueberzeugungen nicht die Empfänglichkeit für Belehrung und Zurechtweisung, das weise Rücksichtnehmen auf Urtheile und Behauptungen, die von den unsrigen abweichen, das bedächtige Forschen, ob darin nicht das Richtige und Beßre sey, das besonnene Abwägen der Gründe, die man dafür anführt und die Bereitwilligkeit, uns zu dem Wahren zu bekennen, wenn es auch etwas ganz anderes seyn sollte, als was wir bisher geglaubt haben. Dieses alles gehört zu dem edeln Wahrheitssinne des Christen, und ist nothwendig, unsre Ueberzeugungen zu läutern, und ihnen die Reife und Festigkeit zu geben, die sie haben müssen, um endlich eine, in jeder Hinsicht unwandelbare Treue zu gewinnen. Die Treue gegen unsre Ueberzeugung erfordert, daß wir nicht leichtsinnig, nicht ohne von der Gewalt der Wahrheit überwunden und genöthigt zu seyn, das fahren lassen, woran wir uns sonst gehalten haben. Es gibt Schwache, die an allem was zu ihnen gelangt, leicht etwas Annehmliches finden, die schon irre werden, so bald sie etwas von dem Ihrigen Abweichendes hören, auf die jeder blendende Schein tiefen Eindruck macht, bey denen eine gefällige Darstellung oder eine nachdrückliche Sprache schon hinreicht, sie zum Austausche ihrer Ueberzeugungen zu bewegen, bey denen immer der Recht hat, der am stärksten auf sie eindringt, oder am letzten zu ihnen redet. Es gibt Wankelsinnige, die bey keiner Sache lange bleiben können, die mit ihren Ueberzeugungen eben so leicht

und schnell wechseln, als mit ihren Beschäftigungen und Vergnügungen, und bey denen es meist allein von ihrer Stimmung abhängt, was sie für wahr halten werden. Es gibt Veränderungssüchtige, auf die alles Neue mit unwiderstehlicher Gewalt wirkt, bey denen es nicht mehr bedarf, als daß etwas jetzt erst erfunden oder in Umlauf gekommen sey, um ihnen dasselbe aufzudringen, und umzustürzen, was ihm im Wege steht. Es gibt Bedenkliche, die, immer geneigt zu zweifeln, allem ihr Ohr leihen, was sich gegen ihre Ueberzeugung erhebt, wenn es auch noch so unbedeutend wäre, und sich dadurch verwirren lassen, denen eine Einwendung schon eine Widerlegung zu seyn dünkt. Daß wir diesen allen die Treue gegen ihre Ueberzeugung bis auf die Fähigkeit zu derselben absprechen müssen, so lange sie nicht den genannten Fehlern mit Ernst entgegen arbeiten, bedarf kaum der Erinnerung. Aber auch ohne uns diesen zuzugesellen können wir auf vielfache Weise der Untreue gegen unsre Ueberzeugung schuldig werden. Die Treue gegen unsre Ueberzeugung wird verletzt: wenn die Vorstellungsarten, die der Geist der Zeit herbeygeführt und in seinen Schutz genommen hat, sich unvermerkt auch unser bemächtigen, und das Gebäude unsers Glaubens untergraben; wenn das Zutrauen zu denen, die für die Erleuchtetesten gehalten werden, so viel über uns vermag, daß wir ihren Entscheidungen unbedingt aufopfern, was uns bisher für Wahrheit galt, oder wenn dieses Zutrauen allmälig

unſerm Nachdenken andre Richtungen gibt, allmälig unſre Anſichten umgeſtaltet; noch mehr aber, wenn wir, um in dem Tone und in der Sitte der Welt zu ſeyn, und bey ihr Ehre zu haben, von einem wohlgeprüften Glauben abſtehen, den die Welt für veraltet oder für ein Zeichen der Geiſtesbeſchränktheit erklärt. Verletzung der Ueberzeugungstreue iſt es ferner: wenn eine Erfahrung, die wir mit unſerm Glauben nicht in Zuſammenhang zu bringen wiſſen, oder der Unmuth über die Vereitlung ſolcher Erwartungen, die wir feſt an unſern Glauben geknüpft hatten, uns beſtimmt, dieſem zu entſagen; wenn anhaltendes Mißgeſchick uns das verdächtig macht, wofür Verſtand und Herz gleich ſtark und einleuchtend ſprechen. Auf die ſchnödeſte Weiſe aber verletzen wir die Treue gegen unſre Ueberzeugungen: wenn wir Lehren und Vorſchriften der Religion deßwegen verwerfen, weil es uns an Kraft fehlt, ſie zu faſſen, weil ihr erhabener Ernſt ſich mit unſrer leichtfertigen Stimmung nicht verträgt; wenn wir uns ſelbſt überreden, es ſey nichts mit ihnen, weil ſie uns über unſer Verhalten beſchämen, weil ſie unſre Laſter verdammen, weil ſie uns aus unſrer Sicherheit aufſchrecken, weil ſie die Umänderung unſrer Denkungsart und unſers Verhaltens ſo nachdrücklich von uns fordern, weil ſie uns einen läſtigen Zwang auflegen, uns das unterſagen, wohin alle Lüſte uns locken, und verlangen, daß wir hingeben, worauf wir großen Werth ſetzen; wenn wir uns weigern, ſie ferner

gelten zu laſſen, weil wir unſern Vortheil nicht mehr bey ihnen finden, weil wir bey ihnen auf die Dauer nichts als Verluſte, Entbehrungen und Einſchränkungen vorausſehen. Dann erſt ſind wir unſrer Ueberzeugung treu: wenn wir, ſo lange man uns nicht des Irrthumes überweiſen kann, ihr anhangen, es mag uns wohl oder übel gehen, ſie mag beliebt und geprieſen oder verachtet und verſpottet ſeyn, ſie mag uns erheben oder erniedrigen, uns ſchmeicheln oder uns beſtrafen.

Und wahrlich die geprüfte Ueberzeugung iſt es werth, daß wir an ihr feſthalten; wir verlieren unausſprechlich viel, indem wir ſie leichtſinnig fahren laſſen. Iſt nicht der Glaube des Menſchen ſein geiſtiges Leben? hängt nicht an ihm ſeine Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, die Ruhe ſeines Herzens, die Würde ſeiner Geſinnungen und ſeines Verhaltens? Und wenn es uns jetzt ſcheint, als ob wir ſeiner entbehren könnten: wird nicht einmal eine Zeit kommen, wo wir es tief betrauern werden, ihn verſcherzt zu haben, wo ſeine Kraft und ſeine Tröſtungen allein im Stande ſind, uns aufzurichten, uns zu bewahren, uns vom Untergange zu retten? und werden wir es dann in unſrer Gewalt haben, ihn in unſrer Seele wieder herzuſtellen? Steht nicht die Ehrfurcht vor Gott, die Achtung gegen die Tugend, die Scheue vor dem Gewiſſen in der genaueſten Verbindung mit der Heilighaltung unſrer Ueberzeugungen? müſſen wir nicht in eben dem Maße, in wel-

chem es uns gelingt, dieſe aus unſerm Innern zu verdrängen oder zu verfälſchen, oder in welchem ſie ſonſt Beeinträchtigung leiden, pflichtvergeſſener, verderbter und ruchloſer werden? Und was ſoll man für unſre Beſſrung hoffen, wenn das in uns vertilgt, oder verunſtaltet worden iſt, wovon dieſelbe ausgehen muß? Es iſt ein wahres und gewichtvolles Wort unſrer heiligen Schriften: es iſt unmöglich, daß die, welche erleuchtet ſind, und geſchmeckt haben die himmliſchen Gaben, und theilhaftig geworden ſind des heiligen Geiſtes, wo ſie abfallen, wieder ſollten erneuert werden zur Buße. Wird endlich die Wahrheit dadurch, daß wir ſie verleugnen, uns gegen ſie verblenden, oder etwas anders an ihre Stelle ſetzen aufhören Wahrheit zu ſeyn? werden wir dadurch die Anſprüche, die ſie an uns hat, vernichten? werden wir dadurch die unglücklichen Folgen, die ihre Verkennung und Verwerfung nach ſich zieht, von uns abwenden? werden wir mit unſerm Betruge auch vor dem Richter der Welt beſtehen, und die Anklagen des aufgewachten Gewiſſens widerlegen? wird ſie nicht einſt, wo das, was uns jetzt bethört ſeine Kraft verliert, und in ſeiner Blöße erſcheint, wieder in ihrem eigenthümlichen Lichte furchtbar hervortreten, und dann allen Verſuchen ſie zu verdunkeln ein Ende machen? Nein, dem können, dem dürfen wir uns nicht ausſetzen! Was wir in reiflicher Prüfung als wahr erkannt haben, das bleibe bey uns feſt und

unerschütterlich unter allen Angriffen der Umstände und des eignen Herzens, und werde sorgfältig bewacht gegen jede Beeinträchtigung; und das nur weiche, was sich nicht mehr vor dem unbefangenen und ernstlichen Nachdenken rechtfertigen kann.

II.

Zur Treue gegen unsre Ueberzeugungen gehört, zweytens, daß wir sie nicht feigherzig verleugnen. Nicht bloß in unserm Herzen, sondern auch in unsern Aeußerungen und Bekenntnissen vor der Welt sollen wir an dem bleiben, was wir als wahr erkannt haben; wie sich derjenige nicht der Treue gegen seinen Freund rühmen darf, der sich im Verborgenen zwar seines Umganges freut, und es da auch nicht an Beweisen der Achtung und Liebe fehlen läßt, aber vor den Menschen seiner sich schämt, und wenn er nach ihm gefragt wird antwortet: ich kenne den Menschen nicht, oder wohl gar sich mit denen vereinigt, die denselben herabwürdigen. Indeß nicht jedes Kundmachen unsrer Ueberzeugungen kann man als ein Zeichen der Treue gegen dieselben ansehen. Nicht Lob, sondern Tadel verdienen diejenigen, die darin den Eingebungen des Eigendünkels, der Partheywuth und des blinden Eifers folgen, die dabey von einem hartnäckigen Trotze oder von dem Geiste des Widerspruches geleitet, oder von Haß und Erbitterung gegen Menschen befeuert werden, die dabey mit Heftigkeit und tobendem Ungestüm zu Werke

gehen, und deßwegen nicht bedenken, was sie sagen und was sie thun, sich und andre unnöthiger Weise in Gefahr bringen, und weit mehr Schaden als Nutzen stiften. Dasselbe gilt von denen, die ihren Glauben immer im Munde führen, ohne zu überlegen, ob es auch die Zeit und der Ort sey, davon zu sprechen, die jedem mit ihren, nicht selten ganz falschen oder doch sehr unreifen Gedanken lästig fallen, die sich überall herzudrängen ihre Meynung abzugeben, obgleich niemand dieselbe zu wissen begehrt, und nichts dadurch gebessert wird, die in der Darlegung ihrer Meynungen ihre eingebildeten tiefen Einsichten zur Schau tragen, oder sich gern in den Ruf bringen möchten, muthvolle Vertheidiger der Wahrheit und der guten Sache zu seyn, ob sie gleich in der That nichts dabey wagen, da niemand es der Mühe werth hält, auf sie zu achten. Diese alle sind nicht von heiligem Ueberzeugungsgefühle, sondern von den niedrigen Antrieben der Selbstsucht und der Eitelkeit beseelt; nicht die edle Wärme der Wahrheitsliebe, sondern die unreine Flamme der Leidenschaft ist es, was sie so kühn macht. Lasset die Leidenschaft sich legen, lasset sie die Gefahren erblicken, die sie in der Hitze nicht bemerken konnten, oder lasset die Umstände in der That bedenklich werden, oder versetzet sie in eine Lage, wo sie durch ihre Bekenntnisse nicht mehr zu glänzen vermögen, und sehet zu, ob sie nicht die ersten sind, die das verleugnen und schmähen, wofür sie sich kurz vorher noch bekannt haben. Rein-

heit der Absicht, Ruhe, Besonnenheit Würde und fester Muth müssen die Bekenntnisse auszeichnen, welche die Ueberzeugungstreue ablegt. Es gibt Fälle, wo es Pflicht ist, zu schweigen, so deutlich und lebhaft auch unsre Ueberzeugung seyn mag, weil es den Menschen, die uns hören, an Empfänglichkeit für die Sache, oder an der gesetzten und ernsthaften Stimmung fehlt, die sie fordert, weil es sich nicht schickt, dieselbe hier zur Sprache zu bringen, weil sie sich mit dem, was hier getrieben und verhandelt wird nicht vereinigen läßt, weil wir zudringlich werden müßten, wenn wir sie hier zur Sprache bringen wollten, weil sie selbst dabey verlieren, dem Mißverstande und der Herabwürdigung bloß gestellt seyn würde, oder weil es nicht unsers Amtes ist, hier zu reden, weil wir dadurch die Gemüther beunruhigen, die öffentliche Ordnung stören, vorhandene Uebel vergrößern, Kurzsichtige verwirren, in Schwachen Zweifel erregen könnten, welche zu behandeln und deren nachtheilige Wirkungen auf die ganze Verfassung ihres Gemüthes zu verhindern, sie bey ihrer Beschränktheit nicht im Stande sind. Indeß wird es uns auch in solchen Fällen nicht an Gelegenheiten und Mitteln fehlen, unsre Ueberzeugungen auf eine schickliche, unschädliche und pflichtmäßige Weise zu erkennen zu geben; ein würdevolles Schweigen kann zuweilen der nachdrücklichsten Erklärung gleich kommen, und das darf keiner vergessen, dem seine Ueberzeugung theuer ist.

Wer da schweigt, wo er zu reden Veranlassung und Beruf hat, wo er durch Reden Nutzen schaffen, die Achtung der Wahrheit befördern, ihren Wirkungskreis vergrößern, wo er Menschen wahrhaft und ihnen zum Segen belehren, zur Beruhigung bekümmerter oder geängstigter Gemüther, zur Bekehrung der Verderbten, zur Befestigung der Gutgesinnten beytragen, wo er zur Abstellung herrschender Mißbräuche, zur Vertilgung vorhandener Uebel behülflich seyn, wo er die Ehre eines Unschuldigen retten, dem Unrechte steuern, über das verkannte Gute Licht verbreiten kann, wer da schweigt aus engherziger Klugheit, aus unedler Scham, aus feiger Furcht vor den Menschen, aus elender Besorgniß zeitliche Vortheile einzubüßen, der macht sich einer schändlichen Untreue an seiner Ueberzeugung schuldig. Hätten alle diejenigen, die sich um die Erleuchtung der Welt Verdienste erworben haben, geschwiegen, wenn das Sprechen gefährlich für sie wurde, hätten die Apostel unsers Herrn geschwiegen, wenn man sie verspottete oder ihnen drohte, wenn man sie Aufrührer schalt, sie verfolgte, sie mißhandelte, hätten die hochherzigen Männer, die aus der Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens die reine Lehre des Evangeliums an das Licht gezogen, geschwiegen, als man ihnen das Reden untersagte, als man Schrecken und Gewalt wider sie aufbot, als selbst ihr Leben auf dem Spiele stand: was würde aus der Wahrheit, was aus der Sache der Menschheit geworden seyn? in welchem

traurigen Zustande würden wir uns noch befinden, welcher Güter würden wir entbehren! Aber sie sind ihrer Ueberzeugung treu geblieben, sie haben freymüthig und unerschrocken geredet, und dadurch haben sie der Welt die größten Segnungen zugewendet, dadurch sich selbst unsterblichen Ruhm bereitet. Noch schändlicher als diejenigen, welche bloß schweigen, handeln diejenigen, die ihre Ueberzeugungen geflissentlich verbergen, die den Schein annehmen, als sey ihnen das gleichgültig, was ihnen doch werth ist, als hätten auch sie sich von dem losgesagt, was sie wirklich noch glauben, und die Handlungen, welche ihren Ueberzeugungen angemessen sind, entweder ganz unterlassen oder nur in der Stille verrichten, damit sie bey niemand anstoßen, und niemand verdächtig werden, die sich öffentlich von denen zurückziehen, mit denen sie es doch im Grunde halten, weil das Glück und die Ehre diese nicht mehr begleiten, die gegen das fremd thun, wofür ihr Herz laut spricht, um nicht die Gunst derer einzubüßen, die dergleichen nicht ertragen können, um nicht mit der guten Sache die Bedrückung und das Ungemach theilen zu dürfen. Am aller schändlichsten aber handeln diejenigen, die, nachgiebig gegen den herrschenden Ton, ängstlich besorgt um den Beyfall der Welt, sich ausdrücklich gegen die Meynungen erklären, denen sie im Herzen ergeben sind, dieselben wohl gar verspotten und herabwürdigen helfen, die dem mit Hohn sprechen, was ihnen heilig ist, das mit herabwürdigen, wovor sie

zittern, die, von zeitlichen Vortheilen angelockt, diejenigen schmähen, anklagen und verurtheilen, denen sie immer anhingen, und auch jetzt noch anhangen, für die sie sich ohne Rückhalt erklären würden, wenn die Umstände denselben günstiger wären, die, vom Glanze des Glückes geblendet, von der Gnade der Mächtigen bezaubert, sich zu Grundsätzen bekennen, die sie sonst verwarfen, gegen die sie laut eiferten, gegen die auch jetzt noch ihr Herz sich empört, das als das Heil der Menschheit verkündigen, worin sie sonst nichts als das Verderben derselben erblickten, demüthig zu denen hinkriechen, sich denen zu Lobrednern verkaufen, deren ganzes Wollen und Treiben sie verabscheuen. Was wollen diese Elenden anführen zu ihrer Vertheidigung? O, sie können nichts anführen, als ihre tiefe Niederträchtigkeit, als die sittliche Erstarrung ihres Herzens. Oder wäre es nicht tiefe Niederträchtigkeit, das Heilige feil zu haben für Geld und Gunst, sich selbst Preis zu geben, was man in seinem Innersten ist, zu schmähen und zu beschimpfen für einen Sporteln? Wer hat von ihnen diese Treulosigkeit gefordert? niemand hat sie von ihnen gefordert, als ihre Eitelkeit, ihre Habsucht, ihr schlechtes Herz; oder was vermag ein menschliches Ansinnen, wenn das Herz seine Einwilligung versagt? Welche Noth hat sie gedrängt? Nichts hat sie gedrängt, als ihr Eigennutz oder ihr knechtischer Sinn; oder gibt es eine Noth, über die den Freysinnigen nicht sein Herz erhöbe, die er nicht ver-

achtete, wo es dem wahrhaft Großen, der innern Ehre galt? Haben wir je etwas von der Kraft und dem Werthe einer sichern Ueberzeugung erfahren; haben wir je die Würde vernünftiger Wesen lebhaft gefühlt; haben wir es je deutlich gedacht, daß unsre Ueberzeugung eins ist mit unserm Gewissen, daß wir jene nicht verleugnen können, ohne dieses mit zu verleugnen, und auf den Adel unsrer sittlichen Natur Verzicht zu leisten: können wir uns dann diese schreckliche Versündigung an uns selbst wohl erlauben? Seine Ueberzeugung verleugnen: heißt das nicht, den Gott in uns und über uns verleugnen, mit Füßen treten, worauf das Glück und die Hoffnung unsterblicher Wesen sich gründen, und sich die schwerste Verantwortung zuziehen? Indem wir unsre Ueberzeugung verleugnen, begehen wir Verrath an der Wahrheit, denn in unserm Bewußtseyn sind Ueberzeugung und Wahrheit eins, und tragen die Schuld aller heillosen Folgen, die aus der Verkennung und Verachtung derselben entsprungen, aller Siege, die das Laster vom Irrthume unterstützt, davon trägt, und alles Verderbens, das es unter dem Schutze desselben anrichtet. Kein, kein Gut soll von uns so hoch geachtet, kein Uebel in dem Maße gefürchtet werden, daß sie uns dahin zu bewegen vermöchten. Wie wollten wir schweigen, wo es Zeit ist zu reden, wie das deutlich verbergen, wovon uns Trost und Stärke kommt, wie soll unser Mund dem widersprechen, was in unserm Gemüthe lebt. Wie wird unser Glaube

uns erheben und verherrlichen, wenn wir uns bewußt ſind, ihn ohne Schüchternheit unverkleidet immer geäußert zu haben!

III.

Doch, wollen wir das Beſeligende dieſes Bewußtſeyns ganz empfinden: dann muß die Treue gegen unſre Ueberzeugungen ſich auch durch die Einrichtung unſrer Geſinnungen und unſers Verhaltens nach denſelben bemerklich machen. Darin allein beſteht der Werth, den unſre Ueberzeugungen uns ſelbſt geben, daß ſie in unſern Willen und in unſre Handlungen übergehen, und die Geſtalt unſers Lebens werden. Seyen ſie noch ſo erleuchtet, noch ſo wahr, noch ſo groß durch ihren Inhalt: ſie ehren uns nicht, wir können uns nicht an ihnen aufrichten, ſie gereichen uns vielmehr zur tiefen Beſchämung, wenn unſre Thaten das widerlegen, was unſre Worte ausſagen. Es iſt umſonſt, daß wir ſie ſtandhaft feſthalten, und mit aller Zuverſichtigkeit bekennen, ſie treten klagend wider uns auf, indem wir bey ihnen Troſt ſuchen: wenn ſie über unſer Herz nichts vermocht haben, wenn in unſerm Leben nichts von ihnen ſichtbar iſt. Der nur iſt der vollkommne, Gott wohlgefällige Menſch, der in allen Stücken mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, bey dem ſich das Licht des Verſtandes in Wärme des Herzens und in Kraft des Lebens verwandelt hat. Auf unſre Geſinnungen und auf unſer Verhalten kommt alles an, ſie beſtimmen

den Zuſtand unſers Gemüthes, ſie entſcheiden unſer Schickſal. Keine Ruhe des Herzens, keine wahre Zufriedenheit, keine Freudigkeit zu Gott und keine getroſte Erwartung des Zukünftigen, ohne einen durchgreifenden Einfluß unſrer Ueberzeugungen auf unſre Denkungsart und auf unſre Handlungen. Darum ſollen wir nach Ueberzeugung ſtreben, ſie bewahren, und in Worten an den Tag legen, damit unſer Inneres von ihr regiert werde, und durch ſie die Tugend von demſelben Beſitz nehme. Der ganze Menſch, mit ſeinen Gefühlen und Kräften ſoll ſeyn und bleiben in dem, wovon wir überzeugt worden ſind. Das iſt es, wozu der Apoſtel den Timotheus an einem andern Orte auffordert wenn er ſpricht: ich gebiethe dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht, und vor Jeſus Chriſtus, der unter Pontius Pilatus bekannt hat ein gut Bekenntniß, daß du halteſt das Gebot unadelig und ohne Flecken bis auf den Tag der Erſcheinung des Herrn. Die erleuchteten und geprüften Ueberzeugungen, die wir in der Religion haben, verlangen vor allen andern auf unſern Sinn und unſer Verhalten zu wirken. Sie ertheilen uns nicht bloß Vorſchriften für unſer Thun und Laſſen, ſie wollen auch Gefühle erwecken, die ſich in Handlungen ausdrücken, Stimmungen des Gemüthes, Antriebe, Beſtrebungen wollen ſie erzeugen. Man kann ſie nicht angelegentlich betrachten, ohne ſich davon auf irgend eine Weiſe bewegt, ohne ſich zu irgend

etwas

etwas verpflichtet und ermuntert zu finden. Wir sollten glauben an ein Wesen, das, über unser Denken und Begreifen unendlich erhaben, alle Vollkommenheiten in sich vereinigt, von dem alles Große, Mächtige, Wundervolle und Herrliche in der Welt zeugt, und doch keine Bewundrung, glauben an den Heiligen und Gerechten, mit dem nichts Unreines in Gemeinschaft kommt, der seinen wider das Böse gerichteten Ernst durch unser Gewissen und zahllose schreckliche Verhängnisse so nachdrücklich erklärt, und doch keine Ehrfurcht, glauben an den Gütigen und Barmherzigen, der uns mit Schonung trägt, der gnädig verzeiht, der sich huldreich zu uns herabläßt, der seine Freuden uns sendet und unaussprechlich segnet, und doch keine Liebe — an den Ewig-Weisen, der alles auf das Beste anordnet und zu einem glücklichen Ende leitet, und doch kein Vertrauen hägen? wir sollten uns im Gedanken an dieses Wesen nicht erhoben, angefeuert, gebessert, gestärkt und mit freudiger Hoffnung erfüllt fühlen? Wir sollten wissen, Jesus Christus sey der Heilige Gottes, der Weg, die Wahrheit und das Leben, mit Aufträgen des Himmels sey er auf Erden erschienen, ein göttliches Werk habe er ausgeführet, ihn müsse hören, ihm müsse folgen, an ihn müsse fest sich anschließen jeder, der begehrt von dem Uebel gerettet und des höchsten Heiles theilhaftig zu werden, und doch nicht nach ihm fragen, doch nicht mit Verehrung auf ihn hinblicken, doch seiner Sache

keine Aufmerksamkeit schenken, doch die Gelegenheiten, uns mit ihm zu beschäftigen versäumen, doch seinen Anweisungen den Gehorsam verweigern? Wir sollten erkennen den Umfang und die Heiligkeit unsrer Pflichten, die Schändlichkeit, Verderblichkeit und Strafbarkeit der Sünde, wir sollten die Ueberzeugung besitzen, es warte auf uns eine strenge Rechenschaft, nach unsern Gesinnungen und unserm Verhalten werde einst unser Schicksal entschieden werden, und doch thun, was uns einfällt, wozu die Lust des Herzens uns treibt, wovon wir uns irdische Vortheile versprechen, unbekümmert darum, ob wir es auch werden verantworten können, uns doch nicht bemühen unsre Pflichten zu erfüllen und das Unrecht zu meiden? Wollen wir unsrer Ueberzeugung wahrhaft treu seyn: dann müssen wir uns dieselbe stets gegenwärtig erhalten, und uns keinen Schritt erlauben, ohne sie vorher zu Rathe gezogen zu haben, keine Handlung im Leichtsinne, nach den Antrieben des Augenblickes, oder auf die bloße Vermuthung hin, sie möge wohl gut oder doch zu entschuldigen seyn, begehen, denn jeder muß die sichre Einsicht des Rechtes uns [illegible] Was nicht aus Glauben geschieht das ist Sünde. Es kann uns auf keine Weise zu Statten kommen, daß unsre Verrichtungen mit dem Gesetze Gottes übereinstimmen, wenn uns die Ueberzeugung davon gefehlt hat. Wollen wir unsrer Ueberzeugung treu seyn: dann dürfen wir nicht fragen: wodurch gewinnst du der Menschen Lob, wodurch

entgehst du ihrem Unwillen, wodurch beugst du Verlegenheiten, Unannehmlichkeiten und Verlusten vor, wodurch förderst du deine Absichten, gründest und befestigest du deinen Wohlstand? wir müssen fragen: was sagt dein Gewissen? und wenn dieses geredet hat, dann darf uns weder Freude noch Schmerz, weder Ehre noch Schande, weder Ueberredung noch Gewalt, weder Sorge für uns noch Sorge für andre verhindern, also zu thun. Was unsre Ueberzeugung uns vorschreibt, das ist Befehl Gottes an uns, und muß uns heiliger seyn, als alles auf Erden; wir müssen eher alles Preis geben, und uns dem Härtesten bloß stellen, als in das willigen, was sie verurtheilt, als das versäumen, wozu sie uns auffordert. Was wir im Dienste unsrer Ueberzeugung dulden, das dulden wir nach Gottes Rathe, und es wird uns nicht unvergolten bleiben.

Wohl denen, die so ihre Ueberzeugung ehren, die so mit Herz und Mund und That an ihr bleiben! Wohl denen, die in diesem umfassenden Sinne am Schlusse ihrer Laufbahn mit dem Apostel sagen können: ich habe Glauben gehalten! Wohl denen, die in dieser unerschütterten Treue gegen ihre Ueberzeugung ihr Leben geführt haben, und in derselben entschlafen sind! Wohl auch uns, wenn wir unter allen Lockungen und Bedrängnissen in dieser Treue beharren! Wie wird das Bewußtseyn derselben uns zu allen Zeiten und in allen Umständen erheben und beseligen! wie gleichgültig werden uns die verschie-

denen Urtheile der Welt seyn! wie ruhig werden wir den bittersten Tadel ertragen! wie getrost werden wir die Zukunft erwarten! welche Sicherheit und Festigkeit werden wir in uns selbst haben! welchen Trost werden uns unsre Ueberzeugungen in den Stunden des Ungemaches, der Traurigkeit und der Sehnsucht gewähren! und mit welchen frohen Gefühlen werden wir in unsern letzten Augenblicken der heilig bewahrten Treue gedenken! So lasset uns denn nicht aufhören, an der Erleuchtung, Berichtigung und Befestigung unsrer Ueberzeugungen, besonders derer, die unsre höchsten Angelegenheiten betreffen, zu arbeiten; lasset uns ihre Wichtigkeit und ihren Ernst oft erwägen, sie unsern Seelen tief einprägen, und den Vorsatz, sie immer zu bekennen und zu befolgen täglich erneuern; und stets bleibe uns gegenwärtig, und ermuntre uns das Wort der Verheißung: *sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.*

XI.

Wie wir die Worte Jesu: ich verlasse die Welt und gehe zum Vater zu den unsrigen machen sollen.

Ein ruhiger Blick auf das Leben, seine Verhältnisse, seine Veränderungen und seine Schicksale, wobey man alles klar übersieht, und sich deutlich vergegenwärtigt, was uns von unserm innern Zustande, von unsrer gegenwärtigen Lage und von den uns entschieden bevorstehenden Ereignissen bekannt ist, sich unbefangen gesteht, was man zu hoffen, und was man zu fürchten hat, nichts sich heimlich verbirgt, von nichts sich absichtlich wegwendet, und doch durch nichts erschüttert wird, doch Fassung und Muth behält, und getrost alles abwartet, gehört unstreitig zu den glücklichsten Vorzügen, die wir uns erwerben können. Denn welche Mühe wir uns auch geben, unsre Augen vor dem zu verschließen, was uns gerechte Besorgnisse einflößt, und unser Herz dagegen zu verhärten: wir werden nicht verhindern, daß es

ſich uns zuweilen furchtbar darſtelle, und unſer Herz mächtig ergreife, daß zuweilen dunkle Gefühle in uns erwachen, die daran erinnern, darauf hinweiſen, und uns mit bangen Schauern erfüllen. Und geſetzt, dies gelänge uns: haben wir damit der Sache eine andre Geſtalt gegeben? haben wir uns gegen das geſichert wovon wir uns verblendet haben? wird und muß die Täuſchung nicht einmal verſchwinden? wird und muß nicht doch einmal hervortreten das Wirkliche oder das Unvermeidliche, was wir durch die Künſte der Selbſtbetruges nur eine Zeit lang aus unſern Gedanken zu entfernen, nicht aber aufzuheben, oder von uns abzuhalten vermochten? Wer hingegen jenen ruhigen Blick beſitzt, der hat ſich über die Aengſten der Welt erhoben; in einem heitern Gleichmuthe und in einer heiligen Stille führt er ſein Leben; ſich vollkommen ſeiner ſelbſt und der Umſtände, in denen er ſich befindet, bewußt, fühlt er, in den wichtigſten Stunden ſeines Lebens, in der Nähe deſſen, woran andre nicht ohne die größte Beſtürzung denken können, eine Sicherheit, die ihn unausſprechlich glücklich macht, weit glücklicher, als er unter angenehmen Umgebungen ſeyn würde.

Aber es wird auch nicht wenig erfordert, uns jenen ruhigen Blick zu verſchaffen; unſre geiſtige und ſittliche Bildung muß ſchon zu einem hohen Grade geſtiegen ſeyn, wenn wir uns ſeiner rühmen wollen. Er iſt ein zuverläſſiges Zeichen, daß wir eine erhabene Ordnung in unſerm Innern geſtiftet, daß wir

nicht bloß unsre Angelegenheiten denkend erwogen, sondern auch sie forschend durchdrungen, und uns eben so richtige als umfassende Vorstellungen von denselben zu eigen gemacht, daß wir den Streit unsrer Gefühle und Leidenschaften versöhnt, daß wir nach den Gesetzen der Wahrheit unsre Gesinnungen und unser Verhalten eingerichtet haben, und fortdauernd unsre Wünsche und Bestrebungen einrichten, daß wir mit Weisheit unser Gemüth beherrschen. Von den Lehren der Religion bis in das Innerste erleuchtete, von den Grundsätzen der Religion im Innersten beseelte, von dem Geiste und der Kraft der Religion durchaus erfüllte Menschen sind diejenigen, bey welchen Ihr den ruhigen Blick auf das Leben antreffet. Bey solchen werdet Ihr ihn aber auch nie vergebens suchen; er ist die köstliche Frucht dessen, was ihr Glaube in ihnen erzeugt hat, die Wirkung ihres eigenthümlichen Daseyns. Um dahin zu gelangen ist nichts nöthiger, als daß wir unser Leben nach seiner wahren Beschaffenheit oft fest in das Auge fassen, es in dem Lichte betrachten, welches die Religion über dasselbe verbreitet, daß wir uns um eine erleuchtete religiöse Ansicht seiner Ereignisse bemühen, eben so sorgfältig aber auch uns bemühen, nach derselben zu denken und zu handeln, und alles zu beobachten, wozu sie uns verpflichtet.

Das gilt besonders von der Veränderung, die dann mit uns vergeht, wenn wir diese Welt verlassen. Es ist nicht möglich, auf das Leben auch nur

Einen ruhigen Blick zu werfen, so lange wir hierüber noch nicht mit uns selbst auf das Reine gekommen, so lange wir uns hiervon noch nicht die rechten Vorstellungen, und die damit übereinstimmenden Gesinnungen erworben haben. Eine dahin abzweckende Betrachtung soll jetzt unsre Andacht beschäftigen.

Joh. XVI, 28.

Ich verlasse die Welt, und gehe zum Vater.

Mit einer unverkennbar heitern Ruhe kündigt Jesus seinen nahen Abschied an, und das konnte er, weil das sichre Bewußtseyn in ihm lebte, sein Verlassen der Welt sey Hingang zum Vater. Glücklich, wenn auch wir, indem unsre letzte Stunde heranrückt, mit dieser heitern Ruhe tröstend zu den Unsrigen sagen können: ich verlasse die Welt und gehe zum Vater! Dazu ist aber nöthig, daß wir uns mit dem Inhalte dieser beyden Gedanken frühe bekannt gemacht, und sie stets berücksicht haben. Das Erste, was Jesus hier äußert gilt von allen Menschen ohne Unterschied, das Andre von allen, die mit Jesu Gott ihren Vater nennen dürfen. Beydes veranlaßt uns zu ernsthaften Betrachtungen, zu Ueberlegungen, die für unser Verhalten von der größten Wichtigkeit sind. So lasset uns denn die gegenwärtige Stunde diesen Ueberlegungen widmen, und mit einander erwägen:

wie wir die Worte Jesu: ich verlasse

die Welt, und ich gehe zum Vater, zu den unsrigen machen sollen.

I.

Nichts kann entschiedener seyn, als daß wir alle einmal die Welt verlassen werden; alle die je in ihr gelebt, in ihr geduldet und sich gefreut, haben sie verlassen müssen. Für einen beständigen Aufenthalt auf Erden ist unsre Natur nicht eingerichtet. Unsre Bestimmung, unsre Bedürfnisse, die Sehnsucht nach dem Höhern und Bessern und die Hinfälligkeit des irdischen Wesens machen es nothwendig, daß ein Augenblick erscheine, der uns von allem trennt, was uns hier umschlungen hielt. Die vergänglichen Wohnungen sind uns angewiesen, damit wir in denselben für die ewigen erzogen werden. Das ist eine Wahrheit, die unsern Sinn und unser Verhalten auf mehr als Eine Weise in Anspruch nimmt. Wir können sie nicht recht beherzigen, ohne uns ihrer Beziehung auf uns vollständig bewußt zu werden, ohne uns an alles, was die Welt für uns ist, und wovon wir scheiden, wenn wir sie verlassen, zu erinnern, und für dieses alles die nöthigen Entschließungen zu fassen. Wollen wir sie in ihrem ganzen Umfange anwenden: so müssen wir uns bemühen: daß wir die Welt, als einen Sammelplatz geliebter Güter, ruhig — als den Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit und eines mannichfaltigen reichen Lebens, wür-

dig — als den Wirkungskreis unsrer Kräfte, im Segen, und als die Bildungsstätte für eine beßre Welt, mit guter Zuversicht verlassen mögen.

Für einen Sammelplatz geliebter Güter erkennt jeder die Welt, die wir einst verlassen sollen. Besitzthümer, Auszeichnungen, Vergnügungen und Verhältnisse schließt sie in sich, die unser Herz anziehen, und uns vielfachen Genuß gewähren. Und wohl ist es uns gestattet, denselben einen gewissen Werth beyzulegen, da sie nicht bloß unsre sinnliche Natur ergötzen, sondern uns auch Mittel zur Erreichung höherer Zwecke werden können, da wir im Stande sind, durch sie viel Gutes zu stiften, und dem geistigen Menschen in uns bedeutende Vortheile zu verschaffen. Um sie gering zu achten, müßten wir die Absichten, aus welchen sie uns verliehen werden verkennen, wir müßten unser menschliches Wesen verleugnen, und Gefühle unterdrücken, die sich jeden Augenblick von neuem regen, und mit dem Besten in uns zusammenhangen. Aber nur zu oft geschieht es, daß wir sie mehr schätzen, als sie geschätzt zu werden verdienen, daß wir ihnen Plätze in unserm Herzen einräumen, die ganz andern Dingen gebühren, daß wir, von ihnen allein unsre Glückseligkeit erwartend, ihnen alle unsre Liebe und alle unsre Bemühungen widmen, daß wir, einzig bedacht sie zu erlangen und zu behüthen, das weit Wichtigere versäumen, einzig besorgt sie einzubüßen, ihnen das aufopfern, was uns durch

nichts zu ersetzen ist. Wenn dieses nun schon an sich mit der Würde vernünftiger Wesen streitet, wenn es von Unordnungen in unserm Gemüthe zeugt, mit welchen keine Lebenszufriedenheit bestehen kann, wenn es uns zu Schritten verleitet, gegen welche unser Gewissen sich erklärt: so erscheint es zugleich, in dem Lichte des Gedankens, daß wir einst die Welt verlassen werden, als überwiesene Thorheit. Wir verlassen die Welt und ihre Reichthümer: und doch sollten wir dieselben so heftig begehren, auf die Vermehrung derselben so eifrig bedacht seyn, ihren Verlust so ängstlich fürchten? doch sollte der Gedanke an sie unsre ganze Seele erfüllen, alle unsre Wünsche und Kräfte regieren? Wir verlassen die Welt und ihre Ehren: und doch sollten wir in diesen unser höchstes Gut finden? doch sollte für sie unser Herz glühen? doch sollte das Trachten nach hohen Dingen uns allenthalben begleiten? doch sollte der flüchtige Glanz, der uns umgibt, uns anmaßenden Stolz einflößen? doch sollten wir uns über nichts mehr freuen, als über Auszeichnungen, uns über nichts mehr betrüben, als über Zurücksetzungen, die uns widerfahren? Wir verlassen die Welt und jeden Gewinn, den wir in derselben davon tragen: und doch sollten wir über der Anstrengung, unsre Absichten zu erreichen, unsre Unternehmungen auszuführen, Hindernisse zu entfernen und feindselige Anschläge abzuwenden, kaum zu uns selbst kommen, unsre Ruhe aufopfern, unsre Kräfte verzehren, und einem finstern Unmuthe zur

Beute werden? Wir verlaſſen die Welt und die Vergnügungen, die wir in derſelben antreffen: und doch ſollte dieſen Vergnügungen unſer Herz gehören? doch ſollten wir uns nur wohl fühlen, indem wir ſie genießen, elend aber, indem wir ihrer entbehren müſſen? doch ſollten ſie uns verblenden, bethören und fortreißen, wohin es ihnen gefällt? Nein, eine Welt, die wir mit allem, was ſie in ſich ſchließt, wer weiß wie bald? verlaſſen müſſen, darf uns nicht an ſich gefeſſelt halten. Und mit welch einem widerſtrebenden, gequälten und beſtürmten Herzen würden wir von ihr ſcheiden, wenn ſie unſer ganzes Gemüth beſeſſen hätte, wenn ſie all das Unſrige an ſich behielte! Ruhig die Welt zu verlaſſen vermögen wir nur dann: wenn wir ſie jetzt ſchon zuweilen im Geiſte verlaſſen; wenn wir, in die Zeit uns verſetzend, wo ſie nichts mehr für uns ſeyn wird, unſre Anhänglichkeit an ſie in die Schranken einer weiſen Mäßigung zurückweiſen; wenn wir von unſrer Schätzung abſondern, was Wahn, Vorurtheil, Eindruck des Augenblicks iſt: wenn wir uns von ihrem Unvermögen, unſre wahren Bedürfniſſe zu befriedigen recht überzeugen; wenn wir uns gewöhnen, ihre Güter aus einem höhern Standpuncte zu betrachten, ſie auf ihre höhern Zwecke zu beziehen, den Werth, welchen ſie für den Verehrer Gottes haben, ins Auge zu faſſen, und von ihnen den Gebrauch zu machen, für welchen die Pflicht uns in Anſpruch nimmt; wenn wir uns für das, was nicht von der Welt iſt zu erwärmen und zu begei-

stern suchen; wenn wir so, nach dem Rathe des Apostels, besitzen, als hätten wir nicht, uns freuen, als freuten wir uns nicht, die Welt gebrauchen, ohne sie zu mißbrauchen, sie genießen mit einem heiligen, über sie erhobenen Gemüthe; wenn wir insbesondre unsre Gesinnungen gegen die uns theuern Menschen von dem Sinnlichen und Leidenschaftlichen befreyen, sie immer mehr in edle geistige Liebe, in reine, stille Zärtlichkeit, in sanftes, herzliches Wohlwollen verwandeln, wobey wir ihrer Verbindung mit uns innig froh werden, zugleich aber, auf die Trennung von ihnen gefaßt, uns nicht weigern zu folgen, so bald Gott uns abruft, und in dem Gedanken Trost finden, daß wir mit ihnen in unsichtbarer Gemeinschaft bleiben, und einst mit ihnen wieder werden vereinigt werden.

Die Welt ist, zweytens, der Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit, eines reichen und mannichfaltigen Lebens, voll von Erscheinungen und Verhältnissen, die unser Gemüth zu beschäftigen verdienen, und in so fern sollen wir sorgen, daß wir sie würdig verlassen. Allenthalben, am Himmel und auf der Erde offenbart sich uns in zahllosen Wundern die Weisheit und Güte des Herrn. Das unermeßliche Gebieth seiner Schöpfungen ist in allen Theilen bezeichnet mit den Zügen seiner Hand, mit den sichtbaren Bildern seines unerforschlichen Wesens, mit den Gesetzen seines unendlichen Verstandes. Die Geschichte der Welt und die Schicksale der ein-

zelnen Menschen sind eine unerschöpflich fortströmende Rede von ihm. Täglich wird Neues vor unsern Blicken vorübergeführt, täglich vernimmt unser Ohr neue Stimmen, wodurch wir über ihn Belehrung, von seiner Allmacht und Liebe Eindrücke empfangen, und mit heiligen Gefühlen für ihn erfüllt werden. Nicht umsonst sind wir auf diesen Schauplatz gestellt; wir sollen sehen und hören, lernen und bewundern, in unser Gemüth auffammeln, und in demselben fortbilden, was von allen Seiten in uns eindringt. Wir sind in Verhältnisse verwickelt, welche Theils in der ewigen Ordnung der Dinge, und in den Umständen unter welchen wir uns befinden, gegründet, Theils durch gegenseitiges Einwirken hervorgebracht, Theils durch freye Liebe gestiftet worden sind, die wir aber alle als göttliche Einrichtungen betrachten müssen. Nicht ohne Absicht halten uns diese Verhältnisse umschlungen; wir sollen uns ihres Ernstes und ihrer Bedeutung bewußt werden; wir sollen erkennen, was sie uns sind, was sie uns seyn könnten, und wozu sie uns verpflichten: mit allen Gefühlen und Kräften des Herzens sollen wir uns ihrer bemächtigen; wir sollen denken und handeln, wie es ihnen angemessen ist, und uns ihres wohlthätigen Einflusses versichern. Wir machen mancherley Erfahrungen, durch welche die höchste Weisheit uns belehrt, die höchste Liebe uns zurechtweist, warnt und ermuntert; und es ist uns keinesweges freygestellt, ob wir sie beachten, oder leichtsinnig und gedankenlos an ihnen vorübereilen

mögen, wir ſollen ſie beherzigen, überdenken, zur Bereicherung unſrer Einſicht, zur Berichtigung unſers Verhaltens, zur Beförderung unſrer Bildung anwenden. Von Gegenſtänden einer reinen und erquickenden Freude ſind wir umringt, zahlreiche Ereigniſſe unſers Lebens führen die Freude herauf, aus unſerm eignen Gemüthe können wir ſie hervorholen, und ihren Geiſt in unſern Thaten ausdrücken, und es ſteht nicht bey uns, ob wir dieſes alles wahrnehmen oder überſehen, ob wir ihr das Herz öffnen oder verſchließen wollen. Wo ſie uns begegnet, da ſoll ſie auch Empfänglichkeit bey uns antreffen, unſern Unmuth verſcheuchen, unſre Kräfte erfriſchen, dankbar frohe Gefühle für Gott erwecken, und zur Reinigung und Veredlung unſrer Seelen ſich wirkſam beweiſen. Nur kurze Zeit iſt uns zu dem allen vergönnt: denn wir müſſen einſt die Welt verlaſſen; dann werden wir nicht mehr die Herrlichkeit Gottes ſchauen, von der ſie beſtrahlt iſt, dann werden uns ihre Verhältniſſe nicht mehr umfangen, ihre Erfahrungen nicht mehr unterrichten, ihre Freuden nicht mehr beglücken. Wie nun derjenige, welcher nur wenige Tage an einem merkwürdigen Orte verweilen darf, deſſen ſich erinnernd, keinen Augenblick verliert, zu beſchauen und zu genießen, was derſelbe Sehenswerthes, Großes und Treffliches, Belehrendes und Ergötzliches darbiethet, ſeinen Geiſt zu nähren an den Denkmälern der Weisheit, an den Schätzen der Kunſt und in dem Umgange mit den ausgezeichneten Menſchen, die hier

verſammelt ſind; ſo laſſet uns, deſſen eingedenk, daß wir bald den Aufenthalt auf Erden mit einem andern verwechſeln müſſen, eilen, uns zuzueignen, was hier von der Weisheit und Güte des Ewigen zeugt, unſern Verſtand zu ernſten Betrachtungen einladet, und ihn mit erhabenen Gedanken erfüllt, was unſer Herz in Liebe zu ſich hinzieht, und ihm edle und frohe Empfindungen einflößt, uns innig anzuſchließen an die, welche Gott uns zugeſellt hat, von ihnen zu empfangen, und ihnen zu geben, was wir einander mitzutheilen vermögen, keine der Stunden, die wir mit ihnen verleben können, keine der Freuden, die Gott uns zugedacht hat, müſſe uns verloren gehen, jede müſſe unſern kurzen Aufenthalt verſchönern und den Reichthum des Gemüthes vermehren. Oder ſind wir im Stande, dieſe Welt würdig zu verlaſſen, wenn ſie ſich mit ihren Segnungen vergebens an uns wendete, wenn wir ohne Sinn für ihr Schönes und Großes und für den Ewigen, der in ihr ſich enthüllt, in thieriſcher Gefühlloſigkeit unſre Tage verträumten, wenn uns der hohe Werth des Lebens auf derſelben noch nicht klar geworden, wenn uns das Beßre, was ſie Menſchen gewährt, fremd geblieben iſt? Können wir den Ausſpruch Jeſu: ich verlaſſe die Welt zu dem unſrigen machen, ohne uns die Fragen vorzulegen: was iſt dir die Welt bisher geweſen: wie haſt du ſie gebraucht und genoſſen? haſt du die Herrlichkeit Gottes erblickt, wo ſie an dir vorüberging? haſt du die Liebe, die dir

ge-

geweiht war gefühlt, und ſie mit Liebe erwiedert? haſt du die Treue, die dich begleitete erkannt, und ſie mit zärtlicher Sorgfalt vergolten? haſt du eingeſehen, was dir als Bürger, als Hausvater, als Gatte oder Gattinn, als Vater oder Mutter, als Sohn oder Tochter, als Bruder oder Schweſter, als Freund oder Untergebener oblag, und dich beſtrebt, dem nachzukommen? haſt du dich mit kindlichem und reinem Herzen des Guten gefreut, das dir Gott gab, und dich dadurch erquickt, geſtärkt, erheitert gefühlt? Nur dann, wenn wir dieſe Fragen zu unſrer Befriedigung zu beantworten vermögen, ſind wir fähig, die Welt, als den Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit und eines reichen Lebens, würdig zu verlaſſen.

Die Welt, welche wir verlaſſen werden, iſt endlich, der Wirkungskreis unſrer Kräfte und die Bildungsſtätte für eine beſſre, und in ſo fern müſſen wir trachten, ſie im Segen und mit guter Zuverſicht zu verlaſſen. An das Werk Gottes ſind wir geſtellt, um daſſelbe zu fördern, und alle unſre Fähigkeiten ſind uns verliehen, daß wir von denſelben den edelſten Gebrauch machen, die Welt zu ſegnen, die uns ſo zahlreiche Wohlthaten entgegen bringt. Wohin wir uns wenden, da zeigen ſich uns Gegenſtände, an denen wir unſre Kräfte üben, würdige Zwecke, für die wir uns anſtrengen, Mängel, denen wir abhelfen, Bedürfniſſe, die wir befriedigen, Thränen, die wir trocknen, Menſchen, die wir belehren, beſſern und beglücken, Plätze, die wir

mit unvertilgbaren Spuren unsers Daseyns bezeichnen können. Und dieses alles sollten wir mit gleichgültigen Blicken ansehn? nicht verstehen sollten wir den Ruf Gottes? nicht freudig ergreifen, was unserm Leben allein wahren Werth gibt? Wir sollten wissen, daß wir diese Welt verlassen müssen, und doch nicht darauf denken, daß in derselben etwas von uns zurückbleibe, was uns zur Ehre und andern zur Freude gereiche, wenn wir nicht mehr hier sind? wir sollten es ruhig ertragen, daß einst alles vertilgt und verschwunden sey, was an uns erinnern könnte, und wodurch wir unter den Menschen fortzuleben vermögen? wir sollten den flüchtigen Tag, der uns hier leuchtet, in schimpflichem Müßiggange, in üppigem Wohlleben, in eitelm, nichtswürdigen Beginnen zubringen? wir sollten die köstlichen Stunden entfliehen lassen, ohne sie nützlichen Geschäften zu weihen? Nein, wirken wollen wir, wie der Herr, so lange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, wo niemand wirken kann, und dadurch beweisen, daß wir seinen Ausspruch: ich verlasse die Welt, nicht bloß verstanden haben, sondern auch von ihm durchdrungen sind. Eher als wir es vermuthen wird vielleicht unsre Nacht erscheinen, aber, wann sie auch über uns hereinbreche, in heilsamen und rühmlichen Bemühungen soll sie uns antreffen. Mit welchen peinigenden Vorwürfen und mit welchen schmerzlichen schmerzlichen Reuegefühlen werden wir einst diese Welt verlassen: wenn wir uns nicht verbergen können, unser

Aufenthalt in derſelben ſey in jeder Hinſicht eitel geweſen, ſchändlich verbracht und verſchleudert worden ſey das uns anvertraute Gut, nichts von dem, was wir für unſern Beruf zu halten genöthigt waren, nichts der Erwähnung Werthes, nichts wodurch wir unſre Schuld bezahlt hätten ſey geſchehen, alles, alles ſey dahin und verloren! Mit welcher heitern Ruhe, mit welchen wohlthuenden Erinnerungen, mit welcher ſeligen Erhebung dagegen werden wir von der Welt ſcheiden, wenn uns in die letzte Stunde das Bewußtſeyn begleitet, daß wir unſre Zeit und Kräfte in derſelben ſo mit gebraucht haben, als es uns möglich war, daß wir aus einem Kreiſe treten, in dem wir das Unſrige redlich geleiſtet, daß von uns viel des Heilſamen ausgegangen, was ins Unendliche fortwirkt, und ſich immer weiter verbreitet, daß unſer Nahme ſtets von allen, die uns gekannt haben, und die den Einfluß unſrer Thätigkeit erfahren, mit Achtung, Liebe und Dankbarkeit werde genannt werden!

Doch auch auf eine andre Welt bezieht ſich, was uns in dieſer aufgegeben iſt. Wir leben in dieſer, um uns für jene zu bilden, uns durch gelaſſenes Erdulden des Schmerzes, durch treue Erfüllung unſrer Pflichten, durch ſtandhaften Kampf gegen den Reiz des Böſen, durch unermüdetes Arbeiten an unſrer ſittlichen Veredlung die Eigenſchaften zu erwerben, durch welche wir zu den Geſchäften und der Seligkeit der zukünftigen Welt geſchickt werden, und auf

ihre Belohnungen Anſpruch erlangen, um mit jeder Trefflichkeit, mit Gottes- und Himmelsſinn unſre Seele zu ſchmücken, und ſie von allem, was ſie verunſtaltet, erniedrigt, und der Gemeinſchaft mit dem Höchſten und Beſten unfähig macht, zu reinigen. Dies muß unſre vornehmſte Sorge werden, wenn wir den Ausſpruch des Herrn, ich verlaſſe die Welt, ganz und in ſeiner vollen Bedeutung und Kraft für das Leben anwenden, und die Welt einſt mit guter Zuverſicht verlaſſen wollen. Genau auf das, was unſre Bildung für den Himmel erfordert, ſind die Tage, welche uns Gott hier friſtet, berechnet, genau darauf berechnet ſind die Verhältniſſe, in denen wir uns befinden, die Gegenſtände, die uns umringen, die Ereigniſſe, die ſich mit uns zutragen, die Widerwärtigkeiten und Prüfungen, die über uns verhängt werden, die Freuden, die uns beglücken; alles ſoll ſeine eigenthümlichen Wirkungen an unſerm Geiſte und Herzen haben, alles ſoll uns weiſer, frömmer, liebevoller, ſanfter und ſtärker im Guten machen, alles entweder uns neue Vorzüge verleihen, oder ſchon vorhandene erhöhen. So ſey es uns denn in jedem Augenblicke gegenwärtig, daß wir die Welt, als die Bildungsſtätte für den Himmel, einſt verlaſſen werden, damit jeder Augenblick die Bildung bey uns befördre, die das Einzige iſt, was wir aus ihr mit hinüber nehmen, damit wir jedes Begegniß unſers Lebens in ein Mittel dieſer Bildung verwandeln, jedem guten Antriebe Folge leiſten, jedes gute Gefühl in

Thätigkeit ſetzen, jede gute Neigung entwickeln, aus jeder Verſuchung reiner und kräftiger hervorgehen. Nie müſſe die Welt, in der wir Pilger und Fremdlinge ſind, unſre Seele entweihen und beflecken; ohne Aufhören müſſe ſie durch alles, womit ſie uns berührt, den Adel der unſterblichen verherrlichen, und ihre Hoffnung feſter begründen.

II.

Nur diejenigen, welche auf dieſe Weiſe mit Ernſt dahin ſtrebten, die Welt einſt ruhig, würdig, im Segen und mit guter Zuverſicht verlaſſen zu können, dürfen auch den zweyten Theil des Ausſpruches Jeſu auf ſich anwenden: ich gehe zum Vater; nicht aber diejenigen, welche hier, in weiter und trauriger Entfernung von Gott, einzig der ſinnlichen Luſt gelebt, ſich durch Laſter entehrt, mit Verſchuldungen beladen, ihr Gemüth durch ſtrafbare Leidenſchaften zerrüttet, die Gelegenheiten mit Gott bekannter zu werden verſäumt, die Erſcheinungen ſeiner Herrlichkeit nicht beachtet, ſich um ihre Verhältniſſe und die Pflichten, die ſie ihnen auflegten nicht bekümmert, und ſich nicht bemüht haben, Gutes zu ſtiften, und ihre höhern Angelegenheiten zu beſorgen. Sie gehen, indem ſie die Welt verlaſſen, einer Entſcheidung ihres Schickſales entgegen, die ſie noch weiter von Gott entfernt, die ihnen auch das entzieht, was ihnen hier von ſeiner väterlichen Huld zugefloſſen iſt,

und ſie zum ſchrecklichen Entbehren alles Erwünſchten und Erfreulichen, und zu einem qualvollen Bewußtſeyn ihrer Verſchuldungen und ihres traurigen Zuſtandes verurtheilt. Für dieſe iſt es ein Gedanke des Entſetzens, daß ſie die Welt verlaſſen werden, mit ihr verlaſſen ſie alles Geliebte, und keine tröſtende Hoffnung geſellt ſich ihm zu, aber die bängſten Befürchtungen, Befürchtungen, die ſchon als dunkle Ahnung die Seele tief erſchüttern, ſind feſt an ihn geknüpft, daher ſie ſich deſſelben, ſo oft er in ihnen erwacht, auf alle Weiſe zu entſchlagen ſuchen.

Indeß enthält das Wort Jeſu: ich gehe zum Vater noch mehr, als das, worauf uns ſchon ein würdiger Genuß, und eine weiſe Benutzung des Lebens in dieſer Welt Anſpruch gibt, mehr als den Glauben an Fortdauer im Tode, an künftige Vollendung und Seligkeit; es bezeichnet, in gewiſſer und freudiger Erwartung, das innigſte wonnevolle Verhältniß zu Gott, worin man alles Leben, alle Vollendung und alle Seligkeit von ihm empfängt, mit Gefühlen empfängt, wie allein die höchſte und ewige Liebe ſie zu erwecken vermag; es bezeichnet ein Leben, eine Vollendung und Seligkeit, die ſich genau an unſer menſchliches Weſen und an unſre menſchlichen Bedürfniſſe anſchließen, und uns das gewähren, was uns hier ſchon das Tröſtlichſte, Süßeſte und Wohlthuendſte iſt. Bey dem Vaternahmen öffnet ſich unſer ganzes Herz, werden wir von Bewe-

gungen ergriffen, welche die erhabenſten Vorſtellungen von der Herrlichkeit der zukünftigen Welt nicht im Stande wären zu erzeugen. Daß wir zum Vater gehen iſt das Inhaltsreichſte, das Freheſte und Rührendſte, das Einfachſte und zugleich das Höchſte, was uns über unſern künftigen Zuſtand mitgetheilt werden konnte. Jeſus wußte, er gehe zum Vater; denn vom Vater war er ausgegangen und in die Welt gekommen, mit dem Vater war er eins, das wirkſamſte Gefühl vom Vater trug er ſtäts im Herzen. In der vertraulichen Nähe Gottes hatte er ſtäts gelebt, Umgang mit Gott war all ſein Denken und Handeln geweſen, den allmächtigen Einfluß Gottes hatte er fortdauernd erfahren; nun ſollte er bald Gott noch näher ſeyn, noch tiefere Eindrücke ſeines Weſens erhalten, noch größern Antheil an ſeiner Herrlichkeit haben, noch höher von ihm ausgezeichnet und beſeligt werden. Dieſes alles will Jeſus ausdrücken, indem er ſagt: ich gehe zum Vater. Erſt dann alſo können wir ſein Wort im vollen Sinne zu dem unſrigen machen: wenn wir durch ihn Gott als unſern Vater haben betrachten gelernt; wenn wir das kindliche Verhältniß des guten Menſchen zu Gott erkennen, und in ſeinem ganzen Umfange als das unſrige erkennen, wenn ſein Geiſt unſerm Geiſte das Zeugniß gibt, daß wir ſeine Kinder ſind: wenn wir in unſerm Herzen die Geſinnungen antreffen, die uns berechtigen, ihn Vater zu nennen, in unſerm Leben die Führungen, Ret-

tungen, Tröſtungen, Stärkungen und Segnungen wahrnehmen, die ſeine väterliche Liebe beweiſen; wenn unſer Glaube an den Himmel ſich auf den Glauben an dieſe väterliche Liebe gründet; wenn wir feſt und freudig auf die Vollendung und Seligkeit deſſelben hoffen, weil wir dem Vater vertrauen und nicht anders können, als von ihm das Höchſte und Beſte erwarten.

Sind wir auf ſolche Weiſe überzeugt, daß wir, indem wir die Welt verlaſſen, zum Vater gehen: dann liegt uns ob, uns oft und innig mit dieſem Gedanken zu beſchäftigen, und die Stimmungen und Neigungen hervorzubringen, die ihm angemeſſen ſind, und wodurch er uns immer erfreulicher wird. Wir gehen, indem wir die Welt verlaſſen, zum Vater: darum ſey es unſer Beſtreben, daß wir uns zu ihm, als zu unſerm Vater, halten, daß wir mit ihm, als unſerm Vater, recht vertraut werden, daß wir von ſeiner väterlichen Liebe recht viel erfahren, daß wir den kindlichen Sinn der Ehrfurcht, der Demuth, der Zuverſicht und des willigen Gehorſams bey uns nähren und entwickeln, daß wir uns in allen Angelegenheiten an ihn wenden, bey allen Vorfällen ſeiner gedenken, bey allen Schritten auf ihn Rückſicht nehmen, und uns ſeines Beyfalles verſichern. Wie ganz anders ſind doch die Empfindungen, mit welchen das Kind zum Vater geht, wenn es ſtets mit ihm in vertraulicher Gemeinſchaft gelebt hat, als wenn derſelbe ſeinem Gemüthe fremd geblieben, wie günſtig

auch die Meynung ſey, die man ihm von demſelben beygebracht! Wir gehen einſt zum Vater: darum laſſet uns immer mehr uns gewöhnen, bey ihm unſre Heimath zu ſuchen, und mit heimathlichen Gefühlen zu ihm aufzublicken; daß wir nicht von der Welt ſind, daß wir in ihren Hütten nur flüchtige Stunden verweilen, um dann zurückzukehren in das väterliche Haus, das ſich freundlich öffnet, uns aufzunehmen, wenn wir ſeiner werth geblieben, das komme uns nie aus den Gedanken. Laſſet uns den Sinn und das Verlangen immer mehr nach oben ſchicken, wo wir im Kreiſe der Unſrigen und unter den Augen des Vaters verkehren werden allezeit. Nicht bloß mäßigen laſſet uns die Anhänglichkeit an die Welt, von der wir ſcheiden ſollen, ſondern auch erhöhen die Liebe zu dem, was uns dort erwartet, die Tüchtigkeit zu den Geſchäften, die der Vater uns dort anweiſen wird, die Empfänglichkeit für die Freuden, die er uns dort bereitet. Wie ganz anders ſind doch die Empfindungen, mit welchen wir uns dem väterlichen Hauſe nähern, wenn wir die Befreundung mit demſelben auch in der Ferne bewahrt, und die Bilder aus demſelben friſch erhalten, als wenn die Zerſtreuungen der Reiſe, die mancherley Gegenſtände, die im fremden Lande uns anzogen und ergötzten, das Verlangen geſchwächt, ja die Erinnerung an das väterliche Haus beynahe ausgelöſcht haben!

Dann wollen wir aber auch durch die Ueberzeugung, daß wir zum Vater gehen, alles überwinden,

wodurch die Vorstellung, daß wir die Welt verlassen, unsre Seele erschüttern könnte. Wohl mag es uns schmerzlich seyn, uns von so vielem zu trennen, was uns hier theuer war, wohl mögen wir mit Blikken der Wehmuth manches zum letzten Male ansehen, was uns hier erfreut und wohlgethan hat. Aber getrost, wir gehen zum Vater; wird es uns da an Einem fehlen, das zu unserm wahren Glücke gehört? wird er nicht das Beste, das uns hier entzückte mit uns hinüber retten? wird er nicht die, welche er hier so fest mit uns verband, und die zu unsrer Seligkeit unentbehrlich sind, wieder mit uns vereinigen? sind nicht auch sie seine Kinder? gehen nicht auch sie einst zum Vater? Wohl mag zuweilen die Frage in uns entstehen, wohin uns unser Weg führe, wenn wir die Welt verlassen; und auf diese Frage erlangen wir keine Antwort, die Weisheit Gottes hat nicht für gut gefunden uns den Ort zu bezeichnen, der künftig unser Aufenthalt seyn wird. Aber bedürfen wir es, ihn jetzt schon zu kennen? ist es uns nicht genug zu wissen: wir gehen zum Vater, nicht verlieren werden wir uns in der Unermeßlichkeit seiner Schöpfungen, nicht versinken werden wir in das Meer seiner Unendlichkeit, nicht auf fremde einsame Plätze werden wir verstoßen werden, die väterliche Huld wird uns umfangen und vereinigen, sie wird unser Licht und unser Leben seyn! Doch nicht bloß den Schmerz und die Furcht wollen wir vertreiben, auch den angenehmsten Empfindungen wollen

wir in unſerm Herzen Raum geben, indem wir uns erinnern, daß wir zum Vater gehen. Welch eine Ausſicht: wir gehen zum Vater! In welch einer lieblichen, freudenreichen Geſtalt erſcheint uns hier alles, was wir vom Himmel erwarten! die Hand des Vaters wird abwiſchen alle Thränen von unſern Augen, heilen alle unſre Gebrechen, aufhelfen aller unſrer Schwachheit, und das Herz ſtärken, daß es ſeine Seligkeit möge ertragen; das Wort des Vaters wird uns himmliſch tröſten; die Macht des Vaters wird uns ewig beſchirmen, daß nichts uns ihm entreiße; die Liebe des Vaters wird ſich in immer neuen Wundern an uns verherrlichen; aus der Fülle des Vaters werden wir nehmen Eine Vollkommenheit, Eine Klarheit, Eine Seligkeit nach der andern. Ja, die Welt verlaſſend, eilen wir, Gott, an dein väterliches Herz, wenn wir deine rechten Kinder geweſen ſind. O, erhalte uns in deiner Liebe und vereinige uns immer genauer mit dir. Laß dieſen Glauben mit uns ſeyn in allen Anfaſſen unſerer Tage und uns Kraft verleihen, wenn wir hier von allem ſcheiden müſſen, und öffne uns deine väterlichen Arme, wenn auf Erden keine Stätte mehr für uns gefunden wird.

XII.

Wie wir der Zeit gedenken ſollen, wo wir nicht mehr unter den Unſrigen ſind.

So zahlreich auch die Erfahrungen ſind, welche wir von dem Unbeſtande aller irdiſchen Dinge und Verhältniſſe machen: doch iſt es etwas ſehr Gewöhnliches, daß wir dieſelben ſchnell vergeſſen, daß ſie wenigſtens nicht die Eindrücke bey uns hervorbringen, die ſie bey beſonnenen und fühlenden Geſchöpfen hervorbringen ſollten. Wir denken und handeln, als ob wir in dem Kreiſe, in welchem wir uns bewegen, immer verweilen würden; wir überlaſſen uns dem Wohlgefälligen in unſern Umgebungen mit einer Sorgloſigkeit, als ob ſich darin wenig oder nichts ändern könnte; wir faſſen ſogar unvermerkt eine Zuverſicht zu den wandelbaren Dingen, die ſich nur unter der Bedingung eines beſtändigen Beſitzes und eines nie unterbrochnen, nie beſchränkten Genuſſes derſelben einiger Maßen rechtfertigen laſſen würde. So geſchieht es, daß auf der Einen Seite dasjenige ſich

unſers Gemüthes ganz bemächtigt, was nur beſtimmt iſt, daſſelbe auf kurze Zeit zu ergötzen, während wir auf der andern dasjenige verſäumen, was uns eine ernſthafte Angelegenheit ſeyn müßte, wenn wir bedächten, wie alles auf Erden ſeine Zeit hat, die es nicht überdauern wird.

Am häufigſten zeigt ſich dieſes bey den Verbindungen, in welchen wir mit Menſchen ſtehen. Nichts iſt gewiſſer, als daß eine Zeit kommt, wo wir nicht mehr unter den Unſrigen ſind, wo diejenigen, die ſich jetzt unſers Umganges, unſrer Belehrung, unſers Rathes, unſers Troſtes und unſrer Unterſtützung freuen, uns vermiſſen, und wir nicht mehr zu ihnen reden, auf ſie wirken und ihnen unſre Liebe beweiſen können. Sehen wir nicht täglich Menſchen aus der Mitte derer, die ſie lieben und von denen ſie geliebt werden hinwegeilen? ſind nicht ſchon viele, denen unſer Herz zugethan, und deren Daſeyn von dem bedeutendſten Einfluſſe auf unſer Ergehen war, aus den Reichen des Lebens verſchwunden? muß nicht jedes Band, das die Erde geknüpft hat, ſich einſt auflöſen? rücken wir nicht mit jedem Augenblicke dem Ziele unſrer Tage näher? und kann es nicht, ſelbſt wenn wir uns noch in der Blüthe unſrer Jahre befänden, ſchnell ein Ende mit uns nehmen? Können wir aber leugnen, daß dieſe Wahrheit viel zu wenig von uns beherzigt wird? verräth nicht die Stimmung des Gemüthes und unſer ganzes Betragen, daß ſie entweder keinen oder doch nur einen ſehr geringen und

kraftlosen Einfluß auf uns geäußert hat? Würden wir den Unsrigen wohl so oft kalt und unfreundlich, ja mit Härte begegnen, ihnen so oft unser Herz verschließen, so oft die Gelegenheiten, ihnen Gutes zu erzeigen und Freuden zu bereiten versäumen, müßten wir uns nicht ganz anders mit den Unsrigen einrichten, müßten wir nicht für die Zukunft Anordnungen treffen, die uns jetzt nicht bekümmern, müßten uns nicht Sorgen beschäftigen, die uns jetzt nicht beunruhigen, müßten wir uns nicht manchen Genuß versagen, den wir uns jetzt erlauben, müßte man nicht Gefühle, Gesinnungen und Bestrebungen bey uns antreffen, die uns jetzt fremd sind, müßte uns nicht die Stunde der Trennung in jeder Hinsicht gefaßter und besser vorbereitet finden, wenn wir recht bedächten, daß die Zeit, die wir unter den Unsrigen zuzubringen haben vergeht, und vielleicht bald vorüber seyn wird? Gewiß ist dies ein sehr ernsthafter Gedanke, ein Gedanke, der uns zu wichtigen und fruchtbaren Betrachtungen auffordert, der uns das Leben und seine Verhältnisse in einem ganz andern Lichte zeigt, als wir sie zu sehen gewohnt sind, der das gefühlvolle Herz tief und mächtig bewegt, der nicht bloß heilige Pflichten, sondern auch die kräftigsten Antriebe zur Erfüllung derselben in sich schließt, und der daher wohl verdient, sorgfältig erwogen zu werden — nicht bloß von Euch, die Ihr die Häupter und Stützen Eurer Familien seyd, die Ihr Kinder oder Geschwister zu versorgen, zu erzie-

hen, zu leiten, die Ihr kranke und schwache Angehörige zu ernähren und zu verpflegen habt, sondern von Euch allen, die Ihr in irgend einer nähern Verbindung der Verwandtschaft oder der Liebe stehet, die Ihr Euch unter Menschen befindet, auf die Ihr wirket, denen ihr gebet und von denen Ihr empfanget, und von welchen hinweggerissen zu werden Euch und ihnen schmerzlich seyn muß. Lasset uns denn diesen Gedanken jetzt in das Auge fassen, und überlegen, wofür er uns in Anspruch nimmt.

Joh. XVI, 4.

Solches habe ich zu Euch geredet, auf daß, wenn die Zeit kommen wird, ihr daran gedenket, daß ich es euch gesagt habe. Solches aber habe ich euch von Anfang nicht gesagt; denn ich war bey euch.

Jesus redet hier zu seinen Jüngern von einer für sie höchst mühseligen und bedrängten, gefahr- und leidensvollen Zeit, die bald nach seinem Hingange eintreten sollte, von einer Zeit, wo man sogar glauben würde, man thue Gott einen Dienst damit, daß man sie verfolge und umbringe. Bisher hatte er nicht davon gesprochen, weil er, wie er sich selbst darüber erklärt, noch bey ihnen war. Da er aber jetzt im Begriff stand, sich von ihnen zu entfernen: so hielt er es für nöthig, sie damit bekannt zu machen, damit sie darauf gefaßt seyen, und es sich nicht be-

fremden lassen: solches, spricht er, habe ich zu euch geredet, daß ihr euch nicht an mir ärgert, und daran gedenket, wie ich es euch gesagt habe. Er theilt ihnen aber auch alles mit, was ihnen dann zur Aufrichtung und zum Troste dienen, was ihnen Muth einflößen und sie standhaft erhalten könnte. So war er also nicht bloß für die Zeit des Zusammenlebens mit ihnen, sondern auch für die Zeit, wo er nicht mehr unter ihnen seyn würde, zärtlich für sie besorgt, so gedachte er der letztern, um ihnen in Beziehung auf dieselbe alles zu werden, was er ihnen werden konnte, und um sich selbst in der Zuversicht zu befestigen. Darin müssen wir uns ihn zum Muster nehmen, und da uns nicht bekannt ist, wie lange uns noch der Aufenthalt unter den Unsrigen werde gestattet seyn, so gebührt uns, schon jetzt der Zeit zu gedenken, wo wir nicht mehr unter ihnen sind. Wie dieses auf die rechte Art und in dem Sinne wahrer Christen geschehen möge, lasset uns jetzt erwägen.

Wir sollen der Zeit, wo wir nicht mehr unter den Unsrigen sind, gedenken:

erstens, mit innigem Empfinden, daß wir jetzt noch in ihrer Mitte verweilen,

zweytens, mit weiser Rücksicht auf das, was wir für diese Zeit zu besorgen, und einzurichten haben,

drittens, mit dem ernstlichen Bestreben, daß auch dann unser Geist unter ihnen fortlebe,

viertens, mit Vertrauen und froher Hoffnung.

I.

Indem wir der Zeit gedenken, wo wir nicht mehr unter den Unsrigen sind, sollen wir also, zuvörderst, inniger empfinden, daß wir jetzt noch bey ihnen verweilen, sie mit wärmerer Liebe umfassen, ihrer Gemeinschaft lebhafter uns freuen, und uns eifriger bemühen, ihnen möglichst viel Gutes zu erweisen, weil wir das alles ja nicht immer, vielleicht schon bald nicht mehr, können werden. Je länger wir ein Gut noch zu besitzen hoffen: desto weniger eilen wir, es uns zu Nutze zu machen, desto mehr sind wir darauf bedacht, etwas des Gebrauches und des Genusses aufzusparen, und unser Herz zwischen diesen und den Dingen, von denen es sonst noch angezogen wird, zu theilen. Ist es aber entschieden, daß wir eine werthgehaltene Sache nur auf kurze Zeit die unsrige nennen werden: dann müssen wir uns doch wohl schnell der Vortheile zu versichern suchen, die sie uns gewähren kann; dann muß der Gedanke des künftigen Entbehrens uns ihre Annehmlichkeiten in einem höhern Grade fühlen lassen; dann ist es vernünftig, ihr Eine der ersten Stellen in unserm Herzen und in unsern Bestrebungen einzuräumen. Zwar gebietet die Weisheit, nicht an das Vergängliche das Herz zu hängen, sondern vielmehr sein Gemüth davon zu befreyen, damit man einst leichter und ruhiger davon scheide. Aber das gilt nur von denjenigen Dingen, die man, wenn sie genommen werden,

auf immer einbüßt, nicht aber von dem, was uns auf eine gewiße Zeit entrückt, und dann für immer wiedergegeben wird; es gilt von dem, wornach die ſinnliche Begierde trachtet, und was daher auch bloß einen gemeinen und vergänglichen Werth hat, nicht von dem, was einen freyen und ewigen Werth beſitzt, woran eine heilige Liebe uns knüpft, eine Liebe, die zu den edelſten Verrichtungen ermuntert, unſrer Thätigkeit die würdigſten Gegenſtände anweiſt, und aus welcher die höchſte Bildung des Menſchen reichen Gewinn zieht. Im Gedanken an die Zeit, wo der Glanz des Glückes und der Ehre uns nicht mehr umſtrahlt, wo das Vergnügen uns nicht mehr einladet oder ergötzt, mäßige ſich die Hochſchätzung des wandelbaren, treuloſen Gutes, löſe das Herz ſich ab von den Träumen, die darin Glückſeligkeit ſuchen. Aber in dem Gedanken an die Zeit, wo wir nicht mehr unter den Unſrigen ſind, verſtärke ſich unſre Anhänglichkeit, halte unſer Herz ſie feſt die flüchtigen Augenblicke der Vereinigung, um alle ihre Freuden zu ſchmecken, um von ihnen alle die Segnungen zu empfangen, die ſie uns ertheilen können, und einſt von dem, was für die Erde aufgehört hat, das Beſte mit in eine andre Welt hinüber zu nehmen. So lehrt uns ja auch die Stimme der Natur in unſrer Bruſt. Wenn wir in unſern irdiſchen Angelegenheiten genöthigt werden, uns auf Wochen, Monden oder Jahre von den Unſrigen zu trennen, ſondern wir uns dann wohl vorher von ihnen ab, um uns an das

Entbehren zu gewöhnen und die Trennung zu erleichtern? oder sind uns nicht vielmehr die Stunden doppelt köstlich, die wir dem süßen Umgange mit ihnen weihen können? geben wir uns ihnen nicht vertraulicher und herzlicher hin? behandeln wir sie nicht zuvorkommender, sanfter, freundlicher? fühlen wir nicht froher, daß wir sie jetzt noch besitzen, uns ihnen zu eröffnen und von ihnen zu empfangen vermögen? Dasselbe bemerken wir an Jesus in seinem Verhältnisse zu seinen Jüngern; je näher die Stunde des Abschiedes heranrückt, desto inniger schließt er sich an sie an, desto zärtlicher wird sein Benehmen gegen sie, desto mehr spricht aus allen seinen Mittheilungen die Wärme des Gefühles, desto mehr fließt sein Herz gegen sie über, desto mehr verweilt er mit ganzer Seele in ihrer Mitte. Wie rührend und voll von Liebe ist nicht alles, was er in den letzten Stunden des Zusammenseyns mit ihnen redet und verrichtet? Ist es nicht diese Liebe, die sich nicht losreißen kann, die immer noch etwas zu sagen hat, die immer zärtlicher und wärmer wird, welche uns besonders in den Reden, die uns Johannes aufbewahrt hat, so mächtig anzieht, und so tief bewegt?

Einst, vielleicht bald, werden wir nicht mehr unter Euch seyn, Ihr Geliebten, die Gott mit uns verband. Aber noch besteht unsre glückliche Vereinigung, darum wollen wir ihrer innig uns freuen, und Euch treu und warm und mit voller Seele lieben; nichts soll unsre Liebe stören; wie unser äußer-

liches Daseyn Euch noch angehört, so gehöre auch unser Herz Euch an. Immer genauer und fester werde unsre Vereinigung, immer mehr Gemeinschaft des Heiligsten, und durch dieses alles dessen, was in uns ist. Daß wir Euch haben, daß Ihr uns so vieles gewähret, daß wir durch Euch so reich sind, das sey unsre Wonne und unser feuriger Dank zu Gott. So lange uns Gott zusammenläßt wollen wir gemeinschaftlich jedes Gut genießen und jede Last tragen. Wenn es Einem wohlgeht, so sey es allen ein Fest, wenn Einer leidet, so seyen alle tröstend und hülfreich nahe. Mit einander wollen wir das uns angewiesene Werk wirken, daß es uns leichter werde: beystehen wollen wir einander in der Uebung unsrer Pflichten, in der Verbesserung unsrer Fehler, in dem Emporstreben zu allem Edeln und Großen. Jede treffliche Eigenschaft, die Euch schmückt wollen wir von Euch annehmen, Eure Lehre, Eure Zurechtweisung, Eure Warnung und Ermunterung sollen uns immer willkommen seyn, so lange wir Eure Tugend vor unsern Augen haben, so lange Eure Stimme zu uns dringen kann: denn dazu sind wir ja einander zugesellt, daß wir durch einander für den Himmel gebildet werden. Einst, vielleicht bald, werden wir nicht mehr unter Euch seyn, und dann läßt sich kein Mißverständniß mehr lösen, keine Beleidigung mehr abbitten, kein Streit mehr versöhnen, kein verweigerter Dienst mehr nachholen: darum soll keine unsrer Handlungen, kein Wort aus unserm Munde Euch

kränken; darum wollen wir nie hart gegen Euch seyn, und Euch das Leben erschweren; darum sollen Zorn und Bitterkeit keinen Namn finden in unsern Herzen; darum sollet Ihr uns bereit antreffen zur Vergebung, so oft Ihr Euch gegen uns vergangen habt; keine Nacht soll herabsinken, ohne daß alles gut gemacht und ausgeglichen sey, was der Tag Uebles und Mißfälliges gebracht hat. Das zwischen Euch und uns immer der Sinn herrsche, den wir uns für die Stunde der Trennung und in Beziehung auf die Zeit, wo wir nicht mehr unter Euch sind wünschen, dahin wollen wir unser Bestreben richten. Bis an unser Ende wollen wir Euch Liebe beweisen; kein Tag soll verschwinden, an dem Euch nicht durch uns etwas Angenehmes widerfahren wäre; nie soll Euch etwas betrüben, wobey Euch unsre Theilnahme und unser Trost fehlten. Alles, alles wollen wir aufbiethen, Euch zu erquicken, zu erheitern und zu segnen. Sie eilet, sie fliehet die Zeit unsers Aufenthaltes bey Euch; Liebe soll sie auskosten, Liebe soll ihr den Gehalt und Werth der Ewigkeit geben.

II.

Gedenken sollen wir der Zeit, wo wir nicht mehr unter den Unsrigen sind, mit weiser Rücksicht auf das, was wir für dieselbe zu besorgen und einzurichten haben. So gedachte Jesus der Zeit, wo er nicht mehr unter seinen Jüngern seyn würde. Einzig beschäftigt mit dem, was ihm für seinen Aufenthalt

auf Erden das Vornehmſte war, wozu er ihren Geiſt erheben und ihr Herz bilden wollte, hatte er ihnen vieles, was ihre Perſönlichkeiten betraf verſchwiegen; denn erſt nach ſeinem Hingange ſollten ſie in die verſuchungsvollen Umſtände gerathen, die ſie vorherwiſſen mußten, um ſich nicht an ihm zu ärgern. Solches, ſpricht er, habe ich euch nicht von Anfang geſagt; denn ich war mit euch. Im Begriff von ihnen zu ſcheiden, durfte er nicht länger ſäumen, ſie damit bekannt zu machen. Während ſeines Verweilens in ihrer Mitte hatte ſie an ihm den Lehrer, den Führer, den freundlichen Tröſter, den mächtigen Helfer; jetzt war der Augenblick nahe, wo er ihnen ferner das nicht würde ſeyn können, darum verheißt er ihnen den himmliſchen Beyſtand, den Geiſt der Wahrheit, der ſeine Stelle vertreten, und ſie fortan erleuchten, leiten und erfüllen würde mit Weisheit und Muth, mit Stärke und allem Troſte. Die Tage unſrer Wallfahrt auf Erden ſind Tage der Wirkſamkeit zum Beſten der Unſrigen; ihre Angelegenheiten ſind, während derſelben, mehr oder weniger, in unſre Hände gelegt; die Verbindung, worin wir mit ihnen ſtehen, verpflichtet uns, für ihren Unterhalt, für ihr Fortkommen, für ihre Zufriedenheit und für ihre geiſtige Bildung Sorge zu tragen, in Gefahren ſie zu beſchirmen, Ungemach von ihnen abzuwenden, und ihr Wohl zu befördern. Einſt, wenn der Tod uns hinweggerufen hat, werden wir das nicht mehr können; aber die Bedürfniſſe, die

wir bisher befriedigt haben, werden fortdauern, sie werden vielleicht noch zahlreicher und dringender werden. Und das könnte uns verborgen bleiben, das sollte uns nicht beunruhigen, das sollte nicht ernsthafte Ueberlegungen in uns wecken, das uns nicht zu kräftigen Maßregeln bewegen, indem wir der Zeit gedenken, wo wir nicht mehr unter ihnen sind? Wir sollten sie der Dürftigkeit, der Verlegenheit, dem Verderben Preis geben, indeß wir im Stande sind, Einrichtungen zu treffen, die sie davor bewahren? Wir sollten unsern beschirmenden, aufrichtenden und erfreuenden Einfluß auf die Zeit unsrer irdischen Gegenwart einschränken, indeß wir denselben über das Grab und bis in die fernste Zukunft auszudehnen vermögen? O, wir hätten sie nicht geliebt, so wir das vermöchten. Dieselbe Pflicht, die uns gebiethet, uns ihrer während unsers Lebens anzunehmen, fordert uns mit allem Nachdrucke auf, ihr Schicksal nach unserm Tode zu beherzigen. Wir sind unnatürliche, fühllose grausame Geschöpfe, wenn wir dieser Aufforderung kein Gehör geben.

So lange Du unter den Deinigen lebest, bist Du der Ernährer und Versorger derselben, und es ist wahrscheinlich, daß es ihnen an nichts fehlen werde. Aber gedenke der Zeit, wo Du nicht mehr unter ihnen lebest, damit Du sie auch für diese gegen Mangel schützest, damit nicht der Vorwurf, Du habest das in Ueppigkeit durchgebracht, Du habest verprasst und verschwelgt, was sie aus der Noth und dem

Drucke reißen könnte, Fluch über Deinem Grabe werde. Sey es nur wenig, was Du ihnen erſparen kannſt; achte dieſes Wenige nicht gering, vielleicht wird es ein Mittel, ihnen viel zu verſchaffen. Und kannſt Du nichts für ſie zurücklegen: ſo kannſt Du ſie doch in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt etwas zu erwerben, indem Du ſie zu brauchbaren Menſchen bildeſt, ſie zum Fleiße, zur Sparſamkeit und zur guten Ordnung gewöhneſt. So lange Du unter den Deinigen lebeſt, vermagſt Du vielleicht eine koſtbare Lebensart für ſie zu beſtreiten, und ihnen alles im Ueberfluſſe zu gewähren, ohne daß ſie ſelbſt etwas zu thun nöthig haben. Aber gedenke der Zeit, wo Du nicht mehr unter ihnen biſt, wo Deine Reichthümer ſich unter viele vertheilen, und mäßige den Aufwand, den ſie dann nicht werden fortſetzen können, gewöhne ſie nicht an einen Glanz, an Bequemlichkeiten und Genüſſe, welche die beſchränktere Lage ihnen dann verſagen wird, damit ſie ſich nicht, in der Unmöglichkeit die erkünſtelten Bedürfniſſe zu befriedigen, elend fühlen. So lange Du unter den Deinigen lebeſt, bedürfen ſie vielleicht mancher Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, mancher Entbehrungen und Anſtrengungen nicht. Aber gedenke der Zeit, wo Du nicht mehr unter ihnen biſt, und ſäume nicht, ihnen die Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten beyzubringen, die vielleicht dann ihre einzige Zuflucht ſind, übe ſie in dem Entbehren, zu welchem ihr Schickſal ſie dann vielleicht verurtheilt, ſiehe zu, daß ſie nicht zu ſehr geſchont

und gepflegt werden, damit ihre Weichlichkeit sie nicht zu den Anstrengungen unfähig mache, die sie dann möchten aufzubiethen haben. So lange Du unter den Deinigen lebest, freuen sie sich Deines Rathes und Deiner Hülfe. Aber gedenke der Zeit, wo Du nicht mehr unter ihnen bist, und führe sie an, sich selbst zu rathen, und bey sich selbst Hülfe zu suchen, räume ihnen nicht alle Schwierigkeiten aus dem Wege, laß ihnen nicht alle Dienste entgegen kommen, damit sie selbst lernen, Hindernisse besiegen, und auch da, wo sie allein stehen, Vertrauen und Kraft beweisen. So lange Du unter ihnen lebest, bist Du es, der die gemeinsamen Angelegenheiten verwaltet. Aber gedenke der Zeit, wo Du nicht mehr unter ihnen bist, und halte darin gute Ordnung, sorge, daß sie mit derselben hinlänglich bekannt werden, und ertheile ihnen besonders über das Wichtigere die nöthige Auskunft, damit sie nach Deinem Hingange sich darin zurecht zu finden wissen. So lange Du unter den Deinigen lebest, steht es bey Dir, sie auf dem Wege der Tugend zu leiten, sie vor Verführung zu bewahren, sie in prüfungsvollen Stunden zu stärken, und sie von ihren Verirrungen zurückzubringen. Aber gedenke der Zeit, wo Du nicht mehr unter ihnen bist, und präge ihnen die Grundsätze der Tugend und Gottesfurcht tief ein, lehre sie das Laster in jeder Gestalt erkennen und verabscheuen, mache sie auf das Bedenkliche in ihrem künftigen Leben, auf die Täuschungen der Welt und auf den Betrug des Her-

genſs aufmerkſam, mache ihnen die Wahrheiten, an welchen die Seele ſich aufrichtet, und von welchen ſie Kraft empfängt, unter allen Verſuchungen ſich feſt zu behaupten, wichtig, öffne ihnen die Augen über die Fehler, die ſie an ſich ſelbſt zu verbeſſern, über die Feinde, die ſie in ſich zu bekämpfen haben. So lange Du unter den Deinigen lebeſt, kannſt Du ihnen in ihren Bedrängniſſen Troſt zuſprechen. Aber gedenke der Zeit, wo Du nicht mehr unter ihnen biſt, und theile ihnen alles mit, was Dir ſelbſt je tröſtlich geworden iſt, wecke in ihnen das lebendige Gottesgefühl und die erhabene Seelenſtimmung, die dem Frommen unerſchöpfliche Quellen der Beruhigung werden.

III.

Nicht weniger wichtig iſt bey dem Gedanken an die Zeit, wo wir nicht mehr unter den Unſrigen ſind, das Beſtreben, daß alsdann unſer Geiſt noch unter ihnen fortlebe. Nach unſterblichem Leben dürſten wir nach unſterblichem Leben in höhern Welten zwar am meiſten, aber auch nach unſterblichem Leben auf Erden, nach unſterblichem Leben insbeſondre unter denen, die uns hier näher verbunden ſind. Wen ergreift nicht Schaudern bey der Vorſtellung, daß einſt alle Gemeinſchaft, worin er mit denen, die ſeine Seele liebt, geſtanden, aufhören, daß einſt nichts mehr von ihm unter denſelben übrig ſeyn werde? Wer hegt nicht den Wunſch, ihnen etwas zurückzu-

laſſen, wodurch er immer bey ihnen bleibe, ihnen von ſeinem Weſen und Wirken etwas einzudrucken, worin ſie ihn immer wieder erkennen, worin ſein Geiſt mit ihnen ſey? Je lebhafter wir uns die Zeit vergegenwärtigen, wo das ſichtbare Band der Vereinigung aufgelöst ſeyn wird: deſto mächtiger muß jener Wunſch in uns ſich regen, deſto ernſtlicher unſer Beſtreben dahin ſich richten. Ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende ſprach Jeſus zu ſeinen Jüngern als er von ihnen ſchied; und davon haben ſie ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Nicht bloß, daß er aus ſeinem höhern Aufenthalte ſie ſchützte, ſtärkte und leitete: auch ſein Geiſt lebte unter ihnen fort, ſein Gedächtniß wich nicht aus ihrer Seele, ſeine Wahrheit und ſeine Liebe verherrlichten ſich an ihnen ohne Aufhören, ſeine Tugend wohnte in ihren Herzen, ſein Wandel war ihr Vorbild, ſein Werk beſchäftigte ſie bis zum Ziele ihrer Tage, und gewann durch ſie Einen Sieg nach dem andern. Unabläſſig hatte aber auch der Herr, in dem Gedanken, er werde nicht lange ſichtbar in ihrer Mitte ſeyn, daran gearbeitet, daß ſein Geiſt unter ihnen fortleben möge.

Darin müſſen wir ihm ähnlich werden. Unſer Geiſt lebt unter den Unſrigen fort, wenn ſie uns in einem ehrenden und dankbaren Andenken behalten, wenn unſer Bild ihnen oft vorſchwebt, wenn unſer Nahme unter ihnen oft mit Rührung genannt wird, wenn ſie an unſer Beyſpiel ſich erinnern. Wodurch

anders aber könnten wir dieſes bewirken, als dadurch, daß wir uns ihnen merkwürdig machen, daß wir uns durch rühmliche Eigenſchaften und echte Verdienſte um ſie auszeichnen, daß wir uns gerechte Anſprüche auf ihre Achtung und Liebe erwerben? Vergeſſenwerden iſt das Loos der Elenden, die nichts für die Welt und für die Ihrigen gethan, die dieſen wohl gar das Leben verbittert, die ſich mit Ausſchweifungen und Laſtern befleckt haben; man bemüht ſich ihrer zu vergeſſen, weil ihr Andenken mit bittern Empfindungen vermiſcht und mit unvertilgbarer Schande behaftet iſt. Das Gedächtniß des Gerechten bleibet — und bleibet im Segen; ſeine Ehre ſteiget gen Himmel, ſie verbreitet ſich aber auch wirkſam über die Erde. Seiner gedenkt man mit Freudigkeit und einem edeln Stolze; an ſein Wort erinnert man ſich, um ſich im Guten zu befeſtigen; an ſeine Geſinnungen und an ſeine Thaten verweiſet man die Jugend, um ſie zu dem, was würdig und groß iſt, anzufeuern. Darum ſey es unſre Sorge, daß die Unſrigen in uns ſtäts ihre Wohlthäter und edle Muſter der Rechtſchaffenheit verehren können. Doch im Gedächtniſſe der Menſchen lebet der Geiſt immer nur eine Zeitlang fort: auch die Vorzüglichſten, die Geprieſenſten, die Geliebteſten werden vergeſſen, es ſey denn, daß die Höhe, auf der ſie ſtehen, das Geräuſch und der Glanz, womit ſie ſich umgeben, der weit greifende Einfluß, den ſie äußern, ihre Nahmen auf die Nachwelt bringe. Ein beſtändiges, herrliches Fortleben

iſt uns erſt dann geſichert, wenn wir einen erleuchteten, gebildeten, wahrhaft edeln Geiſt auf diejenigen vererben, denen wir durch den Tod entriſſen werden, wenn unſer beſſres Menſchenweſen in ſie übergegangen iſt, und in ihnen ſich wirkſam zeigt. Zwar lebet auch der verfinſterte, zerrüttete und tief erniedrigte Geiſt des Laſterhaften, ſich ihnen mehr oder weniger mittheilend, unter vielen von denen fort, mit welchen er in Berührung kommt. Aber wer könnte ihn um dieſes ſchimpfliche, freudenloſe, entſetzliche Fortleben beneiden? Muß nicht eben das uns mächtig vom Böſen zurückſchrecken, daß es uns in andern überdauern, und wenn wir längſt nicht mehr hier ſind, noch Böſes erzeugen und vermehren, und dadurch allenthalben heilloſe Erfolge nach ſich ziehen wird? Deßwegen laſſet uns, im Gedanken an die Zeit, wo wir nicht mehr unter den Unſrigen ſind, unſer Beſtes ihnen einpflanzen; laſſet uns in ihnen anzünden das Licht der Wahrheit, welches uns aufgegangen iſt; laſſet uns ſie einweihen in die fromme Stimmung unſrer Seele, ſie erheben zu den edeln Geſinnungen, die in uns gebildet worden ſind; laſſet uns ihr Innerſtes immer mehr durchdringen mit den Gefühlen und mit der Denkungsart, welche das Evangelium Jeſu in uns hervorgebracht hat. Nicht bloß unter ihnen, ſondern auch unter den ſpäteſten Geſchlechtern noch, zu welchen durch ſie unſre Einſichten und Tugenden immer weiter hinab gelangen werden, wird dann unſer Geiſt fortleben. Unſer Geiſt lebt fort

durch die Werke von unvergänglichem Werthe und von bleibenden heilsamen Folgen, die wir verrichten, lebt fort in allen Veränderungen und Segnungen, die davon ausgehen, und wohin nur der Einfluß derselben dringt, am meisten aber unter den Unsrigen, die diesen Einfluß am vielseitigsten erfahren, und an jenen Werken mehr als irgend ein andrer Theil nehmen. Darum lasset uns, eingedenk der Zeit, wo wir nicht mehr unter den Unsrigen sind, des wahrhaft Guten und Nützlichen, was dann bey ihnen von uns zeuge, und wodurch dann unser Geist sie erfreue, wenn wir nichts weiter für sie thun können, viel vollbringen, und uns dadurch Denkmäler aufrichten, die nichts zu verwüsten vermag. In reichem Maße lasset uns den Samen ausstreuen, in dem verjüngt das Leben des Geistes auferstehe, wenn das irdische ausgelöscht ist.

IV.

Dann wird es uns endlich auch nicht schwer fallen, der Zeit, wo wir nicht mehr unter den Unsrigen sind, mit Zuversicht und froher Hoffnung zu gedenken. Große Leiden und schwere Bedrängnisse waren den Jüngern unsers Herrn beschieden für die Zeit, wo er nicht mehr unter ihnen seyn würde; mit Verfolgungen, Bedrückungen und Mißhandlungen sollten sie kämpfen; wogegen unsre sinnliche Natur den lebhaftesten Abscheu hägt, wovor auch die Kühnsten und Stärksten zittern, das sollten sie erfahren. Jesus

ſieht dieſes vorher, er kündigt es ihnen an auf eine Art, welche die zärtlichſte Theilnahme und Sorgfalt verräth. Aber ſeine Seele iſt nicht davon erſchüttert; denn er fürchtet weder für ſie noch für ſeine Sache; ſie ſind beſchützt und berathen aus der Höhe; die Haare auf ihrem Haupte ſind gezählet; es wird ihnen verliehen werden, was ſie reden ſollen; er kennt ihre Treue und ihre Standhaftigkeit; er erblickt in ihnen glückliche Ueberwinder und durch ihre Bemühungen einen beßren Zuſtand der Menſchheit herbeygeführt, vor deſſen Glanz die trüben Bilder des Ungemaches verſchwinden. Bey den Hinderniſſen, die ihm überall entgegen treten, bey dem geringen Erfolge ſeiner Bemühungen, im Bewußtſeyn ſeines nahen traurigen Endes erheitert ſich ſein Geiſt in der Vorſtellung der Segnungen, welche ſich nach ſeinem Hingange über die Erde verbreiten würden. Ungeachtet der weiſeſten Einrichtungen, die wir zum Beſten der Unſrigen getroffen, der eifrigſten Bemühungen, die wir angewendet, auf ſie unſern Geiſt zu vererben, kann uns doch der Gedanke an die Zeit, wo wir nicht mehr unter ihnen ſind, mit großen Bekümmerniſſen erfüllen; denn wie vieles bleibt noch übrig, wofür wir nicht zu ſorgen vermochten? wie zahlreich ſind die Gefahren des Körpers und der Seele, die ſie bedrohen? vielleicht laſſen wir ſie gar in einer bedenklichen Lage, mitten unter unglücksvollen Ereigniſſen und verderblichen Einwirkungen, zurück; vielleicht nehmen wir ſchon Uebel wahr, die

ihnen bevorstehen. Haben wir indeß das geleistet, was uns für jene Zeit obliegt: dann lasset uns Muth fassen und getrost seyn. Der Herr ist mit ihnen, und wird sie nicht versäumen; nicht Waisen bleiben sie in der Welt; ein väterliches Auge schaut auf sie herab; eine väterliche Liebe bewacht und umfängt sie; nichts wird ihnen begegnen, was nicht nach einem väterlichen Rathe über sie verhängt wäre; eine väterliche Hand leitet sie; auch das, wovor jetzt unser Herz erschrickt wird ihnen Friede werden, wenn es sie treffen sollte; besser als wir sie behüthen und als wir zu ihrem Wohle wirken könnten, wird der Allmächtige und Ewig-Weise sie behüthen und ihr Wohl bewirken; nie werden sie ihn vergebens suchen, unaufhörlich werden sie in den rührendsten Erweisungen seine Nähe und seine Liebe erfahren. Doch nicht bloß mit getroster Zuversicht, sondern auch mit froher Hoffnung lasset uns der Zeit gedenken, wo wir nicht mehr unter den Unsrigen sind. Des Erfreulichen viel wird Gott ihnen gewähren, sollte auch jetzt dazu gar kein Anschein seyn, sollten wir in der sichtbaren Welt alles vermissen, worauf wir diese Erwartung zu gründen vermöchten; Wünsche werden in Erfüllung gehen, die während unsers Hierseyns nicht erfüllt werden konnten; wichtige Vortheile, die während unsers Hierseyns von ungünstigen Umständen aufgehalten wurden, dürfen wir ihnen versprechen; ihnen wird manches gelingen, wofür wir uns immer vergebens angestrengt haben. Jede Zeit trägt

Keime

Keime des Guten in ihrem Schooße, die erst eine künftige zu entwickeln vermag; immer ist etwas im Werden, das einst Menschen beglücken soll. Mit je größern Schmerzen die Gegenwart ringt, desto edlere und reichere Schätze wird sie der Zukunft überliefern. Und was dürfen wir uns von dem Fleiße versprechen, den wir auf die Geistes- und Herzensbildung der Unsrigen verwendet, was von den nützlichen Werken, die wir unter ihnen begonnen haben, aber nicht vollenden konnten! was von der Thätigkeit, die wir mit so vielen Edelgesinnten dem Ganzen gewidmet! Vorurtheile, Fehler und Mißbräuche, denen wir uns vergebens entgegen gestellt, werden sie verschwinden, wohlthätige Einrichtungen, an denen wir vergebens gearbeitet, werden sie zu Stande kommen, Wahrheiten, für die wir vergebens gesprochen, werden sie anerkannt, Tugenden, die wir vergebens gepriesen, werden sie verehrt und ausgeübt sehen.

Nicht allein um uns über das Schicksal der Unsrigen zu beruhigen, sondern auch um uns aufzurichten und zu stärken unter den Uebeln, die uns drücken, und unter den Schrecknissen, die uns bedrohen, um Trost und Muth zu gewinnen für die Zeit, in welcher wir leben, lasset uns mit solchen Hoffnungen der Zeit gedenken, wo wir nicht mehr unter den Unsrigen sind. Furchtbar und immer zerstörender wälzt der Strom des Verderbens sich fort, immer mehr hüllt die Gegenwart und die nächste Zu-

kunft ſich in geheimnißvolles Dunkel, immer trüber wird die Geſtalt der Dinge, immer unbegreiflicher das Schickſal der Völker, immer größer die Verwirrung auf Erden, immer bänger das Warten, immer lauter die Wehklage, ach, und immer größer und trauriger auch der ſittliche Verfall der Menſchheit, immer tiefer der Schmerz des Menſchenfreundes, um ſein leidendes, blutendes, in den Staub gedrücktes und entartetes Geſchlecht, immer wahrſcheinlicher wird es, daß die Meiſten von uns den Tag nicht erleben werden, der aus dieſen Finſterniſſen aufgehen ſoll. Aber er wird erſcheinen dieſer Tag: die, welche wir zurücklaſſen, die, welche nach uns kommen, werden ihn ſehen, und ſich an ſeinen Strahlen erquicken. Nicht auf Erden, im Himmel iſt der Troſt des Chriſten. Indeß wir vermögen es nicht, unſer Herz von aller Theilnahme an den Angelegenheiten der Erde und ihrer Entwickelung frey zu machen; wir wären zu beklagen, wenn wir uns gewöhnt hätten, unſre Ausſichten und Erwartungen für dieſelben auf die Zeit zu beſchränken, die wir ſelbſt noch hier zuzubringen haben. Nein, auf Euch wollen wir unſre Blicke richten, die Ihr noch nach uns hier ſeyn, und die Früchte unſrer harten Erduldungen und ſchweren Anſtrengungen, vielleicht auf unſern Gräbern, einſammeln werdet. Iſt es uns nicht vergönnt, uns des Heiles zu freuen, für welches ſo viel Blut vergoſſen iſt: Euch wird es vergönnt ſeyn, Ihr werdet wieder blühende Gefilde des Segens, ein Land

des Friedens und der Freude bewohnen, Ihr werdet das Zerstörte wieder aufbauen, aus dem Zerrütteten eine schönere Ordnung bilden, mit neuer Kraft und Ehre Euch erheben. Dazu wünschen wir Euch Glück; dessen gedenkend, vergessen wir unsers Ungemaches, verscheuchen wir den muthlosen Zweifel, erheitern wir den verdüsterten Geist.

So wollen wir denn, indem wir dieser Hoffnung unser Herz aufschließen, für die Erfüllung derselben unermüdet arbeiten; im Stillen wollen wir das Gute, was noch nicht von den Stürmen ist verheert worden, und insbesondre die Güter, die uns in unserm häuslichen Leben, in unsrer bürgerlichen Verfassung, in Zucht und Sitte, in Wissenschaft und Kunst, in Glauben und Tugend übrig geblieben sind, erhalten, pflegen und vermehren, und sie der treuen Sorgfalt der Zeit übergeben, die unter der weisheitsvollen Leitung des Ewigen daraus unermeßliche Schätze des Segens entwickeln wird. Wie nahe wir auch am Ziele unsers Lebens stehen, wie wenig wir auch für uns selbst zu erwarten haben, wie gering auch unsre Kraft, in Vergleichung mit den Kräften des Verderbens sey: wir wollen doch mit großem Ernste dessen wahrnehmen, was wir der Zukunft Edles und Nützliches bewahren, vorbereiten, zuwenden können. Das Wenige, was in bedrängten und elendsvollen Jahren von bessern Menschen in die Verborgenheit geflüchtet, und gerettet wurde vor der Gewalt der Leidenschaft und des Mißgeschickes, ist immer die Quelle

des neuen Wohlſtandes geweſen. Ueberdies ſind es ja die Unſrigen, welche die Vortheile genießen, die uns preiſen werden für das, was wir um ihretwillen gelitten und vollbracht haben. Vielleicht werden wir einſt in einem höhern Zuſtande Zeugen des Glükkes ſeyn, das durch unſern Schweiß und durch unſre Thränen iſt erkauft worden. Und wäre das nicht: ſo wird in jenen ſeligen Reichen der große Vergelter uns überſchwenglich entſchädigen.

XIII.

Was soll der Gedanke, Gott ist uns allenthalben nahe, bey uns wirken.

Die ganze Wirksamkeit der Religion an unserm Herzen beruht auf dem Festhalten des Gedankens, daß Gott uns allenthalben nahe ist. Ohne dasselbe ist es nicht einmal möglich, zu einer wahren und lebendigen Erkenntniß Gottes zu gelangen. Den Gott, der in einem Lichte wohnt, zu welchem niemand kommen kann, wird der beschränkte Geist des Sterblichen nie begreifen, und auch der Erleuchteteste und Tiefsinnigste unter den Weisen ergründet sein Wesen nicht. Aber den Gott, der uns mit seinem Hauche beseelt, der seine Liebe über alle Plätze der Schöpfung verbreitet, der durch die Gedanken unsers Geistes, durch die Empfindungen unsers Herzens, durch die Gegenstände und Ereignisse der äußern Welt zu uns spricht, den vermag der Sterbliche auch auf einer niedrigen Stufe der Verstandesentwicklung zu fassen, ja ihn vernimmt die kindliche Einfalt

am beſten. Alle Vorſtellungen, die wir von der Gottheit ſelbſt uns bilden, oder anderswo her mitgetheilt erhalten, bezeichnen nur unvollkommen, auf menſchliche Weiſe und für unſer menſchliches Bedürfen, die Natur derſelben, und wir ſind nicht im Stande, die Bedeutung, die ſie für uns haben ſollen, zu verſtehen, und noch weniger können ſie in unſern Seelen Leben gewinnen, wenn wir nicht ſelbſt Gott allenthalben in uns und um uns her antreffen, wenn wir nicht ſeine Stimme in unſrer Bruſt hören, wenn wir nicht in ſeinen Werken die Zeugen und Bilder ſeiner Herrlichkeit erblicken, wenn nicht ſeine Wege ihn uns deutlicher offenbaren, als Begriffe und Worte es vermögen. Sind wir gewohnt, Gott von der Welt und von uns ſelbſt abgeſondert, oder ihn höchſtens mit dem Großen und Ganzen in Verbindung zu denken: wie ſoll dann unſer Gemüth ſich von ihm erwärmt und zu ihm hingezogen fühlen? Vor einem Gott, der in einer unermeßlichen Ferne oder in einer unerreichbaren Höhe ſeinen Thron aufgeſchlagen hat, und von dort aus nur einzelne ſchwache Schimmer ſeines Lichtes zu uns ſendet, können wir verſinken in Erſtaunen, Anbetung und Demuth. Aber das Weſen, dem die tiefſten und froheſten Bewegungen unſers Herzens angehören, das wir kindlich ſcheuen, dem wir uns in dankbarer Liebe ergeben, auf das wir ein freudiges Vertrauen ſetzen, auf das wir in allen unſern Thaten Rückſicht nehmen ſollen, muß uns überall nahe ſeyn, ſo daß uns nicht allein allenthalben der

Gedanke ſeiner Gegenwart durchdringt, ſondern wir ihn auch allenthalben erfahren, uns allenthalben umringt ſehen von dem Wirken ſeiner Allmacht, von den Spuren ſeiner Weisheit und Güte, und uns von ſeinem Geiſte erfüllt wiſſen. Ja dem Gotte, in dem ich lebe und bin, den ich wahrnehme, wohin mein Auge ſchaut, den mir jede Blume des Feldes, jeder Wurm im Staube und jeder Schlag meines Herzens verkündigt, wie die Heere ſeiner Welten, deſſen Hand ich in der Freude und in dem Schmerze empfinde, iſt mein Innerſtes geweiht, er muß herrſchen in meiner Seele, ſeine Furcht und ſeine Liebe müſſen mein Leben leiten. O, es iſt ein groſſer, reicher und fruchtbarer Gedanke, der Gedanke an den allenthalben nahen Gott, ein Gedanke voll Kraft der Erhebung, der Ermunterung und des Troſtes, voll Kraft, unſre Geſinnungen zu heiligen und das Edelſte in unſerm Leben zu erzeugen. Ihn ganz durchdenken heißt: ſich zu allem erwecken, was zu Gott führt, mit Gott feſt verknüpft und durch innige Gottesgemeinſchaft beſeligt. Laſſet uns ihm dieſe Stunde der Betrachtung weihen.

Ap. Geſch. XVII, 27. 28.

Daß ſie den Herrn ſuchen ſollten, ob ſie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar iſt er nicht fern von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und ſind wir.

Es ſind gedankenvolle, das Einflußreichſte des religiöſen Glaubens ausſprechende und auf das Wichtigſte des religiöſen Sinnes und Lebens hinweiſende Worte, worin Paulus ſich hier über das Verhältniß Gottes zur Welt und zu den Menſchen erklärt. Wir können uns die in denſelben enthaltene Wahrheit nicht beſſer zu eigen machen, als wenn wir ſie nach ihrer Bedeutung für unſre Geſinnungen und Beſtrebungen in Erwägung ziehen. Wir wollen daher jetzt mit einander überlegen,

was der Gedanke: Gott iſt uns allenthalben nahe, bey uns wirken ſoll.

Er ſoll uns aber erwecken:

erſtens, daß wir Gott allenthalben erkennen und empfinden,

zweytens, daß wir allenthalben ehrerbiethige Scheue vor ihm hägen,

drittens, daß wir allenthalben Gottesſinn in unſern Thaten offenbaren, und

viertens, daß wir allenthalben getroſt ſeyen.

I.

Wenn der Apoſtel behauptet, Gott ſey nicht fern von einem jeglichen unter uns: ſo will er damit nicht bloß ſagen, daß Gott mit ſeinem Verſtande alles umfaſſe, und daß ſich weder etwas mit uns zutrage, noch etwas von uns gedacht oder verrichtet werde, worum er nicht wiſſe, ſondern auch, daß ſich in allem ſeine wirkſame Kraft offenbare,

und daß er daher allenthalben von uns wahrgenommen werden könne. Müſſen wir gleich Gott, in ſeinem Daſeyn, als ein von der Welt verſchiedenes und über ſie erhabenes Weſen denken: ſo dürfen wir uns ihn doch nicht vorſtellen, als gänzlich abgetrennt von dem, was außer ihm vorhanden iſt. Beſteht doch alles einzig durch ſeinen fortdauernden Einfluß. Die Kräfte der Natur ſind nichts anders, als Kräfte der Gottheit, die Geſetze der Natur nichts anders, als Geſetze, die ſeine Weisheit ſeinem Wirken vorgeſchrieben hat. Was nur irgends geſchieht, wird durch ihn in die Reihe der Ereigniſſe eingeführt. Eins allein iſt ohne Gott und ewig von ihm geſchieden: die Sünde und was ihr Ungöttliches anklebt, obgleich auch ſie ſich der Macht, die aus dem Böſen Gutes werden heißt, nicht zu entziehen vermag. So konnte der Apoſtel ſagen: in ihm leben, weben und ſind wir. Unſer Leben iſt dem unendlichen Leben Gottes entſtrömt, ſein Odem beſeelt uns, wie der Dichter ſagt: du läſſeſt deinen Odem aus, ſo werden ſie geſchaffen, du nimmſt ihn hinweg, ſo vergehen ſie und werden wieder zu Staub. Und das Höhere, was in der Bruſt des Menſchen ſich regt, der Trieb des Gewiſſens, das Aufſtreben zu Gott, die heiligen Gedanken und Empfindungen, die in uns erwachen, rühren ſie nicht von Gott her, der uns dadurch zu ſich ziehen, und nach ſeinem Bilde geſtalten will? Die Gegenſtände, in deren Umkreiſe wir uns bewegen, zeigen uns mehr

oder weniger den Widerschein der höchsten Vollkommenheit, ein göttlicher Verstand hat sich an ihnen ausgedrückt, und hört nicht auf sich durch sie denen, die ihn suchen, kund zu thun. In dem Laufe der Weltbegebenheiten und in der Anordnung unsrer Schicksale stellen sich uns göttliche Gedanken und Rathschlüsse dar. Gott ist nicht fern von einem jeglichen unter uns, weil uns in allem, dessen wir uns an uns selbst bewußt werden und was wir außer uns antreffen, Enthüllungen seines unerforschlichen Wesens vor die Augen treten.

Ist uns aber Gott auf diese Weise allenthalben nahe: dann muß es uns auch eine wichtige Angelegenheit seyn, daß er allenthalben von uns erkannt werde; daß sie ihn suchen sollten, ob sie ihn fühlen und finden möchten, heißt es im Texte. Und dies gilt nicht allein von denen, welchen er bisher ganz fremd gewesen, sondern auch von denen, welchen er schon bekannt geworden ist; sie sollen ihn in allem, was sie erfahren, wieder erkennen, durch alles, was sie erfahren, ihre Erkenntniß fortsetzen, erweitern, berichtigen und besser begründen, und sich so immer mehr für ihn erwärmen. Gott allenthalben erkennen, heißt: sich bey allem erinnern, daß es nicht ohne Gott sey, sich bey allem des göttlichen Ursprunges, der göttlichen Einrichtung, des göttlichen Willens bewußt werden, die Aussprüche des Gewissens als Befehle, die Ordnung der Natur als Belehrung, die Ereignisse unsers Lebens als Leitung

Gottes verehren. Es heißt: in allem das wahrnehmen, was von Gott kommt und auf Gott hinweist, und es unterscheiden von dem Ungöttlichen, in jedem Einzelnen den Winken und Aufschlüssen, die uns Gott ertheilen und den Absichten, die er ausführen will, nachforschen, bey jedem Einzelnen beobachten, wie Gott darin handelt, wie er vorbereitet, veranstaltet, vollendet, welche Kräfte und Mittel er in Bewegung setzt, auf welchem Wege er seine Zwecke erreicht, sich aus dem, was täglich im Großen und im Kleinen geschieht, immer besser unterrichten über die Rathschlüsse Gottes und die Gesetze, nach denen er von je her die Angelegenheiten der Menschen geschlichtet hat. Es heißt alles: was mit uns in Verbindung kommt darauf ansehen, wie dadurch unsre Einsichten in göttliche Dinge vervollkommnet werden mögen, alles in sich aufnehmen, worin uns die Nähe Gottes offenbar geworden ist, und so unsre Seele sättigen von den Gütern seines Hauses, sie nähren aus der Fülle seiner Allgenugsamkeit. Bey Menschen, die uns durch die Größe und Vortrefflichkeit ihres Geistes wichtig geworden sind, verkennen wir nicht leicht, was von ihnen herrührt, wir bemühen uns vielmehr, alles zusammen zu bringen, was uns über sie Aufklärung geben kann, wir forschen nach ihren Worten und Thaten, um daraus auf ihre Gedanken, Empfindungen, Bestrebungen und Maßregeln zu schließen, um in das Innerste ihres Geistes immer tiefer einzudringen, und uns auch das anzeig-

nen, was uns bisher verborgen geblieben war. Von ihm aber, der das höchste Gut der Seele, der würdigste Gegenstand unsers Denkens und Verlangens — den zu erkennen und zu lieben die Seligkeit fühlender Geschöpfe ist, von ihm sollten wir wissen, er sey uns irgendwo nahe, und uns doch benehmen, als ob das, worin er wirkt, nichts mit ihm gemein habe, und doch nicht den Trieb fühlen, ihn auch hier zu erblicken und zu verstehen, auch hier ihn zu bewundern, uns seiner zu freuen, und ihm vertrauter zu werden?

Wer es sich angelegen seyn läßt, den Herrn allenthalben zu suchen, der wird ihn nicht bloß finden, sondern auch fühlen, sein Finden und Erkennen wird immer mit Gefühlen des Herzens gepaart gehen, in alle frohen und in alle traurigen, in alle erhabenen und in alle sanften Bewegungen, welche die Betrachtung der Welt, des Menschenlebens und des eignen Innern bey ihm hervorbringt, werden sich heilige Gottesgefühle mischen. Wem der Sinn aufgethan ist, zu schauen den Herrn in seinen Werken und Wegen und in der eignen Brust, der wird überall, angestrahlt von seiner Herrlichkeit, entzückt durch neue Wunder seiner Macht, Weisheit und Güte, von neuem Erstaunen, von neuen Regungen der Anbetung, der Demuth, des Vertrauens, der frohen Erwartung und der dankbaren Liebe ergriffen werden, und diese Empfindungen werden, selbst da wo sich ihnen manches Schmerzliche zugesellen sollte, immer das Gemüth im Ganzen erheben

und beſeligen. Die wahre Erkenntniß Gottes iſt überall Freude, und dem der den Herrn allenthalben erkennt muß auch alles zur Freude werden. Ja der nur verſteht recht, der Welt, der Menſchen und ſeiner ſelbſt ſich zu freuen, dem es deutlich ward, wie in dem allen der Herr ihm nahe ſey. Denn allein bey dem, was von Gott kommt, verweilt die reine Freude, und der Genuß unſers Lebens ſteigt um ſo höher, je lebendiger, mannichfaltiger und umfaſſender unſer Gottesgefühl wird. Diejenigen ſind allezeit die Seligſten geweſen, in deren Gemüthe das Bewußtſeyn, daß ſie in Gott leben, ſich bewegen und von ihm umfangen ſeyen, jedes andre überglänzte. Von Gott getrennt iſt alles vergänglich, eitel und voll Elend; aber vor ihm iſt Freude die Fülle und liebliches Weſen zu ſeiner Rechten ewiglich.

So ſucht, findet, erkennt und fühlt der Fromme allenthalben den Herrn, und was er außerdem erkennt und fühlt weiſet ihn auf Gott hin. Mit Blikken eines empfindungsvollen Glaubens ſieht er alles an, und durch alles wird der empfindungsvolle Glaube bey ihm geſtärkt; ſein Leben wird ein beſtändiges Geſpräch mit Gott, was ſich in demſelben hervorthut, ein neues Band der Vereinigung mit ihm, jeder Eindruck, der ſich ſeiner Sinne bemächtigt, jeder Gedanke, der in ſeiner Seele aufſteigt, verwandelt ſich in Gebet; wenn er Leid trägt, und wenn er froh iſt, iſt Gott in ſeinem Herzen. Darum kann er aus-

rufen: Herr, wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch Gott allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil in Ewigkeit.

II.

Der Gedanke, daß der Herr uns allenthalben nahe iſt ſoll uns, zweytens, allenthalben eine ehrerbiethige Scheue vor ihm einflößen. Dies ſchließt auch das Fühlen des Herrn in ſich, wovon im Texte die Rede iſt. Sind wir gewohnt, in dem, was ſich in unſerm Gemüthe regt, und was wir um uns her wahrnehmen, Wirkungen, Belehrungen, Aufforderungen Gottes anzuerkennen: werden wir uns dann wohl der zerſtreuten, leichtfertigen, eiteln Gemüthsſtimmung überlaſſen können, welche wir bey denen antreffen, die darin nichts als das Spiel ſeelenloſer Naturkräfte erblicken? werden dann nicht vielmehr alle Eindrücke, die wir empfangen, unſrer Seele einen höhern Ernſt mittheilen? werden uns nicht allenthalben die Schauer einer frommen Ehrfurcht durchdringen? wird uns nicht das Gefühl der Nähe Gottes emporheben über das Gemeine und Nichtige? wird uns nicht das Gewöhnliche merkwürdig, das Kleine bedeutend, das Verachtete beachtungswerth werden? wird nicht was ſich Wichtiges und Einflußreiches zuträgt, unſre ganze Aufmerkſamkeit anziehen und innig beſchäftigen, unſerm Nachdenken die wohlthä-

rigste Richtung geben, und den Geist der vernünftigen Ueberlegung in uns beleben? wird nicht, wo wir uns auch befinden mögen, unser ganzes Wesen davon zeugen, daß wir etwas Großes und Heiliges in der Seele tragen? wird nicht alles, was wir erfahren und empfinden, uns an die ewigen Angelegenheiten erinnern, die wir zu besorgen haben?

Ehrerbiethige Scheue vor Gott muß unsre Urtheile über den Gang der Dinge und die Schicksale unsers Lebens bezeichnen, wenn wir recht gefaßt haben, wie das, was geschieht, nichts als Entwickelung der Rathschlüsse Gottes und Offenbarung seines Wesens ist. Wir müssen uns bescheiden, nicht von allem den Zweck und den Zusammenhang einsehen und den Erfolg bestimmen zu können; wir müssen uns des ungebührlichen Absprechens über das, was nach einem uns oft unerforschlichen Plane geordnet ist, enthalten; wir dürfen uns nicht erlauben das zu tadeln, was mit den Begriffen unsrer Kurzsichtigkeit nicht übereinstimmt, was unsre Wünsche vereitelt, unsre Hoffnungen zerstört, oder unsrer Weichlichkeit beschwerlich fällt; wir müssen allenthalben, auch wo wir sie nicht verstehen, die Wege der ewigen Weisheit in Demuth anbeten, und schweigend erwarten, wie der Herr in der Nacht und unter den Stürmen der Zeit seine Sache ausführen werde: wir müssen allenthalben, auch bey dem Unbedeutendsten, beherzigen die Lehre jenes Weisen in unsern heiligen Schriften: sey nicht schnell mit deinem Munde und

laß dein Herz nicht eilen, etwas zu reden vor Gott, denn Gott iſt im Himmel und du biſt auf Erden.

Ehrerbiethige Scheue vor Gott muß uns erfüllen bey jedem Blicke in unſer Inneres und um uns her, bey jeder Handlung, in welcher wir auf uns ſelbſt oder das, was außer uns iſt, wirken: wenn wir recht bedenken, daß Gott allem nahe iſt, alles mit ſeinem Geiſte beſeelt, und in allem ſeine Abſichten ausführt; damit eine würdig-fromme Stimmung unſre Betrachtung begleite, und ſich nichts in dieſe miſche, was ſich mit der unendlichen Majeſtät Gottes nicht verträgt, damit wir uns hüthen, das gemein zu halten, was Gott geheiligt hat, das zu ſchänden, zu verletzen oder zu zerſtören, woran Gott ſeine Herrlichkeit offenbart, und damit wir keine Sache anders, als ihrem Zwecke und dem Willen Gottes gemäß behandeln, gebrauchen und genießen.

Ehrerbiethige Scheue vor Gott muß endlich unſer Herz und unſer Leben bewahren: wenn es uns deutlich geworden iſt, daß wir uns allenthalben in ſeiner Nähe befinden. Jede Stelle, die wir betreten, iſt heiliges Land, keine darf von uns durch ſündliche Gedanken und Thaten entweiht werden; allenthalben ſollen wir uns fürchten, das Böſe zu vollbringen, denn allenthalben iſt Gottes Reich, in welchem das Böſe nicht geduldet werden kann; auch in die Tiefen unſrer Bruſt dürfen wir es nicht bergen, denn auch hier will der Ewige wohnen. In der ſtillſten Einſamkeit

iſt

ist der Herr um uns und unser Zeuge, von ihm sind wir bemerkt, wo kein menschliches Auge uns sieht, kein menschliches Ohr uns hört. Umsonst bedecken die Schatten der Nacht und der Verborgenheit unsre Ausschweifungen und Laster: alles ist klar vor den Augen dessen, der nicht fern ist von einem jeglichen unter uns, und der einst, was die Finsterniß verhüllt, an das Licht bringen und den geheimen Rath des Herzens offenbaren wird. Mögen die Gräuel, die unser Inneres verschließt, aller Welt unbekannt seyn, mag keine Verachtung und Strafe der Menschen die Schandthaten erreichen, die wir verübt haben: der überall Nahe, der einst einem jeden vergelten wird nach seinen Gesinnungen und nach seinen Werken, weiß sie, und hat sie gezeichnet in das Buch des Gerichtes. Bin ich nicht ein Gott der nahe und ein Gott der ferne ist, spricht der Herr? meynest du, daß sich jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sähe? bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllet? Ich sitze oder stehe auf, sagt der heilige Dichter: so weißt du es; du verstehest meine Gedanken von ferne; du siehest alle meine Wege, und es ist kein Wort auf meiner Zunge, daß du Herr nicht wüßtest. Führe ich gen Himmel so bist du da, bettete ich mich in die Hölle, siehe so bist du auch da, spräche ich Finsterniß möge mich decken, so muß auch die Nacht Licht um

mich seyn. Diese Ueberzeugung kämpfe denn in uns nieder den unreinen Gedanken, die strafbare Lust, den verderblichen Anschlag: sie treibe uns mächtig an, allenthalben die Schuld zu fliehen, uns unsre Seele unbefleckt zu erhalten, dahin zu trachten, daß wir allenthalben ein unverletztes Gewissen haben, und ohne Scham, Verlegenheit und Unruhe uns der heiligen Gegenwart Gottes bewußt werden können.

III.

Gott ist uns allenthalben nahe, dieser Gedanke wirke aber auch, drittens, dahin, daß wir allenthalben mit Gottessinn handeln. Denn nur dann fühlen wir Gott uns innerlich und segensvoll nahe, nur dann erfahren wir seine Nähe in unserm Herzen, und sind im Stande, uns ihrer zu freuen, wenn wir uns mit ihm völlig einverstanden wissen. Kann man aber anders mit Gott völlig einverstanden seyn, als dadurch, daß man denkt und thut, wie der uns in die Brust gepflanzte göttliche Trieb uns anleitet. Wer es dabey bewenden läßt, sich vor dem Bösen zu bewahren, der ist nur nicht im Widerspruche mit Gott; zur beglückenden Gemeinschaft mit ihm gehört auch, daß man ihm sein Herz ergebe, daß man, von seinem Geiste beseelt, seine Bestrebungen auf das Edelste richte, und jedes Gute eifrig vollbringe. Niemand sage doch, er habe den Herrn gefunden, so lange er ihn nicht gefunden hat, in den eignen, Gott ähnlichen Gesinnungen und in den ihnen entsprechen-

den Handlungen. Die Liebe Gottes iſt das Herrliche und Beſeligende in ſeiner Nähe, ſie iſt es, worin wir leben, weben und ſind, der Odem ſeiner Liebe iſt es, der alles nähret, ſtärket und erquicket. Niemand aber ſage, er verſtehe dieſe Liebe, ſo lange er nicht ſelbſt Liebe im Herzen hat, und Thaten der Liebe in ſeinem Leben aufweiſen kann. Durch die Liebe offenbart ſich Gott an unſern Seelen, und verbreitet ſich in denſelben Gottes Friede. Mit Gottesſinn müſſen wir allenthalben handeln, um ganz zu empfinden, daß der Herr uns allenthalben nahe iſt.

Iſt Gott uns allenthalben nahe: dann iſt auch allenthalben das Werk Gottes anzutreffen, an dem wir berufen ſind Theil zu nehmen, dann iſt allenthalben Gelegenheit Gutes zu wirken, die wir nicht unbenutzt laſſen, dann ergehen allenthalben an uns Aufträge Gottes, die wir nicht verſäumen dürfen, dann können wir uns nie damit entſchuldigen, es ſey für uns irgendwo nichts zu thun geweſen. Wer den Herrn ernſtlich ſucht, der wird überall etwas wahrnehmen, das mit Gottesſinn verrichtet werden kann, Abſichten Gottes entdecken, an deren Erreichung er ſeine Kräfte ſetzen, Forderungen des Gewiſſens hören, denen er nachkommen ſoll. Allein unſrer Trägheit oder unſrer Gedankenloſigkeit haben wir es beyzumeſſen, wenn irgendwo durch uns nichts geſchehen iſt. Sollen wir aber dieſe Schuld auf uns ruhen laſſen? oder ſollen wir nicht vielmehr eilen, die Plätze, die wir betreten, mit ſolchen Thaten zu bezeichnen,

welche beweiſen, wir haben uns hier Gott nahe gefühlt, und Gott habe ſich nicht vergebens an unſer Herz gewendet. Ja, das iſt Euer unabläſſiges Bemühen, glückliche Vertraute der Gottheit, Ihr ſuchet und findet Gott allenthalben, indem Ihr allenthalben forſchet, was hier der Wille Gottes an Euch ſey, und wie hier der Herr durch Euch könne verherrlicht werden, und dann mit freudigem Eifer vollführet, was Ihr erkannt habt.

Iſt der Herr uns allenthalben nahe: dann kann es uns nirgends an Ermunterungen und Antrieben zum Guten fehlen. Wo etwas von uns gefordert wird, da ſind auch Umſtände, die uns die Sache nahe legen, anpreiſen, wichtig machen, die unſern Widerwillen überwinden, unſre Neigung gewinnen, da werden Bewegungen in uns geweckt, welche die Richtung unſers Geiſtes dahin befördern. Und das ſollten wir nicht einmal gewahr werden? dagegen ſollten wir uns abſichtlich verblenden? dieſen Ermunterungen und Antrieben ſollten wir uns widerſetzen? wir ſelbſt ſollten ihre Wirkſamkeit aufhalten und zerſtören? Denn woran anders könnte es doch liegen, wenn ſie bey uns ohne Erfolg bleiben, wenn wir nicht allenthalben im Gefühle der Nähe Gottes mit hehem Gottesſinne handeln? Doch bey dem, welcher von dieſem Gefühl durchdrungen iſt, bedarf es nicht einmal der beſondern Ermunterungen und Antriebe: ſein Herz treibt ihn: die Empfindungen der Anbetung, der Demuth, des Vertrauens, der frohen Er-

warkung und der dankbaren Liebe, welche die Offenbarungen Gottes in der Welt und in seinem Innern bey ihm erzeugen, bilden sich zu den edelsten Gesinnungen; sie werden in ihm Kraft der frommen Tugend, mächtiger Drang des Gemüthes, überall Gutes zu stiften; aus ihnen entsteht der hohe Gottessinn, der Eine schöne That nach der andern hervorbringt, und den Glanz einer himmlischen Verklärung über das Leben verbreitet. Lasset uns gedenken an die glücklichen Augenblicke, wo der Herr sich uns vernehmlicher kund gethan, wo die Herrlichkeit seiner Werke, die Wunder seiner Führungen oder eine ruhig-heilige Stimmung des Gemüthes uns ein entzückendes Bewußtseyn seiner Nähe gewährten, wie es uns da Bedürfniß war, etwas Grosses oder Treffliches zu verrichten. So ist es allenthalben bey denen, in welchen das Bewußtseyn der Nähe Gottes die Herrschaft erlangt hat.

Ist der Herr uns allenthalben nahe: dann können wir allenthalben auf seine Unterstützungen rechnen; er wird allenthalben, wo wir uns das Würdige vorsetzen, Hindernisse aus dem Wege räumen, die Umstände zu unserm Vortheile verknüpfen, Schwierigkeiten bald erleichtern, bald entfernen, Menschen erwecken, die uns Beystand leisten, Mittel in unsre Hände liefern, durch die es uns gelingt, unsern Zweck zu erreichen, unsern Muth und unsre Kräfte erhöhen. Wir haben ihn allenthalben zum Zeugen unsrer edeln Anstrengungen, er bemerkt mit Wohlgefallen

den Ernſt unſers Bemühens, die Standhaftigkeit unſers Kampfens, und laßt reiche Ernten aus unſrer Saat aufgehen, und beſtimmt unſerm Fleiße überſchwängliche Belohnungen. Soll aber das nicht unſern Eifer entflammen, wo wir uns auch befinden mögen, mit reinem Sinne für das Gute thätig zu ſeyn? von ihm beachtet, geſtärkt und geſegnet, ſollten wir irgendwo verdroſſen und müde werden? Nein, allenthalben wollen wir mit Gottesſinn handeln, weil der Herr uns allenthalben nahe iſt.

IV.

Dieſer Gedanke ſoll uns endlich noch ermuntern, allenthalben getroſt zu ſeyn. Allenthalben iſt der Herr uns nahe, in den traurigen wie in den frohen Ereigniſſen unſers Lebens; finden wir ihn in den Wohlthaten, womit er uns ſegnet, dann müſſen wir ihn auch in den Trübſalen finden, wodurch er uns prüft; wo uns das Ungemach treffe, es trifft uns nach ſeinem Willen, und ſo kann es nicht anders als zu unſerm Beſten dienen. Darum wollen wir uns ermannen und hoffen, und uns freudig der Leitung ſeiner ewigen Liebe anvertrauen; auch wir werden erfahren, daß ſie alles wohl macht, und auf dunkeln Wegen zum hellen Ziele führt.

Allenthalben iſt der Herr uns nahe: ſo werden denn auch überall Quellen der Beruhigung fließen. Wir ſind umringt von den Beweiſen der göttlichen Weisheit und Güte; wir dürfen nur um uns blicken,

wir dürfen nur forſchen nach dem, was geſchehen iſt, und was jetzt geſchieht, um mit frohem Erſtaunen wahrzunehmen, wie die Wege Gottes allenthalben Friede ſind. Wenn ich gedenke, ſpricht der heilige Dichter, wie du von der Welt her gerichtet haſt, ſo werde ich getröſtet. Darum laſſet uns aufmerken, wenn der Herr vorübergeht vor unſerm Angeſicht: und auch wir werden in unſerm Schmerze ausrufen: Herr, Herr Gott, barmherzig, gnädig, langmüthig, von großer Güte und Treue! Laſſet uns wahrnehmen, was unſre eignen Schickſale und die Kreiſe in denen wir uns bewegen, uns zeigen von den Einrichtungen Gottes: und auch uns werden himmliſche Tröſtungen erquicken.

Allenthalben iſt der Herr uns nahe: darum laſſet uns nicht verzagen in unſern Aengſten, nie und an keinem Orte ſind wir allein; wenn alles von uns weicht, und die Stürme, die uns erſchrecken, ſich dicht um uns her lagern, wenn wir nächtliche Pfade wandeln, wo kein Laut einer menſchlichen Stimme zu uns gelangt, iſt der Herr mit uns. Es wird uns leichter um das Herz, Zuverſicht und Muth erwachen in unſrer Bruſt, indem wir, von Noth oder Verlegenheit gedrückt, uns in der Nähe eines Weſens wiſſen, das uns wohl will, ſollte daſſelbe auch nicht im Stande ſeyn, uns Hülfe zu leiſten. Wie muß unſer Herz ſich erleichtert fühlen, welchen Muth und welche Zuverſicht müſſen wir faſſen, indem wir uns in der Nähe und unter dem Schutze der Allmacht

wiſſen, und zu dem unſre Zuflucht nehmen können, der den Himmel und die Erde beherrſcht!

Und nicht vergebens werden wir an ihn uns wenden. Allenthalben iſt er uns nahe, und hört unſre Gebete, vernimmt die ſtillen Seufzer unſrer Bruſt, die Sehnſucht und Klage, welche kein Wort auszuſprechen vermag. Was wir keinem Menſchen mittheilen können, das können wir ihm entdecken; wo kein Menſch uns verſtehen würde, da verſteht er uns; wo die Herzen der Menſchen uns verſchloſſen ſind, da iſt ſein Herz uns geöffnet. Wie thut es uns doch wohl, uns mit einem theilnehmenden Freunde über das, was uns quält und beſorgt macht zu unterhalten! Der Erhabenſte und Beſte aller Freunde iſt nie und an keinem Orte fern von uns. Vor ihm laſſet uns das Herz ausſchütten: und ſie werden abfallen die Laſten, die uns beſchweren, und eine ſanfte Stille wird in die frey gewordene Seele einkehren.

Allenthalben iſt Gott uns nahe, und bemerkt, was mit uns vorgeht, was ſich in unſerm Innern bewegt, und was wir bedürfen: unſer geheimſtes Leid iſt ihm nicht verborgen; was in der ſtillſten Abgeſchiedenheit uns beſchäftigt, iſt ihm wohlbekannt; und er iſt nicht gefühllos für unſern Schmerz. Wenn niemand es der Mühe werth hält, ſich um uns zu bekümmern; in ſeine Hände ſind wir gezeichnet, an ſeinem väterlichen Herzen ruhen wir. Uns wird nicht mehr aufgelegt werden, als wir tragen können; gnädig wird der Herr ſich allenthalben zu uns hinnei-

gen: mit ſeiner Stärke und mit ſeiner Liebe wird er uns allenthalben aufrichten; ſeinen Frieden wird er allenthalben in unſer Herz ſenden; allenthalben wird er uns beyſtehen, uns helfen ſobald unſre Stunde gekommen — das Widerwärtige hinwegnehmen, ſobald es zu unſrer Uebung und Läuterung nicht mehr nöthig iſt. Der allenthalben Nahe kann auch allenthalben unſer Retter ſeyn, unſre Wünſche erfüllen, unſern Schmerz in Freude verkehren.

Dürfen wir aber wohl darüber Beſorgniſſe hegen, wie uns möge geholfen werden, ſelbſt da, wo es an allen Mitteln der Hülfe zu fehlen ſcheint, wo wir in der ſichtbaren Welt nichts bemerken, darauf wir unſre Erwartungen gründen könnten? Iſt der Herr uns allenthalben nahe: dann gibt es auch allenthalben Mittel der Hülfe; dann kann alles, auch das, wovon wir uns deſſen am wenigſten verſehen, ſich in ein Mittel der Hülfe verwandeln; dann ſind allenthalben Verknüpfungen der Umſtände möglich, auf die wir nicht zu rechnen wagten; dann wird auch das, worin wir nichts als Nachtheile erblickten, wovon wir unſern Untergang fürchteten, ſich zu unſerm Vortheile wenden, ein Werkzeug unausſprechlicher Segnungen werden können.

Das wollen wir bedenken, damit wollen wir unſre Seele ſtärken zur böſen Zeit. Feſt wollen wir halten an dem immer und allenthalben Nahen, und zu ihm das Herz ſchicken, aber auch in jeder andern Hinſicht dafür ſorgen, daß das Gefühl der

Nähe Gottes in uns lebe, daß Gott allenthalben von uns erkannt werde, daß wir allenthalben erfahren er ſey nicht fern von uns, daß wir allenthalben in ehrerbiethiger Scheue vor ihm wandeln, und in ſeiner Furcht das Herz vor dem Böſen bewahren, daß wir allenthalben ihm verbunden ſeyen in der Gemeinſchaft des Glaubens, der Liebe und ihm wohlgefälliger Thaten: ſo werden wir uns auch allenthalben den Troſt ſeiner Nähe zueignen können. Mögen wir dann hinweggerufen werden von denen, die unſre Seele liebt und vertrieben aus der Heimath unſrer Jugend: auch fern von dem väterlichen Lande, auch da, wo alles uns fremd iſt, wo wir uns an niemand anſchließen können, iſt der Herr uns nahe. Mögen dann alle von uns weichen, die uns vorher zugethan waren: auch da, wo wir allein ſtehen, und kein Herz mehr für uns ſchlägt, iſt der Herr uns nahe. Mag die Trennung jedes Band zerreißen, das uns hier gefeſſelt hat: von ihm kann uns kein Schickſal trennen; in der bängſten, verlaſſenſten Stunde bleibt er bey uns, auf der dunkelſten, einſamſten Bahn iſt er mit uns, und unſer Führer zum Lichte und zur Freude. Und er, der uns hier durch das Gefühl ſeiner Nähe zu ſich zieht und für den Himmel bildet, der uns hier ſo oft durch das Gefühl ſeiner Nähe erquickt und erheitert, wird ſie uns dort in aller ihrer Herrlichkeit offenbaren, und uns durch ſie ewig beſeligen.

XIV.

Troſt und Freude, die uns durch Menſchen zu Theil werden.

Viel zu wenig wird es bedacht, was Menſchen einander ſind, was ſie einander ſeyn konnten und ſeyn ſollten. Ein verbrüdertes Geſchlecht, haben wir unſern Urſprung von einer ewigen, alles umfaſſenden Liebe. Eine väterliche Hand hat uns zuſammengeführt und genaue Verhältniſſe unter uns geſtiftet, daß wir einander hülfreich nahe wären, daß wir einander allen Beyſtand leiſteten, und mit einander und durch einander für einen höhern Aufenthalt gebildet würden. Gemeinſchaftlich iſt uns die Beſtimmung, die wir empfangen haben, mit vereinten Kräften ſollen wir ihr nachſtreben, und nur den gemeinſchaftlichen Bemühungen gelingt es, die Hinderniſſe, die uns dabey in den Weg treten, zu überwinden, und das erhabene Ziel glücklich zu erreichen. Jeder erfährt von dem andern beabſichtigte und unwillkührliche Einwirkungen, die für den Zweck ſeines Lebens von großer

Bedeutung ſind; wir verlieren dieſen Zweck aus den Augen, wenn wir uns von unſern menſchlichen Brüdern wegwenden. Unter Menſchen wurde uns unſer Wirkungskreis angewieſen. In der Schonung menſchlicher Rechte, in der Erhöhung menſchlicher Würde und in der Beförderung menſchlicher Wohlfahrt beſtehen unſre vornehmſten Pflichten. Das Gute, welches wir unter Menſchen ſtiften, iſt es, was unſerm Daſeyn wahren Werth gibt, und was wir als unvergängliche Frucht deſſelben auf Erden zurücklaſſen. Zahlreiche und mannichfaltige Dienſte ſind uns von Menſchen erwieſen worden, und werden uns noch immer erwieſen. Die Friſtung unſrer irdiſchen Tage, die Befriedigung unſrer Bedürfniſſe, die Mittel unſrer Bildung, die Bequemlichkeiten, die wir genießen, haben wir Menſchen zu verdanken, und dafür bleiben wir ihnen verſchuldet ſo lange wir leben.

Nichts erinnert uns aber ſtärker an unſre Verbindung mit Menſchen, nichts dringt uns mächtiger, dieſelbe wohl anzuordnen, und in ihrer Behandlung alle uns mögliche Sorgfalt anzuwenden, nichts macht uns unſre Obliegenheiten in Anſehung derſelben ſo ſinnlich fühlbar, als die Schmerzen und Freuden, die uns von Menſchen kommen. Ein groſſer Theil der Uebel, die wir erdulden müſſen, wird uns durch Menſchen zugefügt; menſchliche Gewaltthätigkeit bedrückt und mißhandelt, menſchliche Unerſättlichkeit beraubt uns, menſchliche Härte preßt uns Thränen aus, menſchlicher Haß verfolgt, menſchlicher Muth-

wille kränkt uns, menſchliche Leidenſchaften arbeiten unſern edelſten Beſtrebungen entgegen, menſchliche Unvorſichtigkeit vereitelt unſre Unternehmungen, über menſchliche Entartung trauert unſre Seele, menſchliches Elend erfüllt uns mit tiefer Wehmuth. Und wer weiß nicht, wie empfindlich uns die Leiden verletzen, als deren Urheber wir Menſchen anklagen müſſen? dagegen können wir uns auch nicht verbergen, daß uns durch Menſchen Erleichterungen, Tröſtungen und Freuden zu Theil werden, die wir ſonſt überall vergebens ſuchen würden, daß uns im Herzen und Leben der Menſchen, und vornehmlich derer, die Gott uns näher verbunden hat, unerſchöpfliche Quellen der Erheiterung fließen, daß menſchliche Wohlfahrt, menſchliche Tugend, menſchliche Liebe, und insbeſondre das Glück, die ſchönen Geſinnungen, das gute Verhalten und die zärtliche Anhänglichkeit der Unſrigen, wie ſonſt nichts auf Erden, das Gemüth erquicken und ſtärken, und daß es von uns abhängt, uns dieſe Erquickungen und Stärkungen im reichſten Maße zu verſchaffen. Dies verdient angelegentlich von uns erwogen zu werden. Wie heiter und genußvoll, wie folgenreich für die Veredlung unſers Herzens, wie geſegnet für den Himmel werden unſre Tage vergehen, wenn die Menſchen uns in dieſer Hinſicht das ſind, was ſie ſeyn könnten und ſeyn ſollten! Es an unſrer Seite an keiner der dazu erforderlichen Bemühungen fehlen zu laſſen, wollen wir uns jetzt ermuntern.

2. Korinth. VII, 4.

Ich rede mit groſser Freudigkeit zu euch, ich rühme viel von euch, ich bin erfüllet mit Troſt, ich bin überſchwänglich in Freuden, in aller unſrer Trübſal.

Es iſt die unverkennbare Sprache eines tief bewegten Gemüthes, die wir in dieſen Worten vernehmen. Wir hören hier einen Mann, der, von Menſchen vielfach gedrängt, gemißhandelt, und auf das Aeußerſte gebracht, es mit dankbarer Rührung anerkennt, viel Troſt und Freude habe er Menſchen zu verdanken. An die letztern wendet er ſich, vor ihnen ergießt ſich ſein Herz, ihnen ſucht er bemerklich zu machen, wie er ſich durch ſie erquickt und geſtärkt fühle. Wollen wir nicht ungerecht ſeyn: dann müſſen wir geſtehen, viel Troſt und Freude ſey auch uns ſchon durch Menſchen geworden, und von uns hange es ab, davon immer mehr zu erfahren. Laſſet uns über dieſe, für unſer Lebensglück und für unſre höhere Bildung ſo wichtige Sache weiter nachdenken.

Der Troſt und die Freude, die uns durch Menſchen zu Theil werden

ſeyen der Gegenſtand unſrer Betrachtung.

Es ſind aber vornehmlich drey Stücke, die uns an Menſchen zum Troſte und zur Freude gereichen:

ihr äuſſerliches Wohlergehen,
ihr edler Sinn und ihr gutes Verhalten,
die Liebe, die ſie für uns haben.

1.

Schon das Wohlergehen der Menschen kann uns eine Quelle des Trostes und der Freude werden. Wenn die freundlichen Bilder der Glückseligkeit, die unsre Einbildungskraft beschäftigen, wenn der Gedanke an wünschenswerthe Besitzthümer und an angenehme Ereignisse die Wolken des Grames zertheilt, das verfinsterte Gemüth erheitert und mit frohen Empfindungen erfüllt: muß es dann nicht weit noch mehr unsern Gram zerstreuen und unser Gemüth erheitern, muß es uns dann nicht mit noch weit frohern Hoffnungen erfüllen, das in der Wirklichkeit anzutreffen, was jene Bilder und jener Gedanke vor unserm Geiste vergegenwärtigen? Können wir unter glücklichen Menschen verweilen, können wir die vortheilhafte Lage, worin sie sich befinden, die Genüsse, welche diese ihnen gewährt, den Einfluß, den sie auf ihren Zustand äußert — können wir den unbefangenen Ausdruck ihrer Zufriedenheit wahrnehmen, ohne, wenigstens einiger Maßen, ihre Stimmung zu theilen, ohne, wenigstens auf Augenblicke, uns dieser Stimmung hinzugeben, und darüber zu vergessen, was uns drückt, beunruhigt oder bange macht? Wäre es nicht Krankheit des Gemüthes, wenn wir bey dem allen nur unsre eigne, weniger begünstigte Lage schmerzlich fühlten? Es sind Menschen, die wir in dieser glücklichen Lage erblicken, uns verwandte und verbrüderte Wesen, Wesen, für welche die Natur

uns die lebhafteſten Empfindungen eingeflößt hat, die durch alles was ſie äußern, laut und verſtändlich zu unſerm Herzen ſprechen, in deren Zuſtand wir uns ſo leicht verſetzen, deren Wohl gewiſſer Maßen das unſrige iſt. Sollen die Güter, welche ſie beſitzen uns nicht an die Liebe des Himmels und den Reichthum ihrer Segnungen erinnern? ſollen ſie nicht in uns die Ueberzeugung beleben, auch uns umſchließe dieſe Liebe, auch für uns ſeyen ihre Segnungen vorhanden, auch uns werde Güte und Barmherzigkeit folgen unſer Leben lang, und uns ſo viel aus ihrem Ueberfluſſe darreichen, als ſich mit unſerm wahren Beſten verträgt? Sollen wir bey dem Angenehmen, was ihnen begegnet, nicht denken, auch uns könne dieſes einmal begegnen, bey den Verlegenheiten, in denen ſie Rettung finden, auch wir können einmal ſo aus unſern Bedrängniſſen hinausgeführt werden? Sollen die Hoffnungen, die ihnen erfüllt wurden, uns nicht ermuntern, getroſt dem unſre Sorgen und Wünſche anzuvertrauen, der ſich an ihnen ſo gnädig erwieſen hat?

Das alles läßt ſich freylich von Euch nicht erwarten, die Ihr, gewohnt, nur das Eurige zu Herzen zu nehmen, gleichgültig und kalt bleibet, bey dem, was Eure Brüder angeht, die Ihr durch Eure eigennützigen Zwecke und Anſtrengungen und durch Eure heftigen Leidenſchaften zu ſehr beſchäftigt werdet, als daß Ihr Zeit und Freyheit des Gemüthes behieltet, Euch um andre zu bekümmern; und noch

weni-

weniger von Euch, die Ihr das Wohl andrer mit neidiſchen Blicken anſehet, die Ihr Euch dadurch beraubt, zurückgeſetzt, gedemüthigt wähnet, und deßwegen wohl gar dadurch erbittert und aufgebracht werdet. Aber bemerket Ihr denn nicht, wie Ihr in dieſer Eurer Selbſtſucht und Verhärtung jeder ſchönen Empfindung Euer Herz verſchließet, und Euch die köſtlichſten Genüſſe des Lebens zerſtöret? Werdet Ihr nicht inne, wie verwerflich und verächtlich die Geſinnungen ſind, die Euch beherrſchen? Habt Ihr ein Recht Euch zu beſchweren, wenn Ihr in der Verderbtheit Euers Gemüthes nichts von dem erfahret, was dem guten Menſchen zum großen Troſte und zur innigen Freude gereicht? Nur erheben dürftet Ihr Euch aus Eurer Erniedrigung, nur anfangen dürftet Ihr, menſchlich zu denken und menſchlich zu fühlen, nur wecken dürftet Ihr in Eurer verwilderten Bruſt die eingeſchlafene menſchliche Neigung, nur erblicken dürftet Ihr in andern, was ſie ſind — nicht die Werkzeuge Euers Vortheiles, ſondern Eure Brüder, um jegliches Guten, das andern widerfährt, froh zu werden, und ſelbſt beym eignen traurigen Entbehren, ſelbſt im eignen Schmerze deſſen froh zu werden.

Angeboren iſt uns die Fähigkeit, zu trauern mit den Traurigen und fröhlich zu ſeyn mit den Fröhlichen, und die Religion nimmt uns in Anſpruch, darin eine heilige Pflicht zu erfüllen. Uns ſelbſt müſſen wir darüber anklagen, wenn wir dieſe Fähigkeit

eingebüßt haben; es ſtand bey uns, ſie gegen nachtheilige Einflüſſe zu beſchirmen, und ſie ſtets von neuem zu beleben. So laſſet uns denn dafür ſorgen, daß die milde und wohlthätige Flamme des Mitgefühles nie in uns verlöſche; laſſet uns über uns ſelbſt mit allem Fleiße wachen, daß weder die beſchwerlichen Verrichtungen unſers Lebens, noch eignes Mißgeſchick, noch zahlreiche Erfahrungen von der vielfachen Noth der Menſchheit, noch der erſchütternde Anblick des in ihr herrſchenden ſittlichen Verderbens uns gegen unſre menſchlichen Brüder gleichgültig und kaltſinnig mache. Laſſet uns aus allen Kräfte dem Eigennutze, dem Ehrgeize, dem Dünkel, die das Herz verhärten, entgegen arbeiten. Laſſet uns oft bey den Schickſalen, welche unſre Brüder treffen nachdenkend und fühlend verweilen, und die Rührungen feſt halten, die dadurch in uns erregt werden; laſſet uns oft dem Herzen des Trauernden uns nahen, in die Kreiſe der Fröhlichen uns miſchen, dort uns der eignen Angelegenheiten, die uns bekümmern, anſpornen, in Thätigkeit ſetzen, entſchlagen, um ganz dem zu leben, was ſich hier in unſerm Herzen bewegt: und es wird uns immer beſſer gelingen, Troſt und Freude aus dem Wohlergehen andrer zu ſchöpfen in dem oft ſo troſt- und freudeleeren Daſeyn; jeder Glückliche wird uns ein Verkündiger des Troſtes und der Freude ſeyn.

Vornehmlich aber derjenige, zu deſſen Wohl wir ſelbſt beygetragen haben. O, glücklich machen iſt

mehr als glücklich seyn; menschliches Elend mildern hebt Lasten von uns hinweg; menschliche Gemüther mit Trost erquicken, gibt den süßesten Trost in das eigne Gemüth. Bey dem Anblicke eines Menschen, dem es wohl geht, durch uns wohl geht, dem wir die Wunden der Seele geheilt, das Angesicht erheitert haben, der durch uns fröhliche Tage genießt, erweitert sich das zusammengedrückte, öffnet sich das verschlossne Herz. Die Zufriedenheit, deren Urheber wir geworden sind, bringt eine erhabene Stille in die beunruhigte Brust. Unser eignes verdunkeltes Daseyn verklärt sich in dem Daseyn des andern, über welches wir Segen verbreiteten. Darum wollen wir die vielen Gelegenheiten, zu menschlicher Wohlfahrt mitzuwirken, die sich uns darbiethen, eifrig benutzen, damit das stärkende Bewußtseyn, daß wir noch im Stande waren, andern zu dienen, uns erhebe über das Mißgeschick, und uns erquicke zur bösen Zeit, damit was wir andern gewährten, uns Ersatz leiste für das, was wir bey uns selbst vermissen. Lebte nur Ein Mensch auf Erden, der in uns seine Retter und Helfer erkennte, der durch uns seinen Zustand wesentlich verbessert sähe: nein, dann dürften wir nie verzagen, als köstlichen Gewinn unsers Wirkens und Leidens würden wir es betrachten, daß uns das gelungen ist, und mit dem Apostel ausrufen: ich bin erfüllt mit Trost, ich bin überschwänglich in Freuden!

Kann aber schon das Wohlergehen derer, die

uns blos als Menschen verwandt sind, uns so zum Troste und zur Freude gereichen: wie tröstlich und freudenreich muß uns dann das Wohlergehen derer werden, die Gott näher mit uns verbunden hat, und für welche die wärmsten Gefühle in uns sich regen! Wie werdet Ihr insbesondere, zärtliche Väter und Mütter, Euch getröstet und erfreut fühlen, wenn es Euern Kindern wohl geht! Ihr gutes Fortkommen in der Welt, die glücklichen Verhältnisse, worin sie stehen, die Achtung, das Vertrauen und die Liebe, welche man ihnen erweist, der Segen, der auf ihren Unternehmungen ruht — mit welcher Befriedigung, mit welchem Entzücken werdet Ihr das alles wahrnehmen! wie gering werdet Ihr dagegen achten, was Ihr für sie gethan und erduldet habt! wie gering das Ungemach, das Euch selbst noch drückt, die Sorgen, mit denen Ihr selbst noch kämpfet! Wie willig dankbar werdet Ihr den anderweitigen Wünschen entsagen, die Euch nicht erfüllt werden, da Euch Gott verliehen hat, was dem väterlichen und mütterlichen Herzen so köstlich ist! Wie manche selige Stunde wird Euch die Beschäftigung mit dem günstigen Loose, das den geliebten Kindern gefallen ist, gewähren! wie wird es Euch einst die Beschwerden des mühseligen Alters versüßen! und wie heiter werden Euch im Gedanken daran die letzten dunkeln Tage des irdischen Lebens vergehen! Möchtet Ihr es doch an keiner Bemühung fehlen lassen, die Euch in dieser Hinsicht obliegt! Nicht alles zwar, aber unaussprech-

lich viel vermöget Ihr für das Wohlergehen Eurer Kinder zu thun, wenn Ernſt, Vorſicht und Liebe Euch leiten. Mit allen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, die ihr künftiges Glück begründen, ausgerüſtet, in nützlichen Fertigkeiten geübt, zur Anſtrengung und Ordnung gewöhnt, müſſen ſie in die Welt treten. Eure Lehre und Euer Rath begleite ſie auf der Bahn des Lebens; Eure Weisheit treffe für ſie nützliche Einrichtungen; Eure Erfahrung helfe ihnen das Beſte wählen; Euer Beyſtand ſey ihnen nahe, wo ſie deſſelben bedürfen. Manches Uebel werdet Ihr von ihnen ab-, manches Gute ihnen zuwenden: zahlreiche Annehmlichkeiten, die ihre Tage verſchönern, werden Euch tröſten und erfreuen; und auch bey dem Mißgeſchick, das ſie noch etwa treffen möchte, werdet Ihr, im Glauben an Gottes väterliche Fügung, Euch zufrieden geben.

II.

In noch reicherm Maße können Menſchen durch ihren edeln Sinn und ihr gutes Verhalten unſer Troſt und unſre Freude ſeyn. Deß tröſtete und freute ſich Paulus an den Chriſten zu Korinth. Ich freue mich, ſagt er weiterhin in dem Kapitel, woraus der Text entlehnt iſt, daß ihr göttlich betrübet ſeyd zur Reue und zum Fleiße im Guten, daß ihr in allen Stücken beweiſet, ihr ſeyd rein in der That; ich bin getröſtet worden, daß ihr getröſtet ſeyd: ich freue mich,

daß ich mich zu euch alles verſehen darf. Wer ſollte ſich nicht freuen des Guten, das ſich ihm an menſchlichen Seelen und in menſchlichen Handlungen darſtellt, der Kämpfe, die von Menſchen beſtanden, der Tugenden, die von Menſchen geübt werden, der Geiſtesgröße und Geiſteskraft, wodurch Menſchen ſich auszeichnen, der Herzensgüte, wodurch ſie ſich Achtung und Liebe gewinnen, des Fleißes, den ſie anwenden, der Verdienſte, womit ſie ihr Leben ſchmücken! Gibt es etwas, das ſo mächtig anzuziehen, den Blick und das Herz ſo zu feſſeln, das ſo reine und ſelige Empfindungen einzuflößen, das ſo heitre Bilder und Gedanken in uns zu wecken, das uns mit ſo angenehmen Erwartungen zu erfüllen vermöchte, als die Erſcheinung ſittlicher Vortrefflichkeit? Iſt ſie nicht dasjenige, was unſre Natur am meiſten ehrt und herrlich macht? Steht nicht alles, was dieſer ſonſt noch zur Zierde gereicht, mit ihr in Verbindung? wird nicht alles um ſo ſchöner und freudenreicher, je mehr die ſittliche Vortrefflichkeit es heiligt? Gehen nicht aus ihr die reinſten, die größten und dauerhafteſten Segnungen hervor? Glücklich, wem es vergönnt iſt, in der Nähe edler Weſen zu verweilen! hier richtet der Geiſt ſich auf; hier erfriſcht und ſtärkt ſich das Herz; hier verſchwinden die trüben Vorſtellungen, die ſonſt die Seele umnachten; hier empfängt man unaufhörlich beſänftigende und wohlthuende Eindrücke; hier enthüllt ſich bald das Erhabenſte, bald das Rührendſte, bald das

Mildeſte, wovon Menſchen Zeugen ſeyn können; hier verſöhnen wir uns mit der Menſchheit, deren Verderbniſſe und Laſter uns ſo oft empören; hier faſſen wir Muth und Zuverſicht.

Uns ſelbſt müſſen wir es zuſchreiben, wenn wir noch nie durch den Sinn und das Verhalten der Menſchen getröſtet und erfreut worden ſind. Entweder fehlt es uns an dem zarten und gebildeten ſittlichen Gefühle, das dazu erfordert wird — kann es uns aber daran wohl fehlen, wenn wir uns nicht ſelbſt verwahrloſet, wenn das Evangelium Jeſu nur einiger Maßen auf uns gewirkt hat? —; oder wir haben uns nicht ſorgfältig genug bemüht, das Gute an Menſchen wahrzunehmen, was uns tröſten und erfreuen könnte; und wie viel — wie Köſtliches entbehren wir dann durch eigne Schuld! Es iſt wahr, empfindlich wird uns oft durch Menſchen das Herz verwundet; wir erblicken an denſelben Entartungen, die uns bald zum finſtern Unmuthe, bald zum wehmüthigen Mitleiden ſtimmen, wir bemerken unter denſelben Lüſte, die ſie erniedrigen, Verbrechen, Ausſchweifungen, Thorheiten, die uns den lebhafteſten Widerwillen einflößen. Aber warum verweilen wir gerade bey dieſen? warum lenken wir unſre Aufmerkſamkeit gefliſſentlich auf das hin, was uns wehe thut? warum ziehen wir ſie nicht mit Gewalt von dem ab, was unſern Abſcheu erregt, was nur einen nachtheiligen Einfluß auf den Zuſtand unſers Gemüthes äußern kann? warum verbergen wir uns

das Gute, da es ſich uns doch oft ſo ſtark aufdringt, daß wir uns ſeiner nur mit großer Anſtrengung erwehren? warum ſehen wir uns nicht um nach den Edeln in unſerm Kreiſe? warum forſchen wir nicht nach ihnen in der Ferne und in der Vergangenheit? warum eilen wir denen, die wir kennen, nicht nach in die Verborgenheit, wo das Schönſte ihres Gemüthes ſich offenbart, wo ſie ihre herrlichſten Thaten verrichten? warum achten wir ſo wenig auf die vortrefflichen Eigenſchaften derer, die uns zunächſt umgeben? warum bekümmern wir uns ſo wenig um die Beweiſe der Liebe, des Edelmuthes, des Vertrauens, der Aufrichtigkeit, der Treue, der Demuth, der Geduld, der Ergebung, der Selbſtbeherrſchung und Mäßigung, die wir vor Augen gehabt haben? warum erkundigen wir uns nicht ſorgfältiger nach den Unbekannten und Stillen im Lande, bey denen ſo oft die reinſte Tugend, das bewährteſte Verdienſt angetroffen wird? warum beſchäftigen wir uns nicht mehr und angelegentlicher mit dem Guten, das zu unſrer Kunde gekommen iſt? warum ſuchen wir nicht darin das Tröſtliche und Erfreuliche? Können wir nicht überdies ſelbſt das Gute unter den Menſchen fördern, mit dem Lichte der Wahrheit ihm vorleuchten, Gefühle dafür erwecken, durch Lehre und Beyſpiel es anpreiſen, es pflegen und ihm Nahrung geben, wo es ſchon Wurzel gefaßt hat, ihm forthelfen, wo ihm Hinderniſſe im Wege ſtehen, es beſchirmen unter den Gefahren, die ihm drohen? Früchte ſeiner

Bemühungen waren es, die der Apoſtel unter den Chriſten zu Korinth reifen ſah; darum konnte er ausrufen: ich rühme viel von euch! darum beſonders war er erfüllet mit Troſt und überſchwänglich in Freuden. Welchen Troſt und welche Freude müſſen Menſchen uns gewähren, die uns das Edelſte ihrer Bildung verdanken, die durch unſer Wort angefeuert, durch unſre Aufmunterung geſtärkt, von unſerm Geiſte beſeelt, ſtandhaft wider das Böſe kämpfen und die rühmlichſten Handlungen vollbringen!

Vornehmlich dann, wenn dieſe Menſchen unſre nahen Angehörigen ſind! Das wiſſet Ihr, redlichbeſorgte Väter und Mütter! Weit mehr noch als ihr zeitliches Wohlergehen, liegt Euch ihr ſittlicher Zuſtand und ihre ſittliche Bildung am Herzen. Mag ihnen in Anſehung des irdiſchen Glückes viel ungern Entbehrtes abgehen, mögen ſie ſogar mit mancherley Uebeln zu kämpfen haben: ſo tief es auch Euer liebevolles Herz verletzt, Ihr tragt und verſchmerzt das; wenn Ihr nur hier Eure Wünſche erfüllt, Euern Fleiß belohnt findet; wenn ſie durch ihre edeln Geſinnungen, durch ihre gute Aufführung Euch und ſich ſelbſt Ehre machen, und Euch ſo zu den angenehmſten Hoffnungen berechtigen. Unausſprechlich wohl thut es dem väterlichen und mütterlichen Herzen, zu beobachten die rührenden Aeußerungen ihrer kindlichen Unſchuld, ihrer kindlichen Anhänglichkeit an Euch, ihrer kindlichen Einfalt, ihres kindlichen

Frohſinns, zu beobachten die ſchöne Entwicklung ihres Gemüthes und ihrer Talente, ſie zu erblicken im Schmucke vortrefflicher Eigenſchaften, im mächtigen Aufſtreben zu jeder Vollkommenheit, ſie mit Euern Blicken zu begleiten auf dem Wege der Tugend und des echten Verdienſtes, zu bemerken, wie nützlich und rühmlich ſie in der Welt wirken, wie man ſie andern zum Muſter aufſtellt, wie man Euch in ihnen ſegnet! Thränen der Freude vergießet Ihr über ſie, überſchwänglich fühlet Ihr Euch durch ſie getröſtet und erfreut. Euer größter Reichthum ſind die wohlgerathenen Söhne und Töchter, und willig dankbar geſtehet Ihr ein, das höchſte Glück der Erde, ein Glück, das einſt in Seligkeit des Himmels aufblühen wird, habe Euch Gott beſchieden. O, daß doch Ihr alle, die Ihr den ehrwürdigen, heiligverpflichtenden Vater- und Mutternahmen traget, mit Ernſt darauf dächtet, Euch dieſes Glück zu verſchaffen! In Eure Hände iſt es gegeben; daß Ihr es doch nicht leichtſinnig verſcherztet, und Euch ſelbſt ſtatt deſſen bitteres Herzeleid bereitetet! Getroſt dürfet Ihr Euch alles verſprechen; wenn Ihr frühe das Herz Eurer Kinder gewinnet, und es ganz an das edle Vater- und Mutterherz feſſlet; wenn Ihr es vor ſchädlichen Eindrücken bewahret, und das aufkeimende Böſe ſchnell unterdrücket: wenn Ihr frühe das Gefühl für das Schöne und Gute in ihnen wecket und bildet, dem zarten Gemüthe ſchon die Empfindungen der Frömmigkeit einflößet, und innig befreundet; wenn

Ihr mit den Bildern menſchlicher Vortrefflichkeit ſie umgebet und ihre Seelen nähret; wenn Ihr ihnen an Euch ſelbſt die würdigſten Muſter der Tugend darſtellet, in jedem herrlichen Beſtreben ſie aufmuntert, an ihren Anſtrengungen freundlich Theil nehmet, ihre Verirrungen ſchonend zurecht weiſet, und ſie weder durch ſtrengen Tadel erbittert, noch durch ſchwache Nachſicht verweichlichet; wenn Ihr ſorgfältig beachtet, was Vorſicht und Gewiſſenhaftigkeit von Euch verlangen, und nie vergeſſet, was Ihr von ihnen zu erwarten, aber auch zu fürchten habt.

III.

Menſchen können endlich ganz vorzüglich noch unſer Troſt und unſre Freude werden durch die Liebe, die ſie für uns haben. Auch daran dachte Paulus im Texte, denn er ſetzt bald hinzu: durch Euer Verlangen, durch Euer Weinen und durch Euern Eifer um mich, hat Gott mich getröſtet, dadurch iſt meine Freude noch viel größer geworden. Und wie könnten wir anders, als uns darüber freuen, daß man uns wohl will, daß man für uns Sorge trägt, daß man mit frohen Empfindungen an uns denkt, mit Rührung auf uns hinblickt, daß man uns von Herzen zugethan iſt? Ein überaus koſtbares Gut iſt die Liebe der Menſchen, nächſt der Liebe Gottes und dem Beyfalle des Gewiſſens das Koſtbarſte, was die Erde hat. Von Menſchen geliebt, wie leicht, wie frey, wie glücklich

werden wir in ihren Kreiſen leben, wo man uns freundlich entgegen kommt, wo man uns ſein Herz aufſchließt, wo man achtungsvoll auf uns merkt wo man ſich beeifert, uns Dienſte zu erzeigen, das läſtige von uns zu entfernen, unſre Wünſche ſo ſchnell und ſo vollkommen als möglich zu erfüllen! welche angenehme Eindrücke werden wir empfangen! durch welche Beweiſe der Zuneigung und des Vertrauens werden wir überraſcht werden! mit welchen wohlthuenden Gefühlen werden wir unſre Verhältniſſe überſchauen! in welcher heitern Verfaſſung der Seele werden wir unſrer höhern Verbindungen in einer unſichtbaren Welt gedenken, und unſer Herz zu dem Gott der Liebe erheben! wie ſanft und wie dankbar werden wir von einer Welt Abſchied nehmen, in der wir keine widrige Empfindung gegen uns zurücklaſſen, in der wir Liebe antrafen, in der Liebe uns ſtärkte und ſegnete! Und das Bewußtſeyn Liebe zu beſitzen, wie tröſtet es im Unglück, wie beſänftigt es den Schmerz, wie hellt es die düſtern Vorſtellungen auf, wie erweitert es die beklommene Bruſt, welche frohe Bewegungen miſcht es in unſern Kummer! Ergehe es uns, wie es wolle: ſo lange wir Liebe haben unter den Menſchen werden wir nie verlaſſen ſeyn; an dieſe Liebe werden wir uns halten, wenn jedes andre von uns weicht; auf ſie werden wir unſre Zuverſicht bauen, wenn alle andern Stützen derſelben angefangen haben zu wanken. Man wird uns bedauern, man wird ſich theilnehmend nach

uns erkundigen, man wird uns aufſuchen und Troſt zuſprechen, man wird ſich bemühen, uns von unſerm Ungemache zu befreyen, Erleichterungen jeder Art wird man uns zu verſchaffen ſuchen.

„Aber was hilft's mir," höre ich hier manchen klagen, „daß die Liebe der Menſchen ſo viel Tröſt„liches und Erfreuliches hat? mich muß das nur „noch tiefer betrüben, ich werde davon nie etwas er„fahren, für mich iſt keine Liebe vorhanden, mich be„merkt, um mich bekümmert ſich niemand, einſam „und vergeſſen bringe ich meine Tage zu;" während ein andrer ſich beſchwert: „mich weiſet man zurück, „mich haßt, mich verfolgt, mich kränkt man auf alle „Weiſe, mir verbittert man das Leben."

Für jeden Menſchen iſt Liebe vorhanden, der ſie nicht ſelbſt von ſich ſtößt — in reichem Maße für jeden, der ſich ihrer werth macht. Freylich, haſt Du noch nichts gethan, Dir Liebe zu erwerben, haſt Du noch nie gezeigt, daß Dir an menſchlicher Liebe etwas gelegen iſt, haſt Du Dich noch nie denen zu erkennen gegeben, die Dich lieben könnten, haſt Du noch nie Dein Herz vertrauensvoll einem Menſchen geöffnet, haſt Du Dich gar abſichtlich zurückgezogen, und die Geſellſchaft der Menſchen gemieden, biſt Du immer kalt, finſter, hart, anmaßungsvoll gegen die Menſchen geweſen, hat Dein Stolz ſie immer beleidigt, Dein Uebermuth ſie gedrückt, Dein Eigennutz ihnen Vortheile entriſſen, hat Deine Heftigkeit, Deine Rechthaberey, Deine Streitſucht ſie von Dir ge-

ſcheucht, biſt Du nie darauf bedacht geweſen, die Strenge Deiner Gewiſſenhaftigkeit durch freundliches Wohlwollen zu mildern, und mit dem Eifer für das Rechte und Gute Schonung und Nachſicht zu verbinden: dann wird freylich wohl wenig Liebe für Dich da ſeyn. Verdiene Dir Liebe, ſtrebe nach den Eigenſchaften, denen die Liebe folgt, betrage Dich ſo, daß man im Stande ſey, Dich zu lieben: ſo wird Dir die Liebe der Menſchen nicht fehlen. Aber verkenne ſie dann auch nicht, laß Dich dann auch nicht den Unmuth verblenden, daß Du nicht wahrnehmeſt, was Du wirklich beſitzeſt, und ungerechter Weiſe Klagen führeſt, wo Du Dich freuen ſollteſt. Fordere nicht zu viel. Ueberlege oft, was die Liebe ſchon für Dich gethan hat, und noch thut, welche Beweiſe der ungeheuchelten Zuneigung Du ohne Aufhören empfängſt. Achte auf diejenigen, die ſich Dir gern in Liebe nahen möchten, ſorge, daß Dir diejenigen nicht unbekannt bleiben, die Dir herzlich wohlwollen, und verbanne das Mißtrauen aus Deiner Seele, das ſo oft den edelſten Handlungen ſchlechte Abſichten unterſchiebt. Wäre auch die Zahl derer, die Dir wahre Liebe weihen, nicht groß: es kommt nicht ſo ſehr darauf an, daß man von vielen — als daß man aufrichtig und innig, daß man von den Beſten, daß man von denen geliebt iſt, die auf unſer Lebensglück den größten Einfluß haben.

Ja, die Liebe der Unſrigen, Gattenliebe, Elternliebe, Kindesliebe, Geſchwiſterliebe, Freundesliebe, iſt

es, wovon ſich der erquickendſte Troſt und die ſeligſte Freude über das Leben ausgießen. In ſeinem nächſten Kreiſe geliebt — von denen geliebt, zärtlich geliebt ſeyn, denen man auf das genaueſte verbunden iſt, mit denen man täglich umgeht, mit denen man alles theilen ſoll, deren Liebe ſo viel Köſtliches in ſich ſchließt, und bald in den erhabenſten, bald in den ſüßeſten Empfindungen ſich äußert, die ſo viel Ungemach von uns entfernen, zu unſrer Zufriedenheit ſo viel beytragen, zu unſerm Vergnügen ſo viel veranſtalten können: welche Glückſeligkeit! Eine ſichre Zuflucht, einen deckenden Schutz unter allen Stürmen des Lebens, gewährt die treue Liebe der Unſrigen. Sanft und eindringend ſind die Worte der Beruhigung und des Friedens, die ſie ausſpricht, ſinnreich und ihre Wirkung auf das Herz nie verfehlend die Mittel, die ſie zu unſrer Erheiterung anwendet, aufrichtig und weiſe die Rathſchläge, die ſie uns ertheilt, unermüdet und kräftig iſt der Beyſtand, den ſie leiſtet. Dinge, die ſonſt das menſchliche Vermögen überſteigen, vollbringt freudig die Liebe. In tauſend Fällen, wo ſonſt nichts uns helfen kann, hilft ein Menſch, der uns liebt; und wie ſchonend, wie gefällig, wie freundlich wird er helfen! und daß es ein Menſch iſt, der uns hilft, daß nicht bloß ſeine That, ſondern auch ſein Herz uns angehört, daß er uns ſein Beſtes geweiht hat, wie erhöht das den Werth der Hülfe! Hätten wir in der Welt alles verloren, wir ſind doch nicht arm — wäre uns in der Welt

das Widrigſte begegnet, wir ſind doch nicht unglücklich, wenn uns daheim die Liebe bleibt.

Wähne indeß doch keiner, dieſe Liebe als Pflicht fordern zu können: die Liebe kennt kein Geboth; ſie iſt eine freye Gabe des Herzens, und will durch Liebe gewonnen werden. Selbſt die Empfindungen, welche die Natur uns eingepflanzt hat, verſchwinden, um der Gleichgültigkeit, dem Widerwillen, dem Haſſe Platz zu machen, wenn Härte, Eigenſinn, Widerſpännſtigkeit, Herrſchſucht, Unbiegſamkeit, willkührliche Befehle, mürriſches Weſen, auffahrender Zorn ihnen begegnen; da hingegen Milde, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Nachgiebigkeit, theilnehmendes Anſchließen, unverkennbares Wohlmeynen ſie uns gewiß verſchaffen, erhalten, und in immer reicherm Maße zuwenden. Dieſer Tugenden, die ſchon in ſich ſo viel Belohnendes haben, wollen wir uns mit allem Ernſte befleißigen: ſie wollen wir uns ganz zu eigen machen; ſie wollen wir von dem lernen, der ſie am reinſten verkündigt, am ſtärkſten angeprieſen, am vollkommenſten geübt hat, von Jeſus Chriſtus; ſie wollen wir durch echte chriſtliche Frömmigkeit heiligen, denn durch dieſe erſt erlangen ſie die Lauterkeit, die Würde und Kraft, die uns ihre geſegneten Wirkungen verbürgen. So wird denn auch uns treue Liebe immerdar umgeben, treue Liebe uns in das Unglück und in den Tod begleiten, daß wir, von allen Seiten hart gedrängt, daß wir ſterbend noch mit Paulus ausrufen: ich bin erfüllt mit Troſt, ich bin überſchwänglich

in

in Freuden! treue Liebe an unſerm Grabe trauern, ſich mit uns über das Grab aufſchwingen, und zum Himmel eilen, für den ſie uns gebildet, deſſen Vorſchmack ſie uns auf Erden ſchon gegeben hat.

XV.

Ermunterungen zu einem entſchloſſenen und ſtandhaften Kampfe mit den Uebeln des Lebens.

Bey der erſten Kommunion einer Anzahl von Jünglingen und Jungfrauen aus den gebildetern Ständen.

Zahlreiche und mächtige Uebel, Uebel die unſer Herz verwunden und unſer äußeres Lebensglück zerſtören, Uebel, die unſern Bemühungen in den Weg treten, und nicht ſelten den Erfolg derſelben vereiteln, Uebel die unſrer Tugend gefährlich werden, und ſchon vielen den koſtbaren Frieden der Seele geraubt haben, ſtellen ſich uns dar, ſo oft wir einen forſchenden Blick auf das Leben werfen, um uns über die wahre Beſchaffenheit deſſelben zu unterrichten. Vergebens würden wir uns anſtrengen, uns dieſelben zu verbergen, unwiderſtehlich dringen ſie ſich uns auf; ſtärker als die allerdings auch unverkennbaren Güter, womit eine väterliche Liebe dieſes Leben begabt und

geſchmückt hat, werden ſie ſich den meiſten aufdrin-
gen; deutlicher als jene treten ſie hervor, anhaltender
beſchäftigen ſie die Betrachtung, eindringender wir-
ken ſie auf die Stimmung des Gemüthes. Ver-
möchten wir auch, uns über dieſelben eine Zeit lang
in einer angenehmen Täuſchung zu erhalten: bald
würde uns doch die Erfahrung auf eine ſchmerzliche
Art über ſie die Augen öffnen, ſchnell und unver-
muthet würden ſie uns ereilen, und uns um ſo em-
pfindlicher verletzen, je weniger wir darauf gefaßt
waren.

Es iſt eine überaus wichtige Angelegenheit, nach-
denkend bey denſelben zu verweilen, ſich mit ihnen
bekannt und vertraut zu machen, ſich um die Mittel
zu bemühen, die uns in den Stand ſetzen, ſie wür-
dig zu ertragen und weiſe zu behandeln, ehe die
Erfahrung uns von ihnen belehrt. Es iſt Pflicht,
auch die Jugend, die in ihrer glücklichen Unbefangen-
heit wenig davon kennen lernte, und daher ſo geneigt
iſt, nichts als Luſt und Freude, Befriedigung ihrer
Wünſche, Erfüllung ihrer ſüßen Träume, Gelingen
ihrer Anſchläge — immer die milden und heitern
Frühlingstage zu erwarten, die ſie bis dahin verlebt
hat, es iſt Pflicht, auch ſie, wenn ſie den Jahren
der Reife ſich nähert, mit Schonung und freundli-
chem Ernſte darauf hinzuweiſen; damit, wenn nun
der Schmerz ihr an das Herz fällt, wenn ihre Wün-
ſche unerfüllt bleiben, die ſüßen Träume verſchwin-
den, die Anſchläge mißlingen, ihr Gemüth nicht zu

heftig davon ergriffen werde; damit ſie ſich gegen die Verſuchung waffne, und ihr ein ſtarkes Herz entgegen bringe; damit ſie muthig kämpfe gegen die Reitzungen zum Böſen, und in der Stunde der Prüfung feſt und unbeweglich ſey, und bewährt aus derſelben hervorgehe.

Wohlthätig iſt die Abzweckung der Uebel, die unſer Leben bedrängen; nicht niederbeugen, ſondern erheben ſollen ſie uns; nicht erſchrecken ſollen ſie uns, ſondern uns auffordern, daß wir uns ermannen, daß wir ihnen Widerſtand leiſten, daß wir unſre Ruhe gegen ſie vertheidigen, daß wir im Streite mit denſelben unſre Kräfte üben, und ſo zu höherer ſittlicher Würde geführt werden, daß wir unter ihrem Einfluſſe uns die Eigenſchaften erwerben, die uns zu der Seligkeit des Himmels verhelfen. Dahin wollen wir die Beſchäftigung unſrer Andacht in der gegenwärtigen Stunde richten; zu einem entſchloſſenen und ſtandhaften Kampfe mit den Uebeln des Lebens wollen wir uns ermuntern.

O, wir alle bedürfen dieſer Ermunterung: denn wie oft ſchon iſt das Herz ermattet! wie oft ſchon ſind wir müde dahin geſunken! Es befinden ſich überdies in dieſer Verſammlung Jünglinge und Jungfrauen, die in der letzten Woche in die Gemeine Jeſu aufgenommen worden ſind, und ſich heute zum erſten Male mit uns zu dem erhabenen Vorrechte der Chriſten, der heiligen Gedächtnißfeyer des Erlöſers, vereinigen wollen. Wir begrüßen ſie hier mit theilneh-

mender Freude und mit herzlichen Wünschen. Mögen sie getrost die Bahn des Lebens betreten, die sich ihnen eröffnet! Mögen auch sie entschlossen und standhaft kämpfen gegen die Uebel, die sie auf derselben antreffen werden, und sie einst als Ueberwinder vollenden. Möge dazu das gerührte Andenken an den sie stärken, der ihnen auf dieser Bahn vorangegangen, der, wie wir, allenthalben versucht worden ist, doch ohne Sünde, der mit allen Uebeln des Lebens gekämpft, und jeden Kampf glücklich bestanden hat, der ihnen jetzt zuruft: in der Welt habt ihr Angst, aber seyd getrost, ich habe die Welt überwunden. Mögen sie sich dazu mit uns durch die jetzt anzustellende Betrachtung mächtig erweckt fühlen!

Ebr. XII, 1.

Darum auch wir, weil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht; und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist.

An Christen, die durch die Uebel, welche ihr Leben in der Welt drückten, in ihrer Anhänglichkeit an das Christenthum wankend geworden waren, ist das Sendschreiben, aus dem diese Worte entlehnt sind, gerichtet. Sie verweist der Verfasser desselben auf die edeln Helden der Vorzeit, die in ihrem Glauben

alles Widerſtrebende bezwungen, und die größten Dinge ausgerichtet, des Feuers Kraft ausgelöſcht, kräftig geworden aus der Schwachheit und Heere darniedergelegt, die im Elende gegangen, in der Wüſte, auf Bergen und in den Klüften der Erde. Er nennt ſie ihnen als ihre Vorbilder und ihre Zeugen, und fordert ſie auf, ſich durch den Gedanken an dieſelben zu einem muthigen Kampfe mit den ihnen beſchiedenen Uebeln zu ſtärken. Mit zahlreichen Uebeln des Lebens haben auch wir zu kämpfen. Wohl uns, wenn wir darin nicht ermüden, und aus jedem Streite unüberwunden hervorgehen! Dazu wollen wir uns, wie ich ſchon angekündigt habe, jetzt erwecken.

Ermunterungen zu einem entſchloſſenen und ſtandhaften Kampfe mit den Uebeln des Lebens

werden der Inhalt meines Vortrages ſeyn.

Die Uebel aber, mit denen wir zu kämpfen haben ſind:

erſtens, das Nichterfülltwerden unſrer Wünſche,
zweytens, wirkliches Ungemach,
drittens, Hinderniſſe und Erſchwerungen unſrer Bemühungen, und
viertens, mächtige Verleitungen zum Böſen.

I.

Verwundre ſich keiner, daß ich das Nichterfülltwerden unſrer Wünſche zu den Uebeln des Lebens

zähle, mit denen wir ſchwere Kämpfe zu beſtehen haben. Wollen wir ſorgfältig unterſuchen, was uns am häufigſten verſtimmt, verdroſſen und träge macht: ſo werden wir finden, es ſind Wünſche, die nicht erfüllt wurden, oft ſo unbedeutende Wünſche, daß kaum zu begreifen iſt, wie wir auf ſie einen ſo großen Werth legen können. An Wünſche hängt ſich das leere, unbeſchäftigte Herz; mit Wünſchen ſpielt die Einbildungskraft, und ſchmückt die Gegenſtände derſelben mit Reitzen, die ſie ſelbſt nicht beſitzen; in Wünſche ergießt ſich das neugierige Streben nach dem Unbekannten. Darum überfällt uns der Mißmuth, in dem man ſo leicht glaubt, alles aufgeben zu müſſen, wenn wir wahrnehmen, daß unſre Wünſche vergeblich waren. Stehen nun gar die Dinge, welche wir uns wünſchen in genauem Zuſammenhange mit unſrer wahren oder eingebildeten Glückſeligkeit; haben wir in der Beſchäftigung mit ihnen jedes andre, das uns hätte erfreuen können, zurückgeſetzt; regen ſich für ſie in unſerm Herzen ungeſtüme Leidenſchaften: darf es dann noch befremden, wenn wir uns elend fühlen, weil es ſich noch mit ihnen verzögert, weil das, worauf ſie gerichtet ſind, uns wohl gänzlich verſagt bleibt? Wie geneigt iſt aber das menſchliche Herz ſich Wünſchen zu überlaſſen — wie geneigt beſonders das ſehnſuchts- und erwartungsvolle Herz der Jugend, dieſes für Einſchmeichelungen und Täuſchungen aller Art ſo empfängliche, dieſes immer nach dem Zukünftigen hinauseilende Herz,

das ſo reich und ſelig ſeyn könnte in ſeinem gegenwärtigen Beſitze! O, es vergeht faſt kein Augenblick, wo wir nicht etwas zu wünſchen hätten; ſelbſt mitten im Genuſſe des Angenehmſten beſchleichen uns neue Wünſche; die Freude an dem Vorhandenen laſſen wir fahren, um das Herz ungetheilt dem Wunſche einzuräumen. Und zu welcher Heftigkeit ſteigen oft unſre Wünſche! mit welchem Ungeſtüm erheben ſie ſich! mit welcher Unruhe drängen ſie ſich in der Bruſt!

Niemand kann darauf rechnen, ſeine Wünſche immer, oder auch nur in den meiſten Fällen erfüllt zu ſehen; unerhört kehren ſie, ach, ſo oft! zu dem Herzen zurück, von dem ſie ausgingen. Blicken wir in die Vergangenheit zurück: auf wie vieles iſt unſer Verlangen gerichtet geweſen, für wie vieles hat es ängſtlich in unſrer Bruſt geklopft, das uns nicht zu Theil wurde! Bey der menſchlichen Kurzſichtigkeit und Schwäche, die ſich faſt überall an unſern Wünſchen bemerklich macht, bey der Unvollkommenheit aller irdiſchen Dinge, bey der Beſtimmung unſers gegenwärtigen Lebens, uns einem beſſern zuzubilden, müſſen wir darauf gefaßt ſeyn, es künftig nicht anders zu finden. Es ſteht dahin, ob wir auch nur Eins von dem erlangen, wofür eine ſo heiße Sehnſucht in unſerm Herzen lebt, was wir von unſrer Zufriedenheit unzertrennlich glauben. Und wenn es nun nicht wäre, wie werden wir es ertragen? werden wir uns willig darein ergeben? wird es uns nicht

die Heiterkeit der Seele, die Kraft und den Muth des Lebens und die Fähigkeit rauben, das zu leisten, wofür wir hier sind? Es liegt so viel daran, daß wir uns in solchen Fällen behaupten. Ein uns verordneter Kampf ist jeder nicht gewährte Wunsch des Herzens. Dem Himmel sollen wir ihn aufopfern, denn der Himmel hat uns seine Erfüllung versagt; damit wir ihm erhalten, ihm ganz gewonnen würden, hat er sie uns versagt. Im Entbehren und Verzichtleisten sollen wir die höhere Stärke des Gemüthes erwerben, die uns auf ausgezeichnete Beseligungen des Himmels Ansprüche gibt.

Wir werden uns diesen Kampf erleichtern, wir werden ihm oft gänzlich ausweichen: wenn wir unser Herz vor eiteln Wünschen bewahren; wenn wir sie im Entstehen schon unterdrücken, wo sie noch nicht die Stärke besitzen, die es uns späterhin so schwer macht, ihnen zu gebiethen; wenn wir dafür sorgen, daß unser Herz nie leer und ohne Beschäftigung sey; wenn wir durch nützliche Thätigkeit und durch heitern Genuß der Gegenwart, das Erwachen derselben verhüthen; wenn wir uns gewöhnen, dankbar hinzunehmen, was Gottes väterliche Güte uns gewährt, und im Glauben an seine väterliche Fürsorge es ihm getrost überlassen, mit welchen Wohlthaten er uns segnen, welche Entbehrungen er uns auflegen wolle, fest überzeugt, daß es uns nie an etwas fehlen, daß er uns immer reichlich bescheeren wird, was unser Herz erfreuen kann. Der ist weise, der gelernt hat,

mäßig zu wünschen, am guten Tage guter Dinge zu seyn, und den bösen auch für gut zu nehmen.

Aber es gibt Wünsche, deren wir uns umsonst zu erwehren suchen, weil unsre Lage, unsre Bedürfnisse, unsre deutlichste Ueberzeugung von den Erfordernissen unsrer Wohlfahrt und unsre lebhaftesten Gefühle sie uns aufdringen. Diese lasset uns wenigstens mäßigen: lasset uns nicht unsre ganze Zufriedenheit an sie knüpfen; lasset uns uns bemühen, noch sonst viel zu besitzen, was dem Herzen wohl thut; lasset uns mit dem Gedanken, daß sie wohl unerfüllt bleiben könnten, uns vertraut machen; lasset auch sie uns dem befehlen, der alles auf das Beste fügt.

Und wann endlich der entscheidende Augenblick kommt, der unsre Erwartungen zerstört: dann lasset uns entschlossen und standhaft kämpfen gegen das schmerzliche Gefühl; dann lasset uns ihm den Glauben an Gottes weise Verhängnisse und an eine beßre Welt, wo der Mensch nicht mehr geprüft wird, wo die Wünsche nicht mehr irren und nicht mehr unerfüllt bleiben, entgegen setzen, und freudig hoffend die Entsagung üben, durch die wir Gott ehren, und uns herrliche Belohnungen gewinnen. Ohne Zaudern lasset uns unsre Kräfte aufbiethen; und wiederholt sich noch so oft die bittre Erfahrung — im Lande der Täuschung und der Thränen kann das nicht anders seyn — lasset uns doch aushalten, und nicht ermüden in diesem Kampfe; lasset uns willig auch das

letzte hingeben, womit wir uns schmeicheln, dort wird uns desto reichlicher ersetzt werden.

II.

Zu den Uebeln des Lebens, mit denen wir entschlossen und standhaft kämpfen sollen, gehört, zweytens, das Ungemach, das uns in demselben bedrängt, die körperlichen Schmerzen, die wir zu leiden haben, und die widrigen Dinge, die uns begegnen, Kränkungen unsrer Ehre, Zurücksetzungen, Demüthigungen, Verläumdungen, Haß, Beleidigungen und bittre Verluste, die wir betrauern. Das hat auch der Text vorzüglich im Auge, denn das gleich nach demselben Folgende ermuntert, auf Jesum zu blicken, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, das Kreuz erduldete und der Schmach nicht achtete. Entgehen wird keiner unter uns dem Mißgeschicke. Das Elend ward uns auf der Bahn des Lebens zum Gefährten gegeben; die Erduldung und weise Benutzung desselben macht einen großen Theil unsrer Vorbereitung auf die Ewigkeit aus. Der Kampf mit demselben kann also nicht darin bestehen, daß wir uns bemühen ihm auszuweichen, oder es von uns abzuwenden, was auch nur selten unsrer Vorsicht und noch seltener unsrem kraftvollen Widerstreben ohne Pflichtverletzung gelingt, sondern darin, daß wir, das äußere Leben ihm einräumend, unser Inneres davon frey erhalten, daß wir die unangenehmen Empfindungen, die es uns verursacht, weise

beherrſchen, und ihm keinen nachtheiligen Einfluß auf den Zuſtand unſers Gemüthes geſtatten. Daher es an einem andern Orte heißt: Geduld iſt euch Noth, daß ihr den Willen Gottes thuet, und die Verheißung empfanget. Wie angreifend die uns treffenden Unfälle für unſer Gefühl ſeyn mögen: wahre Uebel werden ſie erſt dann für uns, wenn ſie uns beſiegen, wenn ſie uns ganz niederbeugen, die Kraft des Geiſtes und des Herzens ſchwächen, oder wenn ſie unſre Seele verdüſtern und mit trüben Vorſtellungen erfüllen, oder wenn ſie das Gemüth empören, oder wenn ſie edele Ueberzeugungen und Geſinnungen erſchüttern, die uns bisher eigen waren. Sie, die die wohlthätige Beſtimmung haben, unſern Geiſt zu bilden, und unſer Herz zu veredeln, werden uns dann erniedrigen und verderben, außer dem Schmerze, den ſie uns zufügen, werden ſie auch unſer Gemüth zerrütten, und uns mit Schmach überhäufen, ohne uns irgend einen Erſatz zu geben, ohne uns irgend eine Hoffnung übrig zu laſſen. Weit entfernt, etwas durch ſie zu gewinnen, werden wir das Beſte an ſie einbüßen, und in einen äußerſt unglückſeligen Zuſtand hinabgeſtürzt werden.

Dahin, daß uns das nicht begegne, ſoll unſer Widerſtand gerichtet ſeyn. Entſchloſſen und ſtandhaft ſollen wir gegen die Empfindungen, die ſie in uns erregen, kämpfen, daß wir aufgerichtet ſtehen unter den Schlägen des Mißgeſchickes, daß wir gering achten die Kränkungen der Welt, unſre Ruhe

bewahren bey den Verluſten — Heiterkeit bey den Schmerzen, die wir erleiden, Unerſchrockenheit, bey den Gefahren, die uns bedrohen, daß wir nicht wegwerfen das Vertrauen, welches eine ſo große Belohnung hat, nicht aufgeben die Ueberzeugungen, an die wir uns ſonſt gehalten, nicht verleugnen die edeln Grundſätze, nach denen wir ſonſt gelebt haben. Wie groß und herrlich iſt der Menſch, der auf dieſe Weiſe das Ungemach erduldet! in welchen Segen wird es ſich für ihn verwandeln, zu welcher Höhe wird er ſich emporſchwingen! welche Kränze des Sieges wird er ſich erwerben! wie vielſeitig gebildet, wie durchgeprüft, wie reich begabt wird er in jene Welt übergehen, und welche bewundernswürdige Dinge wird er in dieſer vollführen! denn was ſollte dem zu ſchwer ſeyn, worin ſollte der nicht ausdauern, der den Schmerz überwunden hat!

Wie glücklich ſind wir, daß es uns vergönnt iſt, ſo gegen das Ungemach zu kämpfen, und mit dem Apoſtel auszurufen: wir rühmen uns auch der Trübſal: denn wir wiſſen, daß Trübſal Geduld bringt, Geduld aber Erfahrung, Erfahrung Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden! Nein, wir dürfen uns nicht beſchweren über die Widerwärtigkeiten unſrer Tage; uns ſelbſt, unſre Weichlichkeit, unſre Trägheit müſſen wir anklagen, wenn wir ihnen unterliegen. Bey uns ſteht es, uns über ſie zu erheben; wir dür-

ſen uns nur unſrer Weichlichkeit und Trägheit, der unthätigen Trauer, den finſtern Vorſtellungen, die ſich in den Gram vertiefen und ihn nähren, entreißen; wir dürfen nur das, wovor wir erſchrecken, feſt in das Auge faſſen, und es ſorgfältig unterſuchen: wir dürfen ihm nur einen von heitern Gedanken erfüllten Geiſt, ein ſtarkes, durch edle Gefühle und große Geſinnungen gewaffnetes Herz, den ernſtlichen Willen uns zu behaupten, einen auf Gott und den Himmel gerichteten Blick, einen lebendigen Eifer in der Erfüllung unſrer Pflichten, Empfänglichkeit für die Erleichterungen und Erquickungen, die uns zu Theil werden, entgegen bringen.

Wohlan denn, laſſet uns ihn muthig wagen den Kampf mit den Unfällen, die uns bedrängen, und, ſo oft ſie ihren Angriff erneuern, gerüſtet ſtehen, und mit friſcher Kraft gegen ſie ſtreiten. Auch wir haben ganze Schaaren heldenmüthiger Vorgänger, denen es gelungen iſt, ſich in demſelben glücklich zu behaupten, die durch ihn zur Herrlichkeit gelangt, und jetzt unſers Kampfes Zeugen ſind, die aus jener unſichtbaren Welt uns zurufen: richtet auf die laſſen Hände und ſtärket die müden Knie! warum wolltet ihr unterliegen? ſchauet an unſer Ende und unſre Belohnung und folget unſerm Glauben nach. Auch uns wird der Herr helfen, wie er ihnen geholfen hat, auch in unſrer Schwachheit wird er ſich verherrlichen.

III.

Die Uebel des Lebens, mit denen wir kämpfen müssen, sind, drittens, Hindernisse und Erschwerungen, die wir bey unsern edeln Bemühungen antreffen. Wir alle haben Pflichten zu erfüllen, Geschäfte zu verrichten, Angelegenheiten zu besorgen, von denen große Schwierigkeiten unzertrennlich sind. Wir sollen in und außer unserm Berufe Gutes stiften, uns der Welt und den Unsrigen nützlich machen. Aber wohin wir uns mit unsrer Thätigkeit wenden, überall stoßen wir auf Dinge, die sich unserm Einflusse widersetzen, die sich weigern, die bessre Gestalt anzunehmen, die wir ihnen geben wollen, auf Einrichtungen, die unser Wirken beschränken, und an denen wir nichts ändern können. Hier stellen sich widrige Umstände, dort die Verblendung, die Vorurtheile, der Eigensinn und die Leidenschaften der Menschen unsern Unternehmungen entgegen. Nichts bleibt unversucht, List und Gewalt werden angewendet, sie zu nichte zu machen, und nicht selten werden unsre Anstrengungen noch vereitelt, wo wir schon am Ziele zu seyn glauben. Wir sehen uns aufgehalten, mit Beschämung zurückgewiesen, um alles, was wir hofften, betrogen. Je länger unser Fleiß ausdauert, desto deutlicher wird es uns, daß wir wenig oder nichts ausrichten werden. Wir sollen auf Menschen wirken, sie von Irrthümern zurückbringen, sie auf andre Wege leiten, sie zu andern Gesinnungen bewegen,

ihre Gemüther bilden. Aber man will nichts von uns wiſſen, man verſagt uns das nöthige Zutrauen, man verſchließt uns ſein Herz, man verhärtet ſich gegen unſer Zureden, weder die Sprache des Ernſtes noch die Sprache der Liebe vermag etwas auszurichten. Und dabey fehlt es uns nicht ſelten an allem, was uns zur Aufmunterung gereichen könnte. Weit entfernt auf Belohnung rechnen zu dürfen, erregen wir Widerwillen, Erbitterung und Haß, und ziehen uns die empfindlichſten Kränkungen zu; man läſtert und verſchreyt uns, man wiegelt die Gemüther wider uns auf. Nicht ungeſtraft ſollen wir den Eigennutz beeinträchtigt, den Stolz beleidigt, das Laſter gedemüthigt, für die Wahrheit, gegen die Lüge geſprochen, oder den Ehrgeitz übertroffen haben. Wir ſind aufgefordert und in Anſpruch genommen, an unſrer eignen Verbeſſerung zu arbeiten. Aber welche heftige Empfindungen, welche mächtige Begierden, welche tief eingewurzelte böſe Gewohnheiten treten uns da in den Weg! welche Gewalt müſſen wir unſerm Herzen anthun, welchen beſchwerlichen Uebungen müſſen wir uns unterziehen! wie lange dauert es, bis wir etwas Beträchtliches über uns gewinnen! wie leicht fallen wir in die alten Fehler zurück! wie viel liegt in unſerm nächſten Lebenskreiſe, das ihnen Nahrung gibt, das die böſe Neigung wieder anregt, den Affect wieder entflammt! O, ſehr ſchwach müßte in uns das Pflichtgefühl und der Trieb Gutes zu wirken, eine ſehr unbedeutende Sache müßte

uns

uns unsre sittliche Veredlung seyn, wenig müßte es uns gelten, unsrer Bestimmung nachzukommen, und der Welt bleibenden Segen zurückzulassen, wenn Erfahrungen dieser Art uns nicht schmerzten, wenn wir die Hindernisse und Erschwerungen edler Bemühungen nicht zu den bedeutendsten Uebeln des Lebens zählten. Tiefer noch als durch alles Ungemach, fühlen durch sie die eifrigen Freunde des Guten sich niedergebeugt.

Aber sollen wir den Muth sinken lassen, schüchtern zurück treten, und die gute Sache, der wir uns geweiht haben, Preis geben? sollen wir, durch die damit verbundenen Schwierigkeiten geschreckt, aufhören, für das thätig zu seyn, was wir für die Ehre und das Glück unsers Lebens erkennen? oder sollen nicht vielmehr eben diese Schwierigkeiten uns anfeuern uns desto eifriger dafür zu verwenden? sollen wir den geringen Erfolg verschmähen, weil wir den glänzenden nicht erreichen können? sollen wir, was nicht gleich auf der Stelle gelingt, oder schon einige Male fehlgeschlagen ist, als etwas betrachten, das gar nicht gelingen, das immer fehlschlagen werde? oder sollen wir der Weichlichkeit nachgeben, die den Verdruß, die saure Arbeit, die ausdauernde Anstrengung scheut? Und dabey könnten wir rühmen, daß uns das Herz für das Gute erwärmt sey? Nein, entschlossen und standhaft wollen wir mit den Hindernissen und Erschwerungen edler Bemühungen kämpfen; ohne erst verlegen nach ihnen hinzublicken, wel-

len wir thun, was uns das Herz gebietet; ohne ängſtlich zu fragen, ob ſie uns nicht wohl überlegen ſeyn möchten, wollen wir an das Werk eilen, das uns aufgegeben iſt, und es ſo muthig und kraftvoll beginnen, als ob es uns gar nicht fehlſchlagen könne: und mit Erſtaunen werden wir wahrnehmen, wie viel mehr wir vermögen, als wir uns zugetraut hatten.

Auch hier haben wir einen Haufen von Vorgängern und Zeugen um uns. Alle, die etwas Beträchtliches geleiſtet, alle, die ſich zu einer bedeutenden Höhe der ſittlichen Bildung erhoben haben, haben dieſelben Erfahrungen gemacht. Aber ſie ſind nicht muthlos geworden. Weil es ihnen Mühe koſtete, weil es ſie in Kämpfe verwickelte, darum haben ſie das Gute um ſo höher geachtet, darum hat ihnen das Herz dafür geglüht. Sie haben ſich ſelbſt, ſie haben Gott vertraut, ſie haben tapfer geſtritten mit dem, was ihnen im Wege ſtand, und glorreiche Siege haben ſie davon getragen, herrliche Belohnungen ihrer Standhaftigkeit haben ſie empfangen. Die Wohlthäter ihres Geſchlechtes, die Muſter der Nachwelt würden ſie nicht geworden ſeyn, wenn ſie ſich hätten abſchrecken laſſen. Gedenket an den, heißt es im Textkapitel, der ein ſolches Widerſprechen von den Sündern wider ſich erduldet hat, daß ihr nicht in euerm Muthe matt werdet und ablaſſet. Gott iſt mit jeder guten Sache. Noch nie iſt eine rühmliche Beſtrebung ganz umſonſt

gewesen; und hat manche den beabsichtigten Erfolg nicht gehabt, so ist sie dafür durch einen andern nicht weniger schönen entschädigt worden. Erblicken wir die Früchte unsers Fleißes nicht: so kommen sie später oder an andern Stellen zum Vorscheine. Könnten unsre Bemühungen in der sichtbaren Welt ganz ohne Wirkung bleiben: so haben sie uns doch geübt und gebildet, und uns Ansprüche auf die Vergeltungen Gottes erworben. Und wie viel ist es nicht schon werth, das Gute ernstlich gewollt, und dafür gethan zu haben, was man vermochte! Darum, so sauer es uns auch gemacht wird, und so vieles sich auch gegen uns vereinigt: wir wollen nicht ermüden.

IV.

Unter den Uebeln des Lebens, wider die wir entschlossen und standhaft kämpfen sollen, finden wir endlich noch mächtige Verleitungen zum Bösen. Und auch auf diese deuten die Worte des Textes: denn es wird bald nachher hinzugesetzt: ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden, in dem Kämpfen wider die Sünde. Künstlichen Betrug wendet die Sünde an, unser Herz zu bestricken, blendende Vortheile spiegelt sie uns vor, dieses Herz zu bethören. Noth und große Verlegenheiten drängen uns nicht selten, zu thun wider Gottes Geboth; drückendem Ungemache können wir nicht selten durch Verletzung des Gewissens entkommen; Güter, die der Sinnlichkeit schmeicheln, können wir nicht selten

durch Verletzung des Gewiſſens an uns bringen. Leidenſchaften wiegeln das Gemüth auf; gefährliche Beiſpiele reitzen uns; die ganze Macht und Ueberredungskunſt der Verführung dringt auf uns ein; die Sitten eines verderbten Zeitalters preiſen ſich uns an; ſeine Grundſätze entſchuldigen und beſchönigen bey uns das Laſter: Drohungen beſtürmen das Herz; glänzende Verheißungen ſuchen es gefangen zu nehmen. Es ſind öffentliche und verſteckte, es ſind immer wiederholte Angriffe, die auf uns geſchehen; eines entſchloſſenen und ſtandhaften Kampfes bedarf es, wenn wir ſie ſiegreich beſtehen wollen.

Und können wir zweifeln, ob es ſich der Mühe und Beſchwerlichkeiten eines ſolchen Kampfes verlohne? Bis auf das Blut ſollen wir widerſtehen; das Aeuſſerſte ſollen wir wagen, das Letzte und Geliebteſte ſollen wir bloß ſtellen in dieſem Kampfe. Mit Recht wird das von uns gefordert: denn es gilt hier um das Höchſte und Koſtbarſte, was ein Menſch zu beſchützen hat, um den Adel unſrer Seele, um die Ruhe unſers Herzens, um den Beyfall Gottes, um das Glück des Himmels — und auf der andern Seite, um das Traurigſte und Schrecklichſte, was einem Menſchen begegnen kann, um die ſchimpflichſte Erniedrigung, um die Befleckung des Gemüthes, die Angſt im Gewiſſen, den Verluſt alles Troſtes und aller Hoffnung, der da unvermeidlich iſt, wo man vom Böſen überwältigt wird. Vergänglich iſt der Schmerz, dem wir ausweichen, vergänglich ſind alle Güter, die

wir gewinnen, wenn wir uns dem Bösen hingeben. Alles was wir erdulden und genießen, alles was jetzt so leidenschaftlich gefürchtet und geliebt wird, was jetzt mit so wildem Ungestüm das Herz bewegt, wovon Tausende geängstigt, entflammt, getrieben werden, das alles wird uns wie ein Traum vorkommen, wann es vorüber ist; und wie bald wird es vorüber seyn! Unsterblich dagegen ist die Seele, die wir vor dem Verderben bewahren sollen, ewig das Heil, das wir zu vertheidigen haben. Wer könnte sich da noch einen Augenblick bedenken? wer sollte da nicht die größte Mühe und Beschwerlichkeit für unbedeutend halten? Der Kampf der Zeit — und die Belohnungen der Ewigkeit; der Streit kurzer Jahre — und die Kronen des Himmels — welch ein Unterschied!

So werde dieser Kampf denn muthig gewagt, und eifrig fortgesetzt. Auch hier lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens, der sich durch ihn zur Herrlichkeit Gottes erhoben hat, auch hier uns erinnern an den Haufen von Zeugen, die uns unsichtbar umgeben, die uns theilnehmend bemerken, die sich unsrer Entschlossenheit und Standhaftigkeit freuen, die sich freuen, daß wir ihnen nachfolgen, daß wir ihre Seligkeit theilen werden, die in uns jetzt schon segnend ein edles Brudergeschlecht erblicken. Lasset uns kämpfen mit den Waffen der Vorsicht und mit den Waffen der Stärke; lasset uns mit aller Sorgfalt unser Herz bewachen, daß nicht unvermerkt

das Böſe uns beſchleiche, laſſet uns hinweg uns wenden, von den Bildern, welche die Luſt der Sünde in uns erzeugen, ohne weiteres Ueberlegen die Forderungen der Sünde, die an uns ergehen, abweiſen, mit welchen dringenden Bewegungsgründen ſie unterſtützt ſeyen, ohne uns lange zu beſinnen, ohne ihnen Gehör zu leihen, die Gedanken und Begierden, welche das Böſe zum Gegenſtande haben, unterdrükken, und dieſem auch nicht die kleinſte Gemeinſchaft mit unſerm Herzen geſtatten. Laſſet uns in der Kraft des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, über die Welt und das Irdiſche unſrer Natur uns erheben, uns immer inniger mit allem Guten und Edeln befreunden, uns immer mehr in den Geſinnungen der Frömmigkeit und Tugend befeſtigen.

Rüſten wollen wir uns zu dieſem Kampfe durch Grundſätze, die wir unſerm Gemüthe tief einprägen, die wir uns oft, nach ihrer Wichtigkeit und ihrem Ernſte, vergegenwärtigen, die wir immerfort in unſrer Seele lebendig halten, durch ein öfteres dankbares und ehrfurchtsvolles Andenken an Gott und ſeine heilige Nähe, durch kindliche Scheue vor ihm, durch den Gedanken unſrer großen und herrlichen Beſtimmung, durch das Gefühl der uns verliehenen Würde, die nicht entweiht, nicht verſcherzt werden darf, durch das nie verdunkelte Bewußtſeyn, daß wir dem Himmel angehören, daß wir für den Himmel kämpfen, und daß dort unſer Kampf ſich in einen vollſtändigen Sieg verwandeln ſoll. Mit gewaltigen

Mächten müſſen wir ſtreiten, aber auch ausgezeichnete Kräfte, die Kräfte der zukünftigen Welt beſeelen uns, und durch ſie werden wir überwinden.

Hier muß ich mich noch einmal an Euch wenden, geliebte Jünglinge und Jungfrauen, die Ihr in dieſen Tagen in die Gemeine Jeſu aufgenommen worden ſeyd, und heute zum erſten Male an der Gedächtnißfeyer des Erlöſers Theil nehmen wollet. Euch insbeſondre muß ich ermuntern, daß Ihr entſchloſſen und ſtandhaft kämpfet mit den Uebeln des Lebens. Das iſt Euer großer Beruf in der Welt, den Ihr jetzt übernehmet; davon hängt Euer Glück in Zeit und Ewigkeit ab. Wenig habt Ihr bisher von dieſen Uebeln erfahren; aber ſie werden Euch nicht unbekannt bleiben: auch Ihr werdet in den Streit mit denſelben verwickelt werden. Ich ſage das nicht, um Euch zu ſchrecken — nicht, daß Ihr jetzt ſchon Euer Gemüth mit trüben Vorſtellungen erfüllet. Nein, freuet Euch Eurer Jugend und ſeyd fröhlich am heitern Morgen Euers Lebens. Genießet dankbar und ſchuldlos alles Gute, was Euch Gott beſcheeret; entfernet von Euch, was Euern Geiſt verdüſtern, Euer Herz verengen könnte; ſammlet ſorgfältig alles auf, was den jugendlichen Frohſinn bey Euch nähren, und Euch auf die Mühſeligkeiten des ſpätern Alters vorbereiten kann. Der reine jugendliche Frohſinn iſt die beſte Stimmung des Herzens; o, daß er Euch bleiben könnte bis ans Ende! Tretet, im Glauben an den Gott, der Euch bisher gnädig geleitet, getroſt Eure Laufbahn an:

überlaſſet es ihm, welchen Beſchwerden, Hinderniſſen und Verſuchungen er Euch entgegenführen werde, und zweifelt nicht, er, der ſo oft und immer half, wird auch über dieſe hinweghelfen. Aengſtlich fürchten dürfet Ihr, als Chriſten, die Uebel des Lebens nicht. Nur erinnern wollte ich Euch an ſie, damit Ihr nicht unvorbereitet von ihnen ereilet werdet, ſondern Euch jetzt ſchon gegen ſie waffnet, und als Ueberwinder aus denſelben hervorgehet. Bewahret Euer Herz vor eiteln Wünſchen, die Euch eben ſo wenig als ängſtliche Sorgen geziemen, die Euer Herz empören, Euern Frieden verjagen, und Euch verhindern würden, deſſen, was Ihr beſitzet, froh zu werden. Möget Ihr aber auch, wenn Euch einſt mancher Wunſch unerfüllt bleibt, ihn willig Gott hingeben, und Euch ſeinem Rathe unterwerfen; möge dann Euer Herz ſich nicht leer und arm fühlen; möget Ihr dann noch vieles beſitzen, das Euch tröſtet. Möget Ihr, wenn auch Euch einſt das Mißgeſchick überfällt, Euerm Gott in Geduld ſtille ſeyn, und es im Gefühl ſeiner Nähe, im ergebungsvollen Warten auf ſeine Hülfe gelaſſen ertragen, daß Ihr durch daſſelbe dem Himmel geheiligt werdet; möge dann Euer Glaube ſich bewähren und Euch ſeine mächtig ſtärkende Kraft fühlen laſſen. Auch Ihr ſollet wirken, ſo lange Euer Tag ſcheint; an Hinderniſſen und Erſchwerungen wird es nicht fehlen; möget Ihr nur nicht ermüden, möget Ihr hoffend auf den Beyſtand und Segen des Herrn, freudiges Muthes fortarbeiten, und einſt reich

an rühmlich vollbrachten Werken das Leben verlaſſen. Und wenn die Verſuchung ſich nahet, möget Ihr dann ſtark ſeyn in dem Herrn und in der Kraft ſeiner Stärke, möget Ihr dann einen gnädigen Gott finden, die entſcheidende Probe beſtehen, und auch den letzten Kampf glücklich enden.

Ein ſchöner Tag war der Tag Eurer Einſegnung zum chriſtlichen Bunde, ein ſchöner Tag iſt auch der heutige, wo Ihr vor Euerm Erlöſer erſcheinet im feſtlichen Schmucke, ihn zum erſten Male öffentlich zu bekennen, und ihm ein ehrfurchtsvoll und dankbar liebendes Herz darzubringen. Nahet Euch ſeinem Tiſche mit heiliger Freude. Bey ihm, bey ihm ſey Euer ganzes Gemüth. Wie ein heitrer Tag aufgeht, ſo gehe im Andenken an ihn, den Heiligen, den freundlichen Helfer Eurer Seele, das Leben Euch auf, das jetzt für Euch beginnt. Der größten Liebe, des herrlichſten Todes, des erhabenſten und ſeligſten Zuſtandes in einer andern Welt gedenket Ihr, indem Ihr ſeiner gedenket; deß werdet innigſt froh, und Vorgefühl Euers künftigen verklärten Lebens ſey Euch das Gefühl dieſer Stunde. Empfindet alle ſeine Vortrefflichkeit, alles, was ſein Evangelium Euch ſeyn kann und ſeyn wird, ſeinen ſüßen Troſt, ſeine himmliſchen Erquickungen, ſeine Gotteskraft ſelig zu machen. Gewinnet hier die Heiterkeit und Stärke, deren Ihr bedürfet zum Kampfe mit den Uebeln des Lebens. Noch einmal, Euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht, ſeinen

Frieden wird er Euch laſſen, ſeinen Frieden wird er Euch geben, ſeinen Sieg wird er Euch verleihen. Weihet Euch ihm ganz und für immer. Eine Stunde noch ehe dieſer Tag vergeht gehöre in der Stille allein Gott und Euerm Herzen, und in dieſer Stunde verſammle ſich der Segen aller guten Gedanken, Empfindungen und Vorſätze, die Ihr in dieſen Tagen gehabt habt, um Euch auf Euern fernern Wegen zu begleiten. Faſſet Muth. Gott wird Euer Führer ſeyn, und Euch einſt aus den Uebeln der Zeit zu ſeiner Herrlichkeit erheben.

XVI.

Von der Theilnahme des Himmels an unſern höhern Angelegenheiten.

Das Evangelium Jeſu belehrt uns von einer Theilnahme des Himmels an unſern Angelegenheiten, die keine derſelben von ſich ausſchließt. Wir ſind, nach ſeinem Unterrichte, die Gegenſtände einer Aufmerkſamkeit, die nie ermüdet, der auch das Kleinſte, was auf unſer Schickſal Einfluß hat, nicht entgeht, und mit der ſich die liebevollſte und thätigſte Sorgfalt für unſer Beſtes verbindet; ein Weſen, das wir Vater nennen, weiß, was wir fühlen und bedürfen, und ſelbſt die Haare auf unſerm Haupte ſind gezählet. Gewiß iſt dies eine höchſt troſtreiche und erfreuliche Wahrheit. Denn wie groß iſt nicht die Schwachheit unſrer Natur! wie wenig vermögen wir, die Uebel zu entfernen oder zu erleichtern, die uns zu Boden drücken, und uns das zu verſchaffen, was zu unſerm Lebensglücke dient! wie oft gerathen wir in Verlegenheiten, aus welchen wir, uns ſelbſt überlaſſen,

nicht im Stande ſind, einen Ausweg zu finden! wie oft iſt unſer Herz ſo beſchwert, daß es in ſeinem Jammer vergehen müßte, wenn es ſich nicht einer innigen und wirkſamen Theilnahme verſichert halten könnte! Wie ſelten aber wird eine ſolche Theilnahme auf Erden angetroffen! wie häufig begegnet uns, was wir niemand mittheilen können! wie häufig finden wir die Herzen der Menſchen verſchloſſen oder ſo angefüllt mit der Sorge für das Ihrige, daß nirgends mehr Raum bleibt für das, was wir ihnen anvertrauen möchten! und ſelbſt da, wo ſie uns mit Wärme entgegen kommen, wie groß zeigt ſich gewöhnlich ihr Unvermögen, zu unſrer Erleichterung etwas beyzutragen! Wen hätte nicht zuweilen jenes ſchmerzliche Gefühl der Verlaſſenheit ergriffen, worin uns alles menſchliche Weſen höchſt beklagenswerth erſcheint? Wir ſind die elendeſten unter den Geſchöpfen, wenn es außer dieſen ſichtbaren Gegenden keine Zuflucht für uns gibt. Aber welches Vertrauen werden wir faſſen, wie werden wir uns aufrichten unter den Laſten, die uns beugen, mit welchem Muthe werden wir jedem Schickſale, das auf uns wartet, entgegen gehen: wenn wir wiſſen, über uns ſey Gehör für unſre Klage und für unſer Flehen, Beyſtand für unſre Noth, Kraft zur Unterſtützung unſrer Ohnmacht, Liebe für unſer ſehnſuchtsvolles Herz, von oben her werden wir bewacht, beſchirmt und geleitet auf dem dunkelſten Pfade des Lebens! Welche ehrenvolle Auszeichnung überdies! wie wichtig müſſen

uns unſre Angelegenheiten werden, mit welchem Ernſte müſſen wir derſelben wahrnehmen, da der Himmel ſelbſt uns theuer achtet und mit unſern Angelegenheiten beſchäftigt iſt!

Ueber alle unſre Angelegenheiten ohne Ausnahme, über alles, was mit unſerm Wohl in Verbindung ſteht, erſtreckt ſich die Theilnahme des Himmels. Je größer indeß eine beſondre Angelegenheit iſt, je genauer ſie mit unſrer Würde und Glückſeligkeit zuſammenhängt: deſto größer iſt auch die Theilnahme des Himmels, deſto zahlreicher ſind die Anſtalten, in welchen ſie ſich zu erkennen gibt. Bey welcher Angelegenheit könnte daher die Theilnahme des Himmels ſtärker und wirkſamer ſeyn, als bey der heiligſten, umfaſſendſten und entſcheidendſten unter allen, der wir jede ändre unterordnen, nach der wir jede andre würdigen ſollen, die wir als den höchſten Zweck nicht bloß unſers Erdenlebens, ſondern auch unſers ganzen unſterblichen Daſeyns zu betrachten uns genöthigt ſehen, bey der, welche die Rettung, die Bildung und Heiligung unſrer Seele betrifft. Hierüber beſonders enthält das Evangelium Jeſu die merkwürdigſten und ſchätzbarſten Erklärungen, Erklärungen, denen die glänzendſten und überzeugendſten Thatſachen zur Seite gehen. So laſſet uns denn jetzt den Unterricht deſſen hiervon vernehmen, deſſen Leben und Wirken uns zum ſtärkſten Beweiſe von der Theilnahme des Himmels an unſern Angelegenheiten dient.

Luk. XV, 3 — 7.

Er ſagte aber zu ihnen dies Gleichniß, und ſprach: welcher Menſch iſt unter Euch, der hundert Schafe hat, und ſo er der eins verliert, der nicht laſſe die neun und neunzig in der Wüſte, und hingehe nach dem Verlornen, bis daß er es finde? Und wenn er es gefunden hat, ſo legt er es auf ſeine Achſeln mit Freuden. Und wenn er heim kommt ruft er ſeine Freunde und Nachbarn, und ſpricht zu ihnen: freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich ſage euch, alſo wird auch Freude im Himmel ſeyn über Einen Sünder der Buße thut vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Man hatte es Jeſu zum Vorwurfe gemacht, daß er mit Menſchen umging, die als Sünder im auszeichnenden Sinne des Wortes bey der Menge verrufen waren. Ohne ſich darauf einzulaſſen, ob und in wie fern dieſe Menſchen in ſo übler Meynung zu ſtehen verdienten, was wohl nicht anders als zur tiefen Beſchämung derer, die ihnen den gehäſſigen Nahmen beylegten, hätte ausfallen können, antwortet er ihnen in dieſem Gleichniſſe mit dem Gedanken, daß ja eben dieſe Verirrten ganz vorzüglich die Gegenſtände der Aufmerkſamkeit eines himmliſchen Ge-

ſandten ſeyn müßten, indem dem Himmel ſelbſt nichts mehr angelegen ſey, als das Verirrte zurück zu bringen, daß er mit dem Himmel einverſtanden und im Sinne des Himmels handle, wenn er ſich mehr um die bekümmere, welche der Beßrung bedürfen, als um die, welche derſelben nicht bedürfen, oder nicht zu bedürfen glauben. Man iſt es an dem Weiſeſten unter den Weiſen gewohnt, daß ſeine Verantwortungen oder gelegentlichen Bemerkungen ſich nie bloß auf ihren nächſten Zweck einſchränken, ſondern außerdem die wichtigſten Belehrungen in ſich ſchließen; ſo verhält es ſich auch hier. Treffender und herzerhebender läßt ſich die Theilnahme des Himmels an den höhern Angelegenheiten der Menſchen nicht darſtellen, als es in dieſem Gleichniſſe geſchieht. Wir wollen den Inhalt deſſelben jetzt näher in das Auge faſſen, wir wollen dem Herrn folgen, wenn er unſre Blicke zum Himmel erhebt, um uns fühlen zu laſſen, was wir dort gelten, und was dort für uns geſchieht. Ueber

die Theilnahme, welche im Himmel für unſre höhern Angelegenheiten iſt

wollen wir nach Anleitung des Gleichniſſes Jeſu jetzt einige erweckende Betrachtungen anſtellen.

Es ſind drey Wahrheiten, in welchen ſich Jeſus über die Theilnahme des Himmels an unſern höhern Angelegenheiten erklärt:

erſtens, der ſittliche Verfall des Menſchen iſt Entfernung vom Himmel,

zweytens, den Himmel ſucht das Verlorne wieder,

drittens, im Himmel iſt Freude, wenn das wiedergefunden wird, was verloren war.

I.

Unter dem Bilde des verlornen Schafes ſtellt uns Jeſus den Menſchen in ſeinem ſittlichen Verfalle dar. Er iſt das verlorne Kind des Himmels, von dem er ſich verirrt hat, wie das Schaf von der Heerde. Dem Himmel gehört der Menſch an; dort hat er ſeine Heimath. Vom Himmel ſtammt der Geiſt, der in dieſem Staube wohnt; ſelige Geiſter des Himmels ſind ſeine Anverwandten; er iſt auf die Erde geſandt, daß er hier ſich bilde, und einſt bereichert und geläutert durch ihre Erfahrungen, würdig in die Kreiſe derſelben eintrete. Unterpfänder ſeiner himmliſchen Abkunft und ſeiner himmliſchen Beſtimmung trägt er im Herzen; jedes ſchöne Gefühl, jedes reine Verlangen, jede edle Stimmung iſt Ahnung des Himmliſchen. Dann erſt verſteht der Menſch ſich ganz, wann er ſich ſeines Verhältniſſes zum Himmel deutlich bewußt wird; dann erſt lebt er ſeiner wahren Natur getreu, wann das Bewußtſeyn dieſes Verhältniſſes das Herrſchende in ſeiner Seele, das Beſtimmende ſeiner Gedanken, Empfindungen und Beſtrebungen iſt. So lange der Menſch ſchuldlos und gut bleibt, ſteht er mit dem Himmel in Verbindung, ſieht man an ihm das Bild des

Him-

Himmels glänzen, wohnt der Friede des Himmels in ſeiner Seele. Der einfache, anſpruchsloſe, ſanfte, liebevolle Sinn iſt Himmelsſinn; darum blickt, wenn man ihn hat, das Auge ſo gern hinauf; darum knüpfen ſich an ihn ſo viele ſüße Empfindungen; darum findet er ſo leicht den Himmel auf der Erde wieder; darum wird er von allem Himmliſchen ſo ſehr gerührt; darum iſt ihm die Sehnſucht nach dem Beſſern ſo innig vertraut. Darum ſprach einſt der Herr: laſſet die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer iſt das Reich Gottes, ſo ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Wäre es dem Menſchen vergönnt, ſich den heimathlichen Sinn unentſtellt und unverletzt zu bewahren, und von dieſem Sinne aus ſeine weitere Bildung zu beſorgen: welch ein vortreffliches Geſchöpf müßte er werden, wie vollendet für den Himmel würde er einſt dieſes Leben verlaſſen! Aber ſo iſt es ihm nicht beſchieden; die Welt verdirbt ihn, und entfernt ihn dadurch vom Himmel; ſie weckt in ihm Gedanken, Gefühle und Begierden, die dem Himmel widerſtreben, die bis ins Innerſte ſeiner Geſinnungen dringen, und auch dieſe vom Himmel abwenden, die das glückliche Verhältniß, worin er zum Himmel ſteht, immer mehr zerſtören. Reinheit iſt es vor allem, was das Weſen der Himmliſchen auszeichnet: beſteht aber nicht darin der ſittliche Verfall des Menſchen, daß die Lüſte der Sinnlichkeit ſich ſeiner

bemächtigen, und ſein Inneres entweihen und verunreinigen? Liebe iſt die Geſinnung der Himmliſchen: durch Liebe ſind ſie eins unter ſich und mit Gott, der die Liebe iſt; Liebe iſt ihr Wirken und ihr ſeliges Leben: zeigt ſich aber nicht darin die ſittliche Entartung des Menſchen, daß er ſeine Abſichten den Abſichten andrer entgegen ſtellt, daß die Selbſtſucht in ihm Ueberhand gewinnt, daß ſein Herz ſich ſeinen menſchlichen Brüdern verſchließt, daß er des Unglücklichen vergißt, oder ihn noch tiefer in ſein Elend hinabſtößt, daß er kränkt und ſchadet, wo ſein Vortheil dies mit ſich bringt, daß er den Bewegungen des Neides, des Zornes und des Haſſes in ſeinem Innern Raum gibt? Demuth iſt die Stimmung der Himmliſchen, ungekannt unter ihnen das Trachten, ſich über einander zu erheben, und vor einander Geltung zu verſchaffen; Eine Ehre und Eine Wonne theilen ſie alle: gehört aber nicht zu den bedeutendſten ſittlichen Verirrungen des Menſchen der Stolz, der ſich ungebührlich anmaßt, der mit Verachtung auf andre herabſieht, der ſeine Vorzüge allein beſitzen, und von ſeinen vermeynten Rechten alles ausſchließen will? äußert ſich nicht darin vornehmlich der Betrug der Sünde, daß ſie den Menſchen mit falſchen Einbildungen jeder Art, und beſonders mit einem Dünkel erfüllt, der alle anderweitigen guten Eigenſchaften an ihm zerſtört? Und wer kann ſie alle zählen die hieraus entſpringenden Unordnungen, welche die menſchliche Natur zum Schlim-

men umgestalten! wer kann sie alle beschreiben die Schlangenwege der Sünde, auf welchen sie den Menschen von seinem erhabenen Ursprunge ab-, und immer tiefer in ihre Schande und ihr Elend hineinführt! Der sittliche Verfall des Menschen entfernt ihn vom Himmel, denn er schwächt und unterdrückt in ihm die Gefühle, welche an den Himmel erinnern, und in denen die Gemeinschaft mit dem Himmel unterhalten werden muß. Wird der für den Himmel erwärmt bleiben, den sein Herz vom Himmel scheidet, und der es sich nicht verbergen kann, daß er mit demselben im Widerspruch steht? wird er fortfahren, sich so oft und angelegentlich mit dem Himmel zu beschäftigen, als es nöthig ist, um denselben im Auge zu behalten? wird nicht der Gedanke an denselben ihm bald eben so lästig als ungewöhnlich werden? wird nicht das Irdische, wohin alle seine Bestrebungen gehen, ihn immer mehr fesseln, und von allem, was nicht irdisch ist ablösen? wird nicht das Himmlische, da es ihm an Nahrung und Kraft des Lebens gebricht, bey ihm ganz im Irdischen untergehen? wird er nicht endlich den Unglücklichen zuzuzählen seyn, die sich ohne Gott in der Welt befinden? Und wie könnte bey solchen wohl der Friede und die Hoffnung des Himmels verweilen? wie sollen sie den Kämpfen, in welche die Leidenschaft jeden verwickelt, den sie erreichen kann — wie der Unlust ausweichen, die das Andenken an das verscherzte Gut, der Widerspruch mit sich selbst und die Vor-

würfe des Gewiſſens unzertrennlich begleitet? wie ſollen ſie die ſanften und ſeligen Bewegungen empfinden, für die nur das wohlgeordnete, dem Himmel befreundete Herz Empfänglichkeit hat? und wie könnten ſie ſich noch Einer Erwartung in Beziehung auf den Himmel, den ſie in ſich vernichtet haben, erfreuen? Nein, der Himmel hat nichts mehr an ihnen, darum auch nichts mehr für ſie. Wie er nichts mehr von ihnen empfängt, ſo kann er ihnen auch nichts mehr gewähren. Der Welt haben ſie ſich ganz und gar überliefert, an das treuloſe, flüchtige Gut derſelben allein dürfen ſie ſich halten; bey ihrer Ohnmacht, bey ihrem Nichts müſſen ſie Hülfe ſuchen. Ein verlornes Umherirren in traurigen Wüſten, fern von den Erquickungen und Freuden des heimathlichen Landes iſt ihr verarmtes Leben.

Wie das Schaf von der Heerde, ſo verirrt ſich der Menſch in ſeiner Entartung vom Himmel. Die Luſt der Sinne ladet ihn auf die lachenden Auen der Welt, er kann nicht ſatt werden des fröhlichen Genuſſes, er überläßt ſich dem Ungeſtüm der Begierde, und vergißt darüber der Heimath, es wird ihm immer ſchwerer zu ihr zurückzukehren, er blickt immer ſeltener nach ihr hin, bis er ſie aus dem Geſichte verloren hat; oder der wilde Drang der Leidenſchaft und des Uebermuthes treibt ihn von den Gefilden der Heimath hinweg in die Fremde; oder er verläßt ſie mit Vorbedacht und Abſicht, ſich ſchmeichelnd mit dem Wahne, dort ein beßres Glück zu finden, wo

er bald genug das Entbehren und das Elend antreffen wird.

Beklagenswerthe Geſchöpfe, die wir in dieſer traurigen Verirrung erblicken! Nicht allein haben ſie ihren innern und äußern Zuſtand zerrüttet und ſich mit Noth und Jammer überhäuft; auch den Himmel haben ſie verſcherzt, aus der ſeligſten Gemeinſchaft ſind ſie getreten, des edelſten Beſitzes haben ſie ſich beraubt, die froheſte Hoffnung haben ſie in ſich verdunkelt, oder gar völlig eingebüßt. Möge doch das jeder fühlen, dem ſein Herz ſagt, er habe ſich ſchon weit verirrt, und ſich beſinnen, wohin er gerathen iſt, und ergriffen werden von Wehmuth und Trauer, mächtig ergriffen werden von dem Gedanken, daß es der Weg des Verderbens iſt, auf dem er wandelt. Möget aber auch Ihr, die Ihr bisher dem Himmel treu geblieben ſeyd, oder doch wenigſtens das Herz nicht von ihm abgewendet habt, bedenken, was Ihr verlieren würdet, wenn Ihr Euch von ihm entfernet, damit Ihr Acht habet auf jeden Eurer Schritte, damit Ihr ſorgfältig die Eigenſchaften des Herzens bewahret, welche die Verbindung mit dem Himmel vermitteln, und Euch mit Ernſt allem widerſetzet, was Euch dem Himmel zu entreißen droht.

II.

Ob es gleich der Menſch iſt, der ſich des Himmels entſchlägt, und dem dadurch das Wichtigſte

verloren geht: ſo wird doch in dem Gleichniſſe Jeſu das Verhältniß ſo vorgeſtellt, als habe der Himmel den Menſchen verloren, um uns von den milden Geſinnungen des Himmels gegen den Entarteten, und von der Theilnahme deſſelben an unſern höhern Angelegenheiten einen recht ſtarken Eindruck zu geben.

Ungern und trauernd läßt der Himmel den Menſchen aus ſeinen Armen und von ſeinem Herzen, und unabläſſig iſt er bemüht, das Verlorne wiederzufinden. Das iſt die zweyte Wahrheit, worin ſich Jeſus über die Theilnahme des Himmels an unſern Angelegenheiten erklärt. Wenn ein Menſch hundert Schafe hätte, und Eins von ihnen verlöre, ſo ließe er wohl die neun und neunzig in der Wüſte und ginge hin nach dem Verlornen bis er es fände. Anders können wir es uns auch nicht denken. Iſt nicht im Himmel eine Liebe, die alles umfangt und theuer hält, was ſie hervorgebracht hat? und iſt es nicht das Beſtreben dieſer Liebe, alles um ſich zu verſammeln, und mit ſich zu vereinigen, allem ſo viel Vollkommenheit und Glückſeligkeit zu ertheilen, als es Empfänglichkeit dafür hat? Iſt es nicht ihr, durch unzählbare Einrichtungen und am meiſten durch Jeſum, ihren Geſandten, geoffenbarter Wille, daß allen Menſchen geholfen werde? Beabſichtigt ſeine Erſcheinung auf Erden, beabſichtigen alle ſeine Verrichtungen in unſrer Mitte etwas anders, als die Rettung des Verirrten? und kann es ſtärker, als durch die Lehre, die

Schickſale und den Tod Jeſu geſchehen, ausgeſprochen werden, wie gnädig der Himmel gegen die verlornen Kinder geſinnt, wie viel ihm an ihrer Rückkehr gelegen, und wie bereit er ſey, ſie wieder aufzunehmen? Setzt er, der große Urheber menſchlicher Seligkeit, in jenen höhern Reichen nicht noch immer das Werk fort, das er hier im Staube begonnen — ſteht er nicht noch immer denen mächtig bey, für die er ſein Leben gelaſſen hat? herrſcht er nicht im Himmel, damit er ſeine Feinde überwinde, und die Zahl derer vergrößere, die ihm alles verdanken? Dürfen wir endlich die ſeligen Weſen, welche von Anbeginn beßre Gegenden der Schöpfung bewohnen, und diejenigen, welche, nachdem ſie ihren Lauf auf Erden würdig vollendet, dorthin verſetzt worden ſind, dürfen wir die Verklärten, welche wir einſt die Unſrigen nannten, wohl von den Bemühungen ausſchließen, die dahin gerichtet ſind, dem Himmel das Verlorne wieder zuzuführen? Bezeugt nicht unſre Vernunft, beſtätigt nicht das Evangelium, daß zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Welt die genaueſte Verbindung Statt findet, daß alle vernünftige Weſen, welche Stelle ſie auch in dem unermeßlichen Ganzen einnehmen, zu einer großen Verbrüderung, zu einer durch den Himmel und über die Erde verbreiteten Familie Gottes gehören? Wenn wir uns jene höhern Weſen nicht unthätig denken dürfen: welch ein würdigeres Geſchäft können wir ihnen dann anweiſen, als das, zu dem letzten Zwecke der Gottheit,

und besonders zur Erziehung und Veredlung derer, die noch auf einer niedrigern Stufe stehen, mitzuwirken, wie ihnen auch unsre heiligen Schriften dieses Geschäft anweisen? Und haben nicht die, welche hier im Kleinen getreu waren, die Verheißung, daß sie dort über viel gesetzt werden, und Theil haben sollen an den Verrichtungen dessen, dem sie im Leben nachgefolgt sind? und was könnte sie mehr belohnen, als daß sie im Stande sind, sich derer anzunehmen, die sie hier geliebt, deren Schwachheit sie auch einst gefühlt haben, und von denen sie aus Erfahrung wissen, wie leicht sie auf Irrwege gerathen können!

Welch ein erhebender Gedanke! der Himmel ist unablässig bemüht, das Verlorne wiederzufinden und voll von Bewegungen, welche die Besorgung unsrer höhern Angelegenheiten bezwecken, alles, was der Himmel in sich schließt, ist in diese Bewegungen hineingezogen, alle Kräfte der unsichtbaren Welt sind für uns thätig. Welch eine ehrenvolle Theilnahme! welch eine glänzende Auszeichnung! Nie und unter keinen Umständen dürfen wir verzagen. In welchen Verlegenheiten wir uns auch befinden, welche Bekümmernisse sich auch uns aufdringen mögen: wir können getrost seyn; wir sind die glücklichen Gegenstände einer liebevollen und allmächtigen Aufmerksamkeit; unser ewiges Wohl ist die Sorge des ganzen Himmels, und diese Sorge ist die umfassendste, sie ist unerschöpflich an Anstalten und Hülfsmitteln,

ſie ermüdet nie, ſie erweist ſich an uns in jedem Augenblicke unſers Lebens. Iſt aber nicht unſerm ewigen Wohl alles andre untergeordnet? hat nicht alles darauf Beziehung? muß nun nicht alles die für uns heilſamſte Geſtalt und Richtung annehmen? muß nicht alles, was uns begegnet, zu unſerm Beſten dienen? dürfen wir noch in irgend einer Hinſicht verſäumt oder vergeſſen zu werden fürchten? gilt nicht vielmehr in jeder Bedrängniß des Lebens auch uns der Zuruf des Herrn: freuet Euch, daß Eure Nahmen im Himmel angeſchrieben ſind?

Der Himmel iſt unabläſſig bemüht, das Verlorne wiederzufinden; darum werde auch von uns der Unglückliche, der in der Irre geht, nicht aufgegeben, wie viel auch ſchon vergebens angewendet worden ſey, ihn zu retten. Laſſet die Hoffnung nicht fahren, gebeugte Eltern, trauernde Freunde, die Ihr ein geliebtes Kind, einen theuern Angehörigen, mit blutendem Herzen, auf den Wegen des Verderbens wandeln ſehet. Die Blicke des Himmels ſind auf die Verirrten gerichtet, immer wird an ihnen gearbeitet. Verknüpfungen der Umſtände, die wir nicht begreifen, erſchütternde Lebensſchickſale, die wir weder berechnen, noch veranſtalten können, Wirkungen auf das menſchliche Herz, die unſre Einſichten und Kräfte weit überſteigen, ſtehen dem Himmel zu Gebothe. Viele, viele ſind ſchon wieder umgekehrt, von denen Menſchen das nicht mehr zu hoffen wagten.

mels für unſre Rettung: und ſie ſollte nicht unſer Herz rühren, und die eifrigſten Beſtrebungen bey uns erzeugen, uns ihrer werth zu beweiſen, und dadurch Freude zu verbreiten unter ſeinen Seligen?

III.

Denn Freude iſt im Himmel über das Verlorne, das wiedergefunden ward. Das iſt das Dritte, worin Jeſus uns über die Theilnahme des Himmels an unſern Angelegenheiten belehrt. Sind unſre Angelegenheiten bedeutend genug, um die Bewohner des Himmels zu beſchäftigen: dann wird gewiß auch unter ihnen Freude ſeyn, wenn ſich mit denſelben eine Veränderung zuträgt, die in jeder Hinſicht als die erfreulichſte angeſehen werden muß. Die Rückkehr des Verirrten iſt Rückkehr zu Gott, zur Gemeinſchaft mit den Himmliſchen, zu ſich ſelbſt, zu ſeiner Beſtimmung, zu ſeinem Frieden. Indem der Verirrte zurückkehrt, wird er von ſeinem Verderben gerettet, wird ihm alles, was er in ſeinem unglücklichen Zuſtande eingebüßt, was er da ſelbſt verſcherzt hatte, wiedergegeben, wird der himmliſche Sinn mit ſeiner erhabenen Ruhe, mit ſeinen reichen Segnungen und mit ſeinen ſeligen Hoffnungen in ihm hergeſtellt. Ja, deſſen freut ſich der Himmel, dem das Heil ſeiner Kinder ſo viel gilt, deſſen freuen ſich jene erhabne Weſen, die dort ganz in der Liebe leben, deſſen freuen ſich die Vollendeten, die einſt unſer Schickſal theilten, und deren Wohlwollen dort nicht aufgehört ha-

den kann. Indem der Verirrte zurückkehrt wird ein unſterbliches Geſchöpf gleichſam der Erde entriſſen, und dem Himmel gewonnen; es tritt ein in jenen heiligen Bund, der alles in ſich aufnehmen und beſeligen will; ein Unſterblicher mehr erhebt ſich aus den Kämpfen der Erde zum Himmel; ein Unſterblicher mehr wird in der Gemeinde der Verklärten mit dem theuern Brudernahmen genannt werden; ein Unſterblicher mehr wird Himmelsehre und Himmelswonne mit ihnen theilen. Wie nun Freude in einem Familienkreiſe iſt, wenn ein neues Glied in denſelben aufgenommen wird, oder ein abtrünniges ſich wieder an ihn ſchließt: ſo müſſen ſich auch frohe Bewegungen durch den Himmel verbreiten, wenn ihm das Verlorne wiedergefunden wird, ſo muß ihm der Augenblick, wo dieſes geſchieht, ein feſtlicher ſeyn.

Im Himmel iſt Freude, wenn das Verlorne wiedergefunden wird; darum ſey auch Freude auf Erden, wenn die Verirrten zurückkehren. Freude ſey in Deinem Herzen und in Deinem Hauſe, wenn der entartete Sohn, erkennend ſeine Fehler, gebeugt von der Laſt ſeines Unglückes, voll Reue und Scham, ſich an Dein väterliches oder mütterliches Herz wirft, von dem er ſich entfernt hatte; ſtoße ihn nicht in ſein Elend zurück, verhärte nicht gegen ihn Dein Herz, nimm ihn auf, vergib, und freue Dich, wie der Himmel aufnimmt, vergibt und ſich freut. Freude ſey in Deinem Herzen und in Deinem Hauſe, wenn Dein Feind ſein Unrecht einſieht, und ſich mit Dir auszuſöhnen wünſcht:

verweigere ihm Deine Hand nicht, rücke ihm nicht vor, was er gegen Dich verſehen; die frohe Empfindung lösche in Dir das Andenken an die Beleidigung und jede feindſelige Regung nieder. Freude ſey in Deinem Herzen und unter allen Guten, die Dir nahe ſind, wenn Einer Deiner Mitmenſchen in der Vermeidung ſeiner Ausſchweifungen, in der Ablegung ſeiner Fehler, in der Verbeſſerung ſeiner Geſinnungen und ſeiner Handlungsweiſe einen ernſtlichen Anfang macht, wenn der Gottesvergeſſene nach Gott fragt, der Leichtſinnige weiſe wird; fühle es ganz, wie wichtig, von welchen glücklichen und weit greifenden Folgen dieſe Veränderung ſey, und freue Dich deſſen mehr, als wenn ihm das glänzendſte Gut zugefallen wäre. Jene Freude theilſt Du mit den Engeln Gottes, während hier vielleicht Engel Gottes trauern würden.

Im Himmel iſt Freude, wenn das Verlorne wiedergefunden wird; ſo ſey es denn auch uns ein angenehmes Geſchäft, das Verlorne wiederzuſuchen. Wir ſind mit dem Himmel einverſtanden, wir verrichten ein himmliſches Werk, wir arbeiten an der großen Sache, wofür alle Kräfte des Himmels thätig ſind, wir beſorgen eine Sache, die für den Himmel die größte Wichtigkeit hat, wir ſetzen nicht bloß Menſchen in Beſitz der erhabenſten und dauerhafteſten Vortheile, ſondern wir erweitern auch den Kreis derer, welche der Himmel die Seinigen nennt, indem wir uns bemühen, menſchliche Seelen zu gewinnen.

Deſswegen werde keine Gelegenheit verſäumt, wo wir durch ernſte und freundliche Erinnerungen, durch unſer Beyſpiel, durch die Eindrücke unſers Betragens menſchliche Gemüther wecken, aufregen, zum Bewußtſeyn ihrer Verachtungen bringen, vom Böſen zurückſcheuchen, für die Tugend einnehmen, und auf die Wege der Tugend leiten können. Mit ſegnender Theilnahme wird dann der Himmel auf uns herniederblicken, über den Geretteten und über den Retter wird er ſich freuen.

Im Himmel iſt Freude, wenn das Verlorne wiedergefunden wird, und dieſe Freude iſt um ſo größer, je feſter das Wiedergefundene ſich mit ihm verbindet, je weiter es in der Gemeinſchaft mit ihm fortrückt: das ermuntre uns zu einem nie ermüdenden Fleiße in der Heiligung unſrer Geſinnungen und unſers Verhaltens. Immer wandeln wir unter den Augen des Himmels, unter den Augen Gottes und aller Vollendeten; wir können nicht ſtill ſtehen, wir können in keinen Fehler zurückfallen, ohne den Himmel zu betrüben, ohne die Freude zu zerſtören, die wir ihm verurſachten, als wir uns ihm hingaben. So oft wir eine böſe Angewöhnung oder eine Leidenſchaft bekämpfen, haben wir den ganzen Himmel zum Zeugen: ſo oft wir einen Sieg über uns davon tragen, feyert der Himmel dieſen Sieg mit uns: ſo oft wir eine neue Tugend uns zu eigen machen, bemerkt der Himmel uns mit neuem Wohlgefallen: zu jeder neuen Stufe der Vollkommenheit, die wir er-

ſteigen, wünſcht der Himmel uns Glück. Und wer ſind die, die uns beobachten, und ſich unſrer freuen? ſind es nicht unſre Muſter und zum Theile unſre Vorgänger, Weſen, die ſich ſelbſt zu dieſer Höhe haben hinaufringen müſſen, Weſen, die uns eben ſo ſehr durch den gegenwärtigen Glanz ihrer vollendeten Tugend, als durch die Standhaftigkeit, die ſie auf Erden bewieſen, und durch das Beyſpiel, das ſie hier zurückgelaſſen, anfeuern? Werden wir nicht mit jedem Fortſchritte im Guten des Himmels, der ſich unſrer jetzt ſchon freut, fähiger, würdiger und gewiſſer? bereitet uns nicht jeder Fortſchritt höhere, ehrenvollere Plätze in demſelben? Iſt nicht die Theilnahme des Himmels an den Angelegenheiten der Menſchen darum ſo groß, weil dieſe Angelegenheiten unendlich ſind? und freuet er ſich nicht darum des Wiedergefundenen ſo innig, weil er es ins Unendliche mit ſich weiter führen kann? Ja, das ſey unſer Beſtreben, daß wir die Erwartungen, die der Himmel von uns hat, in immer reicherm Maße erfüllen, und immer mehr ſeines Beyfalles theilhaftig werden.

Im Himmel iſt Freude, wenn das Verlorne wiedergefunden wird; darum wollen wir getroſt ſeyn und uns freuen, wenn wir uns bewußt ſind, ihm anzugehören; wir wollen es fühlen, wie wohl es um uns ſteht, in welchen glücklichen Verhältniſſen wir uns befinden, welche ſelige Hoffnungen wir faſſen dürfen, damit wir uns unter dem Drucke der Erde auf-

aufrichten, damit wir uns von den Banden, die uns an ſie feſſeln, losreißen, damit wir gegen ihre Verſuchungen und unſre Trägheit muthiger ſtreiten. Freut ſich unſer der Himmel: was iſt es dann, daß Menſchen uns verurtheilen, ſchmähen und haſſen? wird er nicht einſt unſre Schmach in Ehre verwandeln? Freut ſich unſer der Himmel: was iſt es dann, daß wir hier mannichfaltige und zahlreiche Widerwärtigkeiten zu erdulden haben? vermögen ſie etwas anders, als unſer Weſen zu läutern, und uns dem Himmel näher zu bringen, unſre Reiſe für ihn zu befördern? wird uns nicht der Himmel überſchwänglich belohnen, wenn wir hier überwunden haben? Freut ſich unſer der Himmel: wie willkommen wird uns dann der Tod ſeyn? wie gern werden wir von dem im Leben Geliebten ſcheiden! eilen wir doch hinüber zu denen, die ſchon lange unſre Freunde ſind, die ſchon lange auf uns warten, die ſich jetzt inniger freuen, uns in ihre Mitte aufnehmen, uns auf ewig mit ſich vereinigen zu können. Möge dieſes glückliche Bewußtſeyn uns durch das ganze Leben begleiten, möge es immer unſre Seele erheitern und erheben, den Frieden des Himmels über unſre Tage verbreiten, und uns ſtärken, alles, auch das Letzte zu überwinden! Möge auch darüber im Himmel Freude ſeyn, daß wir ihm gerettet und behalten worden ſind bis ans Ende.

XVII.

Nur mit einem reinen Herzen können heilige Werke würdig von uns verrichtet werden.

Es gehört zu den wesentlichen Vorzügen eines reinen Herzens, daß es uns zu Einsichten und Ueberzeugungen von göttlichen Dingen verhilft, deren keiner sich rühmen kann, dem nicht Reinigkeit des Herzens dazu die Fähigkeit und die Weihe gegeben hat. Darauf deutet das Wort Jesu hin: selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Das unreine Herz umnebelt und verdüstert des Menschen Sinn, und wie es überhaupt der Wahrheit widerstrebt, und den Geist gefangen hält in Thorheit und Irrthum: so entfremdet es auch insbesondre von derjenigen Wahrheit, welche, unter allen die höchste und geistigste, ihr Licht über jede andre verbreitet. Nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüthe will diese Wahrheit aufgefaßt seyn. Bey der durchaus sinnlichen Stim-

mung, welche dem verunreinigten Herzen eigen iſt, fehlt es demſelben an Empfänglichkeit für ihre Lehren und Gefühle, ſo daß ſie ſich ihm entweder gar nicht oder nur getrübt entſtellt, und verfälſcht mittheilt. Die unordentlichen Begierden, welche das unreine Herz erfüllen, lehnen ſich ſogar gegen die heilige Wahrheit auf, weil ſie ſich durch dieſelbe beſchämt und verurtheilt ſehen. Das reine Herz hingegen finden wir der Wahrheit geöffnet und zugewendet; Gott innig befreundet, hägt es ein mächtiges Verlangen, immer beſſer über ihn belehrt zu werden, und immer mehr von ihm zu erfahren. Bey ſeiner Klarheit und Einfalt wird ihm leicht verſtändlich, was an Gott erinnert, und von Gott zeugt; in ſich ſelbſt trifft es die Deutung von den erhabenen Geheimniſſen des göttlichen Weſens an, und begierig nimmt es alles auf, was die Einſicht erleuchten, erweitern und berichtigen kann. Nur ſehr unvollkommen läßt ſich die Erkenntniß Gottes durch Unterricht mittheilen; um in derſelben reich und weiſe zu werden muß man ſelbſt dasjenige erforſchen, worin ſie ſich ausgedrückt hat. Der Unſchuld aber iſt Gott allenthalben nahe, wie er der Schuld allenthalben fern iſt; er iſt ihr nahe in den göttlichen Gedanken ihrer Seele, in den ſchönen Regungen und Antrieben ihres Gemüthes, die von Gott kommen, und für ihn gewinnen, ſeiner wird ſie inne, ſo oft ſie denkend in ihr Inneres ſchaut; er iſt ihr nahe in den Werken und Einrichtungen der Natur,

ihn erblickt ſie, ſeinen Sinn vernimmt ſie, Offenbarungen ſeiner Güte und Größe empfängt ſie, wo ſie betrachtend verweilt; er iſt ihr nahe in den Veränderungen ihres Lebens, als Schickungen Gottes, als Enthüllungen ſeines Rathes und ſeiner Abſichten betrachtet ſie, was ihr in Leid und Freude begegnet; und ſo wird ſie immer fähiger ihm nachzuahmen, und ſtill wartend ihm zu vertrauen. Wie ſollte aber der Unreine Gott in ſeinem Gemüthe finden, das von ungöttlichem Weſen und weltlichen Lüſten beherrſcht wird? wie in der Natur, die entweder von ihm unbeachtet bleibt, oder ihm nur ihre äußerliche Geſtalt und Erſcheinung zeigt? wie in den Begegniſſen ſeines Lebens, worin er die Wege Gottes weder zu entdecken, noch zu verſtehen vermag? Den Menſchen, welche reines Herzens ſind, verwandelt ſich alles, was ſich Frohes mit ihnen [illegible]ägt, in Gottesfreude, weil ſie in allem Gott wahrnehmen und empfinden. Aber nicht einmal eine Ahnung von dem, was Gottesfreude iſt, kann in der Seele derer erwachen, die durch die Beſchaffenheit ihres Herzens von Gott geſchieden ſind. Die Erkenntniß Gottes iſt etwas Heiliges, darum werden nur die zu ihr gelangen, die ſie als heilig behandeln, und mit heiligem Sinne nach ihr ſtreben.

Daſſelbe müſſen wir von der thätigen Erweiſung unſrer Gotteserkenntniß in der Verehrung Gottes und in der Erfüllung unſrer Pflichten urtheilen. Erſt dann iſt ſie eine würdige, wenn darin ein heili-

ges Werk mit einer heiligen Stimmung des Gemüthes geübt wird. Als Verkündiger des Heiligen in heiligen Werken aufzutreten, und ſich ſo Gott zu weihen, und Gottes Ehre auf Erden zu befördern ſind Chriſten berufen. Reinigkeit des Herzens muß ſie in den Stand ſetzen, dieſem Rufe nachzukommen. Laſſet uns mit dieſer wichtigen Wahrheit jetzt unſre Andacht beſchäftigen.

Pſalm XXIV, 3. 4. 5.

Wer wird auf des Herrn Berg gehen? und wer wird ſtehen an ſeiner heiligen Stätte? Der unſchuldige Hände hat, und reines Herzens iſt; der nicht Luſt hat zu loſer Lehre und ſchwöret nicht fälſchlich. Der wird den Segen vom Herrn empfangen und Gerechtigkeit von dem Gott ſeines Heils.

Nur mit einem reinen Herzen, das iſt der Inhalt dieſer Worte, können heilige Werke würdig von uns verrichtet werden.

Es ſind aber heilige Werke

theils ſolche, die zur Anbetung Gottes und zu unſrer Erbauung,

theils ſolche, die zur Erfüllung unſrer Pflichten gehören.

Laſſet uns von beyden erwägen, wie allein ein reines Herz fähig iſt, ſie würdig auszuüben.

I.

Die wahre Anbetung Gottes und die Erbauung menſchlicher Gemüther ſtehen mit einander in unzertrennlicher Verbindung; es gibt keine wahre Anbetung Gottes, die nicht zu edeln Geſinnungen erweckte, in denſelben ſtärkte und den Frieden der Seele beförderte; wie auf der andern Seite alles, was zur Heiligung und Beruhigung unſers Herzens beytragen kann, auch unſerm Geiſte eine gefühlvolle Richtung auf Gott und göttliche Dinge ertheilt. Beydes wird auch im Texte zuſammengefaßt, da es von dem, der mit unſchuldigen Händen und reinem Herzen an heiliger Stätte ſteht, heißt, er werde Segen empfangen von dem Herrn aus dem Himmel und Gerechtigkeit von dem Gott ſeines Heils. Ohne Bedenken wird jeder die zur Anbetung Gottes und zu unſrer Erbauung gehörenden Werke für heilige erklären. Zur Anbetung Gottes und zu unſrer Erbauung gehört aber jede Handlung, wodurch wir Gefühle für Gott und göttliche Dinge ausdrücken, oder hervorbringen und beleben, jede Betrachtung, welche das höchſte Weſen und unſer Verhältniß zu ihm, unſre Pflichten und Hoffnungen, den Zuſtand und die Bedürfniſſe unſrer Seele, den Erlöſer der Menſchen und ſeine Verdienſte zum Gegenſtande hat, jede Rührung, welche die unausſprechliche Größe Gottes, der Umfang ſeiner Wohlthaten, die Weisheit ſeiner Führungen, das Herrliche und Köſtliche ſeiner Liebe in

uns verurſachen, jede edle Stimmung, worin unſer Geiſt ſich zu dem Allmächtigen und Heiligen im Himmel aufſchwingt, oder vor demſelben demüthig niederſinkt, jedes Gebet, worin wir ihm unſern Dank unſern Schmerz, unſre Sorgen und Wünſche, unſre Vergehungen und Vorſätze offenbaren, jede kindlich-vertrauensvolle Ergießung des Herzens vor ihm, und jede Begeiſterung für das Gute und Große, worin das Gemüth ſich mit ihm vereinigt. Wir verrichten ein heiliges Werk, wenn wir in der Einſamkeit ſtill-andächtig das Herz zu Gott ſchicken, und unſre höchſten Angelegenheiten erwägen. Wir verrichten ein heiliges Werk, wenn wir in der Verſammlung derer, die mit uns Gott verehren und an Jeſum glauben, dem Herrn der Welt und Regierer unſrer Schickſale unſre Huldigungen darbringen, bey den Wahrheiten, die uns den Weg zum Leben zeigen, denkend verweilen, und, über das Vergängliche uns erhebend, der Gemeinſchaft, worin wir mit einer unſichtbaren Welt ſtehen, freudig inne werden. Wir verrichten ein heiliges Werk, wenn wir in dem Gedächtnißmahle Jeſu, ſein göttliches Gemüth, ſeinen reinen Wandel, ſeine herrlichen Belehrungen, ſeine unausſprechliche Liebe, ſeine großmüthige Aufopferung uns vergegenwärtigend, uns zur treuen Anhänglichkeit an ihn erwärmen, und zur gewiſſenhaften Befolgung ſeiner Vorſchriften ermuntern. Können wir bey dieſen Beſchäftigungen, wo die tiefſte Ehrfurcht uns erfüllen ſollte, unreinen Bewegungen, Gedanken der Sünde

in uns Raum geben, ohne uns einer schnöden und strafbaren Entweihung des Heiligen schuldig zu machen, da schon Gedanken der Erde Herabwürdigung desselben seyn würden? Wir erscheinen vor Gott, wir stehen an seiner heiligen Stätte, so oft wir ein heiliges Werk verrichten; können wir hier anders erscheinen, als im Festgewande des reinen Herzens? können wir hier ohne Beschämung und Selbstverdammung stehen, wenn nicht unser innerer Mensch mit dem heiligen Schmucke angethan ist? Zwar eine ganz fleckenlose Reinheit wird unter Menschen nicht angetroffen, wir alle sind unrein, wir alle haben mit dem Reitze der Sünde zu kämpfen und liegen oft unter; in aller Herzen schlummern sträfliche Begierden, die nicht selten in Thaten ausbrechen. Indeß bleibt es ein großer und wesentlicher Unterschied, ob man das Unreine mit Wohlgefallen bey sich unterhält, ob man dem Reitze der Sünde willig folgt, die sträfliche Begierde absichtlich nährt, oder ob man das Böse mit Widerwillen betrachtet, muthig gegen dasselbe streitet, und sich in kraftvollen Bestrebungen davon frey zu machen sucht. Auf das letztere kommt es an, wenn das Heilige würdig von uns begangen werden soll. Aber auch darauf kommt es an, daß das Unlautre, welches sich noch in uns regt, wenigstens für die Zeit entweiche, wo ein heiliges Geschäft unsre Aufmerksamkeit und unser Herz fordert, daß da wenigstens der Himmel allein in unserm Herzen wohne. Und wird nicht, indem wir mit

Ernſt unſre Gedanken auf das Heilige richten, das mit demſelben unvereinbare Unreine von ſelbſt aus unſerm Innern verſchwinden? Bemerken wir nicht an den wahrhaft Frommen, wie alles Dunkle in ihnen ſich erhellt, ja wie ihr ganzes Weſen ſich höher ſtimmt und verklärt, wenn ihre Seele bey Gott iſt?

Bey einem völlig unreinen Herzen wird es uns nicht einmal gelingen, mit Ernſt und Empfindung unſre Gedanken auf Gott zu richten. In dem unreinen Herzen können die Gefühle nicht erwachen, die zu heiligen Handlungen beſeelen, und ohne welche dieſe leerer Schein ſind. Wie ſollen Gefühle, die ſich durch nichts ſo ſehr unterſcheiden, als durch ihre reine, geiſtige Natur, da Leben gewinnen wo alles unrein iſt? Wie ſollte das Unreine Reines aus ſich entwickeln oder auch nur in ſich aufnehmen und ihm Nahrung geben? Wie ſollten Dinge, die einander unverſöhnlich bekämpfen, mit einander in Verbindung kommen? Vergebens bemüht man ſich die Verehrung, die Demuth, die Dankbarkeit, die Rührungen des Schmerzes und der Freude, welche ſich in den heiligen Werken der Frommen offenbaren, bey Euch hervorzubringen, die Ihr Euch von unreinen Lüſten beherrſchen laſſet, wie viel Empfänglichkeit Ihr auch ſonſt dafür beſitzen möget. Fromme Gefühle erheiſchen Frieden des Menſchen mit ſich ſelbſt; Ihr aber lebet ſtäts mit Euch ſelbſt im Streite. Fromme Gefühle verlangen ein ſanftes, mildes, ruhiges Herz; das Eurige iſt von heftigen Wünſchen

und tobenden Leidenſchaften empört. Fromme Gefühle fordern ein freyes und heitres Gemüth; das Eurige iſt umwölkt von den Nebeln des Unmuthes, der Sorge und der Furcht vor ſich ſelbſt. Fromme Gefühle ſetzen eine hohe Stimmung der Seele voraus; Ihr aber ſeyd zu einer niedrigen Gemeinheit herabgeſunken. O, des verwilderten und unglückſeligen Herzens, dem die erhabenſten und froheſten Empfindungen fremd bleiben! o, des zerrütteten und beklagenswerthen Zuſtandes, wo das, wovon allein Rettung kommen könnte, ſich umſonſt an uns wendet, wo man ſich von dem Urſprunge ſeines Weſens, der Quelle aller Seligkeit, von dem Ziele alles vernünftigen Strebens gänzlich geſchieden ſieht!

Doch, geſetzt Euer Herz wäre noch nicht in dem Maße verunreinigt, daß die Gefühle, die zu heiligen Handlungen beſeelen, nicht einmal bey Euch erwachten: werden ſie auch bey Euch eindringen, ſich befeſtigen und mit Euerm innerſten Leben vermiſchen, ſo lange das Unreine die Oberhand behält, ſo lange nicht etwas entſchieden Reines in Euch ihnen entgegen kommt, und ihnen höhere Stärke mittheilt? wird nicht das Unreine ſie ſchnell verdrängen? Bloß flüchtige Bewegungen für das Heilige, die ſich bald wieder in die gewöhnliche Stimmung verlieren, ohne ſich unſerm Geiſte mitzutheilen, können da Platz gewinnen, wo unreine Gefühle und Antriebe die größte Gewalt haben. An Augenblicken der innigen Rührung, an Erwärmungen für Gott, die Tugend und

den Himmel, in denen uns unaussprechlich wohl war, hat es den meisten unter uns wohl nicht gefehlt; aber sie sind grösten Theils verschwunden, ohne auch nur eine Spur von sich zurück zu lassen, weil unser Herz nicht rein genug war, sie in sich zu bewahren. Durch Entfernung des Unreinen müssen wir ihnen in unserm Herzen eine würdige Stätte bereiten, wenn es uns darum zu thun ist, schönen und heiligen Gefühlen eine längere Dauer zu geben, sonst wird uns immer von neuem begegnen, was uns schon so oft begegnet ist, und woran wir uns nicht anders als mit Wehmuth erinnern können. Heilige Gefühle sollen, durch die zur Anbetung Gottes und zu unsrer Erbauung gehörenden heiligen Werke, zu denen sie uns antreiben, auf das Herz, in dem sie ihren Ursprung haben, zurückwirken, und die edelste Bildung desselben befördern; sie sollen die Liebe erzeugen und verstärken, und in der Kraft der Liebe jedem Guten in uns Fortgang verschaffen, den Eifer, die Treue, die Freudigkeit in der Erfüllung unsrer Pflichten vermehren. Dürfen wir uns aber das von ihnen versprechen, wenn nicht ein reines Herz ihre Eindrücke empfängt, pflegt und beschirmt? Das reine Herz ist der Boden, auf welchem allein das Gute freudig wächst und gedeiht, der hundertfältig wiedergibt, was ihm anvertraut war. Welche Früchte der Frömmigkeit und Tugend würden wir aufzuweisen haben, wenn jedes in uns sich regende heilige Gefühl, jede von uns begangene heilige Handlung eine

reine Stimmung, wenn ſie noch mehr, wenn ſie Reinigkeit, als bleibende Beſchaffenheit des Herzens, bey uns angetroffen hätten! Wer hat nicht ſchon beobachtet, wie das einfache Wort, die leiſe Empfindung, der nur angeregte Gedanke in reinen Gemüthern fortwucherten, und das Herrlichſte hervorbildeten? Darum heißt es im Texte: wer unſchuldige Hände hat, und reines Herzens iſt, der wird, indem er ſtehet an heiliger Stätte, Segen empfangen von dem Herrn aus dem Himmel und Gerechtigkeit von dem Gott ſeines Heils.

Laſſet uns indeß annehmen, es ſey möglich, daß heilige Gefühle in einem befleckten Herzen Platz finden und wirken: ſo wird es ihm doch an Muth fehlen, ſie frey vor Gott zu offenbaren. Heilige Werke können nicht würdig von uns verrichtet werden, wenn dabey irgend eine ſcheue Verlegenheit in uns zurück bleibt, wenn nicht unſer ganzes Gemüth froh mit einſtimmt, wenn wir nicht Zuverſicht faſſen, und getroſt zu Gott aufblicken dürfen, wenn nicht ein unvermiſchtes Gefühl ſeiner Liebe uns beſeelt. Darin eben beſteht ihr Heiliges, daß man bey der Ausübung derſelben ſich Gott nahe weiß, und gleichſam bey Gott lebt, erfüllt von allem, was der Gedanke Gottes Erhabenes und Beſeligendes in ſich ſchließt. Das Gottbegeiſterte gibt unſerm Gemüthe die heilige Weihe zu heiligen Werken. Um würdig zu ſtehen an der heiligen Stätte muß man Freudigkeit zu Gott

haben; das beklommene, niedergeſchlagene Weſen tritt zwiſchen ihn und unſer Herz, daß wir uns auch da fern von ihm finden, wo andre von den ſüßen Schauern ſeiner Gegenwart durchdrungen werden. Dieſe Freudigkeit aber mangelt uns; nicht anders als mit Scham, mit banger Unruhe, mit peinigender Selbſtanklage vermögen wir vor Gott zu erſcheinen, denn unſer Herz verdammt uns, wenn ſtrafbare Lüſte und ſündliche Anſchläge in demſelben wohnen, wenn wir uns eines verfinſterten, erniedrigten, von Gott abgewendeten Seelenzuſtandes bewußt ſind. Allerdings iſt es auch ein heiliges Werk, Gott ſeine Vergehungen bekennen, aber nur für den, der ſie aufrichtig bereut, ſich darüber von Herzen vor Gott demüthigt, und ſich ernſtlich bemüht, ſeine Fehler zu verbeſſern, der dabey ein kindliches, vertrauensvolles Herz hat, weil er ſich der Gnade Gottes verſichert halten darf — nicht für den, der, mit Schuld beladen und voll Unreinigkeit, kein Verlangen trägt, davon frey zu werden. Wohl Euch, die Ihr die Unſchuld Euers Herzens ſorgfältig bewahrt habt, auch da, wo Ihr fehltet, die Ihr durch Euer reines Herz berechtigt ſeyd, Euch in heiligen Werken Gott ehrfurchtsvoll und doch zuverſichtlich zu nahen! Ihr wohnet in ſeiner Hütte, und ſtehet an der heiligen Stätte immerdar. Fromme Wärme bezeichnet Eure Betrachtungen, ſtiller Friede Eure Gebete, hoher Muth Eure Entſchließungen. Euch dringt alles in die Seele, was an Gott und Eure ewigen

Angelegenheiten erinnert. Begierig nehmet Ihr so des Wort der Wahrheit in Euch auf. Mit inniger Rührung verkündiget Ihr das Lob des Ewigen und den Tod des Herrn. Alle Eure Handlungen sind in Gott gethan. Ihr empfanget Segen von dem Herrn aus dem Himmel in tausendfachen Erquickungen und Stärkungen; Ihr nehmet aus einer unerschöpflichen Fülle Eine Hulderweisung nach der andern. Euch gehören alle Rettungen und Hülfen der Allmacht, Euch alle Verheißungen und Belohnungen der Liebe, und deß werdet Ihr alle Wege froh. Ihr seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, Ihr die Begnadigten, die sich rühmen der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit; die zukünftige Herrlichkeit erfüllt Eure Seele, so oft Ihr ein heiliges Werk verrichtet.

II.

Heilige Werke sind zweytens solche, die zur Erfüllung unsrer Pflichten gehören. Aber nicht jede Erfüllung der Pflicht dürfen wir als ein heiliges Werk ansehen — nicht die, welche aus Eigennutz, nicht die, welche mit kaltem oder widerstrebendem Herzen, nicht die, welche mit einem finstern, niedergedrückten Gemüthe geschieht, nicht die, welche sich engherzig auf das durchaus Nöthige beschränkt. Handlungen, die wir im Dienste der Pflicht vollbringen, können großen Nutzen stiften, sie können von

einem ſehr edeln Herzen zeugen, und das Gepräge echter Tugend an ſich tragen, während ihnen das abgeht, was ſie zu heiligen Werken erheben würde. Wir bezeichnen etwas Groſſes, das gemeinen Menſchen nicht in den Sinn kommt, aber auch etwas überaus Herrliches und Seliges, wenn wir ein menſchliches Werk heilig nennen; wir bezeichnen ein Werk von höherer Würde, von reicherm Gehalte, von tieferer Bedeutung, von ausgebreitetern Folgen. Das reine Herz muß unſern Werken den Adel verleihen, wodurch ſie zu heiligen werden, daß wir, indem wir ſie verrichten an heiliger Stätte ſtehen.

Heilige Werke der Pflichterfüllung ſetzen voraus vollkommne Lauterkeit der Abſicht, daß man nichts damit wolle und dabey wünſche, denn allein das Gute, edle Selbſtbefriedigung, den göttlichen Willen, den zu ſtiftenden Nutzen, daß jede Rückſicht auf einen für uns zu erwartenden Vortheil von denſelben ausgeſchloſſen bleibe. So lange wir anderweitige Vorſtellungen zu Hülfe rufen müſſen, um die eigenthümlichen Antriebe der Pflicht und des religiöſen Sinnes zu verſtärken, um unſre Trägheit anzuſpornen, widerſtrebende Begierden zu überwinden, wie viel Stärke des Willens wir auch dabey zeigen, und wie ſehr die darin bewieſene Anſtrengung Ehre verdient, wird man in unſern Handlungen zwar würdige aber nicht heilige Werke erblicken. Lauterkeit der Abſicht verbreitet über ſie das höhere, himmliſche Weſen, von dem das Heilige ausgeht, das wir

darin verehren. Nur in einem reinen Herzen können unsre Absichten diese Lauterkeit gewinnen. Vergebens bemühen wir uns, das Fremdartige, Verunstaltende, Befleckende von ihnen zu scheiden, wenn das Herz davon erfüllt ist. Die Beschaffenheit des Herzens theilt sich allem mit, was in ihm geboren wird; was aus dem unreinen Herzen entspringt wird nie die sinnliche und selbstsüchtige Natur desselben verleugnen. Das reine Herz allein vermag das Gute in reinen Gefühlen treu zu umschließen, ihm um seiner selbst willen alles aufzuopfern, und es so im Leben darzustellen, daß man es mit reiner Freude betrachtet.

Ein andres Erforderniß zu heiligen Werken der Pflichterfüllung ist, daß sie von reiner Liebe beseelt seyen. Die Gedanken der Selbstbefriedigung, des göttlichen Willens und des zu stiftenden Nutzens würden oft zu schwach seyn, uns zu dem zu bewegen, was die Pflicht verlangt, besonders, wo es Kampf und Anstrengung kostet, wenn ihnen nicht die Liebe ihre Kraft verliehe. Lieben müssen wir das Gute, um dasselbe immer und freudig auszuüben, lieben müssen wir Gott, um uns zur Beobachtung aller seiner Gesetze stark zu fühlen, lieben müssen wir die Brüder, um uns mit Eifer für ihr Wohl zu verwenden. Irgend eine Liebe muß überall in uns seyn und uns bewegen, damit wir des wahrhaft Großen, welches zugleich das Heilige ist, fähig werden. Wie ganz anders erscheinen uns und wirken

auf

auf uns die Thaten, welche die Liebe eingab, zu welchen Liebe begeisterte, wobey die Liebe leitete, denen die Liebe ihr schönes, rührendes Leben einflößte, als diejenigen, welche aus einem lieblosen Herzen, wäre es auch übrigens noch so redlich damit gemeynt gewesen, kommen! Aus Liebe arbeiten, aus Liebe dulden, aus Liebe vergeben, aus Liebe sich selbst verleugnen, ein Beginnen der Liebe mit Liebe hinausführen: das heißt heilige Werke verrichten. Daher das vorzüglich Heilige, das wir in den Werken echter Christen bewundern; es sind Werke der Liebe, ein Geist der Liebe offenbart sich in ihnen, das Edelste des Menschenwesens, was am wenigsten der Entweihung durch den irdischen Sinn ausgesetzt ist, was, himmlischen Ursprunges, unsichtbar im Herzen sich bildet, hat sie hervorgebracht. Kann aber die Liebe, unter allen menschlichen Empfindungen die reinste, im unreinen Herzen gedeihen? Sind es nicht die mächtigsten Leidenschaften, die sich hier gegen sie auflehnen, die sie hier unablässig bestreiten? sind es nicht Verderbnisse jeder Art, die das Aufkommen derselben verhindern? Fasset doch nur die Menschen ins Auge, die ihre Werke durch Liebe geheiligt haben, reines Herzens, werdet Ihr finden, waren sie alle, im reinen Herzen pflegten, bewahrten, erhöheten sie die Liebe, und in dem heitern Bewußtseyn, welches allein das reine Herz gibt, befaßen sie die Stärke, das Vertrauen und den frohen Muth der Liebe.

Von einer sanften Wärme sehen wir die

heiligen Werke der Pflichterfüllung belebt und durchdrungen; inniges Herzensgefühl, das läßt sich gar nicht verkennen, hat sie bis zu ihrer Vollendung begleitet. Erwärmt war denen, die sie verrichteten das Herz, als sie den Gedanken derselben faßten, als sie zur That eilten, als sie mit Hindernissen kämpften, und unter großen Anstrengungen aushielten, als sie des Tadels und Spottes der Welt nicht achteten, und der Belohnung entsagten. Ihr Herz drang sie, als sie das Schwere leisteten, und nicht anders zu können glaubten, und selbst nicht wußten, wie edel sie handelten. Mit erwärmtem Herzen zeugten sie für die Wahrheit, vertheidigten sie die Unschuld, sprachen sie für die gute Sache, übernahmen sie die Last des Bruders, reichten sie dem Elende die Hand, verbreiteten sie Freude durch die Nächte des Kummers. Und dabey hätte ihr Herz unrein seyn können? Oft genug finden wir das unreine Herz von der wilden Gluth der sinnlichen Lust entbrannt, zuweilen auch von dem schnell erlöschenden Feuer einer bessern Begeisterung ergriffen, aber nie von der sanften Wärme erfüllt, die für alles Gute gewinnt, und in der Ausübung desselben eifrig und stark macht. Kalt, eiskalt finden wir das unreine Herz, wo für das Gute etwas Bedeutendes geschehen, etwas Geliebtes aufgeopfert werden soll. Wenn es irgend ein untrügliches Kennzeichen der Unschuld gibt, so ist es diese sanfte, alles, was von ihr gesagt und gethan wird, begleitende Wärme.

Heiligen Werken der Pflichterfüllung geht unzertrennlich zur Seite das frohe Bewußtseyn des göttlichen Beyfalles und die getroste Erwartung des göttlichen Segens, und auch dies theilt ihnen einen eigenthümlichen Ausdruck mit. Ohne sich mit dem, was man thut etwas zu dünken, ohne irgend einen Anspruch darauf zu gründen, ohne darin mehr als das, was nun eben geschehen soll, und daher in der Ordnung ist, zu erblicken, ohne sich deßwegen über andre, die dahinter zurückbleiben, zu erheben, empfindet man doch eine glückliche Zufriedenheit darüber, daß man das Rechte auf die rechte Art und in völliger Uebereinstimmung mit dem Gebothe des Herzens gethan hat, und daß man von dem bemerkt und geliebt wird, der in das Verborgene — und auf alles Gute mit belohnendem Wohlgefallen herabsieht. Man hat genug, und mehr als genug, an dieser frohen Gewißheit des Gemüthes, und leistet gern auf Lob und Ehre bey den Menschen, und was sonst noch an äußerlichen Vortheilen uns zufließen möchte, Verzicht. Und so überläßt man Gott getrost, was man selbst nicht zu besorgen vermag, so vertraut man, es werde nicht umsonst seyn, was man folgsam gegen seinen Willen und mit redlichem Herzen geübt, so hofft man freudig, unter seinem Einflusse werde die ausgestreute Saat fröhlich wachsen und reiche Früchte bringen, so erwartet man still, auf welche Weise und in welcher Gestalt er unsre Bemühungen uns und der Welt

werde zum Segen gereichen laſſen. Das iſt der Sinn des Edeln, der heilige Werke vollbringt, und daraus entſpringt ihm die Ruhe des Gemüthes, die Beſonnenheit der Ueberlegung, der helle Blick, die Weisheit und Einfalt der Seele, womit er handelt, und ohne ängſtliches Grübeln immer das Beſte erwählt. Sind wir nicht genöthigt, auch dies von dem reinen Herzen herzuleiten? iſt es nicht die Zuverſicht des reinen Herzens, was das Bewußtſeyn des göttlichen Beyfalles und die Erwartung des göttlichen Segens begründet? kann man ohne ein reines Herz mit dieſem Vertrauen zu Gott aufblicken, mit dieſer Sicherheit ihm alles überlaſſen, mit dieſer Getroſtheit thätig ſeyn, wie wir wahrnehmen, daß es bey heiligen Werken geſchieht?

Laſſet uns endlich nicht überſehen, was ganz vorzüglich die heiligen Werke der Pflichterfüllung auszeichnet, die hohe Gemüthsſtimmung, in der ſie verrichtet ſeyn wollen. Um ein wahrhaft heiliges Werk zu vollbringen muß die Seele ſich von allem, was unwürdig und klein, ja von allem, was eitel und vergänglich iſt, abſondern, muß ſie ſich im Gefühle ihres ewigen Urſprunges, ihrer ewigen Fortdauer und ihrer Gemeinſchaft mit einer ewigen Ordnung der Dinge, über Welt und Zeit erheben, muß ſie mit Gott ſich innigſt vereinigen, muß ihr das Heilige, was ſie ſelbſt in ſich ſchließt, müſſen ihr ihre Gedanken, ihre Vorſätze, ihre Beſtrebungen gleichſam ein Himmel werden, in dem ſie,

der Erde und ihren trüben Nebeln, ihren finstern Sorgen und ihren flüchtigen Freuden entrückt, jetzt schon lebt und selig ist. Auf des Herrn Berg gehen und an seiner heiligen Stätte verweilen heißt, mit Gottesgefühl denken und handeln, daß alle, die uns bemerken, von heiligen Gefühlen ergriffen werden. Ja verklärte Wesen glaubt man in denen zu erblicken, die in der ganzen Führung ihres Lebens nur Ein großes heiliges Werk ausüben; Stimmen vom Himmel glaubt man zu hören in den Worten der Lehre, des Friedens und der Versöhnung, die aus ihrem Munde gehen. Zu dieser Höhe vermag nur das reine Herz sich aufzuschwingen; nur in dem reinen Herzen wohnen die großen Gesinnungen, die sich von dem Staube der Erde frey gemacht haben, und in allem Großen das ihnen Verwandte erkennen; nur das reine Herz ist fähig mit den erhabensten Gedanken und Gefühlen schon hier den Himmel in sich aufzunehmen, und Himmlisches im Leben zu offenbaren.

O, es ist ein herrlicher Vorzug, den die Reinheit des Herzens uns dadurch gewährt, daß sie uns in den Stand setzt, jede Erfüllung unsrer Pflicht in ein heiliges Werk zu verwandeln. Heilige Werke verkündigen laut die Ehre der Menschheit, sie weisen gen Himmel und zeugen vom Himmel, durch sie verbindet sich der Himmel mit der Erde. Heilige Werke sind von unabsehbaren wohlthätigen Folgen für die Welt; seyen sie an sich noch so unbedeutend,

das Heilige in ihnen verleiht ihnen eine nicht zu berechnende Wichtigkeit; von dem Heiligen in ihnen kommt die ſtille Gewalt, mit der ſie die Gemüther der Menſchen und den Gang der Dinge bewegen. Das Beſte, deſſen ſich das Geſchlecht der Menſchen zu erfreuen hat, iſt von heiligen Werken und von heiligen Seelen ausgegangen. Heilige Werke zeigen die Tugend in ihrem helleſten Glanze, und begeiſtern zur edeln Nacheiferung; ſie geben Anſprüche auf die erhabenſten Belohnungen der Ewigkeit. Glückliche Menſchen, die Ihr unſchuldige Hände und ein reines Herz habt! Ihr ſeyd Erwählte Gottes und ſeine Werkzeuge; bey Euerm Bilde verweilt das frohe Vertrauen, an Euerm Bilde entzündet ſich der Eifer, in Unſchuld und Reinheit ſich dem Himmel zu weihen. Mit jeder guten That, die Ihr verrichtet, ſtehet Ihr an der heiligen Stätte, erſcheinet Ihr vor Gott im heiligen Schmucke. Ihr empfanget Segen von dem Herrn aus dem Himmel und Gerechtigkeit von dem Gotte Euers Heils. Ja, das iſt Euer Segen, daß Ihr Werke Gottes wirket, das Euere Gerechtigkeit, daß Ihr heilig lebet, und den Frieden des reinen Herzens empfindet. So laſſet denn auch uns bewahren, als unſer edelſtes Kleinod, was uns von Herzensunſchuld geblieben iſt; laſſet uns ſtreben, es immer mehr zur vollkommnen Lauterkeit des Herzens zu erhöhen, damit die Ehre und die Wonne heiliger Seelen und heili-

ger Werke auch über uns ſich verbreite, damit auch wir Segen empfangen von dem Herrn aus dem Himmel und Gerechtigkeit von dem Gotte unſers Heils.

XVIII.

Wie ſollen die Segnungen der Natur auf unſer Herz wirken?

Am Erntefeſte.

Bey den Wundern der Natur denkend und fühlend verweilen, ihre zweckmäßigen Einrichtungen betrachten, dem ſtillen Gange ihrer Entwickelungen nachforſchen, den Eindrücken ihrer Schönheit, ihrer Pracht, ihrer Größe und ihres Reichthums ſein Herz öffnen, den Empfindungen, die ſie hervorbringt, und den Stimmungen, in die ſie verſetzt, Einfluß auf ſeine Geſinnungen und auf ſein Leben verſchaffen, das iſt für den vernünftigen Menſchen, beſonders aber für denjenigen, dem es mit der Bildung ſeines Geiſtes und der Veredlung ſeines Herzens Ernſt iſt, und der darnach trachtet, unter den Stürmen der Welt und des eignen Herzens Gleichmuth und Ruhe der Seele zu bewahren, eine überaus wichtige Angelegenheit. Die Natur ſtellt uns überall Gegenſtände

vor die Augen, die den Verſtand zum Nachdenken reitzen, und ihm die wichtigſten Belehrungen zuführen, die unſer Herz rühren und erheben; ſie zeigt uns Anordnungen, in deren Geiſt wir immer tiefer eindringen, die wir uns zu Muſtern nehmen müſſen, um in unſerm Denken und Handeln den Ruhm wahrer Weisheit zu behaupten. Sie trägt Spuren des Ueberirdiſchen an ſich, die nur der Gedankenloſe verkennen kann, die dem Aufmerkſamen das Herz erweitern und erwärmen, und jeder frommen Empfindung wohlthätige Nahrung geben. In mannichfaltigen Regungen erinnert ſie an unſre höhere Bedürfniſſe, bringt ſie uns zur Thätigkeit für unſre Beſtimmung, arbeitet ſie dem Schlechten und Erniedrigenden entgegen, befördert ſie die edelſten Tugenden. Es herrſcht in ihr eine Milde, die den wildeſten Sinn zu beſänftigen — es iſt ein Friede über ſie ausgebreitet, der die heftigſten Leidenſchaften zum Schweigen zu bringen, und alle Wunden des Herzens zu heilen vermag. Der innre Aufruhr legt ſich, die quälenden und beängſtigenden Vorſtellungen verſchwinden, was uns mit Unmuth erfüllte, erſcheint uns in einem freundlichern Lichte, unſer Kummer findet Erleichterung, wenn wir die empörte und ſorgenvolle Bruſt der Natur anvertrauen, und uns in ihr die Wirkſamkeit der ewigen Liebe offenbar wird. Darum war auch Jeſus Chriſtus ein ſo vertrauter Freund der Natur; ſie war ſeinem Himmelsſinne verwandt, ihre Einfalt und Erhabenheit war in ſeiner Seele,

ſie gab ihm, was die Menſchenwelt ihm ſelten geben konnte, Licht und Stärke. Oft verweilte er in ihrem ſtillen Schoße. Aus ihr entlehnte er die ſinnvollen Bilder, in denen er das menſchliche Herz und die Geheimniſſe ſeines Reiches darſtellte, auf ihren Unterricht verwies er ſeine Schüler, um ſie das Würdige und Eitle, das Große und Kleine, das Nöthige und Ueberflüſſige in der Menſchen Sorgen und Bemühungen unterſcheiden zu lehren.

Wenn nun gleich die Natur in allen ihren Erſcheinungen und Veränderungen dem Herzen des Menſchen wohlthätig werden kann und ſoll: ſo kann und ſoll ſie es doch vorzüglich in ihren reichen Segnungen, in denen ſie eben ſo ſehr die Bildung unſers geiſtigen Weſens, als die Befriedigung unſrer köperlichen Bedürfniſſe, die Annehmlichkeit und die Genüſſe des ſinnlichen Lebens und die Erheiterung unſers Gemüthes bedacht hat. Nicht ohne Bewunderung, nicht ohne frohe Rührung können wir die weiten Räume überblicken, über die ſie ihre Gaben, mit mannichfaltigen Schönheiten geſchmückt und in der weiſeſten Anordnung, ausgießt, und immer unerſchöpflich an Kraft und Leben täglich Neues und mit neuen Reitzen Ausgeſtattetes hervorbringt. Nicht ohne inniges Vergnügen können wir ihrer ſtillen und doch ſo wundervoll großen Wirkſamkeit für unſer Wohl zuſehen. Nicht ohne Erhebung können wir zu ihrem ewigen Urheber, zu dem Weſen, das uns durch ſie erhält, erfreut und belehrt aufſchauen. Und

muß da nicht auch unſer Herz Eindrücke empfangen, die ſich auf ſeine höchſte und heiligſte Sorgen beziehen, ſie anpreiſen, unterſtützen und fördern? Müſſen da nicht Gefühle in uns erwachen — müſſen wir da uns nicht ermuntert finden, Entſchließungen zu faſſen, Stimmungen zu nähren und zu befeſtigen, Geſinnungen und Beſtrebungen zu erzeugen, von denen uns ein unvergänglicher Segen zurückbleibt? Laſſet uns dahin unſre Betrachtung jetzt richten.

Ap. Geſch. XIV, 17.

Und zwar hat er ſich ſelbſt nicht unbezeugt gelaſſen, hat uns viel Gutes gethan, und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unſre Herzen erfüllet mit Speiſe und Freude.

Zu keiner Zeit hat ſich Gott an den Menſchen unbezeugt gelaſſen, durch die Natur und ihre Segnungen hat er immer zu ihrem Geiſte und Herzen geſprochen. Regen und Sonnenſchein ſendet er immerfort der Erde, daß ſie dem Menſchen Speiſe und Freude bringe. Wie gedanken- und gefühllos müßten wir ſeyn, wenn wir im Stande wären, ohne Theilnahme und höhere Bewegungen des Herzens ſeine Geſchenke zu betrachten, und ſeine Gaben zu genießen! Nein, die Segnungen Gottes in der Natur ſind beſtimmt, nicht bloß unſern Körper zu nähren, zu ſtärken und zu ſchmücken, und unſre Sinne zu ergötzen, ſondern auch auf unſer Gemüth Einfluß

zu gewinnen, uns zu bilden und zu veredeln, und uns muß alles daran gelegen seyn, daß sie diesen Zweck bey uns erreichen. Lasset sie uns von dieser Seite näher ins Auge fassen. Lasset uns jetzt überlegen:

wie die Segnungen der Natur auf unser Herz wirken sollen.

Sie sollen aber

das enge Herz erweitern,
das kalte Herz erwärmen,
das träge Herz ermuntern,
das empörte Herz besänftigen,
dem verzagten Herzen Muth und Zuversicht einflößen.

I.

Des Menschen Herz ist enge, wenn seine Gedanken sich nur in einem kleinen Kreise bewegen, und mit kleinen Gegenständen beschäftigen, wenn er nur für das Sinn hat, was ihm ganz nahe liegt, wenn er nur für das fühlt, was mit seinen natürlichen Begierden oder mit seinem Vortheile in Verbindung steht, nur das thun mag, was zu seinem Berufe gehört, und durchaus nöthig ist, wenn seine Bestrebungen, von Selbstsucht und den Vorurtheilen der Welt geleitet, immer auf eitle oder unbedeutende oder doch auf solche Dinge, die bey weitem nicht die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen ausmachen, gerichtet sind, wenn Geitz und Kargheit sein Innres

zusammenziehen, und die Sorge immer auf seiner Stirne sitzt. Wie sich aber auf diese Weise das Herz des Menschen verengt, indem er sich unabläßig unter den gewöhnlichen Geschäften und Zerstreuungen des Lebens umtreibt, ohne darin durch Eindrücke andrer Art und durch Betrachtungen, die sich über das, was in der täglichen Ordnung immer wiederkehrt, erheben, unterbrochen zu werden: das kann keinem ein Geheimniß seyn, der sich selbst nicht ganz unbeachtet gelassen hat. Das Herz des Menschen wird dagegen weit, wenn er mit seinen Vorstellungen und mit seiner Thätigkeit sich über ein größeres Feld ausbreitet, und sich höher aufschwingt, wenn seine Aufmerksamkeit von mehrern Seiten gereizt und angezogen wird, wenn seine Gefühle mehr umfassen, wenn es in seiner Brust anfängt freyer zu schlagen, und die Fesseln des Vorurtheiles und des Eigennutzes von ihm abfallen, wenn er das Bedürfniß empfindet, seine Kräfte unabhängiger und vielfältiger zu gebrauchen, wenn er edlere Zwecke kennen und schätzen lernt, und an dieselben seine Thätigkeit wendet, wenn er aufhört, mit seinen Besitzthümern zu geitzen, und die gemeine Sorge des Lebens nicht mehr der würdigern Anstrengung überall in den Weg tritt. Dies nun meyne ich müsse der Anblick der segnenden Natur bey uns bewirken. In dem weitesten Umfange äußern sich die segnenden Kräfte der Natur; alles ist bezeichnet mit den Spuren ihres Wohlthuns; unzählbare Geschöpfe empfangen von

ihr Unterhalt und Freude, keins verſäumt ſie über den andern; und welche Pracht, welche Größe, welche Fülle, welche Mannichfaltigkeit in ihren Segnungen! wie weit iſt ſie entfernt von ängſtlicher Erſparung! mit welcher Verſchwendung gießt ſie ihre Gaben über Gärten, Gefilde und Fluren aus! wie freygebig hat ſie zu dem Nothwendigen das Schöne, zu dem, was uns ernähren ſoll, das, was unſre Sinne ergötzt, unſern Verſtand belehrt und unſer Herz rührt, zu dem, was wir nicht entbehren können, das, was uns Bequemlichkeit und Vergnügen verſchafft, hinzugefügt! Können wir, indem wir dieſes wahrnehmen, fortfahren unſer Denken, Fühlen und Streben in ſo enge Gränzen einzuſchließen? Freyheit offenbart ſich in allen Schöpfungen ihres Segens, ſie ſind ganz das Werk eines innern Triebes, weit erhaben über jeden Schein des Eigennutzes, nichts von dem, was ſie in ihrem Schoße erzeugt, begehrt ſie an ſich zu behalten, ſie überliefert es willig den ihrer Pflege anvertrauten Geſchöpfen. Können wir, indem wir dieſes bemerken, fortfahren, uns an ſo viele kleinliche Rückſichten zu binden, uns von ſo vielen thörigten Meynungen abhängig zu machen, uns von einer ungereimten Weltſitte beſchränken zu laſſen, wo das Herz Gebothe und Rechte hat, zu Sclaven des Eigennutzes uns erniedrigend, überall nach Vortheilen zu haſchen, und in allem nur den Vortheil zu ſuchen? Die ſegnende Natur verfolgt die erhabenſten Zwecke, ſie will nähren und erhalten, ſie will aber auch ihren Schöpfer

verherrlichen, ſie will dem Menſchen die Muſter des Schönen und Edeln vor die Augen ſtellen, ſie will ſeinen Geiſt hinaufziehen, ſeinem Herzen eine beßre Stimmung geben, ſie will ihm fromme Geſinnungen einflößen, und wenn ſie alle ihre Kräfte für den Nutzen des Menſchen verwendet, ſo geſchieht es, damit ſie ihn in den Stand ſetze, ſeiner höhern Beſtimmung zu leben, und ſich für den Himmel zu bilden. Können wir, indem wir hiervon Zeugen ſind, fortfahren, in der Befriedigung thieriſcher Bedürfniſſe, in ſinnlichem Genuſſe, in dem Nichtigen und Vergänglichen unſern letzten Zweck zu finden, an das Unbedeutende und Werthloſe ſo viel Mühe zu verſchwenden? müſſen wir nicht dahin mit allem Ernſte auch unſre Bemühungen richten, wohin die Natur in allen ihren Segnungen arbeitet? müſſen nicht Blick und Herz ſich zum Himmel erheben? Und kann die Sorge für das irdiſche Leben unſern Geiſt noch verdüſtern, und uns die Fähigkeit zu beſſern Beſtrebungen rauben, kann ſie uns Entſchuldigungen darbiethen, uns dieſer Beſtrebungen zu entſchlagen, wenn wir ſehen, wie freundlich die Natur jene Sorge über ſich genommen, welche Anſtalten ſie für das irdiſche Leben des Menſchen getroffen hat, wie reichlich ſie, was das irdiſche Leben fordert, bereitet? Ruft uns nicht auch die ſegnende Natur das Wort des Erlöſers zu: trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch alles andre zufallen? Der trau-

rigſten Fühlloſigkeit müßten wir uns anklagen, wenn der Blick auf die Segnungen der Natur unſre kleinliche Denkungsart nicht zu vertreiben, unſern knechtiſchen Sinn nicht zu zerſtören, unſern Gefühlen nicht eine edlere Stimmung zu ertheilen, unſerm Bemühen nicht würdigere Ziele anzuweiſen vermöchte.

II.

Die Segnungen der Natur ſollen das kalte Herz erwärmen. In eben dem Maße, als das Herz ſich verengt, wird es auch kälter, unfähiger reine Freude zu fühlen, unempfindlicher für die Reitze der Natur, gleichgültiger gegen Gott und die Menſchen. Nur zu oft bemerken wir das an ſolchen, die ſich ganz den Geſchäften, Sorgen und Vergnügungen der Welt und den Antrieben einer niedrigen Selbſtſucht hingeben; bloß für rauſchende Luſtbarkeiten und Vergnügungen der Sinne haben ſie noch Empfänglichkeit; die Wunder der Schönheit und Ordnung, die ſie umringen, gewinnen ihnen kaum eine flüchtige Aufmerkſamkeit ab; die ſtärkſten und ergreifendſten, wie die tröſtlichſten und froheſten Erinnerungen an Gott laſſen ihr Herz ungerührt; der Zuſtand und die Schickſale ihrer Brüder bekümmern ſie nicht, ſie können dieſelben im Elende umkommen ſehen, ohne dadurch in ihrer behaglichen Ruhe und in ihren üppigen Genüſſen geſtört zu werden. Nicht ſelten hören wir ſogar beſſre Menſchen über eine, ihnen ſelbſt unbegreifliche Kälte und Verödung des

Her-

Herzens Klage führen, darüber Klage führen, daß ſie, ungeachtet aller Veranlaſſungen und Einladungen zur Freude, nicht im Stande ſind, ſich zu freuen, daß Dinge, die ſie ſonſt innig ergötzten, jetzt nichts Anziehendes für ſie haben, daß der Gedanke an das höchſte Weſen, der ſonſt ihrem Herzen ſo vertraut war, und es ſo oft tief bewegte, ſie jetzt fremd anſpricht, daß Laulichkeit ihre ſonſt ſo feurigen Gebete bezeichnet, und daß ſelbſt ein ausgezeichnetes Glück, welches andern zu Theil wurde, oder drückende Leiden, unter denen ſie ſeufzen nur ſchwache Eindrücke auf ſie machen. Was wäre aber wohl in höherm Grade geeignet, dem Herzen die verlorne Wärme wiederzugeben, als die Betrachtung der Natur in ihren Segnungen? Iſt die Freude aus Euerm verdüſterten, unmuth- und ſorgenvollen Gemüthe gewichen: ſie wird zurückkehren, wenigſtens erheitert werdet Ihr Euch fühlen, wenn Ihr Euch dem verſtimmenden Gewühl der Welt entreißet, und bey dem regen Leben, bey der frohen Geſchäftigkeit der Natur, woraus überall Erfreuliches entſpringt, verweilet, wenn Ihr die Menge und Mannichfaltigkeit der Wohlthaten, die ſie in ihren Werkſtätten bereitet, und mit Reitzen jeder Art ausſtattet, überſchauet. Und hättet Ihr den Sinn für die Natur ſelbſt eingebüßt, könnten Euch ihr ſtilles Wirken, ihre weiſe Ordnung, ihre kunſtreichen Entfaltungen und ihre herrlichen Erſcheinungen nicht mehr entzücken: Ihr werdet neues Wohlgefallen und neue Liebe empfinden, wenn

ihr wahrnehmet, wie ihr ſtilles Wirken freundliches Segnen iſt, wie ihre weiſe Ordnung Zufriedenheit beabſichtigt, wie aus ihren kunſtvollen Entfaltungen nährende und erquickende Früchte reifen, wie ihre herrlichen Erſcheinungen mit ihren beſten Gaben in genauer Verbindung ſtehen, wie ſie unabläſſig, für Eure Bedürfniſſe, für Eure Bequemlichkeit, für die Vortheile und Genüſſe Euers Lebens arbeitet. Iſt Euer Herz weggewendet von Gott: es muß ſich ihm wieder zuwenden, wenn Ihr die einleuchtenden Beweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeiner Fürſorge in den Segnungen der Natur antreffet. Suchet Ihr ihn oft vergebens in Euerm Herzen, in den Ereigniſſen Euers Lebens, in der Welt um Euch her: Ihr werdet ſeine Hand in den Schätzen, womit er die Natur für Euch beladen, nicht verkennen können, auch darin werdet Ihr ihn nicht verkennen können, daß er Regen und Sonnenſchein zur rechten Zeit gibt, daß er die Ernte jährlich und treulich behüthet, daß die Erde, ſelbſt unter dem Zuſammentreffen der ungünſtigſten Umſtände, nicht aufhört das Nöthige darzureichen, und was auf ihr lebt zu ſättigen, zu ſtärken und zu erfreuen; Empfindungen der Liebe, der frohen Dankbarkeit, der innigen Sehnſucht nach ihm, der aufrichtigen Demuth und der frommen Ehrfurcht müſſen in dem für ihn erſtorbenen Herzen wach werden, dieſes Herz durchdringen und zu ihm emporheben, indem die Natur Euch ſo laut und rührend ſeine Güte und Treue

verkündigt. Seyd Ihr gleichgültig oder gar hart gegen Eure menschlichen Brüder geworden: die schönen Triebe des Wohlwollens müssen auch in Euch sich wieder regen, wenn die Natur Euch in unzählbaren Erscheinungen des Segens ihre Huld und Freundlichkeit offenbart. Sie behandelt alle ihre Kinder mit unaussprechlicher Milde, sie schont, beschirmt, pflegt und erquickt sie alle; und Ihr solltet erbarmungslos Euer Herz dem Elende des Bruders verschließen? Ihr solltet zu den schweren Lasten, die sie schon drücken, noch schwerere hinzufügen, Euch von ihrer Armuth bereichern und von dem schwelgen, worüber sie Thränen des Kummers vergossen haben, als sie es hingeben mußten? Die Natur bringt so viel hervor, daß es für alle hinreicht: und Ihr solltet dieses allein an Euch reißen? Ihr solltet das zurückhalten, was nicht für Euch, sondern für die bestimmt ist, die leer ausgegangen sind, und den Dürftigen neben Euch verschmachten lassen? Die Natur überliefert alles, was sie hervorbringt den lebenden Geschöpfen; und Ihr könntet die Menschen neben Euch vergessen und nur darauf denken, wie Ihr Euch selbst bereichern und in Fülle herrlich leben möget? Geschenke der Natur sind es, was Ihr besitzet und genießet; und Ihr könntet ohne Vorwurf immer empfangen, ohne je zu geben? Die Vorräthe der Natur sind so groß, daß auch die unnatürlichste Ueppigkeit der Menschen sie nicht aufzuzehren vermag, und unerschöpflich ist ihr Vermögen, immer Neues

zu erzeugen; und Euch könnte die Furcht, es möchte Euch ſelbſt wohl einmal fehlen, ſchon jetzt abhalten, von dem Entbehrlichen mitzutheilen? Die Natur erfreut Millionen von Geſchöpfen; und Ihr könntet das Leben verlaſſen, ohne daß in dem kleinen Kreiſe, in welchem Ihr Euch bewegtet, jemand durch Euch wohl geworden wäre? Ja erwärmen in jeder Hinſicht ſollen die Segnungen der Natur das kalte Herz des Menſchen.

III.

Sie ſollen unſer träges Herz ermuntern. In allen ihren Segnungen zeigt uns die Natur das Bild einer regen, einer weiſe geleiteten, immer auf das Beſte gerichteten und nie ermüdenden Thätigkeit; dieſe Segnungen ſind das Werk der unabläſſig in ihr arbeitenden Kräfte. Nichts von dem, was ihr zu Gebothe ſteht, wird von ihr unbenutzt gelaſſen; alle ihre Stoffe ſucht ſie zu etwas Brauchbarem zu verwenden. Alle ihre Theile durchdringt Leben und Wirkſamkeit, auf allen Stellen ihres unermeßlichen Gebiethes findet Ihr zubereitende, entwickelnde, Schädliches vertilgende, Nöthiges herbeyſchaffende, veredelnde und vollendende Anſtrengungen. Während ſie hier Gewächſe aus den Keimen hervorlockt, treibt ſie dort Blüthen, bringt ſie da Früchte zur Reife. Während ſie im Schoße der Erde die köſtliche Gabe erzeugt, ſendet ſie aus der Höhe das Licht, die Wärme und den Regen herab.

Sie ruht nur, um neue Kräfte zu ſammeln, und ſelbſt in ihrer Ruhe iſt ſie nicht unthätig, ſondern trifft ſchon wieder Anſtalten zu neuen Werken. Wohin wir treten, da umgibt uns das Gewühl einer raſchen, fröhlichen und doch ordnungsvollen Geſchäftigkeit, aus der in jedem Augenblicke etwas Fertiges hervorgeht, was in der groſſen Haushaltung Gottes verbraucht werden ſoll, was lebenden Geſchöpfen zur Luſt und Wonne da iſt. Welch eine Ermunterung für unſer träges Herz! Oder ſage ich zu viel, indem ich das menſchliche Herz der Trägheit beſchuldige? dürfen wir dieſe Ermunterung für überflüſſig erklären? Wie verdroſſen ſind wir nicht oft zur Erfüllung der wichtigſten Pflichten! wie oft verſäumen wir ſogar das Nothwendigſte! und wie oft wird es nur halb, wie oft mit einer Gedankenloſigkeit und Nachläſſigkeit vollbracht, aus der nur Unnützes entſtehen kann? Wie vieles, das durch uns geſchehen könnte, unterbleibt! wie viele Gelegenheiten, etwas Heilſames zu bewirken, laſſen wir unbeachtet vorübergehen! wie viele dringende Aufforderungen werden von unſrer Bequemlichkeit abgewieſen! wie manches Talent, mit dem wir reichlich zu wuchern vermochten, wird von uns vergraben! wie manche Kräfte unſers Körpers und Geiſtes bleiben unausgebildet! wie manches Mittel zu den wichtigſten und glänzendſten Vortheilen entſchwindet uns wieder, ehe wir es gewahr werden! wie manche Stunde wird im Müſſiggange verbracht, in eiteln Zerſtreuungen

verſchleudert, in weichlicher Ueppigkeit getödtet! und wie häufig rauben uns die Folgen der Unmäßigkeit die Munterkeit und Aufgelegtheit des Geiſtes! Faſt unwiderſtehlich dringen ſich uns beym Anblicke der ſchaffenden und ſegnenden Natur die Fragen auf: „was haſt du bisher geleiſtet? wie haſt du das dir „verliehene Vermögen angewendet? welcher Gewinn „für die menſchliche Geſellſchaft und für deine eigne „höchſte Beſtimmung iſt aus Deinen Bemühungen „hervor gegangen? welchen Bedürfniſſen iſt durch „dich abgeholfen, welches Gute iſt durch dich ge„ſtiftet worden? was haſt du zur Wohlfahrt, zur „Aufklärung und Sittlichkeit der Welt beygetragen? „welche Einſichten haſt du deinem Geiſte, welche „edle Eigenſchaften deinem Herzen erworben? welche „Fortſchritte haſt du in der Verbeßrung deiner „Fehler gemacht? welche Spuren deines Daſeyns „werden zurückbleiben, wenn du ſelbſt von den Plä„zen deines Wirkens verſchwunden biſt?“ O, an demüthigenden Antworten auf dieſe Fragen wird es, wenn wir nur redlich genug gegen uns ſelbſt ſind, nicht mangeln. Wollen wir uns denn ferner von der Natur übertreffen und beſchämen laſſen? wir, die Gott mit Vernunft begabt, die er mit ſo vielen edeln Fähigkeiten ausgeſtattet, welche weit herrlicher ſind, als alle Kräfte in der Natur, durch welche das Größte und Segensvollſte verrichtet werden kann? wir, denen er einen ſo mächtigen Trieb zur Thätigkeit einpflanzte, denen er den Beruf, thätig zu

seyn in das Herz schrieb, bey denen er Thätigkeit zur Bedingung der wichtigsten Vorzüge machte, denen er so viele erhabne und ehrenvolle Geschäfte anwies? wir, die wir uns durch Fleiß und Thätigkeit zu den lichtvollen Höhen der Vollkommenheit und Seligkeit emporschwingen können? Das sey ferne! Wenn die Natur sich zu ihrem Schlafe neigt: dann hat sie ihr Tagewerk glorreich vollendet, hat sie alles geleistet, was sie zu leisten vermochte, hat sie unzählbaren Wesen Gutes erwiesen, dann läßt sie reiche Vorräthe zurück. Also sey unser Leben. Daß wir so viel wirken, als wir können, daß wir immer das Beste wirken, daß alle, die mit uns in nähere oder entferntere Berührung kommen, von uns Gutes empfangen, daß, wenn wir uns zum letzten Schlummer legen, nichts mehr von dem, was uns aufgegeben war, zu thun übrig sey, und daß die Nachwelt sich noch lange der Vorräthe freue, die unser Fleiß gesammelt hat: das sey unser ernstes und heiliges Bemühen, und all unser Wirken sey Aussaat für die Ernten der Ewigkeit. Die segnende Natur soll unser träges Herz ermuntern.

IV.

Sie soll das empörte Herz besänftigen. Beunruhigt und empört wird unser Herz bald von widrigen Schicksalen, bald von den Unthaten der Menschen; in beyden Fällen hat die Betrachtung der Natur in ihren Segnungen große Kraft, die Unruhe

und Empörung zu ſtillen. Nie wird der kummervolle Menſch vergebens zu der Natur ſeine Zuflucht nehmen. Die Wogen des Aufruhrs legen ſich in ihrer friedlichen Stille; ihr ſanfter, milder Geiſt theilt ſich uns mit, ſo oft wir uns ihr hingeben, und flößt uns eine gelaſſenere Stimmung ein; die Gedanken, die ſie uns nahe bringt, die Betrachtungen, zu denen ſie uns veranlaßt, ſind Gedanken und Betrachtungen des Troſtes. Ganz vorzüglich aber iſt ſie in ihren Segnungen geeignet, den Kummer des Menſchen zu lindern. Sie zeigt uns eine Güte, die dem leidenden Herzen unausſprechlich wohl thut, ſie führt uns fröhliche Bilder entgegen, die in unſerm Innern Heiterkeit verbreiten müſſen: in ihr finden wir Anſtalten zur menſchlichen Glückſeligkeit, die wir nicht ohne Rührung bemerken können, ſie miſcht zerſtreuende und erhebende Vorſtellungen in die Gefühle unſers Schmerzes: wir fühlen unſre Verluſte und Entbehrungen weniger, wo ſo viel Ueberfluß iſt; wir vergeſſen unſrer getäuſchten Hoffnungen und vereitelten Unternehmungen, wo ſo viele Erwartungen erfüllt werden, ſo viele Bemühungen ſich belohnen. Und wird das gläubige Hinſchauen auf Gott dem trauernden Gemüthe wohl irgends ſo leicht, ſo ruhebringend und ſtärkend, als unter den Segnungen der Natur? Hier iſt uns Gott ſo nahe; hier wirkt es für uns ſo ſichtbar; hier wird es uns ſo überzeugend und anſchaulich, daß er die Liebe iſt; hier ſehen wir, wie viele Mittel zu helfen er in ſeiner Hand hat, und mit

welcher Weisheit er sie gebraucht; hier lernen wir begreifen, daß auch seine Versagungen väterlich sind; hier faßt der Gedanke, daß aus dem Uebel immer Gutes entsteht, tiefer bey uns Wurzel; hier gewöhnt sich das schwache Herz zum Anschließen an den Herrn und Schöpfer der Welt; und dann schweigen in ihm die Stürme. Hat die Härte der Menschen uns wehe gethan, haben ihre Kränkungen uns erbittert, haben ihre Ungerechtigkeiten Unwillen und Entrüstung in uns erregt, haben ihre Gewaltthätigkeiten unser Innres aufgewühlt, wenden wir uns mit Abscheu hinweg von den Gräueln, womit sie sich beflecken, von den Bedrückungen, die sie ausüben, von dem vielfachen Elende, das sie auf Erden verursachen: o, dann lasset uns in die Arme der segnenden Natur eilen; es wird uns trösten, zu sehen, wie die gute Mutter ihre Kinder liebend an ihr Herz nimmt, und immer an ihrem Herzen trägt, und an ihren Brüsten nährt, und ihre Wunden heilet; es wird uns trösten, zu bemerken, wie sie, mag auch alles seine Gestalt verändern, immer dieselbe bleibt, immer fortfährt, sich mit Blumen und Früchten zu schmücken, mit ihren Gütern den kranken Menschen zu laben, und den Verarmten zu erfreuen, wie sie den Vertriebenen aufnimmt in ihren Schoß, und ihm alles gibt, was sie hat, wie sie dem, welchem die Menschen alles genommen, darreicht, was sie vermag, und so viel ihr menschliche Habsucht übrig läßt, wie sie auch dem entarteten Geschlechte der Menschen das freundliche

Angeſicht zuwendet, und noch immer ihre Wohlthaten erzeigt. O, es muß uns aufrichten, daß auch in dieſem Jahre der vielfachen Noth die Natur ihre ſegnende Hand nicht von uns abgezogen, uns was die Bedrängniſſe der Zeit uns raubten, erſetzt, und den Mangel der uns drohte, entfernt hat. Und wenn ſie uns nicht in allen Stücken ſo reichlich bedacht hat, als wir es wünſchten und erwarteten: ſollen wir nicht doch Zutrauen faſſen, da ſie ſo viel gewährte, da ſie in ſo mancher Hinſicht unſre Wünſche und Erwartungen übertraf, da wir wiſſen, wie groß immer im Ganzen der Reichthum ihrer Segnungen iſt?

V.

Ja auch dies ſollen die Segnungen der Natur bey uns bewirken: ſie ſollen dem verzagten Herzen Muth und Zuverſicht einflößen. Zweifle doch und bekümmere ſich keiner in der Sorge für ſeinen Unterhalt. Auch in dieſem Jahre iſt mehr als genug gewachſen, die Menſchen zu ernähren und ihnen noch manchen frohen Genuß zu bereiten; blieb einiges zurück, ſo wird das andre, das uns in deſto größerm Maße zu Theil ward, nachhelfen. Ueberdies ſorgt das reichere Jahr mit für das dürftigere, daß immer mehr vorhanden iſt, als die Menſchen brauchen. Aus unerſchöpflichen Quellen fließen die Segnungen der Natur uns zu; und doch könnteſt Du fürchten, Mangel zu leiden? Von den unermeßlichen Vorräthen der Natur wird ſo wenig erfor-

dert, einen Menſchen zu ernähren; und dieſes Wenige ſollte Dir fehlen? In allen ihren Segnungen dient die Natur dem Menſchen, alles, was ſie erzeugt, erzeugt ſie zuletzt für ihn; und doch könnteſt Du, in dem ſie den Menſchen und mithin ihren Beherrſcher ehrt, ängſtlich zagen? Doch, was ſpreche ich von der Natur? Iſt es nicht Gott, der durch die Natur uns ſegnet? iſt er es nicht, auf den aller Augen warten, der ihnen ihre Speiſe gibt zu ſeiner Zeit, der ſeine milde Hand aufthut und alles, was da lebet, ſättigt mit Wohlgefallen? Und ſollte er, der die Vögel unter dem Himmel nährt, der die Lilien auf dem Felde kleidet, des Menſchen vergeſſen, den er ſo hoch geſtellt, dem er ſo viel anvertraut, dem er ſein Bild aufgedrückt, dem er die Verſicherung gegeben hat: ich will Dich nicht verlaſſen noch verſäumen, in meine Hände habe ich Dich gezeichnet? So thue denn nur jeder redlich das Seinige, erfülle nur jeder mit Fleiß, Klugheit und Vorſicht ſeine Pflichten, und werfe ſeine Sorgen auf den Herrn, er ſorgt für uns. Wüßte jemand auch jetzt noch nicht, woher ihm das kommen ſoll, was er bedarf: der Allwiſſende und Ewig-Weiſe wird die Wege ſchon finden, die Mittel ſchon herbeyſchaffen, die Herzen der Menſchen, die ihm zu Hülfe eilen ſollen, ſchon erweichen. Aber auch in allen unſern übrigen Angelegenheiten ermanne ſich das ſchüchterne Herz. Die Gaben der Natur ſeyen uns ein Unterpfand

aller Segnungen Gottes; die Anſtalten, welche hier ſo wundervoll und mit ſo großem Aufwande zu unſerm Beſten getroffen ſind, machen es uns anſchaulich, was der Urheber der Natur für uns zu thun und einzurichten vermag; die Auszeichnung, die uns im Umkreiſe der Natur und unter ihren Segnungen widerfährt, überzeugt uns, wie hoch wir bey Gott geachtet, wie freundlich ſeine Geſinnungen gegen uns ſind, und wie viel er für uns thun und einrichten will. Und ſo leiſtet uns, was wir hier wahrnehmen, Bürgſchaft für alles, was ſonſt noch zu unſerm Wohle gehört. Oder ſollte etwa Gott, während er die Bedürfniſſe unſrer thieriſchen Natur ſo freygebig bedenkt, unſre höhern Bedürfniſſe und Angelegenheiten vernachläſſigen, während er für unſern Unterhalt, unſre Bekleidung und die Annehmlichkeiten des ſinnlichen Lebens ſo reichlich ſorgt, ſich um unſer anderweitiges Ergehen nicht bekümmern? Nein, er wird uns Rath ſenden in der Verlegenheit, Freunde in der Noth, Theilnahme in der Verlaſſenheit, Schutz in der Gefahr, Beyſtand, wo wir mit Wehmuth unſre Schwachheit fühlen, und uns tröſten in der Traurigkeit. In welchen Bedrängniſſen wir uns befinden mögen, wir wollen Muth behalten und auf den Herrn hoffen, der Blick auf die Segnungen der Natur ſoll unſern Muth und unſre Hoffnungen beleben. Durch Stille ſeyn und Hoffen werden wir ſtark bleiben. Und auch unter den Bedrängniſſen dieſer Zeit verzage doch keiner, wie ungewiß auch ſeine Lage, wie dunkel die

Zukunft, wie verworren und räthſelhaft auch der Zuſtand der Welt ſeyn mag; ſorge nur jeder, daß er ſich nichts vorzuwerfen habe, und vertraue im Uebrigen auf den Herrn der Natur. Wäre uns noch manche Prüfung beſchieden: Gott läßt nicht verſucht werden über Vermögen, und läßt alle Verſuchung ein Ende gewinnen, daß wir es ertragen können. Jede Wohlthat, die wir aus den Händen der Natur empfangen, erinnert uns, daß Gott große Abſichten an uns erreichen, daß er uns für himmliſche Welten erziehen will. Im Gefühle dieſer erhabenen Beſtimmung laſſet uns das Haupt aufrichten, und mit feſtem Herzen erwarten, was kommen ſoll. Der Allgütige iſt mit uns; der Allmächtige iſt über uns, der Ewig-Weiſe wird alles wohl machen.

XIX.

Ueber die Erfahrung, daß ſo viele ſchon in der Jugend dem Laſter anheim fallen.

In der ganzen belebten Schöpfung treffen wir neben dem Geſunden und Kraftvollen, Verkrüppeltes, Krankes und in ſeinem Innern Zerrüttetes an; aber nirgends ſind die Erſcheinungen des letztern zahlreicher und mannichfaltiger, als in dem Gebiethe des menſchlichen Geiſtes. In der Natur um uns her iſt der geſunde Zuſtand wenigſtens das Herrſchende, und die Abweichungen von demſelben gehören zu den Ausnahmen von der Regel, die uns oft mehr durch ihre Seltenheit als durch ihre Beſchaffenheit befremden; in dem geiſtigen Weſen des Menſchen hingegen finden wir die Unordnungen und Zerrüttungen ſo häufig, daß ſie uns kaum noch auffallen. Oder dürfen wir die falſche Richtung und den Mißbrauch des Verſtandes, grobe Irrthümer, hartnäckige Vorurtheile, abſichtliche Verkennung der Wahrheit, eigenſinnige Selbſtverblendung, unreine Lüſte, die das

ganze Herz erfüllen, heftige Gemüthsbewegungen, wilde Leidenschaften, entehrende Ausschweifungen, Lüge und Falschheit, Argliſt und böſe Ränke und alle die Künſte, die uns mit der Natur, und uns ſelbſt in Widerſpruch bringen, wohl zu den ungewöhnlichen Erſcheinungen zählen? können wir es verkennen, daß wir in ihnen die Urſachen von dem bey weitem größten Theile der Uebel, die uns drükken, anzuklagen haben? Verwundern wir uns nicht über das Wahre, Einfache, Unverkünſtelte, Reine und Edle, wo es ſich an menſchlichen Seelen uns darſtellt, als über etwas, das aus der uns bekannten Ordnung der Dinge heraustritt, und das wir nicht berechtigt waren zu erwarten? Wie viele haben ſich mit dem, was uns immer mit Abſcheu und Ekel erfüllen ſollte, durch die tägliche Gewohnheit es zu ſehen und davon zu hören, bereits in ſo weit verſöhnt, daß ſie es mit der größten Gleichgültigkeit betrachten, und ohne eine ſich dagegen auflehnende Regung in ihrem Innern davon ſprechen! Und, was das traurigſte iſt, wir müſſen geſtehen, daß dieſe Entartungen, ungeachtet aller äußern Veranlaſſungen und Reizungen zu denſelben, meiſt von uns ſelbſt verſchuldet ſind, daß wir, bey einer ſorgfältigen Achtſamkeit auf uns ſelbſt, bey einem angeſtrengten Gebrauche unſrer Willensfreyheit, und bey einer gewiſſenhaften Anwendung der zahlreich ſich uns darbiethenden Mittel, ſie verhüthen oder doch bald die Geſundheit der Seele wieder herſtellen konnten.

Unter allen Zerrüttungen aber, welche wir an menſchlichen Seelen wahrnehmen, ſind die, welche das Laſter hervorbringt, die größten und traurigſten. Wie verdunkelt es nicht den Glanz unſrer Menſchenwürde, wie verwirret es nicht die Kräfte des Geiſtes und des Gemüths, wie empört es nicht das Gefühl und die Begierde, wie trübt es nicht die Klarheit des Bewußtſeyns, wie beſchränkt es nicht die freye Beſonnenheit und Herrſchaft über uns ſelbſt, wie ſtört es nicht den inneren Frieden, welche Kämpfe und Stürme erregt es nicht in unſrer Bruſt! Faſt an allen anderweitigen Verderbniſſen des Geiſtes, des Herzens und des Lebens hat es ſeinen Antheil. Und wie weit hat es nicht ſeine verwüſtende Gewalt verbreitet! o, wohin wir uns wenden, da erblicken wir ſeine unglücklichen Opfer, in alle Verhältniſſe iſt es eingedrungen, und ſelbſt da, wo man noch die volle Blüthe der körperlichen und geiſtigen Geſundheit vermuthen ſollte, ſelbſt bey der noch nicht einmal herangewachſenen Jugend, hat es oft ſchon ſeinen heilloſen Einfluß geäußert, und mit dem innern zugleich das äußere Leben vergiftet. Ich rede hier nicht bloß von Verkehrtheiten, die zu allen Zeiten der unerfahrnen Jugend durch eine ſchlechte Erziehung, durch böſes Beyſpiel und durch abſichtsvolle Verleitung ſind mitgetheilt worden; ich rede auch von Laſtern, die den Menſchen tief erniedrigen, die ſeine Seele entweihen, die den, deſſen ſie ſich einmal ermächtigt haben, meiſt ſchnell und unwiderſtehlich fort-

fortreißen von Einer Entehrung zur andern, und ihn rettungslos in das Verderben stürzen. „Noch so jung und schon so tief gesunken, so herabgewürdigt und so elend!“ wie oft wird dieser Ausruf dem Menschenfreunde, besonders in großen, volkreichen Städten, durch die erschütterndsten Beobachtungen abgepreßt! Auch unter uns sind diese Beobachtungen nichts weniger als neu, und wie wir darin überhaupt die zunehmende Verwilderung des Zeitalters uns nicht verbergen können, so können wir uns insbesondre nicht verhehlen, daß die letzten Jahre das Uebel furchtbar vergrößert, und mit schändlichen Lüsten und Ausschweifungen nicht bloß Jünglinge und Jungfrauen, sondern sogar Kinder angesteckt haben. Sollen wir dabey gleichgültig bleiben? sollen wir es bey einer flüchtigen Bemerkung, die schon oft gemacht ist, bewenden lassen? Nein, das könnet Ihr nicht, edle Menschenfreunde, die Ihr mit Wehmuth auf den Verfall Euers Geschlechtes hinblicket; das könnet Ihr nicht, redlich besorgte Väter und Mütter, die Ihr Eure Kinder in der Gefahr wisset, mit von dem Strome des Verderbens ergriffen zu werden; gerne werdet Ihr einer für Euer Vater- und Mutterherz so wichtigen Sache Eure Aufmerksamkeit und ein ernstliches Nachdenken widmen. Zu sehr verdienen überdies die Unglücklichen, die so frühe dem Laster anheim fallen, unser Mitleiden, zu stark nimmt uns hier die Pflicht in Anspruch, zu viel gibt es hier für uns alle zu erwägen, als daß wir es länger auf-

ſchieben dürften, dieſe Angelegenheit einmal in das Auge zu faſſen.

2 Timoth. III, 13.

Mit den böſen und verführeriſchen Menſchen aber wird es je länger, je ärger, ſie verführen und werden verführet.

Von dem, worüber der Apoſtel Klage führt, haben wir nur zu häufig Gelegenheit, die traurigſten Beſtätigungen wahrzunehmen. Verführer und Verführte zeugen von der Macht und den Verheerungen des Laſters. Welch ein reicher Stoff des Nachdenkens! wie viel Erſchütterndes, Warnendes, heilig Verpflichtendes, nachdrücklich Aufmunterndes drängt ſich uns hier entgegen! Für jetzt wollen wir nur bey dem ſtehen bleiben, was das jüngere, unter uns heranwachſende Geſchlecht betrifft.

Die Erfahrung, daß ſo viele ſchon in der Jugend dem Laſter anheim fallen

ſoll uns beſchäftigen.

Wir wollen ſehen, wie dieſe Erfahrung

unſer Gefühl bewegen,
uns zur Selbſtprüfung veranlaſſen,
uns zu ernſtlichen Entſchließungen ermuntern muß.

I.

Die Keime des Böſen liegen im Herzen des Menſchen, und entwickeln ſich da, mehr oder weni-

ger, von ſelbſt. Neigungen, die auf Verkehrtes gerichtet ſind, wachſen mit uns auf, werden von allen Seiten angezogen und genährt, verſtärken und erweitern ſich von Tag zu Tage. Unordentliche Begierden und Gemüthsſtimmungen verleiten zu mannichfaltigen Fehltritten. Niemand kann ſich von Vergehungen, ſelbſt von ſchweren Verſchuldungen und ſtrafbaren Geſinnungen freyſprechen. So lange indeß das Böſe noch nicht in uns mächtig geworden iſt, und das ſittliche Gefühl verfälſcht oder abgeſtumpft hat, ſo lange wir noch im Ganzen Abſcheu gegen daſſelbe, und den Wunſch hägen, uns von demſelben unbefleckt und mit dem Gewiſſen in Uebereinſtimmung zu erhalten, ſo lange wir uns noch bewußt ſind, gegen die Antriebe der Sünde zu kämpfen, ſo lange wir nur aus Leichtſinn, aus Uebereilung und Schwäche, von der plötzlich entflammten Leidenſchaft verblendet oder überwältigt, der Pflicht entgegen handeln, und darüber ſchmerzliche Reue empfinden, ſo lange noch innere Regungen, Grundſätze, Erinnerungen und Warnungen im Stande ſind, uns vor den meiſten Uebertretungen, zu denen wir eingeladen werden, zu bewahren, ſo lange wir noch vor gröbern Ausſchweifungen, vor dem, was offenbar ſchändet und erniedrigt, und den entſchiedenen und klaren Vorſchriften der Sittlichkeit zuwiderläuft erſchrecken, kann man nicht von uns ſagen, daß wir dem Laſter anheimgefallen ſeyen. Dem Laſter anheim gefallen ſind diejenigen, in denen die Sünde volle

Gewalt erlangt, und den Willen ſich unterworfen hat, die ſich Ausſchweifungen erlauben, welche allgemein für höchſt ſchändlich geachtet werden, bey denen im eigentlichen Sinne das Herz verunreinigt und vom Laſter in Beſitz genommen iſt. Daß es nun unter dieſen, dem Laſter Dahingegebenen und von demſelben tief Entehrten ſehr viele gibt, die ſich noch in den Jahren der Jugend befinden, und unter dieſen nicht bloß ſolche, welche die Bethörung feuriger Luſt gefangen genommen hat, ſondern auch ſolche, denen man noch nicht einmal Bekanntſchaft mit dem Laſter und Fähigkeit zu demſelben zutrauen ſollte, das iſt eine Erfahrung, die gewiß jedem Fühlenden das Herz bewegt und erſchüttert. Das Laſter kommt bey dem Menſchen immer zu früh; wenn es aber der Natur noch zuvor eilt, wenn es ſich da ſchon findet, wo man ſich kaum die Möglichkeit deſſelben denken kann, dann erregt es Schaudern und Entſetzen.

In der Jugend hat der Menſch ſo viel Empfänglichkeit für das Gute, ſein Herz öffnet ſich da ſo gern den Eindrüken, welche Gott und die Tugend in demſelben hervorbringen, der ſchöne Gedanke erweckt da ſo leicht warme und lebhafte Gefühle, ſeine Kräfte nehmen ſo leicht eine ſittlich-fromme Bildung an, es iſt in ihm ſo vieles vorhanden, das ſich für das Beſte benutzen läßt; das alles wird gemißbraucht, in eine widernatürliche Richtung gebracht oder gewaltſam vertilgt, wenn der Menſch dem Laſter anheim fällt. Die ſchöne Morgenröthe ſeines

Lebens ſinkt in die düſtre Nacht hinab, da ſie kaum angebrochen war, da ſie noch lange hätte glänzen, und einen Tag voll Sonnenlicht herbeyführen können. Die Freuden der Kindheit und Jugend ſind die einfachſten, die ſüßeſten und ungetrübteſten im ganzen Leben; darum bewahrt ſie unſer Gedächtniß ſo treu, darum wendet ſich unſre Sehnſucht aus der mühſeligen und ſorgenvollen Zeit zu ihnen zurück; ſind aber nicht diejenigen um ſie betrogen, die hier ſchon dem Laſter anheim fielen? wird das von dem Laſter ſchon frühe verödete Herz ſich noch freuen können? ſtürzt nicht der Himmel der Kindheit und Jugend über dem Menſchen zuſammen, ſobald er ſich dieſem überliefert? geräth er dann nicht in jenen qualvollen Streit mit ſich ſelbſt, der ihm keine recht frohe Empfindung mehr geſtattet? Die reine Stimmung des Gemüthes iſt es, was wir an der Jugend mit ſo innigem Wohlgefallen betrachten, und wodurch uns ihr Anblick ſo erheiternd wird; die Unſchuld, die ſo herrlich und feſtlich ſie ſchmückt, einbüßend, hat ſie alle Reitze verloren, und ihr koſtbarſtes Kleinod, ihren Frieden verſcherzt. Und welche Hoffnungen werden zerſtört, wenn das Laſter ſchon bey der Jugend den Sieg davon trägt! Nicht wenige haben daſſelbe, unter heißen Thränen einer zu ſpäten Reue und unter lebhaften, aber vergeblichen Verwünſchungen, als die Urſache eines frühen und qualvollen Todes anklagen müſſen; an nicht wenigen hat die Natur durch Schwächung und Erſchöpfung

des Körpers und ſchmerzliche Krankheiten die Verſpottung ihrer heilig zu haltenden Geſetze furchtbar beſtraft; und noch größer iſt die Zahl derer, welchen der Dienſt des Laſters die Kraft und Munterkeit des Geiſtes, die Fähigkeit der Welt zu nützen, und ihres Lebens froh zu werden geraubt, denen er nichts übrig gelaſſen hat, als ein abgeſtumpftes, verarmtes und ihnen ſelbſt im höchſten Grade läſtiges Daſeyn. Wäre indeß dieſes alles auch nicht: was kann man ſich von Menſchen verſprechen, die ihre Jugend, dieſe nicht zurückzurufende Zeit der Bildung und Vorbereitung, dem Laſter opfern? werden ſie ſich die Kenntniſſe, Geſchicklichkeiten und Gemüthseigenſchaften erwerben, die ſie in den Stand ſetzen ſollen, zufriedene Gatten, glückliche Häupter einer Familie, verdienſtvolle Mitglieder des gemeinen Weſens zu ſeyn? Mögen ausgezeichnete Talente bey ihnen einiger Maßen die Stelle der fehlenden Kenntniſſe und der verſäumten Uebung vertreten: was werden ſie leiſten bey dieſer verweichlichten Sinnlichkeit, bey dieſen verwilderten Trieben, bey dieſem kraftloſen und unterjochten Willen, bey dieſer düſtern Verſtimmung, bey dieſem abgeſtorbenen und ausgeleerten Herzen? Für das ganze Leben pflegt das Laſter diejenigen unheilbar zu verderben, die ihm in früher Jugend anheim fallen. Die Gewohnheiten, die wir in unſrer Jugend annehmen, die Handlungsweiſen, die ſich da in bleibenden Formen feſtſetzen, die Begierden, die da zu Leidenſchaften heranwachſen, ſind ſo ſchwer wieder auszurotten, die guten Ge-

danken und Gefühle, welche da geschwächt werden, sind so schwer wieder zu beleben, daß wir die Meisten, die sich da der Sünde weihen, für rettungslos verloren achten müssen. Das Laster wird sich ihrer immer mehr versichern, sie von Einer Ausschweifung zur andern fortziehen, sie immer tiefer erniedrigen, sie immer fühlloser und unverschämter machen, ihnen die Zeichen der Schande und der Verworfenheit immer merkbarer und scheuslicher aufdrücken, und allen seinen Jammer über sie zusammenhäufen. Und dürfen wir auch dem Tief-Verderbten, das Vermögen, sich von den Umstrickungen des Lasters loszureißen nicht ganz absprechen: welche Anstrengungen wird ihm das kosten! wie lange wird es dauern, bis er die Gewalt des Bösen nur in ihren gröbsten Ausbrüchen gezügelt, und dem Geiste seine Freyheit einiger Maßen wieder errungen hat! werden nicht die Spuren der frühern Verirrungen immer an ihm sichtbar bleiben? wird die Heiterkeit der Seele, die wir bey denen wahrnehmen, von welchen die Unschuld noch nicht gewichen ist, je wieder zu ihm zurückkehren? In dem allerglücklichsten Falle wird es so nicht werden, als es gewesen seyn würde, wenn das Laster ihn nicht ergriffen hätte. Können wir dieses alles bedenken, ohne daß unser Gefühl davon bewegt und erschüttert werde?

Und wie geschieht es meisten Theils, daß Menschen schon in der Jugend dem Laster anheim fallen? Viele haben die Schändlichkeit, die Strafbar-

keit und die ſchrecklichen Folgen deſſelben nie recht kennen gelernt, was ſie gegen das Laſter waffnen konnte iſt bey ihnen nie geweckt und zur Wirkſamkeit gebracht worden, alles vereinigt ſich dagegen bey ihnen die Neigungen zu verſtärken, die den Menſchen dem Laſter in die Hände liefern, ehe ſie noch im Stande ſind, ſelbſt zu unterſcheiden, wo es mit ihnen hinaus wolle. Viele, von Kindheit auf mit Menſchen umgeben, die ihnen ihre Laſter mittheilen, ahmen ohne Mißtrauen nach, was ſie beſtändig vor Augen haben, [illegible] zuerſt von denen, welchen ihre Leitung anvertraut iſt, zum Laſter aufgemuntert oder gar an das Laſter verkauft; viele werden von der Noth gedrängt; viele fallen, ohne Erfahrung und ohne Aufſicht, jenen Niederträchtigen in die Hände, die mit dem Laſter ein Gewerbe treiben, und viele ſind zu ſchwach, den Ueberredungen, den Verſprechungen und Lockungen des Verführers Widerſtand zu leiſten. Wenn wir nun gleich keinen unter dieſen von der eignen Schuld frey ſprechen können; wenn es auch bey denen, die zuerſt in der Unwiſſenheit ſündigten, weiterhin nicht an Warnungen, an Zurechtweiſungen durch andre, an Beunruhigungen und Anklagen des Gewiſſens gefehlt hat; wenn das Laſter ſich keines Menſchen ohne ſeine Einwilligung ganz bemächtigen kann; wenn die Vorſehung unaufhörlich Anſtalten trifft, das Verirrte zurückzubringen; wenn jedem die Mittel der Beßrung zahlreich ſich darbiethen: ſo bleiben doch die Unglücklichen, die auf ſolche Art in der

Jugend eine Beute des Lasters wurden, Gegenstände unsers innigen Bedauerns. Und wenn auch jener gerechte Richter über uns einst das Schicksal derer, welche der größern Versuchung unterlagen, anders entscheiden wird, als das Schicksal derer, denen es leichter gemacht war, die Wege des Lasters zu meiden: so müssen uns dieselben doch, um der großen Verluste, die sie schon hier erleiden und um des Elendes willen, in welches sie versunken, als höchst beklagenswerthe Geschöpfe erscheinen. Ja, in jeder Hinsicht ist es eine sehr traurige Erfahrung, daß so viele Menschen schon in der Jugend dem Laster anheim fallen, eine Erfahrung, die unser Gefühl tief bewegen soll.

II.

Hat sie aber diese Wirkung bey uns: dann wird sie uns auch zur ernsten Selbstprüfung veranlassen.

Und da dringt sich uns vor allen die Frage auf: gehörst Du etwa auch unter die Unglücklichen, die in ihrer Jugend dem Laster anheim fielen? Bey Menschen, an denen das Laster bereits seine volle Gewalt bewiesen, die es ganz zu seinen Sclaven erniedrigt, die es in ihrem Innersten vergiftet hat, und an denen seine Entehrung und seine heillosen Folgen schon sichtbar geworden sind, bedarf es dieser Frage nicht: o, jeder Blick auf ihren Zustand, jedes Gefühl ihres Herzens, jedes deutliche Bewußtseyn, das sie

von ſich ſelbſt erlangen, ſagt ihnen, wie es mit ihnen geſtellt iſt. Umſonſt würde man ſie auch zu einer Unterſuchung auffordern, die ſie ſcheuen, die ſie aus allen Kräften bemüht ſind, von ſich abzuhalten. Daß ſie doch nur nicht mit Gewalt von ſich entfernten, was ſich ihnen wider ihren Willen darſtellt! daß ſie nur nicht ihr Auge wegwendeten, das Gefühl zum Schweigen brächten, jenes Bewußtſeyn verdunkelten, und in ſinnloſe Verblendung ſich ſtürzten! Aber es gibt andre, und ihre Zahl iſt groß, bey denen die Laſter, welchen ſie ſich ſchon frühe ergaben, nicht ſo ſchnell offenbar werden, weil ſie bey ihnen noch einigen gefälligen Schein behalten, ſich mit mancherley täuſchenden Entſchuldigungen und Beſchönigungen verſehen, und noch nicht dieſe unverkennbaren Zerrüttungen angerichtet haben. Bleibt es indeß immer ſchrecklich, dem Laſter ſchon in der Jugend anheim zu fallen, ſteht dabey alles, was uns theuer ſeyn muß, auf dem Spiele, iſt dabey alles, was wir zu verabſcheuen genöthigt ſind, zu befürchten: dann darf es doch keinem gleichgültig ſeyn, ob er ſich zu den letztern zu zählen habe, dann darf keiner einen Augenblick ſäumen, ſein Weſen zu erforſchen, und die Maßregeln zu ergreifen, die jetzt noch den Untergang verhüthen können, von dem vielleicht bald keine Rettung mehr ſeyn wird. Es iſt unvermeidlich, daß Euch, die Ihr frühe das Laſter in Euer Herz aufnahmet und ſeinen Lüſten fröhntet, dies jetzt in mancherley Unordnungen, ſchmerzlichen Empfindungen und

bittern Erfahrungen fühlbar werde. Möget Ihr es Euch denn nicht gefliſſentlich verbergen; möget Ihr Euch ſelbſt nicht darüber hintergehen; möget Ihr die Urſachen davon nirgends anders ſuchen, als wo allein ſie zu finden ſind; möget Ihr Euch redlich geſtehen, was Ihr Euch vorzuwerfen habt; möget Ihr Euch vergegenwärtigen, wohin die Fortſetzung Eurer Lebensweiſe Euch endlich führen muß; möget Ihr Euch ſchnell entſchließen, dieſelbe, es koſte, was es wolle, zu verlaſſen, andre Gefühle und Geſinnungen in Euch zu erzeugen, nach ſtrengern Grundſätzen Euern Wandel einzurichten. Möget Ihr Euch vorhalten, was Ihr jetzt ſeyd, und was Ihr ſeyn könntet, den Werth des verſcherzten Gutes und die Größe Euers Unglückes recht bedenken. Möget Ihr Euch beſinnen, wie Ihr dahin gekommen ſeyd, wo Ihr Euch jetzt befindet, wie die laſterhaften Neigungen in Euch entſtanden ſind, wie ſie ſich entwickelt, und ſich immer mehr verunreinigt, wie ſie Euern Willen überwältigt, wie ſie dabey den Selbſtbetrug und Eure Schwäche benutzt, und in welchen äußern Umſtänden ſie die meiſte Unterſtützung angetroffen haben, damit Ihr dieſelben nicht bloß ernſtlich, ſondern auch durch die wirkſamſten Mittel bekämpfet, und nicht einſt ein durchaus verſcherztes und zu Grunde gerichtetes Daſeyn zu betrauern habt.

Sorgfältige und unpartheyiſche Selbſtprüfung iſt aber auch eine wichtige Angelegenheit für Euch, die Ihr noch in den Jahren der Jugend ſtehet, wo

ſo viele ſchon dem Laſter anheim fallen. Ihr dürfet Euch nicht damit beruhigen, daß man Euch nicht im eigentlichen Sinne zu dieſen rechnen kann. Iſt das Laſter Euch ſchon nahe gekommen; hat es ſchon Eure Gefühle und Begierden oft aufgewiegelt, das Licht Eurer Seele oft verdunkelt; habt Ihr ſchon Gedanken des Laſters in Euch genährt; habt Ihr ſchon Eure Einbildungskraft mit Vorſtellungen von der Befriedigung ſtrafbarer Lüſte befleckt; habt Ihr ſchon Verſuche angeſtellt, zwiſchen dem Laſter und Eurem Gewiſſen zu unterhandeln, und Euch zu überreden, es habe damit nicht viel zu bedeuten; bedurfte es oft nur noch wenig, daß Ihr den Einflüſterungen deſſelben Gehör gegeben hättet; ſeyd Ihr wohl gar ſchon zu Ausſchweifungen fortgeriſſen worden; hat Euer Abſcheu gegen einzelne Laſter ſich ſchon vermindert: o, dann iſt Eure Verfaſſung bereits bedenklich genug. Das Laſter wird bald in Euch Kräfte gewinnen, denen Ihr nicht mehr gewachſen ſeyd; es wird immer ſtärker Euer Herz beſtürmen, immer argliſtiger es beſchleichen; es wird, ehe Ihr deſſen inne werdet, eine Herrſchaft über Euch erlangt haben, unter der es Euch nicht leicht werden möchte, Eure Freyheit wieder zu gewinnen; es wird bald alles von Euch einfordern, was Eure Jugend ſchmückt und erfreut, was beſtimmt iſt, die Zeit Eurer Reife zu ehren, zu verſchönern und zu beglücken, und Euer ſpäteres Alter zu ſtärken und zu erheitern; wenn Ihr Euch ihm nicht jetzt nachdrücklich widerſetzet.

Gehet doch hierüber aufrichtig und gewiſſenhaft mit Euch zu Rathe. An Einem Augenblicke, an Einem Schritte mehr hängt in Euern Jahren oft das Heil des Lebens. Darum bedenket, was zu Euerm Frieden dienet, ehe es zu ſpät iſt.

Endlich dürfen wir alle die Unterſuchung nicht von uns ablehnen, ob wir nicht auf die Eine oder andre Art dazu beygetragen haben, daß Menſchen in ihrer Jugend dem Laſter anheim gefallen ſind. Je verführbarer das Herz der Jugend iſt, je mehr das auf ſie wirkt, was ſie von Erwachſenen, denen ſie Einſicht und Weisheit zutraut, hört, und was ſie an denſelben wahrnimmt: deſto mehr haben wir zu verantworten, wenn wir in unſern Reden und in unſerm Betragen nicht alles vermeiden, wodurch das Laſter bey ihr gefördert werden könnte. Ja, es muß uns ſchon ein ſchrecklicher Gedanke ſeyn, auch nur entfernten Antheil an ihrem Verderben zu haben. Und wie leicht iſt es hier etwas zu verſehen! Durch ein leichtſinniges Wort, durch einen unzeitigen Scherz, durch eine kleine Nachläſſigkeit in unſerm Benehmen, können wir tiefe nachtheilige Eindrücke hervorbringen; durch die Begünſtigung einer unordentlichen Neigung bey der Jugend, durch unſer Stillſchweigen bey ihren Fehlern, wie unbedeutend uns dieſe auch vorkommen, durch unſre Nachſicht bey den erſten Ausbrüchen der Leidenſchaft, für wie unbedenklich wir ſie auch achten, durch unbedachtſame Geſtattung gefährlicher Vergnügungen können wir einen unverbeſ-

ſerlichen Schaden ſtiften; durch, wenn auch nur ſcheinbare, Gleichgültigkeit bey ernſthaften Dingen, durch Beyfallsbezeugungen, wo nachdrücklicher Tadel nöthig wäre, durch Aeußerungen, welche das zarte Gefühl unbeſonnen verletzen, und durch Zweydeutigkeiten in unſern Handlungen, können wir dem Laſter den Eleg über die Jugend erleichtern, und das Letzte wegräumen, was ihm den Zugang zu ihrem Herzen verſperrte. Sollen wir uns nicht zu einer ernſthaften Rechenſchaft darüber auffordern, wie unſer Benehmen in dieſer Hinſicht bisher beſchaffen war, damit wir diejenigen Verſehen wieder gut machen, die ſich noch wieder gut machen laſſen, damit wir uns in Zukunft vor dem Anſtößigen verwahren, und unſerm ganzen Verhalten eine beßre Einrichtung geben? Was ſoll man aber zu Euch ſagen, die Ihr nicht bloß durch Euer Beyſpiel die unerfahrne Jugend einladet und aufmuntert, die Ihr Euch ſogar ein eignes Geſchäft daraus machet, ihr ſchädliche Irrthümer aufzudringen, die ihr eingeprägten guten Grundſätze zu verſpotten, ihnen die Lehren, die bisher ihr Gemüth und ihren Wandel behüthet haben, auszureden, und die Empfindungen für Gott und für die Tugend in ihnen zu erſticken, die Ihr ihnen das Laſter in verführeriſchem Reitze darſtellet, die Ihr durch allerley Künſte ſie bethöret und ihre Schwäche benutzet, ſie für Eure ſchändlichen Anſchläge zu gewinnen, die Ihr mit frechen Reden ihr Gefühl verunreiniget, die Ihr ſie zu Dingen verleitet, die ihr völliges Ver-

derben nach ſich ziehen müſſen. Möchten nur Ein Mal die Verbrechen, die ihr hiermit begehet, in ihrer ſchauderhaften Geſtalt, möchte nur Ein Mal das Bild des Jammers, den Ihr verurſachet, ergreifend vor Eure Seele treten! Möchte nur Ein Mal in ſeiner ganzen Kraft Eure Seele durchdringen das Wort des Erlöſers: wehe dem Menſchen durch welchen Aergerniſſe kommen; es wäre ihm nützer, daß man einen Stein an ſeinen Hals hängete, und ihn würfe in das Meer, denn daß er dieſer Kleinen Einen ärgere!

III.

Laſſet uns jetzt noch einige Augenblicke bey den Entſchließungen verweilen, zu welchen die Erfahrung, daß ſo viele Menſchen ſchon in der Jugend dem Laſter anheim fallen, uns ermuntert.

Hier muß ich mich zuvörderſt an Euch wenden, Jünglinge und Jungfrauen, die Ihr bisher der Jugend theuers Gut bewahret habt, und von den Beflekkungen des Laſters frey geblieben ſeyd. Gegen die Bethörungen deſſelben auf Eurer Huth zu ſeyn, die Umſtände zu meiden, die Euerm Herzen gefährlich werden können, die Menſchen zu fliehen, die es auf Euer Verderben angelegt haben, oder die Euch mit ihren ſchlechten Sitten anſtecken würden, Euch zu mäßigen im Genuſſe der, wenn gleich an ſich nicht unerlaubten, Freuden, bey welchen ſo viele ihr Beſtes einbüßten, das Gefühl für Gott und die Grundſätze

der Tugend in Euern Seelen lebendig zu erhalten, und dadurch den natürlichen Leichtſinn der Jugend zu beſchränken, den Verſuchungen des Laſters ſtäts einen muthvollen und ausdauernden Widerſtand zu leiſten: das iſt es, wozu Ihr Euch entſchließen müſſet; dafür nimmt die Religion Euch in Anſpruch, dazu verpflichtet Euch das Heil Eurer unſterblichen Seele, dazu fordert die Stimme des Vaterlandes, dazu die Stimme der Ehre Euch auf. Nein, Ihr dürfet die beträchtliche Zahl derer nicht vergrößern, die in der Jugend dem Laſter anheim fallen; welche Güter würdet Ihr verſcherzen! welche Thränen würdet Ihr denen auspreſſen, die Euch ſo innig lieben, die ſo zärtlich für Euch geſorgt haben, deren ganze Zufriedenheit an Eurer Aufführung hängt! Ihr dürfet die Hoffnungen nicht zu Schanden machen, mit denen wir auf Euch hinblicken. Es iſt geſchehen um die ſchöne Blüthe der Jugend, und um ihren ſeligen Frieden, geſchehen um die Heiterkeit der Gegenwart und das Glück der Zukunft, wenn Ihr Euch dem Laſter überantwortet. Voll Vertrauen erwartet von Euch der Staat, daß Ihr einſt ſeine Leiden in Vergeſſenheit bringet, daß Ihr ihn einſt helfet zu neuem Wohlſtande und Glanze erheben, und dafür ſoll ihm jetzt ſchon Eure Tugend Bürgſchaft leiſten. Fleiß und Geſchicklichkeit ſind weſentliche Bedingungen dieſe Erwartung zu erfüllen; aber die allerweſentlichſte iſt die Reinheit des Herzens und der Sitten. Bey Euch, Jünglinge, kommt es hier am meiſten auf den Ernſt,

die

die Kraft, das tiefe Gefühl, die hohe Begeiſterung, die edle Uneigennützigkeit an, die man da im reichſten Maſſe findet, wo die Jugend vom Laſter nicht iſt angetaſtet worden; bey Euch, Jungfrauen, auf das keuſche Gemüth, die Zartheit der Empfindung, die Unſträflichkeit der Neigungen, die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, auf die edle Einfalt des Herzens und den häuslichen Sinn, die man aus einer von Laſtern nie entweihten Jugend mit in die ſpätere Zeit hinüber bringt.

Doch auch bey denen, welche Beruf und Gelegenheit haben auf die Jugend zu wirken, ſoll die Erfahrung, von welcher ich rede, ernſtliche Entſchließungen hervorbringen.

Vornehmlich bey Euch, Väter und Mütter. Ach, ſelten kann man Euch von aller Schuld freyſprechen, wenn Eure Söhne und Töchter mißrathen. Habt Ihr von der früheſten Kindheit an bis dahin, wo Ihr ſie ſich ſelbſt überlaſſen müſſet, alles gethan, was Pflicht und Klugheit von Euch verlangen; habt Ihr der erwachenden böſen Neigung mit Ernſt entgegen gearbeitet; habt Ihr Abſcheu gegen das Laſter, Achtung für die Tugend, Ehrfurcht vor Gott, habt Ihr einen ungeheuchelten, frommen Sinn in ihnen geweckt; habt Ihr große Wahrheiten ihnen tief eingeprägt; habt Ihr ihnen ihr wahres Wohl wichtig gemacht; habt Ihr ſie zurückgehalten, wo Ihr Gefahren erblicktet; habt Ihr entfernt, was unordentliche Begierden in ihnen erzeugen, oder ihre Gemüther

vereiteln konnte; habt Ihr ihnen keinen Umgang geſtattet, von deſſen Unſträflichkeit Ihr nicht verſichert waret: dann wird es auch der ſpätern, mit allen ihren Waffen ausgerüſteten Verführung nicht ſo leicht gelingen, ſich ihrer zu bemächtigen. Aber viel zu groß iſt hier ſelbſt unter den meiſten der Beſſern die Sorgloſigkeit, viel zu ſehr wird der moraliſche Theil der Erziehung vernachläſſigt. Möchte denn der Blick auf die zahlreichen Opfer des Laſters unter der Jugend Euch, Ihr Gleichgültigen, erſchüttern, und Euch, die Ihr Euch mancher Verſäumniß anzuklagen habt, aufmerkſam machen; möchtet Ihr mit Zittern wahrnehmen, was auch aus Euern Kindern werden kann; möchtet Ihr bedenken, welchen tiefdringenden Kummer es Euch bereiten würde, wenn dieſes Schickſal ſie träfe!

Nicht weniger ſey es uns, denen der wiſſenſchaftliche oder religiöſe Unterricht der Jugend, und damit ein bedeutender Theil ihrer Erziehung, übertragen worden iſt, eine heilige Angelegenheit, ſie vor den Reitzungen des Laſters zu verwahren, und gegen die Nachſtellungen und Angriffe deſſelben zu vertheidigen. Weit mehr, als an dem Anbaue ihres Verſtandes und der Erweiterung ihrer Kenntniſſe, liege uns an der Behüthung und Veredlung ihres Herzens. Keine Gelegenheit, ſie zu belehren und zu warnen, ſie für die Tugend zu erwärmen, ſie mit Ekel und Haß gegen das Schlechte zu erfüllen, wollen wir unbenutzt vorbeygehen laſſen. Dahin, daß das Laſter mit ih-

ren zarten Gemüthern nicht in Berührung komme, daß ſie nie anders als mit Verachtung an daſſelbe denken können, daß es von ihnen mehr gefürchtet werde, als irgend ein Uebel des Lebens, wollen wir unſre Bemühungen richten, das ſollen nicht bloß unſre Worte beabſichtigen, darnach wollen wir auch unſer ganzes Betragen beſtimmen.

Ein jeder, der auf die Jugend irgends Einfluß gewinnen kann, benutze ihn, der Macht des Laſters unter derſelben engere Gränzen zu ſetzen, und die Zahl derer, die ihm anheim fallen, zu verringern. Auch nur Einen Menſchen gerettet haben iſt etwas unausſprechlich Großes, denn von Einem Menſchen kann unausſprechlich viel Gutes und Böſes in die Welt ausgehen, und wer einen Menſchen rettet, der rettet eine unſterbliche Seele.

Endlich laſſet uns all- das Laſter bekämpfen wo wir es finden; laſſet uns gegen daſſelbe reden und handeln, wo wir dazu Veranlaſſung haben; laſſet es uns entlarven und beſchämen, wo wir es vermögen. Jede Einſchränkung deſſelben wird auch ſeinen Wirkungen unter der Jugend Abbruch thun. Je eifrigere Gegner es überall antrifft, je weniger es darauf rechnen kann, ungeſtraft davon zu kommen, je ſicherer es darauf rechnen muß, überall Verachtung und Abſcheu zu erregen: deſto weniger iſt auch für diejenigen zu fürchten, die in ihrer Unerfahrenheit ſeiner Macht am meiſten bloß geſtellt ſind. Fern bleibe von uns jede Gemeinſchaft mit dem Laſter; Gott

und der Tugend werde immer mehr unſer Herz geheiligt; Reinigkeit werde immer mehr der Schmuck und die Wonne unſrer Seele; in uns ſehe die Jugend die ehrwürdigen Muſter, nach denen ſie ſich bilden ſoll; und unſer Leben werde ihr das kräftigſte Zeugniß von dem hohen Werthe und den Segnungen eines lautern und unſträflichen Wandels; unſer Beyſpiel belehre ſie, daß es auch unter den ſchwerſten Anſtrengungen möglich ſey, den rechten Weg ſtandhaft zu verfolgen.

XX.

Daß edle Menſchen die Unbekannten und doch auch die Bekannten ſind.

Das Edle iſt zu allen Zeiten das Verborgene, das nur Wenigen Bekannte, das häufig Verkannte, das ſelten nach Verdienſt Geehrte geweſen. Und das darf uns, bey der geiſtigen Natur deſſelben, die ſich allein dem geiſtigen Auge zu erkennen gibt, bey der Demuth, womit es ſich in der Stille hält, und jedes Aufſehen möglichſt vermeidet, bey ſeiner Einfachheit und Entfernung von allem, was Gepränge genannt werden kann, bey dem großen Stumpfſinne der Menge, die nur für das Empfänglichkeit hat, was ſich hervordrängt und mit Geräuſch ankündigt, keinesweges wundern. Wir haben auch nicht Urſache, dies als etwas Schlimmes zu bedauern. Welchen Nachſtellungen und feindſeligen Anfällen würde das Edle in der Welt ausgeſetzt ſeyn, wie würden die Leidenſchaften es verfolgen und mißhandeln, wie viel häufiger noch, als es wirklich geſchieht, würde ihre Wuth

durch den Anblick deſſelben gereizt werden, mit welchen gefährlichen Waffen würden ſie ſich dagegen verſehen, wie oft würden unheilige Hände es entweihen, ſo daß es bald zum Gemeinen herabſinken müßte, wenn es immer und jedermann offenbar — wenn es leicht wäre, in ihm das wahrzunehmen, wogegen das Laſter ſich immer auflehnen wird, was die Heucheley gemißbraucht hat, wo ſie es nur antraf, was niedrige Gemüther mit ihrem Schmutze beflecken, wo ſie es nur erreichen konnten! Wie zahlreich und eifrig würden, von ihrem Eigennutze getrieben, auch die nach ihm ſtreben, die ſeiner nicht werth ſind, wenn es irdiſchen Glanz um ſich her verbreitete! Und glaube doch keiner, gleich klar hervortretend, und in ſeinem Weſen ſich kund gebend würde es der wahren Freunde mehr finden, und noch manche zu den Seinigen zählen, die es jetzt nicht bemerken oder ſich von ihm wegwenden: denn nur denen bleibt es verborgen, und nur von denen wird es verkannt, mit denen es nie in Gemeinſchaft zu kommen vermag, weil ſie durch ihr Herz von ihm geſchieden ſind; nie aber iſt es denen verborgen, und nie wird es von denen verkannt, die mit einem, ihm verwandten und aufgeſchloßnen Sinne ernſtlich nach ihm fragen, und es bereitwillig aufnehmen, wenn es ſich ihnen darſtellt. Dieſen erſcheint es überall in dem helleſten Lichte, ihnen enthüllt es ſich in jeder Geſtalt, ihres Herzens bemächtigt es ſich in ſeiner Einfalt und Anſpruchsloſigkeit am ſicherſten. Wenigen

Auserwählten vertraut, ihnen aber auch offenbar bis in das Innerſte, von den Beſten feurig geliebt und treu im Gemüthe bewahrt, mit dem Himmel einverſtanden und von ihm geſegnet, wirkt es aus der Stille heraus in die Welt, daß es auch hier ſich mächtig erweiſe, und Veränderungen hervorbringe, die laut von ſeinem Werthe zeugen, die es als das bezeichnen, dem die höchſte Ehre gebührt. Das Unbekannte iſt zugleich das Bekannte, das Zurückgeſetzte zugleich das Vorgezogene, das Verachtete zugleich das hoch Geehrte und Gefeyerte, das Geſchmähete und Unterdrückte zugleich das Geprieſene, dem die glorreichſten Siege bevorſtehen.

Was von dem Edeln ſelbſt gilt, das nehmen wir auch an denen wahr, die es in ihr Herz geſchloſſen, und ihm das Leben geheiligt haben. Sie ſind die Unbekannten, die Geringgehaltenen, die wenig Bemerkten und noch weniger Verſtandenen, aber auch, und zwar in einem ſchönen, freudereichen, ermunterungs- und erhebungsvollen Sinne, ſind ſie die Wohlbekannten im Himmel und auf Erden. Mit dieſer Wahrheit wollen wir jetzt unſre Andacht beſchäftigen.

2 Cor. VI, 9.

Als die Unbekannten, und doch bekannt.

Paulus ſchildert in dem Kapitel, woraus dieſe Worte entlehnt ſind, ſehr wahr und treffend den Zuſtand, worin er ſich mit den Chriſten ſeiner Zeit be-

fand, als einen ſolchen, in welchem ſich Dinge vereinigten, die dem Anſcheine nach in dem größten Widerſpruche ſtehen: Ehre und Schande, gute und böſe Gerüchte, Vorwürfe der Irreleitung und ſtrenge Wahrhaftigkeit, Sterben und Leben, Armuth und Reichthum, Unbekannt- und Bekanntſeyn. Damit bezeichnet er zugleich den Zuſtand, worin edle Menſchen ſich zu allen Zeiten befunden haben, und noch immer befinden. Laſſet uns denſelben jetzt zu unſrer Lehre und zu unſerm Troſte näher erwägen.

Die Wahrheit voll Lehre und Troſt

daß wahrhaft edle Menſchen die Unbekannten und doch auch die Bekannten ſind

ſey der Gegenſtand unſrer Betrachtung.

I.

Von wahrhaft edlen Menſchen iſt hier die Rede, das heißt von ſolchen, welche die Tugend nicht bloß in Worten vor ſich her tragen, und in einzelnen Handlungen üben, wie es etwa der eigne Vortheil mit ſich bringt, ſondern ſie in ihr Inneres aufgenommen haben, und ſie eben darum in ihren Handlungen darſtellen, die, von dem Geiſte echter Frömmigkeit beſeelt, reines Herzens und voll Liebe, das Gute ernſtlich wollen, kraftvoll und ausdauernd vollbringen, die, ohne irgend eine Nebenabſicht, nach den Vorſchriften der Pflicht ihr Leben führen, weil ſie dieſe für das Rechte, Würdige und Schöne, für den

Willen Gottes erkennen. In mehr als Einer Hinsicht müssen wir sie zu den Unbekannten zählen.

Viele, ja die meisten derselben sind es im eigentlichen Sinne des Wortes, so, daß nur wenige von ihrem Daseyn etwas wissen, und diejenigen, welche in der Welt Glück und Auszeichnung zu verleihen haben, sie nicht einmal bemerken. Zwar fehlt es auch nicht an Weisen, an aufrichtigen Gottesverehrern und Menschenfreunden, an thätigen und uneigennützigen Beförderern der allgemeinen Wohlfahrt, deren Nahmen in aller Munde sind, auf die alles mit dankbarer Rührung und frohem Vertrauen segnend und erwartungsvoll hinblickt. Aber wie einsam stehen sie da! wie sparsam finden wir sie verstreut unter der großen Menge, und unter ihnen noch wie manchen, der, schärfer ins Auge gefaßt, beynahe alles verliert, was die Welt an ihm bewundert, weil der Schein oder das feile Lob der Schmeicheley es ihm geliehen hatte! Wären sie allein die Edeln oder auch nur der größere Theil derselben: dann müßten wir trauern über unser Geschlecht, mit Beschämung müßten wir die Geschichte um die Edeln befragen, mit ängstlicher Verlegenheit müßten wir unter den Zeitgenossen sie aufsuchen. Indeß nicht mehr klagen werden wir über die geringe Zahl der Edeln, wenn wir gelernt haben, sie in der stillen Verborgenheit aufsuchen und unterscheiden, denn da sind die Meisten von ihnen anzutreffen; in der Dunkelheit eines niedrigen Standes, wohin man nicht der Mühe

werth achtet zu ſchauen, und von ſolchen umringt, die ſie nicht zu würdigen verſtehen, leben ſie; in einem gering geachteten Berufe erfüllen ſie hochherzig ihre Pflichten; in Geſchäften, die jeder für unbedeutend hält, um die ſich ſelten jemand bekümmert, der ihrer nicht gerade bedarf, leiſten ſie der Menſchheit eben ſo treue als erſprießliche Dienſte; in Handlungen, denen es an allem gebricht, was in die Augen fällt, offenbart ſich ihr reines und ſchönes Gemüth; im engen Kreiſe des häuslichen Lebens, wo nur die etwas davon erfahren, die ihnen die Nächſten ſind, enthüllen ſich ihre herrlichen Geſinnungen, ihre Liebe, ihre Geduld, ihr ſanfter, demüthiger Sinn, ihr Fleiß und ihre Selbſtverleugnung. Edle Menſchen drängen ſich nicht hervor, ſie verſchmähen etwas zu thun, um die Blicke der Welt auf ſich zu lenken und ſich zu empfehlen, am wenigſten können ſie ihre Denkungsart und Handlungsweiſe zur Schau tragen und ausbieten; daher überſieht man ſie leicht unter den zahlreichen Haufen derer, die ſich auf alle Weiſe ſelbſt anpreiſen, und ſich durch alle Mittel Geltung verſchaffen. Sie denken gering von ſich, halten gern andere für die Beſſern, und glauben, was ſie etwa Treffliches beſitzen mögen, ſey zu unbedeutend, als daß ſie damit neben dieſen hervortreten dürften; ſie haben ein lebhaftes Gefühl ihrer Mängel, das ſie, auch bey den ſchicklichſten Veranlaſſungen, ſich zu zeigen, ſchüchtern macht; daher verwechſelt man ſie mit denen, die keine Aufmerkſamkeit verdienen. Sie

vermeiden ſorgfältig alles, was dem Geräuſche und Gepränge ähnlich iſt, ſie ſind gewohnt, ihren Empfindungen und Handlungen die Stille zur Vertrauten zu wählen, die edle That gewährt ihnen ein um ſo ſüßeres Bewußtſeyn, je geheimer ſie bleibt, ſie treffen wohl abſichtlich Vorkehrungen gegen das Kundwerden derſelben; darum ereignet es ſich auch ſelten, daß ſie zufällig der Welt bekannt werden. Gibt es nicht überdies unter ihnen ſolche, die, in der Welt keinen Raum findend für das, was ſie im Herzen tragen, müde des gemeinen, gedankenloſen, leidenſchaftlichen, engherzigen Treibens, das hier alle Plätze anfüllt, erſchöpft von undankbaren und vergeblichen Bemühungen, unvermögend den Widerſpruch des Unverſtandes, der Hartnäckigkeit und des Eigennutzes länger zu hören, voll Verachtung des Glükkes, das hier am häufigſten von Thoren gewonnen wird, ſich in die Stille zurückgezogen haben, um ſich da unbeachtet und ungeſtört ein kleines Gebieth anzubauen? Erinnern wir uns endlich, wie ein edles Herz gerade das Letzte iſt, wornach die Welt ſich zu erkundigen pflegt, indem es von ihr für das Entbehrlichſte geachtet wird, wie ſie, vom Glanze des Glückes, der Ehre, der Wiſſenſchaft, der Geſchicklichkeit, der feinen Lebensart geblendet, das, was dem Menſchen den höchſten Werth gibt, kaum wahrzunehmen vermag: wird es uns dann noch befremden, daß edle Menſchen größten Theils die im eigentlichen Sinne Unbekannten ſind?

Aber auch diejenigen, die der Aufmerkſamkeit der Welt nicht ganz entgehen, ſind dieſer doch in ſo fern unbekannt, als die wahre Beſchaffenheit ihres Innern derſelben verborgen bleibt. Und iſt es wohl etwas Seltenes, daß edle Menſchen verkannt, daß ihre Handlungen falſch gedeutet, daß ihnen Abſichten untergelegt werden, die ſie nie hatten, daß man ihnen Geſinnungen zuſchreibt, wovon auch nicht ein Schatten in ihre Seele kam, daß man ihre beſten Bemühungen für thöricht, ungereimt, ja für verwerflich und nachtheilig, daß man ſie ſelbſt für Schwärmer und Sonderlinge, ja für Gefährliche oder Strafbare erklärt, denen man ſich aus allen Kräften widerſetzen, die man beſchränken, unſchädlich machen, aus dem Wege räumen müſſe? oder daß man das an ihnen vermißt, wodurch ſie eben vor den andern ſich auszeichnen, daß ſie um deß willen tadelt, was ihnen am meiſten zur Ehre gereicht? Haben nicht gerade die Edelſten dieſes Schickſal erfahren? haben ſie nicht Schmähungen und mannichfaltige Kränkungen erdulden müſſen, ſind nicht viele unter ihnen verurtheilt, vertrieben, getödtet worden, weil man ſie nicht verſtand und nicht zu würdigen wußte? Nicht immer war es die wilde Wuth der Erbitterung, der Rachgier und des Haſſes, was die Edeln verfolgte; ſehr oft hat man in ihnen die Unbekannten geläſtert, gemißhandelt und unterdrückt; die kleine Zahl wüthender Feinde hatte immer ganze Schaaren von Getäuſchten, die nicht

wußten, was ſie thaten, zu Genoſſen. Aus dem Aeußern des Menſchen ſchließen wir auf ſein Inneres, aus den Handlungen auf das Gemüth; ein anderes Mittel den Charakter anderer zu erforſchen, gibt es für uns nicht. Aber wie unzuverläſſig iſt dieſes Verfahren! wie oft trägt das Aeußere eine Geſtalt, die weit mehr durch zufällige Umſtände und durch den Einfluß falſcher Vorſtellungen, als durch die ſittliche Beſchaffenheit des Innern beſtimmt worden iſt, in der man von dieſer kaum leiſe, nur dem Blicke des geübten Kenners bemerkliche Spuren wiederfindet, in der wohl die Meiſten das Gegentheil derſelben wahrnehmen werden! wie oft miſcht ſich etwas dem Gemüthe ganz Fremdes entſtellend in die Handlungen; und das Aeuſſere ſelbſt — wie flüchtig wird es gewöhnlich beobachtet, wie oft der Schein mit der Sache verwechſelt, oder die Nebenſache für Hauptſache genommen! Die Handlungen ſelbſt — wie ſelten ſind ſie hinlänglich und in der gehörigen Verknüpfung beyſammen, um zu einer ſichern Entſcheidung zu berechtigen! wie oft fehlen gerade diejenigen, auf welche das Meiſte ankommt! wie oft erſcheinen ſie in einem, die Beobachtung verwirrenden Zuſammenhange oder in einem, den Eindruck verfälſchenden Lichte! wie oft vermag die Welt in ihrer Beſchränktheit nicht einmal das richtig aufzufaſſen, was edle Menſchen verrichten! wie oft überſteigt es ihr, in enge Formen eingezwängtes Begreifen! wie oft trägt ſie ihren eignen ſchlechten Sinn in die fremde

That! wie oft leiten, ohne daß ſie deſſen ſelbſt gewahr wird, Leidenſchaften ihr Urtheil! wie oft geht ſie bey denſelben von verkehrten Grundſätzen aus! wie oft dienen ihr die herrſchende Sitte und die Forderungen der Klugheit da zum Maßſtabe, wo allein die höhern Geſetze der Sittlichkeit entſcheiden ſollten! Mag daher von dem Leben edler Menſchen der Welt noch ſo viel offenbar ſeyn, ihr Herz kennt ſie nicht, kann ſie nicht kennen. Mögen edle Menſchen vor aller Augen ihren Wandel führen: ſie werden nicht verhüthen, daß man ſie für etwas anders hält, als ſie ſind, daß man ihnen Fehler aufbürdet, von denen ſie ſich frey wiſſen, daß man ihnen Vorwürfe macht, die ſie nicht verdienen, daß man ihnen Tugenden abſpricht, die ſie beſitzen, und von denen der Geiſt Gottes in ihrem Herzen ihnen Zeugniß gibt. Mag ungeſchmückte Einfalt, mag die lauterſte Wahrheit ihr Wort und ihr Werk bezeichnen, mag aus allem, was ſie äußern die Geſinnung unzweydeutig hervorſcheinen: bey der großen Menge ſind und bleiben ſie die Unbekannten; denn nur der edle Menſch iſt im Stande, den Edeln zu erkennen, und in ſeiner That ihn ſelbſt zu erblicken.

Wenn indeß auch die Welt zuweilen edeln Menſchen einige Gerechtigkeit widerfahren läßt: ſo wird ſie doch dieſelben nie ganz nach Verdienſt würdigen. Gerade in demjenigen, was an ihnen das Beſte iſt, und worin das Eigenthümliche ihrer Trefflichkeit beſteht, werden ſie derſelben entweder un-

bekannt oder unergründlich seyn. Gerade diejenigen Handlungen, worin das Schönste ihres Gemüthes sich ausdrückt, kommen selten zur Kunde der Welt, sie lieben und suchen die Stille. Gerade die Gefühle und Neigungen, um derer willen man sie am meisten verehren würde, verschließt tief und schweigend ihre Brust; denn die still das Herz beseligenden gehören nicht in die Welt, nur in der Einsamkeit regen sie sich, nur vor dem Herzenskündiger werden sie laut. Da, wo dem Himmel ihre Seele sich aufschließt, und der Himmel sich ihrer Seele vermählt, wo sie vor Gott bringen, was ihr Herz angelegentlich beschäftigt, wo ihre Entschließungen sich erheben und ihre Thaten sich bilden, wo ihr geistiges Leben freudig in die Höhe wächst, müßte man sie beobachten, um sie ganz kennen zu lernen. Edle Menschen verwahren vieles von ihrem Wesen, als ein heiliges Geheimniß, damit es ihnen in der Welt nicht entweiht werde, damit sie sich dasselbe immer rein erhalten, und sich seiner inniger freuen; sie besitzen vieles, das nur im längern und vertrautern Umgange sich zeigt, wovon diejenigen nie etwas wahrnehmen, die stets aus der Ferne zu ihnen herübersehen. In dem allen sind sie bey der Welt die Unbekannten. Und dabey hat es noch nicht sein Bewenden. Die Handlungen edler Menschen, worin ihr herrliches Gemüth am stärksten hervortritt, wenn sie auch ganz öffentlich verrichtet werden, bleiben der Welt oft unergründlich, weil sie der Ausdruck des Geistes sind,

den die Welt nicht empfangen kann, und daher geistig gerichtet seyn wollen, weil man dieselbe Zartheit des sittlichen Gefühles, dieselbe fromme Wärme, dieselbe treue Sorgfalt für das Wohl der menschlichen Brüder, dieselbe Tiefe des Blickes und des Gemüthes, dieselbe weite Umsicht und angelegentliche Berathschlagung, dieselbe theilnehmende Rücksicht auf Dinge und Umstände, von denen gewöhnliche Menschen nichts wahrnehmen, denselben Ernst und dieselbe Milde, dieselbe Strenge der Gewissenhaftigkeit und dieselbe freundliche Schonung haben, ja weil man genau in das Eigenthümliche ihres Wesens muß eingehen können, um sie hier zu verstehen. So wird es ihnen denn gewiß nicht selten begegnen, daß sie der Welt unbegreiflich, ja anstößig und ärgerlich werden in dem, was an ihnen das Edelste und Bewundernswürdigste ist.

Auf Bedeutung und Ehre in der Welt also und auf die Güter, welche die Welt ihren Günstlingen verleiht, dürfen wir bey unsern der Tugend gewidmeten Bemühungen nicht rechnen, nicht einmal eine gerechte Anerkennung unsers wahren Werthes dürfen wir uns versprechen, wir müssen sogar darauf gefaßt seyn, zu den Unbekannten, zu den Geringgeschätzten, zu den bitter Getadelten, zu den Gehaßten und Angefeindeten zu gehören, wenn wir nicht, der Welt uns anbequemend, ihr die Forderungen des Gewissens aufopfern, oder dem Schimmer einer eiteln Größe, wie die Welt sie bewundert, die Reinheit

heit und Würde der That nachſetzen wollen. Wo das Edle in der Welt Aufſehen und Bewunderung erregte, geſchah es weniger durch ſeine innere Beſchaffenheit, als durch die glänzenden Umgebungen, in welchen es erſchien, und durch die glänzenden Wirkungen, die es, im Zuſammentreffen mit äußern Begünſtigungen, hervorbrachte. Dieſes Aufſehen und dieſe Bewunderung ſind noch weit häufiger dem Nichtswürdigen und Verderblichen zu Theil geworden, und wir werden dieſelben eher durch alles andre, als durch das Edle in unſern Geſinnungen und Handlungen gewinnen. Soll uns das aber zurückſchrecken oder auch nur träge und verdroſſen machen? Nein, ein lebendiges Gefühl von dem ſelbſtſtändigen Werthe der Tugend, die eben um ihrer Hoheit und Herrlichkeit willen der Welt verborgen iſt, und von der Nichtigkeit des Beyfalles, den die Welt gewährt und verſagt, ſoll es uns einflößen; mächtig uns antreiben, alles eigennützige Weſen von uns zu werfen, und, auf alle Anſprüche Verzicht leiſtend, die Tugend um ihrer ſelbſt willen in Demuth zu ehren, zu ſuchen und zu üben. Darum ſind edle Menſchen die Unbekannten, damit Demuth ihre Tugend ſchmücke, damit ſie, der Welt entſagend und in der Demuth bleibend, der Tugend ganz angehören, und die lautre Kraft des Guten allein in ihren Seelen wirke.

II.

Indeß fehlt es uns doch auch bey unſern der Tugend gewidmeten Bemühungen nicht an ſtarken und herrlichen Aufmunterungen, darin eifrig und unermüdet fortzufahren. Dürfen edle Menſchen nicht darauf rechnen, von der Welt bewundert und ausgezeichnet zu werden: ſo dürfen ſie auf etwas rechnen, das die lauteſte Bewundrung und die glänzendſte Auszeichnung weit übertrifft. Die Unbekannten ſind zugleich die Bekannten, und in ihrem Bekanntſeyn iſt alles enthalten, was das Herz tröſten, erheben und mit ſeliger Freude erfüllen kann.

Schon der Welt ſind ſie auf eine gewiſſe Weiſe bekannt, die zwar für den ſinnlichen und eigenſüchtigen Menſchen wenig Schmeichelndes hat, ihnen aber das Beſte gewährt, was ſie von der Welt empfangen können. Mag man ſie ſelbſt überſehen, verſchreyen oder unterdrücken: das Gute, welches von ihnen geſtiftet wird, muß man anerkennen und ehren; und darin iſt ja ihr wahrſtes und lebendigſtes Leben, damit hat ſich ja das Edelſte ihres Weſens innigſt vereinigt, dem haben ſie ja ihr Perſönliches ganz geweiht und hingegeben, in Vergleichung mit dieſem wird ja jedes andre von ihnen für nichts geachtet. Mag ihr äußerliches Leben ſich noch ſo tief in die Verborgenheit zurückziehen: früher oder ſpäter treten Erfolge ihres ſtillen Fleißes an das Licht, deren die Welt ſich erfreut, früher oder ſpäter

wird das Preiswürdige offenbar, das, durch sie hervorgebracht, die Aufmerksamkeit, wenn auch nicht auf sie, doch auf die Plätze, wo sie gewirkt haben, hinlenkt, und die Ehre der Tugend, die in ihrem Wandel glänzt, verkündigt. Nennt man sie nicht mit Nahmen: so zeugen von ihnen die unvergänglichen segensvollen Werke, die nur sie zu verrichten im Stande waren. Die Welt weiß und erfährt es täglich, daß sie da sind, sie erfährt es an den Wohlthaten, die sie von ihnen empfängt, an dem Lichte, das sie erhalten und verbreiten, an dem Troste, der, von ihnen ausgehend, in die Herzen der Unglücklichen fließt, an den Hülfen, die allenthalben geleistet werden, an dem nachdrücklichen Widerstande, den das Böse, an der kraftvollen Förderung, die das Gute findet, daran daß noch immer Schmerzen gestillt, Gebrechen geheilt, große Opfer im Stillen gebracht, nützliche Einrichtungen getroffen, würdige Unternehmungen muthig begonnen und freudig ausgeführt werden. O, längst, das kann sie sich nicht verbergen, längst müßte der Geist der Ordnung, der Liebe und des Friedens von ihr gewichen seyn, längst müßten die unersättlichen Begierden der Selbstsucht die Erde mit Verwüstungen bedeckt, und der in der Welt herrschende Geist die Freude aus ihr verbannt, und allenthalben mit dem Elende die Klage verbreitet haben, wenn nicht der Edeln noch viele in der Stille lebten. Sie allein sind fähig, das in jeder Hinsicht und auf jeder Probe sich bewährende, das

unter allen Wechseln und unter allen Befehdungen unwandelbar bestehende und immer heilbringende Gute herbeyzuführen. Sie, um die sich sonst niemand bekümmerte, sucht man auf in der Noth, an sie wünscht man sich zu wenden in der Verlegenheit, auf sie vertraut man, wenn man zu sonst nichts mehr Vertrauen hat, von ihnen erwartet man Rettung und Hülfe, wenn diese nirgends anders her mehr zu erwarten sind, von ihnen hofft man in den Zeiten der Zerrüttung Widerherstellung einer guten Ordnung, in den Zeiten des Verfalles erneuerten Wohlstand, in den Zeiten des sittlichen Verderbens Anregung des bessern Sinnes, Belebung der erstorbenen Kraft und des gesunkenen Muthes, sie möchte man da aufstellen als begeisternde Muster für alle. Und ist es erst Bedürfniß geworden, nach ihnen zu fragen und zu forschen: dann kostet es auch nicht viel sie herauszufinden; ihre Verborgenheit selbst verräth sie, sie tragen das Zeichen der Erwählung an ihren Stirnen, jedem wahrnehmbar, der unbefangen und sorgfältig darauf achtet.

Doch es ist unmöglich, daß ein edler Mensch, wie einsam und abgeschieden er auch lebe, und wie sehr sein wahrer Werth zu seinen Geheimsten gehöre, nicht einigen Menschen im eigentlichen Sinne bekannt, genau und völlig bekannt sey, daß er nicht von einigen nach Verdienst gewürdigt, geehrt, geliebt und im Herzen getragen werde. Getrost, Ihr Verlaßnen und Uebersehenen, nicht ganz seyd Ihr verlassen und übersehen: die Eurigen kennen

Euch, die kennen Euch, die ſich in Eurer Nähe befinden, und täglich mit Euch umgehen, die durch Euch in der Stille belehrt, erquickt, erfreut, geſegnet werden, die Euch ihre Zufriedenheit und ihr Glück verdanken, die ſo oft Gelegenheit haben, Euern ungeheuchelt frommen Sinn wahrzunehmen und tief in Euer Herz zu ſchauen, vor denen Ihr ſo oft das Herz ergießet, die Euch ſo oft, von Euch nicht bemerkt, beobachten, wo Euer wahres Weſen an den Tag kommt, die ſo oft, ohne daß Ihr es verhindern könnet, Zeugen von den Handlungen ſind, welche Ihr den Augen der Welt entziehet. Solltet Ihr, von ihnen gekannt, es nicht leicht verſchmerzen, daß die Welt nichts von Euch weiß, daß Ihr bey der Welt nichts geltet, daß die Welt Euch verſpottet oder läſtert? Würdet Ihr in dieſem Gekanntſeyn Euch ſo reich und glücklich fühlen, wenn die Welt Euch ihren immer verdächtigen Beyfall zujauchzte? würde der Glanz ihrer Auszeichnung nicht Euer Herz bethören, und ihm die Empfänglichkeit für die ſtille, ſelige Freude rauben? Von allen Gleichgeſinnten, die mit Euch in Verbindung kommen, werdet Ihr erkannt und verſtanden; nicht bloß hören ſie Euer Wort und ſchauen Eure Werke, ſie leſen auch in Euerm Innern, ſie vernehmen auch Euern Sinn, wo Ihr ihn nicht ganz zu enthüllen vermöget, wo der Schein wider Euch iſt, wo Wort und Werk zu ſchwach ſind, das auszudrücken, was in Euch vorgeht, ſie halten Euch um ſo höher, je geringer Ihr bey der

Welt geachtet seyd. An sie schließet Ihr Euch an, auf sie verlasset Ihr Euch, bey ihnen findet Ihr in reicher Fülle, wessen Euer Herz bedarf, und was unendlich mehr werth ist, als das Kostbarste, das die Welt Euch geben könnte. Ihrer gedenket Ihr, ihnen zu gefallen wünschet Ihr, ihre Liebe muntert Euch auf, indem Ihr in der Stille Euer Herz bildet und edle Werke vollbringet, ihre Zufriedenheit ist Euch süße Belohnung. Wäret Ihr aber nicht in Gefahr, sie zu verlieren, oder doch einen bedeutenden Theil von dem, was Ihr jetzt an ihnen besitzet, einzubüßen, wenn Ihr das Lob und die Ehre der Welt gewönnet? Bekannt seyn würdet Ihr allen Edeln auf Erden, allen die je gelebt haben, allen die noch leben werden, Herzensverwandte würden sie in Euch erblicken, als verschwisterte Seelen würden sie Euch segnen, so sie etwas von Euch erfahren könnten. Und dem Geiste nach seyd Ihr ihnen bekannt, denn was alle Edele wollen, was allen das Herz bewegt, das erwärmt auch Euer Innres, das ist auch Euer Schmerz und Eure Freude.

Edle Menschen sind überdies sich selbst bekannt. Sie forschen unabläſſig in ihrem Innern, weil sie unabläſſig an ihrer Verbeßrung arbeiten, und wenn sie dabey ihr Schwaches, Gebrechliches und Fehlerhaftes wahrnehmen, wird sich dann nicht auch das Gebildete, Geläuterte und Gekräftigte ihres Wesens ihnen darstellen? gränzt doch das Eine so nahe an das andre, daß man jenes nicht betrachten

kann, ohne auch dieſes zu bemerken; oder ſollen ſie abſichtlich von dem Letztern ſich wegwenden, um allein auf das Erſtere ihren Blick zu richten? Nein, ſo weit ſie entfernt ſind, ſich mit ihrem Beſſern etwas zu dünken: ſie wiſſen doch, daß es ihnen geſtattet iſt, ſich den angenehmen Empfindungen, die es in ihnen hervorbringt zu überlaſſen; wie jenes ſie demüthigt ſo mag dieſes ſie erheben und ſtärken; nicht der eignen Ehre, ſondern der Ehre und Schönheit des Wahren und Guten an ihnen gilt ihre Freude. Und geſetzt auch, daß bey ihrer Anſpruchsloſigkeit ihnen manches, das zu ihrem Beſten gehört, nicht ganz deutlich werde: es äußert ſich in ihrem Denken und Thun, es wirkt durch ihre ganze Natur, es offenbart ſich an allen ihren Empfindungen und Kräften; und kann es da wohl fehlen, daß ſie die froheſten Eindrücke davon empfangen, daß ſie ſich ihres Zuſtandes mit Zufriedenheit bewußt werden, ja daß ſich ihr Gemüth davon immer mehr zur Heiterkeit geſtimmt fühlt? Bey den einzelnen edeln Handlungen, die ſie verrichten, zeuget nicht ſelten, auch unbefragt, das Gewiſſen, ſie ſeyen aus reinen Antrieben, nach dem Willen und zum Wohlgefallen Gottes geſchehen; und das Gewiſſen ſpricht um ſo ſtärker, deutlicher, zuverſichtlicher und rührender, je mehr es das Urtheil der Welt wider ſich hat. Es mag uns wichtig erſcheinen, dieſes Urtheil der Welt, es mag auf unſern Zuſtand und auf unſre Wirkſamkeit großen Einfluß haben, es mag ſogar in mancher

Hinsicht eine ernste Berücksichtigung verdienen: nur gegen die bewährte eigne Ueberzeugung von der sittlichen Beschaffenheit unsers Herzens und Lebens kann es nicht in Betrachtung kommen. O, was ist das tönende Lob, die glänzende Auszeichnung der Welt, was ist es, daß Thoren und Weise uns bewundern und erheben, wenn unser Herz uns verdammt, wenn nicht bloß die strengere Untersuchung, wenn schon ein flüchtiger Blick auf uns selbst, wenn schon das dunkle Gefühl unsers Zustandes uns für Nichtswürdige erklärt! Was ist aber auch der bitterste Tadel, das ungerechteste und härteste Gericht, was ist der Spott und die Mißhandlung der Welt, wenn wir die Billigung des innern Richters besitzen, wenn sein Beyfall uns aufrichtet, tröstet und ermuntert! Was ist es, daß die Welt uns von ihren Ehren ausschließt, wenn unser Bewußtseyn uns die höchsten und seligsten Belohnungen ertheilt!

Wie edle Menschen sich selbst bekannt sind: so sind sie auch Gott und dem Himmel bekannt. Ja, Gott bemerkt Euch, Ihr Edeln, die Ihr in der Welt von wenigen beachtet werdet. Gott sieht mit Wohlgefallen auf Euch herab, Ihr Edeln, die Ihr von den Menschen selten ein aufmunterndes Wort höret. Vor ihm seyd Ihr unter den Höchsten, während man Euch auf Erden unter den Niedrigsten Eure Stelle anweist; er ist Euch nahe, während Ihr hier allein stehet mit Euerm frommen Herzen, mit Euerm reinen und redlichen Willen und mit Euerm

treuen

treuen Wirken. Er gedenkt Euer, während man hier Euer vergißt; er kennt Eure Bedürfnisse, Eure Verlegenheiten, Eure Aengsten, Euer verborgenes Leid, während hier niemand sich um Euch bekümmert, niemand an Euerm Ergehen freundlichen Antheil nimmt. Zu ihm fliehet Ihr mit Eurer Klage, wenn hier niemand Eure Klage hören mag, wenn hier alles sich von Euch wendet; ihm vertrauet Ihr Eure Schmerzen und Eure Freuden, wenn hier niemand es der Mühe werth achtet, dabey zu verweilen; vor ihn bringet Ihr Eure Sorgen, Eure Wünsche und Eure Hoffnungen, wenn Ihr sie hier niemand entdecken könnet; ihm offenbaret Ihr Euer Geheimstes, wenn Ihr Euch hier vergebens nach einem treuen Wesen umsehet; von ihm empfanget Ihr Stärke, Trost und Hülfe, wenn Ihr hier keinem bekannt seyd, der Euch das gewähren möchte. Er ist und bleibt Euer Freund, wenn Ihr hier in der Dunkelheit Euers Zustandes keinen Freund antreffet. Welch ein seliger Gedanke, mit einem edeln Herzen Gott bekannt zu seyn! Mit einem edeln Herzen ihm bekannt, ist man auch von ihm geliebt, und fühlt man sich unaussprechlich reich, wäre man auch von der Welt ausgestoßen, dürfte man auch auf Erden kein Herz das seinige nennen. Gott seyd Ihr bekannt, Ihr Edeln, welche die Welt verkennt, und Gott, der unser Inneres bis in seine geheimsten Tiefen durchschaut, Gott, der Gnädige und Barmherzige, richtet anders, als Menschen richten. Offen liegt vor ihm Euer Herz mit seinen Absichten

und Gesinnungen, mit seinen Gebrechen und mit seinen guten Eigenschaften, offen vor ihm Euer Leben mit seinen Vergehungen und mit seinen rühmlichen Handlungen; er weiß wie die Fehler, um deren willen die Welt Euch so strenge beurtheilt, mit der menschlichen Schwachheit zusammenhangen; er unterscheidet, was die Welt so selten thut, den Irrthum und die Uebereilung von der vorbedachten und freygewählten bösen Handlung; er sieht überall das Herz an, das die Welt nicht sieht. Ihm, den nichts trüget, könnet Ihr nicht anders erscheinen, als Ihr wirklich seyd: ihm kann kein edler Zug, den Ihr in Eurer Seele gebildet habt, keine würdige Anstrengung, die der Veredlung derselben gewidmet ist, keine schöne That, die über Euern sittlichen Werth entscheidet, verborgen bleiben. Welch ein erhebender Gedanke, mit einem reinen Herzen, mit der Ueberzeugung, man habe ernstlich und nicht umsonst an seiner Veredlung gearbeitet, Gott bekannt zu seyn, dem bekannt zu seyn, der einst unser Schicksal bestimmen, und jedem den Platz anweisen wird, auf den ihn sein innerer Werth Anspruch gibt! O, es ist ein Geringes, daß die Welt uns verwirft, wenn der Herr aller Dinge und der Richter der Welt uns annimmt. Unbekannt in der Welt, über die Ihr schnell hinweg-eilet, auf der Ihr nur flüchtige Tage zubringet, sey Ihr, edle Menschen, im Himmel bekannt, der Euer Vaterland ist, der alle Liebe und Sehnsucht Euers Herzens in sich schließt, der Eure Schmerzen

heilen, Eure Thränen trocknen, Eure Wünsche erfüllen, und Euch alles gewähren wird, was die Welt Euch versagt — und wo Ihr ewig verweilen sollet. Unbekannt bey denen, die im Staube wandeln und Staub werden, verkannt von denen, deren Urtheil bald vergessen ist, und seinen Einfluß verloren hat, seyd Ihr bekannt unter denen, die, früher in Liebe mit Euch verbunden, Euch dort noch werth halten, und auf die Wiedervereinigung mit Euch warten, bekannt unter allen Vollendeten, die durch Adel der Seele sich zu der ewigen Verklärung emporgeschwungen haben, bekannt unter den seligen Geistern, die von Anbeginn den Thron Gottes umgeben. Sie erblicken in Euch die künftigen Mitgenossen ihrer Seligkeit, und grüßen Euch mit dem Brudernahmen, unter ihnen ist Freude über Euern Fleiß, Eure Geduld und Eure Liebe, sie sind bereit Euch zu empfangen und in ihren herrlichen Bund aufzunehmen, so bald Ihr diese Welt, in der Ihr zu Eurer Prüfung als die Unbekannten lebet, verlasset. Welch ein grosses und glückliches Bekanntseyn! Lasset uns denn alle mit Ernst trachten, daß man da uns kenne, wo die unverwelklichen Kränze der Ehre ausgetheilt werden.